Vollständiges
Lehr- und Lesebuch
für
die oberen Klassen katholischer Volksschulen.

Im Vereine mit mehreren practischen Schulmännern
bearbeitet und herausgegeben
von
J. Hepp,
Pfarrer zu Eppertshausen im Großherzogthum Hessen.

Vierte umgearbeitete und verbesserte Auflage.

Inhalt:

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1854.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Vorwort.

Wir übergeben unser Schulbuch in vierter umgearbeiteter und verbesserter Auflage dem geneigten Leser und glauben, alle an uns ergangene billige Wünsche erfüllt zu haben. Bei der Umarbeitung hatten wir uns im Allgemeinen die Aufgabe gestellt, das Lesebuch zu erweitern, die systematische Darstellung der Realien möglichst abzukürzen und zu vereinfachen, und den Grammaticismus aus der deutschen Sprachlehre zu entfernen. Das Systematische aus den Realien ganz zu entfernen und Alles in Lebensbilder und Phantasiestücke aufzulösen, halten wir nicht für räthlich. Das ernste Lernen nach dem Faden eines sicheren, lebensvollen Systems wird zu allen Zeiten in den Schulen sein gutes Recht behalten. Bei dem Unterricht in der Naturkunde, Geographie und Geschichte, welche Gegenstände auch als Leitfäden dargestellt sind, benütze man die einschlägigen Artikel des Lesebuchs, um die Belehrung praktisch, lebendig und für das kindliche Gemüth interessant zu machen. Die Bevölkerung der Staaten und Orte ist nach den neuesten und zuverläßigsten Angaben in Zahlen ausgedrückt, weil wir der Ansicht sind, daß die Größe und Bedeutung der Staaten und Orte am deutlichsten aus der Zahl der Bewohner sich ergebe. Wir denken nicht daran, das Gedächtniß der Kinder mit dieser „Zahlenwüste" beschweren zu wollen.

Der christliche Geist, in dem das Buch abgefaßt ist, tritt wohl überall zu offenbar hervor, als daß wir eine bezügliche Versicherung nöthig haben.

Die Naturgeschichte bearbeitete Herr Lehrer Ruhl zu Darmstadt, die Naturlehre Herr Pfarrer Kraus zu Lorsch, die deutsche Sprachlehre Herr Rector Lippert zu Bensheim, das Uebrige der Herausgeber.

Wer die Schwierigkeit kennt, ein Buch über einen Gegenstand zu schreiben, über den die Wissenschaft noch keine sichere Principien aufzustellen vermochte, wird unsere Arbeit mit Billigkeit beurtheilen.

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

Lesebuch.

Alles mit Gott.

Mit dem Herrn fang Alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen;
Darfst auf eigne Kraft nicht bauen.
Demuth schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang Alles an!

Mit dem Herrn fang Alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
Können nie das Ziel verfehlen;
Sie nur gehn auf sichrer Bahn.
Mit dem Herrn fang Alles an!

Mit dem Herrn fang Alles an!
Muth wird dir dein Helfer senden;
Froh wirst du dein Werk vollenden;
Denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang Alles an!

Hohlfeldt.

Erster Abschnitt.

Religion und Tugend.

1. Wo wohnt der liebe Gott.

Wo wohnt der liebe Gott? — Sieh dort den blauen Himmel an, wie fest er steht so lange Zeit, sich wölbt so hoch, sich streckt so weit, daß ihn kein Mensch erfassen kann; und sieh der Sterne goldnen Schein, gleich als viel tausend Fensterlein: das ist des lieben Gottes Haus, da wohnt er drin und schaut heraus, und schaut mit Vateraugen nieder auf dich und alle deine Brüder.

Wo wohnt der liebe Gott? — Hinaustritt in den dunkeln Wald; die Berge sieh zum Himmel gehn, die Felsen, die wie Säulen stehn, der Bäume ragende Gestalt; horch, wie es in den Wipfeln rauscht, horch, wie's im stillen Thale lauscht. Dir schlägt das Herz,

du merkst es bald, der liebe Gott wohnt in dem Wald; dein Auge zwar kann ihn nicht sehen, doch fühlst du seines Odems Wehen.

Wo wohnt der liebe Gott? — Hörst du der Glocken hellen Klang? Zur Kirche rufen sie dich hin. Wie ernst, wie freundlich ist's darin! wie lieb und traut und doch wie bang! wie singen sie mit frommer Lust! wie beten sie aus tiefer Brust! Das macht, der Herr Gott wohnet da; drum kommen sie von fern und nah', hier vor sein Angesicht zu treten, zu flehn, zu danken, anzubeten.

Wo wohnt der liebe Gott? — Die ganze Schöpfung ist sein Haus. Doch wenn es ihm so wohl gefällt, so wählet in der weiten Welt er sich die engste Kammer aus. Wie ist das Menschenherz so klein, und doch auch da zieht Gott hinein. O halt das deine fromm und rein, so wählt er's auch zur Wohnung sein, und kommt mit seinen Himmelsfreuden, und wird nie wieder von dir scheiden. Hey.

2. Gottes unbegreifliches Wesen.

Als einst der Weltweise Simonides von dem Fürsten Hiero gefragt wurde, was denn Gott sei, so bat er sich einen Tag Bedenkzeit aus. Am anderen Tag um die Antwort gefragt, bat er um zwei Tage zum Nachdenken, und als diese vorüber waren, um vier Tage. — Da nun der Weltweise, so oft er nach Ablauf der zugestandenen Bedenkzeit gefragt wurde, was er denn von Gott zu sagen wisse, immer noch so viele Tage Bedenkzeit, als vorher, verlangte, so verwunderte sich der Fürst höchlich darüber, warum er dies thue. „Ach, erwiederte seufzend Simonides, je mehr und je länger ich darüber nachdenke, desto schwerer fällt es mir zu sagen, was Gott eigentlich sei.“ Joh. Ev. Schmid.

3. St. Augustinus.

St. Augustin lustwandelte einst am Ufer des Meeres, und dachte mit großem Ernste nach, wie er das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit ergründen möchte. Da sah er ein gar schönes Kind am Meere sitzen, das schöpfte immer Wasser aus dem Meer in ein kleines Grüblein. Und er sprach zu dem Kinde: „Was machest du?“ Da antwortete das Kind: „Ich will das große Meer in dies kleine Grüblein schöpfen.“ Da sagte Augustinus: „Kind, laß ab, das zu thun, denn du vermagst es nicht.“ Das Kind aber sah Augustinus an und sprach: „Leichter ist es, das große Meer in dies kleine Grüblein zu schöpfen, als das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit zu ergründen.“ Darauf verschwand das schöne Kind, und Augustinus erkannte in dem Gesichte Gottes Wirkung, und fiel nieder auf sein Angesicht, und betete an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. **Werfer.**

4. Gottes Allweisheit.

Sohn, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher;
Keines steht von ungefähr,

Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf unsres Gottes Wort
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Gut und weise. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! und meistert Gott in ihr.

Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich Dir nicht nennen kann;
Der, als er am schwachen Ranken
Einen Kürbis hängen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegte: Nein, solch eine Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen.
Mancher Kürbis, gelb und weiß,
Reih an Reih', in gleichem Raum,
Müßte mir gar herrlich prangen
Hoch am starken Eichenbaum.

Also denkend geht er fort,
Kommt ermüdet an den Ort
Einer Eiche, lagert sich
Längelang in ihren Schatten
Und schläft ein. —

Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber als er schläft entsteht
Ein Gebrause; starke Weste
Schütteln Blätter, Zweig' und Aeste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel — auf die Nase.
Plötzlich rafft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Blutet und der kluge Mann
Hebt hierauf zu seufzen an:
O, wie thöricht war ich nicht,
Daß ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbis, tragen sollte!
Traf ein Kürbis mein Gesicht,
Ja, dann lebt' ich sicher nicht.
Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht,
Gott hat Alles wohl gemacht.

Gleim.

5. Gottes gerechtes Gericht oder St. Menrad.

Tief in einer stillen Wüste,
Dort im lieben Schweizerland,
Steht ein alterndes Kapellchen
Nebst dem moosbewachs'nen Zellchen
An der rauhen Felsenwand.

In der kleinen Klause lebte
Vor uralter, grauer Zeit
Menrad mit den Silberhaaren,
Reich an Tugend und an Jahren
In dem Ruf der Heiligkeit.

Wenn noch kaum die Morgenröthe
Durch die Tannengipfel drang,
Tönete schon laut und helle
In dem Thürmlein der Kapelle
Seines Glöckleins frommer Klang.

Gott weiht er den goldnen Morgen,
Kniete, himmelwärts den Blick,
Am Altare manche Stunde,
Sang auch oft mit frohem Munde
Gottes Lob, der Tugend Glück.

D'rauf ging er in's kleine Gärtchen,
Grub es um mit eigener Hand,
Setzt' und tränkte manche Pflanze,
Bis der Mond im hellen Glanze
An dem dunklen Himmel stand.

Saß dann in der Gartenlaube
An dem Tisch mit frommem Dank —
Aß genügsam, froh und heiter,
Selbst gebaute Frucht und Kräuter,
Und die Quelle war sein Trank.

Doch das liebste der Geschäfte
War ihm armer Wandrer Pfleg',
Herzenslust ihm, die Verirrten
In der Zelle zu bewirthen,
Sie zu führen auf den Weg.

Weit und breit im ganzen Lande
Ward als Vater er geehrt;
Mancher kam mit schwerem Herzen,
Fand hier Lindrung seiner Schmerzen,
Ging getröstet und belehrt.

Selbst des wilden Waldes Thiere
Ehreten den Gottesmann,
Hüpften froh um ihn mit Schmeicheln,
Ließen wohl von ihm sich streicheln,
Blickten ihn so traulich an.

In des Winters rauhen Tagen
Kamen arme Vögelein
In die arme Zelle gerne,
Pickten hingestreute Kerne,
Flogen heimisch aus und ein.

Doch vor allen ein Paar Raben,
Fast als hätten sie Verstand,
Waren herzlich ihm gewogen,
Kamen an den Tisch geflogen,
Aßen zahm aus seiner Hand.

So floß, wie am nahen Felsen
Durch des Thälchens sanftes Grün
Sich ergoß die Silberquelle,
Still und ruhig, rein und helle,
Seine Lebenszeit dahin.

Einst vor Tagesanbruch kniete
Er vor dem Altar so da,
Auf dem in der Jungfrau Armen,
Voller Huld und voll Erbarmen,
Man den Himmelsknaben sah.

Eine Silberlampe brannte
Vor dem lieblichen Gemäld',
Die ein Ritter, dessen Wunden
Menrad liebevoll verbunden,
Einst dem Kirchlein zugestellt.

Während so der Alte betet,
Stürzt herein ein Räuberpaar;
Unter ihren Mörderhänden
Muß er, ach! sein Leben enden —
Blutbespritzt steht der Altar.

Mit der schweren Ampel schleichen
Scheu die Mörder sich davon,
Dem Gerichte zu entlaufen
Und das Silber zu verkaufen,
Ihrer Mordthat Sünderlohn.

Aber horch, welch ein Gekrächze,
Das so schau'rlich Rache ruft!
Sieh, die treuen Raben eilen,
Schnell, gleich abgedrückten Pfeilen,
Kläglich schreiend durch die Luft.

Wild die schwarzen Flügel schlagend,
Stürmend rauschen sie heran,
Und mit scharfgespitzten Krallen
Und mit starken Schnäbeln fallen
Wüthend sie die Mörder an.

Fruchtlos trachten sie zu flieh'n,
Schutz zu suchen fern und nah;
Sieh, die Schreckensvögel weichen
Keinem Drohen, keinen Streichen —
Immer sind sie wieder da.

Armer Hirten Söhne wurden
Dieses Schauspiel bald gewahr;
„Seht des frommen Menrads Raben!"
Schreien die erschrockenen Knaben,
Und schon kommt der Hirten Schaar.

Fest mit starken Fäusten greifen
Sie das freche Mörderpaar,
Führen sie zu Menrads Zelle,
Finden dort in der Kapelle
Menrads Leichnam am Altar.

Wie versteinert steh'n die Hirten,
Todtenblässe im Gesicht;
D'rauf in furchtbarem Gedränge
Führet ihre ganze Menge
Fort die Mörder vor Gericht.

Schnell, wie Gottes starker Donner
Schwer von Berg zu Berge hallt,
Breitet sich die Trauersage,
Schrecken, Angst und laute Klage
Rings umher durch Feld und Wald.

Sieh, der Landvogt, ernst und strenge,
Sitzt schon auf dem Richterthron;
Rings umstürmt ihn Volksgetümmel,
Und an Gottes hohem Himmel
Siehet man die Raben schon.

Durch's Gedränge schleppt die Mörder
Jetzt die Hirtenschaar herbei,
Bringet vor die schwere Klage —
Wie zum Zeugniß der Aussage
Tönt der Raben Rachgeschrei.

Bleich und zitternd steh'n die Mörder,
Läugnen nicht den blut'gen Mord;
Staunend schweigt der Richter lange,
Stille harrt das Volk und bange —
Endlich — horcht! — nimmt er das Wort!

„Gott, du bist — ruft er mit Eifer,
Und gerecht ist dein Gericht!
Zittert, heimliche Verbrecher,
Gott ist böser Thaten Rächer —
Ziehet alle einst ans Licht.

Schaudernd stand die bange Menge,
Tief durchdrang, gleich einem Pfeil,
Furcht sie vor dem höchsten Richter —
Und das Haupt der Bösewichter
Fiel, wie Rechtens, unterm Beil.

C. Schmid.

Der heil. Menrad oder Meinrad starb 835. Wo seine Kapelle ehemals stand, stehen jetzt das Benedictinerstift und die berühmte Wallfahrtskirche Maria Einsiedeln.

6. Gott der Erhalter.

Kein Thierlein ist auf Erden
Dir, lieber Gott, zu klein,
Du liesst sie alle werden
Und alle sind sie dein.

Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Brust,
Die Schlange in den Klüften
Zischt dir in Lebenslust.

Die Fischlein, die da schwimmen,
Sind, Herr, vor dir nicht stumm,
Du hörest ihre Stimmen,
Vor dir kömmt keines um.

Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm;
Zum Dank für Lebenswonne
Ist keins zu klein und arm.

Sonn', Mond gehn auf und unter
In deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
Sind sich an Grösse gleich.

Zu dir muss jedes ringen,
Wenn es in Nöthen schwebt;
Nur du kannst Hülfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.

In starker Hand die Erde
Trägst du mit Mann und Maus;
Es ruft dein Odem: «Werde!»
Und bläs't das Lichtlein aus.

Kein Sperling fällt vom Dache,
Ohn' dich vom Haupt kein Haar;
O theurer Vater wache
Bei uns in der Gefahr!

Erhalt' uns frei von Sünden,
Schütz' uns vor jähem Tod,
Dass wir den Himmel finden
Bei Dir, nach letzter Noth.

CLEMENS BRENTANO.

7. Die Gottesmauer.

Drauß vor Schleßwig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.
Drauß vor Schleßwig, weit vor allen,
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schleßwig in der Hütte
Liegt ein frommes Mütterlein;
„Herr! in Deinen Schooß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.
Drauß vor Schleßwig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein:
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in Deine Burg uns ein!"
„Mutter! spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!" —
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen!
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt." —
Trommeln rumdidum rings prasseln;
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach! nun bricht der Feind herein!
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch das Haus gehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lied!"
Aber sieh', das Heer von Morgen
Bis zur Nacht vorüber zieht.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke [1]) 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach innen geht die Thüre;
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.
„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja! der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter komm!
Gottes Wunder anzuschauen!“
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.
„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

Clemens Brentano.

8. Das Nothwendigste hienieden.

Thomas More war zur Zeit, als der grausame Heinrich VIII. über England regierte, der angesehenste Mann nach dem König. Er bekleidete die hohe Würde eines Reichskanzlers. Mitten unter königlichen Ehren blieb er einfach, tugendhaft und gottesfürchtig. Gott dienen dünkte ihm das Nothwendigste hienieden, und in dieser Ueberzeugung ließ er sich durch nichts in der Welt wankend machen. Da er sich weigerte, das lasterhafte Leben des Königs durch einen Eid gut zu heißen und von seinem Glauben abzufallen, so wurde er auf des Königs Befehl verhaftet. Mit männlicher christlicher Fassung betrat More die Schwelle seines Kerkers. Er sah voraus, daß sein Haupt unter dem Beile des Henkers fallen werde, wenn er im Dienste Gottes treu verharre. Sein Gottvertrauen aber war kräftiger, als die Schrecken des Blutgerüstes. „Ein Leben, das durch Beleidigung gegen Gott erhalten wird, fällt selbst Demjenigen zur Last, der es auf diese Weise gerettet. Thöricht ist es, dem Tod des Fleisches zu entgehen, um desto gewisser dem ewigen Tode zur Beute zu werden.“ Mit solch' kräftigen Trostgründen erhob er seine Seele. — Seine Gemahlin erhielt die Erlaubniß, ihn zu besuchen, um ihn anderen Sinnes zu machen. Sie fiel ihm mit ihren Kindern zu Füßen, und bat ihn unter Thränen, er möge den Eid schwören und sein Leben retten. „So manche Jahre, sprach sie, könnten wir ja noch glücklich mit einander leben; warum willst du denn in der Blüthe des Lebens dich, ja deine ganze Familie ins äußerste Verderben stürzen?“ More aber fragte sie ruhig: „Wie lange glaubst du, daß ich noch zu leben habe?“ Als sie antwortete: „Wenigstens noch zwanzig Jahre,“ erwiederte er: „O thörichter Tausch! um zwanzig ungewisse Lebensjahre auf Erden soll ich das ewige Leben im Himmel

1) Pulk = Trupp.

hingeben und mich zur ewigen Pein verdammen? Lieber Alles will ich verlieren, als meine Seligkeit; denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?"

Diesen Gesinnungen blieb Thomas More treu. Am 6. Juli 1535 bestieg er, ein christlicher Martyrer, das Blutgerüst und opferte das irdische Leben, um das ewige nicht zu verlieren. — Das Nothwendigste hienieden ist, selbst unter Leiden und mit Verlust des Lebens Gott lieben und ihm dienen, damit wir selig werden.

Hepp.

9. Empor.

Mit der Jugend auch die Schönheit schwindet
In das nahe Meer der Ewigkeit;
Traurig, schmerzlich nur um uns sich windet
Die Erinn'rung an Vergangenheit.

Für den Menschen haben ausgeschlagen
Ach! des Lenzes Stunden gar so schnell;
Eine Last wird er das Leben tragen,
Fließt ihm nicht der Tugend kräft'ger Quell.

Alles ändert, fliehet auf der Erde,
Rastlos fort die Zeitfluth jedes treibt;
Das Bewußtsein nur ist der Gefährte,
Welcher unverändert treue bleibt.

Darum fess'le an die ird'schen Freuden
Nie dein Herz, schwing es zu Gott empor;
Nie und nimmer soll von ihm es scheiden,
Seiner Stimme lausche stets dein Ohr.

Ewig, ewig seine Arme dehnen
Nach dem Menschen sich erbarmend aus;
Führen Jene, die nach ihm sich sehnen,
Einstens heim in's große Vaterhaus.

Nur mit Gott vereint ist Seelenfrieden,
Den zu geben nicht die Welt vermag;
Niemals noch hat Sünde Glück beschieden,
Macht zu finst'rer Nacht den lichten Tag.

Wenn die Lieben alle dir erblassen,
Selbst der Hoffnung letzter Strahl versinkt,
Wenn dich Alles, Alles hat verlassen,
Von dem Himmel tröstend doch es winkt.

Glücklich, wer sich konnte rein bewahren!
Sinnenlust verweht ein flücht'ger Traum;
Keiner hat Befriedigung erfahren
Je durch sie, er irrt im leeren Raum.

König Ludwig von Bayern.

10. Gottvertrauen.

Der h. Franz von Sales, Bischof von Genf (1567—1622) trug ein kindliches, unerschütterliches Gottvertrauen in seinem Herzen. Alle Ereignisse betrachtete er als von Gott kommend und darum unterwarf er sich denselben mit kindlicher Ergebung und achtete keine Drangsal und Gefahr.

Dieses Gottvertrauen, welches sein ganzes Leben auszeichnete, wurde gleich bei Beginn seiner öffentlichen Laufbahn durch zwei merkwürdige Ereignisse tief begründet.

Als sich Franz von Sales nach vollendeten Studien zu Rom aufhielt und eines Abends ermüdet in seinen Gasthof zurückkehrte, hörte er einen heftigen Wortwechsel zwischen seinen Bedienten und dem Wirthe, der darauf bestand, daß sie sich entfernen sollten, um Personen von hohem Stande, die er erwartete, Platz zu machen. Der sanftmüthige Graf machte diesem Streite dadurch ein Ende, daß er mit den Seinen einen anderen Gasthof aufsuchte. Der Gasthof, den er verlassen hatte, lag am Ufer der Tiber, welche in derselben Nacht durch einen schrecklichen Regen so anschwoll, daß die Fluthen Alles wegriffen, was nahe am Ufer stand. Auch der Gasthof wurde von den Fluthen verschlungen. — Franz von Sales wollte sich von Ancona zu Wasser nach Venedig begeben und miethete ein Schiff, das eine vornehme Dame mit ihrem zahlreichen Gefolge schon gemiethet hatte. Als die Dame ankam und bemerkte, daß Franz nebst drei anderen Personen mitfahren wollte, wurde sie sehr aufgebracht und drohte in ihrer Wuth, seine Sachen ins Meer werfen zu lassen, wenn er sich nicht entferne. Seine Umgebung wurde über diese grobe Behandlung sehr aufgebracht, er aber sprach mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit: „Wir wollen uns erinnern, was mit dem Gasthofe in Rom geschah, welchen wir zu verlassen genöthigt wurden, und zugleich bedenken, daß das Meer, welches wir hier vor uns haben, der oftmaligen Stürme wegen verschrieen ist. Vielleicht ist einer näher, als wir vermuthen.“ Das Schiff fuhr bei günstigem Winde ab, aber bald änderte sich der Wind; ein furchtbarer Sturm folgte und Franz und seine Gefährten sahen das Schiff zu Grunde gehen und keiner von Denen, die darin waren, wurde gerettet. Dieser traurige Anblick ging dem jungen Grafen tief zu Herzen und diente ihm zum neuen Beweggrunde, sein ganzes Vertrauen auf Gott zu setzen und seiner Leitung sich blindlings zu überlassen. „Wie wunderbar, sprach er, lenket Gott die Schicksale der Menschen, und nöthigt sie, auch in Dem, was nur ein Werk des Zufalls zu sein scheint, seine unsichtbare Hand zu erkennen.“

Hepp.

11. Ergebung.

Arm, bloss und nackt geboren
Betritt der Mensch die Welt;
Zum Leiden nur erkoren,
Ist ihm sein Loos gefällt.
Müht zwischen Wieg und Bahre
Er noch so sehr sich ab,
Es tragen ihn die Jahre
Früh oder spät ins Grab.

Schmückt seine stolze Scheitel
Auch Ehre, Macht und Geld.
Ach! eitel Trug' nur eitel
Ist Alles auf der Welt!

Es kann der eitle Schimmer
Auf Erden nicht bestehn;
Denn einst ja muss in Trümmer
Selbst Erd' und Himmel gehn.

Doch geht die Welt in Trümmer,
Versinkt auch Stern um Stern;
Es bleibet Eins uns immer,
Uns bleibt das Wort des Herrn.
Es führt durch Licht und Wahrheit,
Wenn Sonn' und Mond vergehn,
Zur Welt der ew'gen Klarheit,
Wo wir den Vater sehn.

Was uns sein Wort versprochen
Mit hohem Schwur, das hält
Er treu und ungebrochen,
Wenn auch die Welt zerfällt.
Aus dunklem Erdenstaube,
Durch der Verwesung Graus
Und Tod führt uns der Glaube
An Ihn ins Vaterhaus.

Dort werden wir erkennen,
Wie Er uns selbst erkannt;
Dort dürfen wir ihn nennen,
Wie er sich uns genannt,
Ein Vater seinem Kinde
Nimmt Er uns an sein Herz;
Vergeben ist die Sünde,
Vorüber Tod und Schmerz.

Die Thränen, die auf Erden
Geprüfte Tugend weint,
Lässt er zu Perlen werden,
Von Engelshand vereint,
Zu der Vergeltungskrone,
Die dort den Sieger ehrt
Mit unverwelktem Lohne,
Der hier sich treu bewährt.

Dort wird des Dulders Klage,
Der sich hier abgemüht,
An dem Vergeltungstage
Zum frohen Siegeslied;
Dort lohnt er alle Sorgen
Und Armuth, Gram und Leid
Am Auferstehungsmorgen
Mit ew'ger Herrlichkeit.

Kein Aug' hat's je gefunden,
Kein Ohr es je gehört,
Kein Herz es je empfunden,
Wie Gott die Seinen ehrt.
Kein Mund vermags zu sagen,
Was er uns aufbewahrt,
Wenn treu in Prüfungstagen
Zum End' wir ausgeharrt.

Er, der in unsrer Mitten
Ein Gott im Fleische stritt,
Und hoch am Kreuz gelitten,
Wie nie ein Mensch noch litt.
Er ging ja auch durch Leiden
Und Tod zum Licht voran,
Und führt zu seinen Freuden
Durch Leid uns nur hinan.

Er starb, auf dass wir leben;
Aus Grab und Todesnacht
Zu Gott uns zu erheben,
Brach er der Hölle Macht.
Dass wir den Himmel erben,
Gab er den letzten Hauch;
Drum nur, wenn wir ihm sterben,
Dann leben wir ihm auch.

Du, der gehorsam worden
Selbst bis zum Kreuz und Tod,
Der uns durch Grabespforten
Die Hand zum Leben bot;
Führ' uns die Bahn der Leiden, —
Nur nimm nach müdem Lauf
In deine Himmelsfreuden
Den matten Pilger auf.

Joh. v. Geissel,
Cardinal-Erzbischof von Köln.

12. An mein Herz.

Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,
Wenn dir der Vater Trübsal schickt?
Sei still, mein Herz! es währt nicht lange,
Bald endet Alles, was dich drückt.

Noch will in dir die Welt sich regen,
Die manches junge Herz bethört;
Die mußt du in ein Grabtuch legen,
Gesegnen all, was ihr gehört.

Bald lockt sie dich mit ihren Freuden,
Bald droht sie Leid und Kummer dir;

Sie will von deinem Gott dich scheiden
Und stellt dir ihre Götzen für.

Du darfst dich nicht mit ihr vereinen;
Laß ihre vollen Rosen stehn,
Und siehe, wie die Lilien scheinen,
Und höre, wie die Palmen wehn.

So sei, mein Herz, o sei zufrieden
Mit Allem, was der Herr dir gibt,
Und denke, von der Welt geschieden:
Gott prüfet dich, weil er dich liebt.

Ja, Vater! ich will still ergeben
Mit meiner Bürde weiter gehn,
Die Hände fromm zu Dir erheben
Und nicht auf diese Erde sehn.

M. Diepenbrock,
Cardinal-Fürstbischof von Breslau. † 1853.

13. Treue im Glauben bis in den Tod.

„Was tödtet ihr die Glieder?" rief die Wuth
Des Heidenpöbels. „Sucht und würgt das Haupt!"
Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet. — „Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Glut," so sprach der kranke Greis,
Und wachte mit besonderer Freude auf.
„Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen." Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.

„Bereitet," sprach er, „diesen Müden noch
Ein Gastmahl. Ich bereite mich indeß
Zur Reise auch." Er ging und betete;
Und folgt mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sei tapfer, Polykarp!" — Der Konsul sieht
Den heiteren, schönen, ruhig sanften Greis
Verwundert. „Schone," sprach er, „deines Alters,
Und opfere hier, entsagend deinem Gott!"

„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedient, und der mir

Zeitlebens Gutes that?" — "Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?" — "Zermalmt muß
Das Waizenkorn doch einmal werden, sei's
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht."

Der Pöbel rief: "Hinweg mit ihm, er ist
Der Christen Vater. Feuer! Feuer her!"
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wuth
Ward er ergriffen. — "Freunde," sprach er, "hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flammen
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihn!"
Und legte still den Mantel ab, und band
Die Sohlen seiner Füße los, und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete;
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm,
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch:
Und eine weiße Taube flog empor. —
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth! — Herder.

14. St. Vitus.

St. Vitus war ein frommer Knabe, und hatte Gott lieb und trug Jesum Christum in seinem Herzen. Da ließ ihn der Heidenkaiser vor seinen Thron führen und sprach zu ihm: „Mein Kind, siehe, ich gebe dir Gold und Perlen und schöne Kleider und Alles, was immer dein Herz begehrt; nur laß von deinem Glauben, und lästere Jesum Christum!" Und St. Vitus antwortete und sprach: „Jesus Christus, mein Herr und Heiland, ist für mich am Kreuze gestorben, nimmer werde ich ihn lästern; ich bete ihn an von Herzen." Hinwiederum sagte der Kaiser: „Thust du nicht nach meinen Worten, so lasse ich siedend machen einen Kessel mit Oel, und dich in den Kessel werfen. Wähle zwischen Lust und Qual und zwischen Leben und Tod." Der Knabe aber sprach starken Gemüthes: „Gerne dulde ich für Jesus Christus Qual und Pein und bitteren Tod." Da ließ der Kaiser einen Kessel füllen mit Oel, und Feuer darunter anfachen, und wie das Oel wallte und brodelte, sprach er zu den Henkersknechten: „Zieht den Knaben aus und werft ihn in den Kessel." Die thaten es, und St. Vitus litt es geduldig, und da er in dem siedenden Oel stand, hob er seine Augen und Hände zum Himmel empor und betete: „Herr Jesu Christe, nimm auf meinen Geist!" Und die lieben Engel kamen vom Himmel, und thaten auf sein Haupt eine schöne Krone, und gaben ihm in die Hand einen Palmzweig und führten ihn vor den Thron Jesu Christi. Jesus Christus aber sah den Knaben an, und lächelte süß und sprach: „Mein Kind, du hast um meinetwillen Schmerzen gelitten, dafür sind des Himmels Freuden dein."

Als sich Franz von Sales nach vollendeten Studien zu Rom aufhielt und eines Abends ermüdet in seinen Gasthof zurückkehrte, hörte er einen heftigen Wortwechsel zwischen seinen Bedienten und dem Wirthe, der darauf bestand, daß sie sich entfernen sollten, um Personen von hohem Stande, die er erwartete, Platz zu machen. Der sanftmüthige Graf machte diesem Streite dadurch ein Ende, daß er mit den Seinen einen anderen Gasthof aufsuchte. Der Gasthof, den er verlassen hatte, lag am Ufer der Tiber, welche in derselben Nacht durch einen schrecklichen Regen so anschwoll, daß die Fluthen Alles wegrissen, was nahe am Ufer stand. Auch der Gasthof wurde von den Fluthen verschlungen. — Franz von Sales wollte sich von Ancona zu Wasser nach Venedig begeben und miethete ein Schiff, das eine vornehme Dame mit ihrem zahlreichen Gefolge schon gemiethet hatte. Als die Dame ankam und bemerkte, daß Franz nebst drei anderen Personen mitfahren wollte, wurde sie sehr aufgebracht und drohte in ihrer Wuth, seine Sachen ins Meer werfen zu lassen, wenn er sich nicht entferne. Seine Umgebung wurde über diese grobe Behandlung sehr aufgebracht, er aber sprach mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit: „Wir wollen uns erinnern, was mit dem Gasthofe in Rom geschah, welchen wir zu verlassen genöthigt wurden, und zugleich bedenken, daß das Meer, welches wir hier vor uns haben, der oftmaligen Stürme wegen verschrieen ist. Vielleicht ist einer näher, als wir vermuthen." Das Schiff fuhr bei günstigem Winde ab, aber bald änderte sich der Wind; ein furchtbarer Sturm folgte und Franz und seine Gefährten sahen das Schiff zu Grunde gehen und keiner von Denen, die darin waren, wurde gerettet. Dieser traurige Anblick ging dem jungen Grafen tief zu Herzen und diente ihm zum neuen Beweggrunde, sein ganzes Vertrauen auf Gott zu setzen und seiner Leitung sich blindlings zu überlassen. „Wie wunderbar, sprach er, lenket Gott die Schicksale der Menschen, und nöthigt sie, auch in Dem, was nur ein Werk des Zufalls zu sein scheint, seine unsichtbare Hand zu erkennen."

Hepp.

11. Ergebung.

Arm, bloss und nackt geboren
Betritt der Mensch die Welt;
Zum Leiden nur erkoren,
Ist ihm sein Loos gefällt.
Müht zwischen Wieg und Bahre
Er noch so sehr sich ab,
Es tragen ihn die Jahre
Früh oder spät ins Grab.

Schmückt seine stolze Scheitel
Auch Ehre, Macht und Geld.
Ach! eitel Trug' nur eitel
Ist Alles auf der Welt!

Es kann der eitle Schimmer
Auf Erden nicht bestehn;
Denn einst ja muss in Trümmer
Selbst Erd' und Himmel gehn.

Doch geht die Welt in Trümmer,
Versinkt auch Stern um Stern;
Es bleibet Eins uns immer,
Uns bleibt das Wort des Herrn.
Es führt durch Licht und Wahrheit,
Wenn Sonn' und Mond vergehn,
Zur Welt der ew'gen Klarheit,
Wo wir den Vater sehn.

Was uns sein Wort versprochen,
Mit hohem Schwur, das hält
Er treu und ungebrochen,
Wenn auch die Welt zerfällt.
Aus dunklem Erdenstaube,
Durch der Verwesung Graus
Und Tod führt uns der Glaube
An Ihn ins Vaterhaus.

Kein Aug' hat's je gefunden,
Kein Ohr es je gehört,
Kein Herz es je empfunden,
Wie Gott die Seinen ehrt.
Kein Mund vermags zu sagen,
Was er uns aufbewahrt,
Wenn treu in Prüfungstagen
Zum End' wir ausgeharrt.

Dort werden wir erkennen,
Wie Er uns selbst erkannt;
Dort dürfen wir ihn nennen,
Wie er sich uns genannt,
Ein Vater seinem Kinde
Nimmt Er uns an sein Herz;
Vergeben ist die Sünde,
Vorüber Tod und Schmerz.

Er, der in unsrer Mitten
Ein Gott im Fleische stritt,
Und hoch am Kreuz gelitten,
Wie nie ein Mensch noch litt.
Er ging ja auch durch Leiden
Und Tod zum Licht voran,
Und führt zu seinen Freuden
Durch Leid uns nur hinan.

Die Thränen, die auf Erden
Geprüfte Tugend weint,
Lässt er zu Perlen werden,
Von Engelshand vereint,
Zu der Vergeltungskrone,
Die dort den Sieger ehrt
Mit unverwelktem Lohne,
Der hier sich treu bewährt.

Er starb, auf dass wir leben;
Aus Grab und Todesnacht
Zu Gott uns zu erheben,
Brach er der Hölle Macht.
Dass wir den Himmel erben,
Gab er den letzten Hauch;
Drum nur, wenn wir ihm sterben,
Dann leben wir ihm auch.

Dort wird des Dulders Klage,
Der sich hier abgemüht,
An dem Vergeltungstage
Zum frohen Siegeslied;
Dort lohnt er alle Sorgen
Und Armuth, Gram und Leid
Am Auferstehungsmorgen
Mit ew'ger Herrlichkeit.

Du, der gehorsam worden
Selbst bis zum Kreuz und Tod,
Der uns durch Grabespforten
Die Hand zum Leben bot;
Führ' uns die Bahn der Leiden, —
Nur nimm nach müdem Lauf
In deine Himmelsfreuden
Den matten Pilger auf.

Joh. v. Geissel,
Cardinal-Erzbischof von Köln.

12. An mein Herz.

Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,
Wenn dir der Vater Trübsal schickt?
Sei still, mein Herz! es währt nicht lange,
Bald endet Alles, was dich drückt.

Noch will in dir die Welt sich regen,
Die manches junge Herz bethört;
Die mußt du in ein Grabtuch legen,
Gesegnen all, was ihr gehört.

Bald lockt sie dich mit ihren Freuden,
Bald droht sie Leid und Kummer dir;

Sie will von deinem Gott dich scheiden
Und stellt dir ihre Götzen für.

Du darfst dich nicht mit ihr vereinen;
Laß ihre vollen Rosen stehn,
Und siehe, wie die Lilien scheinen,
Und höre, wie die Palmen wehn.

So sei, mein Herz, o sei zufrieden
Mit Allem, was der Herr dir gibt,
Und denke, von der Welt geschieden:
Gott prüfet dich, weil er dich liebt.

Ja, Vater! ich will still ergeben
Mit meiner Bürde weiter gehn,
Die Hände fromm zu Dir erheben
Und nicht auf diese Erde sehn.

M. Diepenbrock,
Cardinal-Fürstbischof von Breslau. † 1853.

13. Treue im Glauben bis in den Tod.

„Was tödtet ihr die Glieder?" rief die Wuth
Des Heidenpöbels. „Sucht und würgt das Haupt!"
Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet. — „Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Glut," so sprach der kranke Greis,
Und wachte mit besonderer Freude auf.
„Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen." Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.

„Bereitet," sprach er, „diesen Müden noch
Ein Gastmahl. Ich bereite mich indeß
Zur Reise auch." Er ging und betete;
Und folgt mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sei tapfer, Polykarp!" — Der Konsul sieht
Den heiteren, schönen, ruhig sanften Greis
Verwundert. „Schone," sprach er, „deines Alters,
Und opfere hier, entsagend deinem Gott!"

„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedient, und der mir

Zeitlebens Gutes that?" — „Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?" — „Zermalmt muß
Das Waizenkorn doch einmal werden, sei's
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht."

Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm, er ist
Der Christen Vater. Feuer! Feuer her!"
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wuth
Ward er ergriffen. — „Freunde," sprach er, „hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flammen
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihn!"
Und legte still den Mantel ab, und band
Die Sohlen seiner Füße los, und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete;
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm,
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch:
Und eine weiße Taube flog empor. —
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth! — Herder.

14. St. Vitus.

St. Vitus war ein frommer Knabe, und hatte Gott lieb und trug Jesum Christum in seinem Herzen. Da ließ ihn der Heidenkaiser vor seinen Thron führen und sprach zu ihm: „Mein Kind, siehe, ich gebe dir Gold und Perlen und schöne Kleider und Alles, was immer dein Herz begehrt; nur laß von deinem Glauben, und lästere Jesum Christum!" Und St. Vitus antwortete und sprach: „Jesus Christus, mein Herr und Heiland, ist für mich am Kreuze gestorben, nimmer werde ich ihn lästern; ich bete ihn an von Herzen." Hinwiederum sagte der Kaiser: „Thust du nicht nach meinen Worten, so lasse ich siedend machen einen Kessel mit Oel, und dich in den Kessel werfen. Wähle zwischen Lust und Qual und zwischen Leben und Tod." Der Knabe aber sprach starken Gemüthes: „Gerne dulde ich für Jesus Christus Qual und Pein und bitteren Tod." Da ließ der Kaiser einen Kessel füllen mit Oel, und Feuer darunter anfachen, und wie das Oel wallte und brodelte, sprach er zu den Henkersknechten: „Zieht den Knaben aus und werft ihn in den Kessel." Die thaten es, und St. Vitus litt es geduldig, und da er in dem siedenden Oel stand, hob er seine Augen und Hände zum Himmel empor und betete: „Herr Jesu Christe, nimm auf meinen Geist!" Und die lieben Engel kamen vom Himmel, und thaten auf sein Haupt eine schöne Krone, und gaben ihm in die Hand einen Palmzweig und führten ihn vor den Thron Jesu Christi. Jesus Christus aber sah den Knaben an, und lächelte süß und sprach: „Mein Kind, du hast um meinetwillen Schmerzen gelitten, dafür sind des Himmels Freuden dein."

Also sollen auch wir Jesum Christum bekennen und, gleich St. Vitus, für ihn leiden und sterben.
Werfer.

15. Aufruf zum heiligen Christenkampf.

Zum Kreuzzug auf, die Fahne hoch,
Die ihr euch Christen nennet!
Der Heiden Stolz ist frech erwacht,
Er träumt sich Sieger schon und lacht
Des Herrn, den ihr bekennet.

Die Fahne hoch! das Heiligthum
Es fleht um Schutz euch Alle;
Um Schutz fleht euch die Mutter an,
Der alle Schmach ward angethan
In eignen Tempels Halle.

Die Fahne hoch! der Väter denkt,
Die fern in Palästinen
Am Grabe Jesu Leib und Blut
Geopfert in des Kampfes Gluth,
Und folgt, o folget ihnen!

Die Fahne hoch! zum Kampf voran
Gen andre Sarazenen,
Gen jener Apostaten Heer,
Die Jesu Wort durch Menschenlehr
Zu stürzen eitel wähnen.

Die Fahne hoch! kein Zaudern gilt,
Längst dröhnt des Kampfrufs Schmettern;
Die Reihen schließet fester stets
Mit ehrnen Ketten des Gebets,
Rückt an gleich Gottes Wettern!

Die Fahne hoch! ihr, denen gab
Der Herr das Schwert des Wortes,
Zum Sturm voran mit festem Schritt
Und reißt die Zagen, reißt sie mit
Zum Schirm des höchsten Hortes.

Die Fahne hoch! Ihr Andern schützt
Der Väter Heerd vorm Feinde,
Bewahrt die Stadt, bewahrt das Haus,
Derweil im heil'gen Kampf wir draus
Stehn für des Herrn Gemeinde.

Die Fahne hoch! ihr Frauen auch,
Ihr frommen deutschen Frauen,
O webt mit eurer reinen Hand
Der Männer Brust ein Sieggewand
Aus Lieb' und Gottvertrauen.

Die Fahne hoch! Gott ist mit uns,
Wir werden, müssen siegen!
Mit seines Segens Unterpfand,
Geschirmt von seiner Gnade Hand,
Wie könnten wir erliegen?

Die Fahne hoch! die herrlich schmückt
Der heil'gen Jungfrau Namen,
Ihr Bild, der Himmelskönigin,
Ihr Bild, der Schlangensiegerin,
Und vorwärts, Amen! Amen!
J. W. Wolf.

16. Jesus, der beste Freund.

Jesus ist der beste Freund,
Der uns ewig treu verbleibet,
Den kein hinterlist'ger Feind
Und kein Unglück uns vertreibet.
Kommt auch Trübsal, Angst und Noth,
Hunger, Krankheit, Schmach und Spott,
Er bleibt treu uns bis in Tod!

Er steht vornen in dem Streit,
Wenn der Feind uns will bekriegen;
Gibt uns Muth und Tapferkeit,
Dass wir kraftvoll durch ihn siegen.
Er ist unser Schirm und Schild,
Ist die Hoffnung, die uns stillt,
Wenn die Hölle kämpfend brüllt.

Er vergiesst sein eignes Blut,
Lässt sich selber für uns tödten,
Reisst uns aus des Abgrunds Gluth,
Rettet uns aus allen Nöthen,
Tilget unsre schwere Schuld,
Trägt uns Sünder mit Geduld,
Bleibt uns ewig, ewig huld!

Nimmer lässt er von uns ab,
Wenn wir ihn beständig lieben;
Holt uns glorreich aus dem Grab,
Wenn wir nur ihm treu geblieben;
Seine grosse Gütigkeit,
Seine Treu und Freundlichkeit
Mindert keine Ewigkeit!

Drum will ich mit Herz und Sinn
Ihm allein, nur ihm vertrauen;
Mein Gemüth soll immerhin
Nur auf seine Güte bauen:
Jesus sei in aller Noth,
Sei im Leben, sei im Tod
Einzig nur mein Freund und Gott!

Angelus Silesius.

17. Beim Lesen der heiligen Schrift.

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie der Herr so sanft gewesen,
Ohne Arg und ohne Trug.

Wie Er hieß die Kindlein kommen,
Wie Er hold auf sie geblickt,
Und sie in den Arm genommen
Und an seine Brust gedrückt.

Wie Er Hilfe und Erbarmen
Allen Kranken gern bewies,
Und die Blöden und die Armen
Seine lieben Brüder hieß.

Wie Er keinem Sünder wehrte,
Der mit Reue zu ihm kam;
Wie Er freundlich ihn belehrte,
Ihm den Tod vom Herzen nahm.

Immer muß ich wieder lesen,
Les' und weine mich nicht satt,
Wie der Herr so treu gewesen,
Wie Er uns geliebet hat.

Hat die Heerde mild geleitet,
Die sein Vater ihm verliehn;
Hat die Arme ausgebreitet,
Alle an sein Herz zu ziehn.

Laß mich knien zu deinen Füßen,
Herr, die Liebe bricht mein Herz;
Laß in Thränen mich zerfließen,
Untergehn in Wonn' und Schmerz!

Melchior v. Diepenbrock,
Cardinal-Fürstbischof von Breslau.

18. Sehnsucht nach Jesu.

Gleich früh, wann sich entzündet
Der silberweiße Tag,
Und uns die Sonn' verkündet,
Was Nachts verborgen lag:
Die Lieb in meinem Herzen
Ein Flämmlein stecket an,
Das brennt gleich einer Kerzen,
So Niemand löschen kann.

Wann wieder dann entflogen
Der Tag zur Nacht hinein,
Und sich gar tief gebogen
Die Sonn' und Sonnenschein,
Das Flämmlein, so mich quälet,
Noch bleibt in voller Gluth;
All' Stund', so viel man zählet,
Michs ja noch brennen thut.

Das Flämmlein, das ich meine,
Ist Jesu süßer Nam';
Es zehret Mark und Beine,
Frißt ein gar wundersam.
O Süßigkeit in Schmerzen!
O Schmerz in Süßigkeit!
Ach bleibe doch im Herzen,
Bleib' doch in Ewigkeit.

O Flämmlein, süß ohn' Maßen,
O bitter auch ohn' Ziel!
Du machest mich verlassen
All ander' Freud und Spiel;
Du zündest mein Gemüthe,
Bringst mir groß Herzeleid;
Du kühlest mein Geblüte,
Bringst auch Ergötzlichkeit.

Ade zu tausend Jahren,
O Welt zu guter Nacht!
Ade, laß mich nun fahren,
Ich längst hab dich veracht't.
In Jesu Lieb ich lebe,
Sag dir von Herzengrund,
In lauter Freud' ich schwebe,
Wie sehr ich bin verwund't.

Fr. Spee.

19. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ichs gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold:
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt,
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?"

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht!
Er gehorcht der gebietenden Stunde:
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen.
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseit' legt jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

Was schaffst Du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet. —
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen." —

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet. —

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthssinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst Du's nicht haben zum eignen Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst;
Denn ich hab' es Dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage, und Leib uud Blut
Und Seele und Athem und Leben." —

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter,
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!" —

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten,
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten,
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Fr. Schiller.

20. Die zwei Könige am Krankenbette.

Als Ferdinand II. einst auf der Jagd sich befand, hörte er von der Ferne den Ton einer kleinen Glocke. Er befragte die Jäger, was dieser Ton zu bedeuten hätte und erhielt zum Bescheid, daß eben ein Priester die heilige Wegzehrung zum einem Kranken trage. In größter Eile sprengte nun Ferdinand davon und, nachdem er den Priester eingeholt, stieg er vom Pferde und begleitete — andächtig betend — zu Fuß denselben bis zum Kranken. Nachdem dieser versehen war, sprach der Priester, der den edlen Begleiter sogleich erkannt hatte, zu dem Kranken: „Freue dich, mein Freund! heute sind zwei Könige bei dir eingekehrt, nämlich der König aller Könige und sein würdigster Stellvertreter auf Erden — König Ferdinand von Böhmen [1])!" — Der fromme Ferdinand beschenkte noch die Familie des armen Kranken mit Gold und kehrte dann heiter wieder zur Jagd zurück. — Derselbe große Ferdinand verließ jedesmal, wenn er auf der Straße dem heiligen Altarssacramente begegnete, eiligst seinen Wagen oder sein Pferd, und kniete sich auf den Boden, mochte dieser auch noch so schmutzig sein, nieder, um seinen Herrn anzubeten und seinen Segen zu empfangen.

Joh. Ev. Schmid.

21. Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt erschlaffen,
Ich schäm mich dess im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur, wie eine Brücke,
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Und schnöden Sold und Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig ich vor dir in Ewigkeit.

Jos. v. Eichendorff.

---

1) Damals war nämlich Ferdinand noch nicht Kaiser.

22. Nachtgebet.

Es rauschte leise in den Bäumen,
Ich hörte nur der Ströme Lauf,
Und Berg und Gründe, wie aus Träumen,
Sie sahn so fremd zu mir herauf.

Drin aber in der stillen Halle
Ruht' Sang und Plaudern müde aus,
Es schliefen meine Lieben alle,
Kaum wieder kannt' ich nun mein Haus.

Mir wars, als lägen sie zur Stunde
Gestorben, bleich im Mondenschein,
Und schauernd in der weiten Runde
Fühlt' ich auf einmal mich allein.

So blickt in Meeres öden Reichen
Ein Schiffer einsam himmelan —
O Herr, wenn einst die Ufer weichen,
Sei gnädig du dem Steuermann!

Jos. v. Eichendorff.

23. Das Gebet des Herrn.

In Gott des Vaters und des Sohns
Und seines Geistes Namen
Sprecht hier am Fuße seines Throns,
O Christen, freudig Amen!
Sprecht Amen und bereitet euch,
Nach eures Meisters Lehren,
Den Vater in dem Himmelreich
Mit Bitten zu verehren.

O! Vater unser, der du bist
Im Himmel und auf Erden,
Dein Name, der so liebvoll ist,
Soll stets geheiligt werden!
Dein Reich, von Anbeginn der Welt
Bereitet allen Frommen,
Das laß, wenn dieser Staub zerfällt,
Zur uns auch einstens kommen.

So wie auf jeden Wink von dir
Die Himmelsgeister sehen,
So soll auch unter Menschen hier,
Dein Wille stets geschehen!
Das Brod, das unsre Seele nährt,
Um dir, o Gott, zu leben,
Auch jenes, das der Leib begehrt,
Sei täglich uns gegeben.

Vergib uns, Vater! jede Schuld,
Die wir vor dir bereuen,
So wie wir alle mit Geduld
Den Schuldigern verzeihen!
Erstické, wenn Versuchung droht,
In uns des Bösen Samen!
Erlös' uns jetzt und einst, o Gott,
Von allem Uebel. Amen!

M. Denis.

24. Der betende Prinz.

Ein Prinz flüchtete sich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde und nahm Niemand mit sich, als einen einzigen alten Diener. Um nicht erkannt zu werden, waren Beide gar nicht kostbar, sondern nur sehr einfach gekleidet. Eines Abends spät kamen sie nun zu einem abgelegenen Bauernhause im Gebirge und blieben da über Nacht. Der Prinz konnte aber nicht schlafen, es war ihm sehr bange vor dem Feinde, und überdiess ging ihm das Geld aus, mit dem er sich in der Eile nicht hinreichend versehen hatte. Er stand daher in der Nacht auf, kniete in der einsamen Kammer nieder und betete lange im Stillen. Da ihm aber das Herz gar so schwer war, so sagte er einmal mit einem tiefen Seufzer und lauter Stimme: «O Gott! erbarme Dich eines armen Prinzen!» Diese Worte hörte der Bauer und sprach am Morgen zu dem Bedienten: «Ich weiss, euer Herr ist ein Prinz; sagt mir doch, warum er so traurig ist!» Der Bediente gestand die Wahrheit und bat, den Prinzen nicht zu verrathen. Als nun der Prinz abreisen wollte, trat der Bauer ehrerbietig und mit Zähren in den Augen in die Kammer und sprach: »Lieber Prinz! Ihr nächtliches Gebet hat mir ihren Kummer entdeckt. Erweisen Sie mir die Gnade und nehmen Sie diese zwanzig Goldstücke, bis Sie wieder in bessere Umstände kommen. Auch will ich Ihnen einen Weg zeigen, auf dem Sie bald in Sicherheit sein sollen.» Der erstaunte Prinz dankte dem edelmüthigen Bauer — noch mehr aber Gott, der, ohne Wunder zu thun, fromme Gebete wunderbar erhören kann. Der Prinz langte glücklich bei einem verwandten Fürsten an und ersetzte in der Folge dem braven Bauern das Geld zehnfach.

Bet' recht von Herzen in der Noth,
So rettet dich der liebe Gott.

Ch. Schmid.

25. Der Holzhacker.

Ein Bäuerlein fällt die knorrige Eich' —
Er seufzte und murrte bei jeglichem Streich:
„Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß,
Wie unser Eins immer sich peinigen muß;

Wie ist doch der Arme so elend daran —
Wär' ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!"

Da kommt ein holder, schönlockiger Knab'
Im Silbergewande mit goldenem Stab,
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
„Gott grüß dich, du armer, unglücklicher Mann;
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt —
Es sei dir die Bitte zur Stunde gewährt."

Es wird zwar dem Bäu'rlein ganz schau'rlich und bang,
Bei all dem bedenkt sich mein Bäu'rlein nicht lang,
Er ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab
Und spricht, sich verneigend: „O himmlischer Knab'!
Ich bitte — weil ihr es doch selber so wollt —
Was ich nur berühre, das werde zu Gold."

Da lächelt gar seltsam der lockige Knab' —
Berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab:
„Ich wollte, du hättest was Beſſ'res begehrt —
Indessen sei dennoch die Bitte gewährt."
So spricht er, verschwindend in goldenem Duft,
Und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft.

„Gottlob!" ruft das Bäu'rlein, „nun bin ich ja reich!"
Er prüfet die herrlichen Künste sogleich.
Kaum faßt er der Eiche gekrümmeten Ast,
So kracht er von goldener Eichelein Last,
Die Blättlein und Knösp'lein ohn' Ende und Zahl,
Sie schimmern von lauterem Golde zumal.

„O Wunder, o Freude! Jetzt geh' ich nach Haus!
Die Arbeit hier mache ein Anderer aus.
Nun esse ich nichts mehr, als Braten und Wurst,
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst,
Nur dießmal noch ess' ich vom Brod da genug
Und trinke die Letzte aus irdenem Krug!"

Er langet sein irdenes Krüglein herbei —
Wie schwer ist's, wie schimmert's und funkelt's! Ei, ei!
Doch — weh! — auch das Wasser gerinnet zu Gold!
Kein Tröpflein dem goldenen Kruge entrollt.
Er bricht von dem Brode, und beißet — o Graus!
Am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

„O Schrecken, o Jammer! Was fang ich jetzt an?
Was hab ich aus Dummheit und Goldgier gethan:
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst,
Und Gold statt des Weines stillt nimmer den Durst.
O, hätt' ich statt Goldes nur Wasser und Brod!
Ach, was mir ein Glück schien, ist jetzo mein Tod."

Vor Aengsten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht,
Denn alles dieß war nur ein Träumlein der Nacht.
„Gottlob!" spricht er, froh der verschwundenen Noth,
„Ich habe statt Goldes das tägliche Brod;

Gottlob, daß ich wieder bei ruhigem Sinn
Und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin."

„Gar gut ist's, so hat mich das Träumlein gelehrt,
Daß Gott nicht gleich Jeglichem Jedes gewährt,
Gar Mancher begehrte des Goldes, wie Stroh,
Und würde doch nimmer zufrieden und froh;
Ja, Mancher fleht Manches mit thörichtem Mund'
Und ginge an Leib und an Seele zu Grund."

Ch. Schmid.

26. Gotteslästerung.

Als Rupert von der Pfalz, der im Jahre 1400 zum deutschen Gegenkaiser wider Wenzel von Böhmen war erwählt worden, nach Speier kam, so stellte sich auch, wie es damals bei der Wahl eines neuen Kaisers gewöhnlich war, eine grosse Zahl Verbannter ein, um die Aufhebung ihrer Verbannung zu erflehen. — Der Kaiser liess ihre Angelegenheiten in Untersuchung ziehen und da ergab es sich, dass ein Bürger der Stadt Speier war verbannt worden, weil er beim Spiele mehrmals gotteslästerliche Zornesworte ausgesprochen hatte. Nun that der Kaiser folgenden merkwürdigen Ausspruch: «Allen Andern will ich Gnade und Verzeihung angedeihen lassen, aber dieser Gotteslästerer allein soll auch hinfort verbannt bleiben; denn die Andern haben sich mehr gegen Menschen verfehlet, dieser aber griff Gott selbst an und beging so das grösste aller Majestätsverbrechen.»

Joh. Ev. Schmid.

27. Meineid.

Rudolph, König von Schwaben, hatte dem Kaiser Heinrich IV. Treue geschworen, aber diesen Schwur gebrochen, indem er nachher von ihm abfiel. — Nun geschah es, daß er bald darauf in der Schlacht bei Merseburg die rechte Hand verlor. — Er hob nun die Hand auf, zeigte sie erschrocken seinen Soldaten und sprach: „Diese ist die Hand, mit welcher ich dem Kaiser Heinrich, meinem rechtmäßigen Herrn, das Wort

der Treue gegeben habe. Erwäget nun selbst, ob ich mit Recht von ihm abgefallen bin!"

Joh. Ev. Schmid.

28. Vom Fluchen.

In einer Gegend Württembergs steht einsam ein Jägerhaus, dessen vorderer Dachgiebel, wie man häufig an Jägerhäusern sieht, mit einem Hirschgeweih geziert ist. Der Jäger, der dieses Haus bewohnte, hatte sich angewöhnt, bei jeder Gelegenheit gewaltig zu fluchen. — Einst saß er, während ein Gewitter heraufzog, auf seinem Lehnstuhl. An der Wand hingen geladene Gewehre, und in der Wiege, die im Zimmer stand, schlief ein holder Säugling. Eben war der Vater aufgestanden von seinem Stuhle und hinausgegangen, als ein Blitzstrahl den Nagel traf, womit das Hirschgeweih am Dach befestigt war. Die Gewehre an der Wand gingen los, und als der erschrockene Jäger ins Zimmer stürzte, war es voll Rauch und Dampf. Der Strahl hatte sich auf beiden Seiten des Daches in mehrere Arme getheilt, die durch kleine Löcher, wie sie eine Büchsenkugel schlägt, sich Bahn in das Wohnzimmer und von da in das Erdgeschoß gebrochen hatten, wo sie sich wieder vereinigten, um den Schlußstein des Kellergewölbes zu zermalmen, und durch diese Oeffnung in die Tiefe zu fahren. Der Strahl hatte den Stuhl zerschmettert, auf welchem kurz zuvor der Jäger gesessen, der Säugling in der Wiege aber schlief noch ruhig. — Dieser Vorfall hatte den Jäger so tief erschüttert, daß er aus Ehrfurcht vor dem Herrn der Natur, in dessen Händen auch das Leben der Menschen steht, nie wieder einen Fluch über seine Lippen gehen ließ.

Als die Oesterreicher im siebenjährigen Kriege den Ort Peitz, welcher in ihre Hände gerathen war, wieder verlassen mußten, erhielt der Commandant Befehl, die Festungswerke vorher zu sprengen. Eben als dieses geschehen sollte, kam ein erschreckliches Donnerwetter mit einem starken Regen. Ein Rittmeister wartete mit seiner

Schwadron in einem, nicht weit von der Festung gelegenen Garten auf den Ausgang der Sache, und hielt, um sich gegen den Regen zu schützen, unter einem Baume. Als eben ein starker Schlag geschah, ließ er, neben einem Fluche, die lästernden Worte hören: „Donnere nur, wir wollen bald besser donnern!“ Kurz darauf geschah noch ein Schlag; der Blitz fuhr in den Baum, und — tödtete den Rittmeister, der auch hier begraben wurde. Die übrigen Krieger ritten voll Furcht und Schrecken davon. Die Sprengung der Festung unterblieb, indem der Regen die Lunte auslöschte, die, um zu zünden, nur noch eine Spanne lang brennen durfte.

Im Jahre 1733, im Monat Junius, reiseten zwei junge Soldaten, welche auf einige Zeit Urlaub erhalten hatten, in der Niederlausitz. Der eine davon hieß Grübe, der andere Zimmermann. Indem sie ihren Weg fortsetzten, ereilte sie ein heftiges Gewitter. Während dessen kamen sie zu einem Hirtenknaben, der auf seinen Knieen, den Hut in der Hand haltend, brünstig zu Gott betete. So rührend auch dieser Anblick der betenden Unschuld sein mußte, so war doch Grübe so frech und unverschämt, daß er zu ihm sagte: „Junge, setze deinen Hut auf, oder der Donner wird ihn in Stücke zerschlagen!“ Kaum waren die beiden Soldaten zehn Schritte von dem Knaben entfernt, so traf ein Blitzstrahl den Spötter; sein Hut flog weit hinweg, er selbst aber fiel todt zur Erde.

Lehnert.

29. Die Kirche.

Vom Himmel selbst bereitet
Aus heil'gen Cedern, gleitet
Ein Schiff durchs wilde Meer;
Und wie auch Winde blasen,
Und wie die Stürme rasen,
Mit Ruhe geht's einher.

Statt Mast und Segelstangen
Sieht man ein Kreuz nur prangen,
Des ew'gen Heils Symbol;
Und unermüdlich walten
Drei herrliche Gestalten
Ob dieses Schiffes Wohl.

Ein Ritter, ungeheuer
An Stärke, lenkt das Steuer,
Er wankt und rastet nicht;
Und Glaube heisst der Ritter,
Dem auch im Ungewitter
Das Ruder nimmer bricht.

Und in des Meeres schwanker
Bewegung hält der Anker
Ein Weib, das Hoffnung heisst;
Die nach dem Land gerichtet,
Wo es einst friedlich lichtet,
Das Ziel dem Schiffe weist.

Die dritte spannt den Schleier,
Hellleuchtend wie ein Feuer,
Als weites Segel auf;
Sie heisset Liebe, zügelt
Die Stürme, und beflügelt
Des Schiffes stillen Lauf.

Heil Jedem, der entronnen
Dem Meer, das Schiff gewonnen,
Und nimmer es verlässt.
Dort darf er nicht mehr zagen,
Es wird ihn sicher tragen,
Es schirmt ihn stark und fest.

Die Arche, die den einen
Von Gott erkohrnen Reinen
Vor Zeiten schützend trug,
Als jene Fluth, verheerend,
All' Lebendes zerstörend
Sich um die Erde schlug;

Sie war ein schwaches Zeichen,
Und muss dem Schiffe weichen,
Das unvergänglich lebt,
Wenn alles schon verklungen,
Und eine Welt verschlungen,
Noch ruhig oben schwebt.

Doch in der Zeiten Fülle
Steht dieses Schiff einst stille,
Vollendet ist sein Lauf.
Und Er, der es regierte,
Nimmt Alle, die es führte,
In seinen Himmel auf.

Melchior v. Diepenbrock,
Cardinal-Fürstbischof von Breslau.

30. Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.

Das Kind es denkt: Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hats den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es lauft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden. — Göthe.

31. Der Tag des Herrn.

Willkommen, heil'ger Tag,
Du Festtag meiner Seele!
Befreit von Arbeitsplag'
Ich deinen Dienst erwähle.

Ich eil' zum Haus des Herrn,
Sobald die Glocken rufen
Und kniee fromm und gern
Vor deines Altars Stufen.

Erhebe rein mein Herz
Zu dir, du Gott der Güte!
Blick betend himmelwärts
Mit kindlichem Gemüthe.

Dein göttlich' Wort erhebt
Mich aus dem Erdenstaube;
Gekräftigt und belebt
Wird wahrer Gottesglaube.

O, hehrer Tag des Herrn!
Du strahlest uns hienieden
Als goldner Edelstern
In's Herz den Himmelsfrieden!

Lippert.

32. Die Adventszeit.

Das Kirchenjahr beginnt nicht mit dem Geburtsfeste des Heilandes selbst, sondern mit der ernsten Warte- und Sehnsuchtszeit des Advents. Advent heisst Ankunft und bedeutet die Zeit der Erwartung des kommenden Erlösers. Die vier Wochen des Advents sinnbilden die vorchristlichen Zeiten, jene 4000 Jahre vor Christus, und wollen in uns das Bewusstsein der Sünde und Noth wecken und uns das Bedürfniss der Erlösung nahe legen. Wir sollen mit den Heiden der Vorwelt und mit den Patriarchen des alten Bundes die Sehnsucht nach Erlösung in uns fühlen und uns durch Busse und Besserung zur Aufnahme des Erlösers und der Erlösung vorbereiten. — Die Weissagungen der Propheten des alten Bundes schlagen als klagende Stimmen aus einer unglücklichen Welt an unser Herz und wir fühlen lebhaft, was die Welt ohne den Heiland war und ist. Mit herzlciher Andacht wendet sich in diesen Sehnsuchtstagen die Kirche Dem zu, der der Schlange den Kopf zertreten, und die Zeit der Gnade und Versöhnung bringen soll. Sie fleht mit dem Propheten Jesaias zum Himmel: „Rorate coeli, thauet Himmel den Gerechten! Wolken regnet ihn herab! Oeffne dich, Erde, und sprosse uns den Erlöser hervor!" Mit diesen Worten beginnt die Feier des heiligen Opfers, der sog. Roratemesse, das in dieser heiligen Zeit am frühesten Morgen, wo der aufgehende Tag die Finsterniss der Nacht vertreibt, Gott dargebracht wird. Die am frühesten Morgen zum Opfer versammelte Gemeinde, die durch zahlreiche Lichter verbreitete Helle im Gotteshause, während draussen die Welt in finsterer Nacht begraben liegt, die rührenden Gesänge, die herzlichen Gebete drücken recht lebendig die Sehnsucht Derer aus, die auf den Herrn warten.

Hepp.

33. Der Weihnachtsabend.

Der Vorabend des hohen Weihnachtsfestes wird in häuslicher Andacht und in freundlichen, sinnreichen Gebräuchen gefeiert. In manchen Familien wird die Abbildung der Krippe des Herrn mit Maria, Joseph und

den Thieren aufgestellt. Diese sog. Kripphen, von dem h. Franziscus von Assissi zuerst aufgestellt, sind eine anschauliche Darstellung der heiligen Geschichte der Geburt Jesu Christi und erfüllen das fromme, kindliche Herz mit Freude und Dank. Der Christbaum und die daran hängenden Geschenke bedeuten den Baum des Kreuzes mit seinen Gnaden und Früchten, die uns der Heiland erworben, und über die wir uns gleich bei der Geburt des Heilandes schon am Anfange unseres Heils freuen sollen. Der Kreuzbaum aber, von dem uns das Heil gekommen ist, weist zurück auf jenen verhängnißvollen Baum des Paradieses, von dessen Früchten die ersten Stammeltern das Verderben gegessen haben. Erfreut über das größte Geschenk des Himmels, das uns in der geweihten Nacht geworden ist, theilen Alle, die es vermögen, Geschenke aus; besonders werden die Armen und die Kinder nicht vergessen. Es ist ja die Kindheit Jesu, die wir in den Kindern ehren, und die Armuth des in der Krippe des Stalles liegenden göttlichen Kindes, das wir in den armen Brüdern und Schwestern erfreuen wollen. — Mit den Grundgedanken des Festes stimmt auch die Natur in dieser Zeit überein. Sie ist ihres Schmuckes entkleidet und in ihr winterliches Grab hinabgesunken. Schnee bedeckt die Erde, der Himmel ist verhüllt von trüben Gewölken; selten bricht die Sonne hellscheinend hervor. So lag die geistige Welt zur Zeit, als Jesus geboren wurde, in einem tiefen Winterschlaf; Unglauben und Aberglauben herrschten überall, nur unter einem Volke leuchtete das Licht des Lebens, aber auch da hatte es die Herzen und Geister nicht durchdrungen. Alles seufzte nach Erlösung. Aber sowie jetzt die Sonne ihren Wendepunkt erreicht und wieder ihre aufsteigende Bahn betreten hat, so daß die Tage sich verlängern und heiterer zu werden beginnen, so hatte auch mit der Geburt Jesu die düstere Herrschaft der Nacht ihren Gipfelpunkt erreicht; der Wendepunkt des menschlichen Elends war gekommen.

Hepp.

34. Freude über die Geburt Jesu.

Freut euch, ihr Hirten all',
Und jauchzt mit grossem Schall;
Seht hier das Himmelsbild
So göttlich und so mild —
O grosse Freude!

Der Engel Fürst und Lust
Liegt an der Jungfrau Brust,
Der ew'ge Gnadenstrahl
Bewohnt den niedern Stall;
O grosse Freude!

Der Gott der Herrlichkeit
Nahm unsrer Schwachheit Kleid;
Die himmlische Gewalt
Erscheint in Knechtsgestalt;
O grosse Freude!

Die kleine Kripp' enthält
Das Heil der ganzen Welt:
Von aller unsrer Pein
Wird er uns Retter sein;
O grosse Freude!

Der hohe Wunderheld,
Der Herrscher aller Welt,
Will unser Bruder sein,
Will uns vom Tod befrei'n;
O grosse Freude!

Es jauchzt der Engel Chor
Zur heil'gen Nacht empor;
Die Himmelsschaar sich freut,
Die Erde wird erneut —
O grosse Freude!

Angelus Silesius.

35. Die Krippe.

Was ist das doch ein holdes Kind,
Das man hier in der Krippe find't?
Ach, solch ein süßes Kindelein
Das muß gewiß vom Himmel sein.

Und was dort in der Ecke liegt,
Und nach dem Kindlein schaut vergnügt,
Ein Oechslein und ein Eselein,
Das mögen gute Thierlein sein.

Die Frau, die bei der Krippe kniet,
Und selig auf das Kindlein sieht,
Das ist Maria fromm und rein;
Ihr mag recht froh im Herzen sein.

Und was den Stall so helle macht,
Und was so lieblich singt und lacht,
Das sind die lichten Engelein,
Die schau'n zu Thür und Fenster ein.

Der Mann, der zu der Seite steht,
Und still hinauf zum Himmel fleht,
Das muß der fromme Joseph sein,
Der thut sich auch des Kindleins freun.

Sei hochgelobt, du dunkle Zell,
Durch dich die ganze Welt wird hell.
Klein Kindlein in Mariens Schooß,
Wie bist du so unendlich groß!

Melchior v. Diepenbrock.

36. Die sieben Schmerzen der heiligen Jungfrau.

Christi Leiden hast du vorgelitten,
Als dein lieberfülltes Mutterherz
Simeon mit scharfem Schwert durchschnitten,
Dir verkündend seinen Todesschmerz;
Lasse meine Schuld mich tief beklagen,
Die so harte Wunden Dir geschlagen.

Musstest aus der lieben Heimath fliehen,
In die Fremde, in's Aegyptenland,
Mit St. Joseph, mit dem Kindlein ziehen

Einsam durch der Wüste heissen Sand:
Lass mich gehn, o Mutter! Dir zur Seiten,
Wolle du durchs Leben mich geleiten.

Deinen Sohn verlorst du ohne Schulden,
Deine Liebe suchte ihn so bang,
Musste harren, musste schmerzlich dulden,
Schmachten ohne Trost drei Tage lang;
Sei, Maria! mir zum Stern erkoren,
Hab ich ihn durch meine Schuld verloren.

Mit der Dornenkrone, hart geschlagen,
Sahst du ihn zur Leidensstätte gehn,
Sahst das schwere Kreuz ihn blutend tragen,
Und die Feinde höhnisch ihn umstehen:
Wolle, Jungfrau! du mein Herz erquicken,
Will die Last der Leiden mich erdrücken.

Schmerzensreiche, die das Kreuz umfangen,
Deren Herz der schärfste Dolch durchschnitt,
Als die Hammerschläge dumpf erklangen,
Als sein heilig Blut hernieder glitt:
Lass mich mit Johannes bei Dir weilen,
Lass als Sohn mich deine Liebe theilen.

Deines Heilands, deines Sohnes Leiche,
Wund, zerrissen, blutend, kalt und bloss,
Nahmen sie vom Kreuz, o Jammersreiche!
Du, o Jungfrau, nahmst sie auf den Schooss:
Habe meiner vor dem Tod Erbarmen,
Lass mich ihn im Sacrament umarmen.

Die getrauert, ach! so tief im Herzen,
Eine Rose von dem Sturm entlaubt,
Als das Grab die Mutter voll der Schmerzen
Ihres höchsten Gutes ach! beraubt:
Keine Sünde soll mir ihn entreissen,
Ewig will ich Dich im Himmel preisen.

Guido Görres.

37. Der Charfreitag.

Der Charfreitag, der Leidenstag, ist der größte Tag von Anfang der Welt bis zur Vollendung der Dinge, der Tag, an welchem in Erfüllung gegangen sind die Rathschlüsse der Ewigkeit. Denn an ihm starb Christus für die Sünden der Welt, und die Welt ward an ihm gerettet für die Ewigkeit. — In der Kirche sieht man das

Grab des Herrn aufgerichtet. Das nur mit gebrochenem Lichte erleuchtete Gewölbe ist schauerlich, die Wände und die Chorfenster sind mit schwarzen Tüchern behängt, feierliche Stille überall, tiefer Ernst, Trauer und wehmüthige Andacht auf allen Gesichtern. Beim Anfange des Gottesdienstes sind auf dem Altare keine Kerzen angezündet, wie sonst, selbst das sog. ewige Licht ist ausgelöscht, zum Zeichen, daß Christus, das Licht der Welt, gleichsam erloschen ist. Ueber den Altar ist ein einziges weißes Tuch gezogen, es ist das Leichentuch des Herrn. In schwarzen Gewändern treten der Priester und die, welche ihm dienen, vor den Altar hin, und werfen sich am Fuße desselben zur Erde nieder. Hier liegen sie auf ihrem Angesichte lange und beten. — Nach der Predigt tritt der Priester wieder an den Altar, und trägt dem Herrn die innigsten und rührendsten Gebete vor, für die heilige Kirche Gottes, für alle Menschen.

Sind diese Gebete vorüber, dann nimmt der Priester das schwarz verhüllte Crucifix, kehrt sich gegen das Volk, löset das Tuch so ab, daß das Haupt des Erlösers sichtbar wird und singt mit tiefer Stimme: „Seht das Holz des Kreuzes, an dem das Heil der Welt hing!" Der Chor antwortet: „Kommet, lasset uns anbeten!" Während dieses Gesanges hat sich Alles auf die Kniee geworfen. Dann tritt der Priester etwas weiter vor, löset das Tuch an der rechten Seite des Bildes, und singt mit etwas erhöhter Stimme dasselbe; und so zum drittenmal, indem er das Tuch ganz ablöst. Sofort legt er das Christusbild in den vorderen Theil der Kirche auf ein ausgebreitetes schwarzes Tuch nieder, und geht zurück in die Sakristei. Hier zieht er, wie einst Moses, als er sich Gott nähern wollte, die Schuhe aus, tritt in die Kirche wieder zurück zur Anbetung, geht hier zu unterst in das Schiff der Kirche, wirft sich auf die Kniee nieder und betet, und so dreimal, bis er das letztemal vor dem Bilde Christi kniet. Hat er auch hier eine Zeit lang knieend gebetet, dann küßt er den Heiland. Wie er, thuen auch die anderen Geistlichen, die obrigkeitlichen Personen und wer immer sich anschließen will.

Gegen das Ende der Anbetung werden die Lichter auf dem Altare angezündet; ist aber die Anbetung ganz vorüber, so zieht der Priester das schwarze Meßgewand an, geht in einer Procession zum heiligen Grabe, um den Kelch mit dem hochwürdigsten Gute, welches den Tag zuvor hier beigesetzt worden ist, zum Hochaltare zu bringen. Eigentliches Meßopfer findet somit heute nicht statt, denn weder Brod noch Wein wird consecrirt, sondern die heilige Hostie von gestern bei der Wandlung aufgehoben, dem Volke gezeigt und dann genossen, jenes zur Erinnerung, daß Christus an diesem Tage allein zur Genugthuung für die Sünde der ganzen Welt sich blutiger Weise geopfert hat, und daß sein heiliger Leichnam nach vergossenem Blute in das Grab gelegt worden ist, so daß hier eigentlich die Begräbniß Christi gefeiert wird.

Von nun an steht der Tabernakel offen und leer.

Staudenmaier.

38. Das Fest der Auferstehung.

Die Kirch' ist dunkel, schwarz sind die Altäre,
In Trauer kniet die betende Gemeine;
Er ruht im Grab, bei düstrer Lampen Scheine,
Er, ohne den sie nicht erlöset wäre.

Und plötzlich heben sich des Grabes Steine,
Der Dom, als ob ihn Himmelslicht verkläre,
Wird leuchtend, es ertönen frohe Chöre,
Es tritt der Gott aus dem verschlossenen Schreine.

Und durch des Domes volkerfüllte Bogen
Kommt der Erstand'ne selber nun gezogen,
Und keiner wagt es, zu ihm aufzusehen. —

Wer hier nicht jubelnd niedersinkt im Staube,
Wen Hoffnung nicht durchglüht und Lieb' und Glaube,
In dem wird Christus nie mehr auferstehen!

Melchior v. Diepenbrock.

Grab des Herrn aufgerichtet. Das nur mit gebrochenem Lichte erleuchtete Gewölbe ist schauerlich, die Wände und die Chorfenster sind mit schwarzen Tüchern behängt, feierliche Stille überall, tiefer Ernst, Trauer und wehmüthige Andacht auf allen Gesichtern. Beim Anfange des Gottesdienstes sind auf dem Altare keine Kerzen angezündet, wie sonst, selbst das sog. ewige Licht ist ausgelöscht, zum Zeichen, daß Christus, das Licht der Welt, gleichsam erloschen ist. Ueber den Altar ist ein einziges weißes Tuch gezogen, es ist das Leichentuch des Herrn. In schwarzen Gewändern treten der Priester und die, welche ihm dienen, vor den Altar hin, und werfen sich am Fuße desselben zur Erde nieder. Hier liegen sie auf ihrem Angesichte lange und beten. — Nach der Predigt tritt der Priester wieder an den Altar, und trägt dem Herrn die innigsten und rührendsten Gebete vor, für die heilige Kirche Gottes, für alle Menschen.

Sind diese Gebete vorüber, dann nimmt der Priester das schwarz verhüllte Crucifix, kehrt sich gegen das Volk, löset das Tuch so ab, daß das Haupt des Erlösers sichtbar wird und singt mit tiefer Stimme: „Seht das Holz des Kreuzes, an dem das Heil der Welt hing!" Der Chor antwortet: „Kommet, lasset uns anbeten!" Während dieses Gesanges hat sich Alles auf die Kniee geworfen. Dann tritt der Priester etwas weiter vor, löset das Tuch an der rechten Seite des Bildes, und singt mit etwas erhöhter Stimme dasselbe; und so zum drittenmal, indem er das Tuch ganz ablöst. Sofort legt er das Christusbild in den vorderen Theil der Kirche auf ein ausgebreitetes schwarzes Tuch nieder, und geht zurück in die Sakristei. Hier zieht er, wie einst Moses, als er sich Gott nähern wollte, die Schuhe aus, tritt in die Kirche wieder zurück zur Anbetung, geht hier zu unterst in das Schiff der Kirche, wirft sich auf die Kniee nieder und betet, und so dreimal, bis er das letztemal vor dem Bilde Christi kniet. Hat er auch hier eine Zeit lang knieend gebetet, dann küßt er den Heiland. Wie er, thuen auch die anderen Geistlichen, die obrigkeitlichen Personen und wer immer sich anschließen will.

Gegen das Ende der Anbetung werden die Lichter auf dem Altare angezündet; ist aber die Anbetung ganz vorüber, so zieht der Priester das schwarze Meßgewand an, geht in einer Procession zum heiligen Grabe, um den Kelch mit dem hochwürdigsten Gute, welches den Tag zuvor hier beigesetzt worden ist, zum Hochaltare zu bringen. Eigentliches Meßopfer findet somit heute nicht statt, denn weder Brod noch Wein wird consecrirt, sondern die heilige Hostie von gestern bei der Wandlung aufgehoben, dem Volke gezeigt und dann genossen, jenes zur Erinnerung, daß Christus an diesem Tage allein zur Genugthuung für die Sünde der ganzen Welt sich blutiger Weise geopfert hat, und daß sein heiliger Leichnam nach vergossenem Blute in das Grab gelegt worden ist, so daß hier eigentlich die Begräbniß Christi gefeiert wird.

Von nun an steht der Tabernakel offen und leer.

Staudenmaier.

38. Das Fest der Auferstehung.

Die Kirch' ist dunkel, schwarz sind die Altäre,
In Trauer kniet die betende Gemeine;
Er ruht im Grab, bei düstrer Lampen Scheine,
Er, ohne den sie nicht erlöset wäre.

Und plötzlich heben sich des Grabes Steine,
Der Dom, als ob ihn Himmelslicht verkläre,
Wird leuchtend, es ertönen frohe Chöre,
Es tritt der Gott aus dem verschlossenen Schreine.

Und durch des Domes volkerfüllte Bogen
Kommt der Erstand'ne selber nun gezogen,
Und keiner wagt es, zu ihm aufzusehen. —

Wer hier nicht jubelnd niedersinkt im Staube,
Wen Hoffnung nicht durchglüht und Lieb' und Glaube,
In dem wird Christus nie mehr auferstehen!

Melchior v. Diepenbrock.

39. Ostern.

Kirche, Haus, Leben und Natur gewinnen an Ostern, diesem Siegesfeste über Grab, Tod und Hölle, ein anderes, ein heiteres, freudiges Aussehen. Die Gläubigen, in festlichen Kleidern gekleidet, begrüßen sich am Ostermorgen mit einem fröhlichen Alleluja; Kinder und Erwachsene suchen Ostereier, die die freundliche Hand der Hausmutter an verborgenen Stellen des frisch aufsprossenden Frühlingsgrün hingelegt hat. Die Ostereier mit ihren harten Schalen, aus denen das innere, verborgene Leben hervorbricht, sind gewiß ein herrliches Sinnbild der Auferstehung. Auch die Natur feiert im Frühling ihre Auferstehung. Nach den langen, stillen Wintertagen ist sie aus dem Grabe ihres winterlichen Todes wieder erstanden. Sie feiert ihren Sieg über den Tod des Winters; neues Leben regt sich in ihrem Schooße, frisches Grün sprost überall hervor, die Erstlinge der Blumen schmücken sie, das schöne Veilchen duftet würzigen Wohlgeruch aus bescheidener Verborgenheit. Wie übereinstimmend ist das Naturleben in dieser Zeit mit dem Leben der Religion! Im Reiche der Natur und im Reiche der Geister ist Tod und Verwesung überwunden; Christus hat als Sieger über Tod und Verwesung das Siegel des Grabes zerbrochen und ist in himmlischer Verklärung aus dem Schatten des Grabes hervorgegangen. **Hepp.**

40. Der glücklichste Mensch.

Karl IX., König von Frankreich, fragte einst den Dichter Torquato Tasso, wen er wohl für den Glücklichsten halte. Tasso erwiderte sogleich: „Gott!“ „Das weiss ein

geben, aber sie traten Alle zurück und sagten: „nein! wir nehmen nichts." „Ei, warum denn nicht?" fragte die Mutter. „O, antworteten sie wieder, das wäre ja wohl recht unartig von uns, wenn wir uns für so eine Kleinigkeit erst wollten bezahlen lassen. Der Herr läßt uns diesen Sommer so viel verdienen und schenkt uns oft noch so Manches bei unserer Arbeit, und nun sollten wir uns für so einen kleinen Dienst bezahlen lassen?" „Nicht wahr, Vater, das war doch auch recht schön von diesen Leuten?" „Allerdings, antwortete der Vater, und das soll ihnen auch nicht unvergolten bleiben." —

Sehet, liebe junge Leser, auf eine ähnliche Weise beantworteten diese Kinder alle Abende die fünf Fragen ihres Vaters und die Folge davon war, daß sie nach und nach gewohnt wurden, auf sich selbst und auf Alles, was sie sahen, die größte Aufmerksamkeit zu wenden, weil sie immer begierig waren, etwas anzumerken, was sie des Abends ihrem Vater wieder erzählen konnten. Dadurch wuchsen sie aber zusehends an Verstand und an jedem Guten, so daß ihre Eltern und Alle, die sie kannten, recht große Freude an ihnen hatten. Wollet ihr es nun eben so gut haben, so bittet eure guten Eltern oder euren Lehrer, daß sie es mit euch eben so machen mögen. Dann sollet ihr einmal sehen, wie geschwind auch ihr an jedem Guten wachsen und wie glücklich ihr dann sein werdet. Schnabel.

42. Arbeitsamkeit.

Arbeit macht das Leben süss,
Mildert alle Last.
Der nur hat Bekümmerniss,
Der die Arbeit hasst.
Kräfte gab uns die Natur
Zu Beruf und Pflicht;
Leere Müssiggänger nur
Klagen, leben nicht.

Arbeit und Betriebsamkeit
Geben Ehr' und Brod.
Müssiggang und Schläfrigkeit
Sind schon halber Tod.
Bei Geschäften wird man alt,
Jeder hat uns lieb;
Doch den Faulen nennt man bald
Einen Tagedieb.

Arbeit ist der Menschen Loos,
Ohne Müh' und Fleiss
Wird kein Mensch auf Erden gross;
Ehre fordert Schweiss.
Bei Gebet und Arbeit nur
Lebt man menschlich schön;
Keinen Staub in der Natur
Sieht man stille steh'n.

Arbeit nur gibt frohen Muth
Und zufried'nen Sinn;
Schafft im Körper rasches Blut,
Lohnet mit Gewinn.
O, wer wollte nun nicht gern
Stets geschäftig sein?
Nicht sein Leben Gott dem Herrn
Wohlgefällig weih'n?

Burmann.

43. Trägheit.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte;
Dort, sprach er oft, sei dir dein Glück beschert!

Er nahm die Reise vor und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fing unser Jüngling an,

Daß ich die Stadt schon sehen kann!
Allein der Berg ist steil; o wär' er schon erstiegen! —
Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß;
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
O! dacht' er, weil ich doch sehr langsam steigen muß,
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen. —
Er aß und fand die Frucht vortrefflich von Geschmack
Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen;
Der Berg ist steil und mühsam jeder Schritt,
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du mitgenommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer und steig beherzt und gib dir alle Müh',
Denn unser Glück verdienet sie!

Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte;
Ach, Himmel, ach, es war noch weit!
Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh' versüßte.
Er sah bald in das Thal und bald den Berg hinan,
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. — Ja, ja, er mag es überlegen! —
Steig! sagt ihm der Verstand, bemüh' dich um dein Glück!
Nein! sprach sein Herz, kehr' in das Thal zurück!
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh' etwas aus und iß dich satt
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat! —
Dies that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu geh'n und schien sich stets zu matt.
Das erste Hinderniß galt auch die andern Male;
Kurz, er vergaß sein Glück und kam nie in die Stadt.

* * *

Dem Jüngling gleichen viele Christen;
Sie wagen auf der Bahn zur Tugend einen Schritt
Und sehen darauf nach ihren Lüsten
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück;
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück.

Gellert.

44. Die drei Söhne eines Bettlers.

Es gibt allerlei Arbeiten, die der ärmste Bauersmann ohne Mühe anfangen kann, um sein Brod zu verdienen und Weib und Kind zu ernähren; wer nur aufmerksam, fleißig und sparsam ist, der verdirbt in der Welt nicht. Das beweist die Geschichte von Hansjörg Schmid.

Der alte Hansjörg war ein Bettler, der in Kriegsdiensten das rechte Bein verloren hatte. Er ging noch vor mehreren Jahren von Haus zu Haus in den Dörfern am Bodensee, bald zu Fischbach, bald zu Salmannsweiler, um Brod zu heischen. — Jetzt aber sitzt der alte Hansjörg als ein reicher Mann im Lehnstuhl und die Leute wundern sich seiner und Niemand weiß, woher er es hat. Da sagt der Eine: Er hat einen Schatz gefunden! — Nein, schreit der Andere, der Drache hat es ihm durch den Kamin gebracht! Nein, schreit der Dritte, er hat mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen! — Und ich sage: Ihr seid Alle insgesammt einfältige Tröpfe. Ich will's euch besser sagen: Hansjörg hatte drei Söhne, die er, trotz seiner Armuth, in christlicher Tugend auferzog und durch die Güte des Herrn Pfarrers und Schulmeisters unentgeltlich zur Schule schickte. An einem heißen Tage saß Hansjörg auf dem Felde und theilte mit den drei Knaben sein Brod. „Buben!" sagte er, „ihr seid groß genug und könnt mit Arbeiten euer Brod selbst verdienen. Aber betteln dürft ihr nicht, denn Bettelbrod ist bittre Noth! Diebsbrod bringt Galgentod! — Du da, Peter, bist vierzehn Jahre alt, hast zwei gesunde Augen — such' dir Arbeit. — Du, Gabriel, hast zwei gesunde Arme, geh' und schaff'! — Du, Veit, bist elf Jahre alt, hast zwei gesunde Beine, lauf' nach deinem Brod!" Da riefen Alle verwundert: „Vater, wo sollen wir Brod suchen, ohne es zu betteln?" Hansjörg antwortete und sprach: „Ob wir gleich in der Welt nicht eigen Haus und Hof haben, eigen Wald und Garten, so fällt doch Manches hin, was Keinem gehört, und was Keiner will, und daraus machet Geld. Ich will's euch lehren; denn viele Hundert versteh'n dies Kunststück nicht. Und wenn ihr euch damit Geld erworben habt, so sammelt es und verzehrt es nicht. Bringet ihr es nur erst dahin, daß ihr alle Tage gegessen und getrunken habt und alle Tage nur einen Batzen erübrigt von eurem Verdienste, so hat Jeder von euch in einem Jahre schon vier und zwanzig Gulden gewonnen. In zehn Jahren sind das schon zwei hundert und vierzig Gulden." Darauf führte Hansjörg seine drei Söhne durch Dorf und Stadt und Feld und Wald. Er ließ sie alle großen Beine und Knochen sammeln, die weggeworfen waren, und an geschickte Dreher verkaufen, die dergleichen zu Mancherlei verarbeiteten. Desgleichen lasen sie alles alte Glas in große Säcke zusammen und verkauften es an die Glaser. Im Sommer brachten sie große Päcke von gesammelten Wachholderbeeren, Salbei, Rosenblättern, Hollunderblüthen und dergleichen in die Apotheken und wurden schön bezahlt und bekamen frische Bestellung. Alle Kuhhaare sammelten sie und Roßhaare, wo solche zu finden waren, und auch Menschenhaare, besonders lange. Hatten sie einen Haufen beisammen, so trugen sie die Kuhhaare zu den Tapezierern, die Roßhaare zu den Sattlern, Stuhl- und Wagenmachern, die Menschenhaare zu den Perückenmachern, die dergleichen brauchen; und das Alles brachte Geld ein und war doch nur im Vorbeigehen gesammelt. Ebenso suchten sie Schweinsborsten zusammen für Bürstenmacher, alles Gedärme von geschlachtetem Vieh, so sie fleißig auswuschen, trockneten und den Saitenmachern brachten, die dergleichen gern kauften. Wo man ihnen Asche gab, schleppten sie solche zusammen; da waren dann immer Seifensieder und andere Handwerker, die dieselbe gern hatten. — Wollene und leinene Lumpen hoben sie sorgfältig auf; je größer ihr Haufen war, den sie an den Papirer verkauften,

desto dicker schossen die Batzen aus dessen Tasche hervor. — Ja, keine Feder, die zur Bettfeder taugte, keine Feder aus einem Gansflügel, die zur Schreibfeder taugte, durfte verloren gehen. Und ging es gleich damit langsam, so kamen doch nach Monaten ansehnliche Bündel unvermerkt zusammen. Im Herbst nun gar gab's für die drei Knaben vollauf zu thun. Wo es erlaubt war, suchten sie alles wilde Obst zusammen, woraus verständige Haushaltungen Essig, Most und andere nützliche Sachen bereiteten; im Walde suchten sie eine außerordentliche Menge von Samen der Eichen, Buchen, Hagebuchen, Birken, Erlen, Ulmen und dergleichen zusammen, der ihnen von den Oberförstern und Samenhändlern theuer bezahlt ward. Unter den wilden Kastanienbäumen lasen sie die Kastanien in ihre Säcke auf, ließen sie in einer Mühle mahlen, wo man sie zwar auslachte, weil der Müller meinte, sie wollten das Mehl von diesen bitteren Kastanien essen, die kein Thier und kein Mensch genießen mag; aber die kleinen Söhne des Hansjörg ließen den Müller lachen und verkauften ihr Kastanienmehl schön an die Buchbinder, Tapezierer und andere Handwerker zu Kleister und Pappe. — Und wenn es nichts zu thun gab, so wuchsen doch nach einem warmen Regen Pilze und Schwämme für die Leckermäuler in der Stadt; oder es gab Moos zu scharren, an der Sonne wohl auszudörren, und an die Kaufleute zum Packen, zum Sesselausstopfen und anderen Dingen zu verhandeln. Im Winter beschäftigten sich die Kleinen damit, Besen zu binden, aus Weidenruthen zierliche Körbe zu flechten, oder alte auszubessern, oder von Stroh Teller und Körblein zu flechteu (darin war der alte Hansjörg Meister), oder Sessel zu flechten. Genug, das Haus des armen Mannes, bei welchem Hansjörg mit seinen Söhnen wohnte, war wie ein großes Magazin von allerlei Zeug, daß es kaum Platz hatte; denn die Knaben schleppten alle Tage, die Gott werden ließ, von links und rechts zusammen, wie die kleinen Vögel, welche sich ein frisches Nest bauen wollen. Sie wurden nach und nach mit ihren Kaufleuten immer bekannter, wußten, wie man die Waaren am liebsten hatte, und wurden dabei immer geschickter.

Als nun das Jahr zu Ende war, rechnete der Vater Hansjörg zusammen, und siehe, es ergab sich, daß die drei Knaben etwas mehr als einen Batzen des Tages zusammengearbeitet hatten, denn in der Kasse lagen von allem Verkauften, wobei es dann und wann von den Herren in der Stadt noch ein artiges Trinkgeld gegeben hatte, hundert und vier Gulden drei und zwanzig Kreuzer. Hansjörg trug die Summe sogleich zu einem angesehenen Kaufmann und that sie auf Zins aus. Das freute die drei Knaben; denn sie hatten in ihrem Leben noch nicht so viel Geld beisammen gesehen. Freilich hatten sie noch viel schlechter gelebt; aber das mühsam erworbene Brod schmeckte ihnen viel süßer. „Ja, riefen sie lustig am Neujahrstage:

Bettelbrod ist bittre Noth;
Diebesbrod bringt Galgentod,
Aber Arbeit segnet Gott!"

Nun ging's frisch ins folgende Jahr hinein. Man war wieder fleißig. Hansjörg ging nicht mehr betteln, sondern besorgte das Hauswesen, ging zu Lohgerbern, Seifensiedern, Samenhändlern und half die Waaren besser an Mann bringen. Nach vier sauren Jahren hatte er die Freude, beim Kaufmann schon sechshundert und vierzehn Gulden untergebracht zu haben. Aber nun waren die drei Buben größer, und es gab unter ihnen allerlei Hader. Bald hatte der Eine zu wenig gearbeitet, bald der Andere zu wohlfeil verkauft, bald der Dritte wo einen Schoppen Wein getrunken. Da Hansjörg den Zank nicht leiden wollte, sprach er: „Ich

gebe Jedem von euch hundert Gulden. Ihr taugt nicht beisammen. Geht in die Welt; arbeite Jeder für sich! Das übrige Geld bleibt bei unserm Kaufmann für den Fall der Noth aufgehoben und soll alljährlich der Zins zum Kapital geschlagen werden.“ Da drückten die Brüder einander die Hand und sprachen zum Hansjörg: „Lebet wohl, Vater!“ — Peter ging gegen Morgen, Gabriel gegen Abend, Veit gegen Mitternacht.

Und Hansjörg erfuhr nie wieder etwas von seinen Söhnen; sie blieben verschwunden; und es gereuete ihn, sie alle fortgeschickt zu haben, denn er ward alt und schwach. Aber er rührte das Geld seiner Kinder nie an bei dem Kaufmann, sondern ließ das Kapital durch die darauf geschlagenen Zinsen sich mehren. Er ging wieder heischen von Haus zu Haus, und man gab dem alten lahmen Hansjörg wohl gern, so lange er fordern konnte. Aber endlich konnte er nicht mehr fordern, denn er war krank und war schon zwei und sechzig Jahre alt. Die Leute, die ihn kannten, schickten ihm wohl von Zeit zu Zeit einige Lebensmittel. Doch die Gemeinde, in welcher er seit vier und zwanzig Jahren gewohnt hatte, verstieß ihn unbarmherzig, weil er ein Fremder war. „Er soll uns nicht zur Last fallen, sagten die Bauern; in vierzehn Tagen muß er zum Dorf hinaus!“ „Ich weiß nirgends hin! antwortete Hansjörg, doch zur Last will ich Keinem fallen. Jetzt ist die Noth am Höchsten!“ Darauf schrieb er an den Kaufmann in der Stadt einen Zettel, und in dem Brief schrieb er: „Sendet mir drei hundert Gulden von meinem Kapital; denn ich bin alt und schwach, und von meinen Kindern habe ich schon seit vierzehn Jahren nichts vernommen! Sie leben nicht mehr. Ich folge ihnen bald in die Ewigkeit.“ „Ihr seid reich genug, antwortete der Kaufmann; denn euer Geld hat sich über zwei tausend Gulden nach und nach vermehrt. Hiermit sende ich drei hundert Gulden.“ Wie das Geld ankam, rissen alle Bauern im Dorfe die Augen auf und thaten wieder freundlich zu Hansjörg und Jeder sagte: „Der lahme Kerl kann hexen.“ Doch Hansjörg war bei seinen drei hundert Gulden nicht froh, er sehnte sich zu sterben, um bald wieder zu seinen drei Söhnen zu kommen, die er für gewiß todt hielt und längst im Himmel vermuthete. Er war oft sehr niedergeschlagen. „Ich werde allein sterben, sprach er, und an meinem Todtenbette wird kein mitleidiges Auge weinen, und meine brechenden Augen wird nicht die weiche Hand eines geliebten Sohnes zudrücken. Hätt' ich nur wenigstens den kleinen Veit behalten!“ Doch Hansjörg starb nicht, ward vielmehr wieder gesund und pflegte sich im Alter gar wohl und that sich alle Woche einmal am Sonntag im Wirthshaus beim Schoppen Wein gütlich.

An einem schönen Sonntag Abend saß er mit andern Bauern vor dem Wirthshause unter der alten blühenden Linde. Hui, kommt wie ein Wetter in's Dorf gesprengt ein Bedienter zu Pferd, in rothen Scharlach gekleidet, mit silbernen Tressen daran und fragte mit lauter Stimme: „Wohnt hier im Dorfe der Herr Hans Georg Schmid?“ Die Bauern verwunderten sich und sprachen: „Ja freilich, er trinkt sein Schöppli unter der alten Linde.“ Da drehte der Bediente das Roß um und schnell wieder zurück im vollen Galopp. Und die Bauern gingen alle zum Hansjörg und erzählten, was sie gesehen und gehört und riethen hin und her, was es bedeuten könne. Siehe, da kamen zwei prächtige Kutschen in's Dorf und hielten vor der Wohnung des Hansjörg still. Dann stiegen drei junge Herren und zwei schöne Frauenzimmer in reichen Kleidern heraus, und alle fielen mit offenen Armen an den Hals des alten Hansjörg, der nicht wußte, wie ihm geschah. „Vater! kennt Ihr uns nicht? rief der Aelteste, ich bin Euer Peter und dermalen ein Specerei- und Gewürzhändler in Warschau, und dieses Frauenzimmer ist meine Frau!“ Darauf sprach der

zweite Herr: „Und ich bin Euer Gabriel und dieß ist meine Frau und ich habe bisher großen Kornhandel in Warschau getrieben.“ Nachher sprach der Dritte: „Und ich bin Euer Veit und komme aus Ostindien, wohin ich dreimal mit allerlei Waaren reisete, und habe aus den Zeitungen den Aufenthalt meiner Brüder erfahren und mir ein Landgut bei Warschau gekauft. Nun kommen wir und wollen Euch mit uns nehmen und Euer im Alter pflegen.“ Da weinte der graue Hansjörg Freudenthränen am Halse seiner vielgeliebten Kinder und segnete sie und ihre Weiber. „Ja! riefen die Söhne, Ihr müßt bei uns wohnen, denn Euch nur sind wir unser Glück schuldig. Hättet Ihr uns nicht gelehrt, Moos und Lumpen, Knochen und Haare, Kräuter und Federn, Baumsamen und Rosenblätter und dergleichen zu sammeln und zu benutzen: so wären wir noch heute arme Bettler. Aber wir haben Euren Spruch uns oft vorgebetet, wenn's uns sauer ward:

Bettelbrod ist bittre Noth;
Diebesbrod ist Galgentod,
Aber Arbeit segnet Gott!

und dann ging's!“ Also sprachen die frommen Söhne und nahmen ihren hochbeglückten Vater mit sich und vermachten das Geld, so er beim Kaufmann hatte, an die Gemeindekasse, zur besseren Besoldung des Schullehrers, und lebten Alle froh und vergnügt.

Da standen die Bauern da und sperrten die Schnäbel auf, und wußten nicht, wie das Ding zugegangen. Und der klügste von den Dummen sagte, indem er bedenklich den Kopf schüttelte: „Der Hansjörg muß mit dem Teufel einen Bund gemacht haben, wie könnte er sonst zu so vielem Reichthum kommen?“ Aber der junge Leser weiß es besser, wie Hansjörg dazu kam und mag sich an dessen drei Söhnen ein lehrreiches Beispiel nehmen. Zschokke.

45. Der alte arme Richard, oder die Kunst reich zu werden.

Benjamin Franklin wurde im Jahre 1706 *den* 17. *Januar zu Boston in Amerika geboren. Früh war er seinen unbemittelten Eltern im Lichterziehen und Seifensieden behilflich, welchem Geschäft er sich dann auch widmen sollte. Schon in seinem elften Jahre las er so gern, dass er alles Geld, was er bekam, auf den Ankauf nützlicher Bücher verwendete. Er las aber nicht zum Zeitvertreib, sondern um seinen Verstand und sein Herz auszubilden. Als er* 12 *Jahre alt war, erlernte er bei seinem Bruder die Buchdruckerkunst, reiste in seinem siebenzehnten Jahre nach Philadelphia, arbeitete daselbst bei einem Buchdrucker, las lehrreiche Bücher, übte sich in Anfertigung schriftlicher Aufsätze und bildete sich immer mehr zu einem verständigen einsichtsvollen Manne aus. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfand er den Blitzableiter. Bei seinen Mitbürgern gewann er ein solches Ansehen und Vertrauen, dass er mehrmals in wichtigen Staatsangelegenheiten nach England und Frankreich geschickt wurde. Er starb* 1790 *am* 17. *April. Seine Schriften enthalten einen solchen Schatz von Lebensweisheit, dass sie gewiss zu den vorzüglichsten ihrer Art gehören. Besonders sind die Lehren des armen alten Richard so schön und treffend, dass sie in jeder Familie bekannt zu sein verdienen. Folgendes ist das Wichtigste daraus. Einst, so erzählte Franklin, hielt ich mit meinem Pferde an einem Orte an, wo sich einer öffentlichen Versteigerung wegen eine Menge Menschen versammelt hatten. Es war noch etwas früh; die Leute sprachen von den schlechten Zeiten und einer davon wandte sich an einen*

alten, dem Ansehen nach wohlhabenden Mann mit grauen Haaren: „Und ihr, Vater Abraham, was sagt ihr zur jetzigen Zeit? Glaubt ihr nicht auch, dass die schweren Abgaben das Land ganz aussaugen werden?“ — Vater Abraham stand auf und erwiederte: „Mein guter Räth steht euch, und zwar in aller Kürze, zu Diensten, denn ein Wort ist dem Weisen und Verständigen genug, wie der arme Richard sagt.“ Die ganze Gesellschaft drang in ihn, er möge sprechen. Man trat in einen Kreis um ihn, und er fing also an: „Lieben Freunde und gute Nachbarn! Die Abgaben sind allerdings etwas schwer; allein wenn wir sonst keine als an die Obrigkeit zu zahlen hätten, so wollten wir wohl damit fertig werden. Wir haben aber noch viele andere, die einigen von uns weit schwerer fallen. Unsere Faulheit z. B. nimmt uns zweimal mehr ab, als die Obrigkeit, unsere Eitelkeit dreimal und unsere Thorheit viermal mehr. Von diesen Abgaben kann uns kein Landtagsabgeordneter weder ganz noch halb befreien. Indess ist noch nicht Alles verloren, wenn wir nur gutem Rath folgen, denn, wie der arme Richard sagt: Gott hilft Denjenigen, die sich selbst helfen. Ueber eine Regierung, die das Volk den zehnten Theil seiner Zeit zum Frohnen zwänge, würde Jedermann schreien; aber die Faulheit nimmt den Meisten von uns noch mehr ab. Rechnet einmal die Zeit, die ihr im gänzlichen Müssiggange, d. h. mit Nichtsthun, oder in Zerstreuungen, die eben nicht weiter führen, zubringt, und ihr werdet finden, dass ich recht habe. Der Müssiggang führt Krankheiten herbei und verkürzt das Leben, weil er uns schwächlich macht. Müssiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift, als selbst die Arbeit. Der Schlüssel, den man oft braucht, ist immer blank. Liebst du aber dein Leben, so verschwende die Zeit nicht; denn sie ist das, woraus das Leben besteht. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, dass wir länger schlafen, als nöthig wäre, ohne zu bedenken, dass der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und dass wir im Grabe lange genug schlafen; denn, wie der arme Richard sagt, verlorne Zeit lässt sich nicht wieder finden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende selten zu. Wohlan denn, lasst uns die Hände regen, so lange wir noch Kräfte haben! Faulheit macht Alles schwer, Fleiss Alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; ehe er recht an die Arbeit kommt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, dass die Armuth sie leicht einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft dich nicht treibt! Zeitig in das Bett und zeitig aus dem Bette macht den Menschen gesund, reich und weise, sagt der arme Richard. — Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Aendert euch nur selbst, so werden sich die Zeiten auch ändern. Fleiss hat nicht nöthig zu wünschen, sagt der arme Richard. Wer sich mit Hoffnungen nährt, der lauft Gefahr, Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man keinen Gewinn. Wer ein Gewerbe hat, der besitzt auch Vermögen; und wer einen Beruf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Wer arbeiten will, der findet immer Brod. Dem fleissigen Manne schaut wohl der Hunger in das Haus, hinein aber wagt er sich nicht. Die Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter, und dem Fleissigen schenkt Gott Alles. Arbeite heute; denn du kannst nicht wissen, was dich morgen abhält. Ein Heute ist mehr werth, als zwei Morgen, sagt Richard. Greife die Arbeit mässig an, und bedenke, was Richard ferner sagt: In Handschuhen fängt die Katze keine Mäuse. Aber selbst Fleiss allein ist nicht hinreichend;

wir müssen auch beständig, nicht fahrlässig noch störrig sein; wir müssen selbst ein Auge auf unsere Arbeit haben und uns nicht zu viel auf Andere verlassen, denn, wie Richard sagt: Ein Baum, der oft versetzt wird, und eine Familie, die oft auszieht, gedeihen weniger, als diejenigen, welche auf ihrem Platze bleiben. Dreimal ausziehen ist so viel, als einmal abbrennen. Verlasse deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. Willst du deine Sache gut ausgerichtet haben, so gehe selbst. Wer durch den Pflug reich werden will, der muss ihn selbst anfassen. Das Auge des Herrn fördert mehr als seine beiden Hände. Eine kleine Vernachlässigung kann grosses Unheil anrichten. Weil ein Nagel fehlte, ging das Hufeisen verloren, aus Mangel des Hufeisens das Pferd, und aus Mangel des Pferdes der Reiter; der Feind holte ihn ein und tödtete ihn, was nicht geschehen wäre, wenn er den Nagel am Hufeisen gesehen hätte.

Wer nicht ebenso gut sparen, als zu verdienen weiss, der kann sich zu Tode arbeiten, ohne einen Pfennig zu hinterlassen. Eine fette Küche macht ein mageres Testament, sagt der alte Richard. Wie gewonnen, so zerronnen, heisst es von manchem schönen Thaler. Seit die Männer über den Spiel- und Trinkgesellschaften Axt und Hammer, und seit die Weiber über den Kaffee- und Theebesuchen den Spinnrocken und das Strickzeug vergessen haben, ging manches Vermögen fast in derselben Zeit verloren, in der es erworben wurde. Willst du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen, sagt der arme Richard. Schränkt euren thörichten Aufwand ein, so dürft ihr nicht im Hause klagen. Eine einzige Thorheit zu unterhalten, kommt theuerer zu stehen, als zwei Kinder aufzuziehen. Ihr glaubt vielleicht, eine einzige Schale Thee oder Kaffee, ein Glas Wein oder Bier, bisweilen ein trockner Bissen, etwas feinere Kleider, und dann und wann ein besonderes Vergnügen, diess Alles habe so viel nicht auf sich; aber erinnert euch, was der alte Richard sagt: Ein Wenig mehrmal wiederholt, macht ein Viel. Hütet euch vor den oft wiederholten Ausgaben. Eine kleine Oeffnung versenkt ein grosses Schiff, und Wohlgeschmack führt zum Bettelsack. — Ihr habt euch hier zu einer öffentlichen Versteigerung von allerhand Sachen versammelt. Ihr nennt diese Dinge Güter; aber ihr möget euch wohl vorsehen, dass sie nicht einigen zu Uebeln werden. Ihr denkt, sie werden wohlfeil, vielleicht weit unter dem Werthe abgehen; allein wenn ihr sie nicht nothwendig braucht, so werdet ihr sie auf jeden Fall zu theuer bezahlen. Richard sagt: Kaufe nur, was du nicht brauchst, so wirst du bald verkaufen müssen, was du brauchst. — Der Weise, so sagt der alte Richard, wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch seinen eigenen. Ich kenne Leute, welche selbst hungern und ihren eigenen Kindern das Brod entziehen, um sich das nöthige Geld für ein unnöthiges schönes Kleid zu ersparen. Seide und Sammet löschen aber das Feuer in der Küche aus. Dahin ist es gekommen, dass der erkünstelten Bedürfnisse mehr sind, als der natürlichen. Durch solche und ähnliche Thorheiten sind reiche und vornehme Leute an den Bettelsack gekommen und genöthiget worden, die um Hülfe anzusprechen, auf welche sie früher hochmüthig herabgesehen haben, die aber durch Fleiss und Sparsamkeit zu Vermögen und Ansehen gekommen sind. Der alte Richard sagt: Ein Bauer auf den Füssen ist besser als ein Edelmann auf den Knieen. Mancher, der am meisten klagt, hatte ein artiges Vermögen geerbt; er

vergass aber, wie er dazu gekommen und dachte: es ist Tag, es wird niemals Nacht werden. Eine kleine Ausgabe in einem so grossen Vermögen kommt nicht in Betracht, aber, wie der arme Richard sagt: Wenn man immer aus dem Mehlfass nimmt und nicht wieder hineinfüllt, kommt man bald auf den Boden. Wenn der Brunnen trocken ist, schätzt man erst das Wasser. Wollt ihr wissen, was das Geld werth ist, so geht hin und borgt. Sorgen folgt auf Borgen, sagt der arme Richard. Hast du ein schönes Stück in's Haus gekauft, so musst du noch zehn dazu kaufen, dass Alles zusammen passt. Der alte Richard sagt: Es ist leichter, dem ersten Gelüste zu widerstehen, als allen folgenden, und der Arme, welcher dem Reichen nachäfft, ist eben so lächerlich als der Frosch, welcher sich aufblies, um so gross zu werden, als der Stier. Grosse Schiffe können sich weit in's Wasser wagen; kleine Fahrzeuge müssen sich am Ufer halten. — Welche Thorheit, der entbehrlichsten Dinge wegen Schulden zu machen! Wer sich in Schulden steckt, gibt den Andern ein Recht über seine Freiheit. Könnt ihr zur gesetzten Frist nicht bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn euer Gläubiger euch begegnet. Ihr werdet ängstlich sein, wenn ihr mit ihm sprecht und elende Entschuldigungen herstammeln. Nach und nach werdet ihr Treue und Glauben verlieren, das Schamgefühl schwächen, und euch gar durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Ein rechtschaffener Mann sollte Jedem ohne Furcht in's Gesicht sehen können; verschuldete Armuth aber raubt das Selbstgefühl, die Selbstständigkeit und die Tugend. Es hält gewiss schwer, dass sich ein leerer Sack gerade aufrecht erhalte. Wer immer darauf denkt, zu kaufen, was ihm gefällt, der vergisst leicht die Bezahlung; die Gläubiger aber haben ein besseres Gedächtniss als die Schuldner; und Niemand sieht fleissiger in den Kalender als jene. Die Zahlungszeit kommt dem Schuldner immer zu früh. Darum bewahret eure Freiheit und Unabhängigkeit; seid arbeitsam und frei. Vielleicht seid ihr aber eben jetzt in Umständen, eure Kauflust befriedigen zu können; allein legt lieber etwas für das Alter und für Nothfälle zurück. Der alte Richard sagt: Die Mittagssonne scheint nicht den ganzen Tag. Der Verdienst kann von kurzer Dauer und ungewiss sein; die Ausgaben aber sind gewiss und dauern so lange ihr lebt. Es ist leichter, zwei Schornsteine zu bauen, als einen warm zu halten. Gehet lieber ohne Abendbrod zu Bette, als dass ihr mit Schulden aufsteht. Erwerbt, so viel ihr könnt, und haltet zu Rathe, was ihr erworben habt; das ist der wahre Stein der Weisen. So, meine Freunde, lauten die Lehren der Erfahrung und Klugheit. Die Erfahrung hält freilich eine theure Schule, es ist aber die einzige, in der Thoren etwas lernen."

Also schloss Vater Abraham seine Rede. Die Leute hörten ihm aufmerksam zu und billigten seine weisen Lehren. Als aber die Versteigerung begann — kauften die Meisten ohne Verstand und Ueberlegung.

Franklin.

46. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht.
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein!

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine
Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch Ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß!

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!

J. Kerner.

47. Zufriedenheit.

Was frag' ich viel nach Geld und
Gut,
Wenn ich zufrieden bin!
Gibt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn,
Und sing aus dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abend-
lied.

So Mancher schwimmt im Ueber-
fluß,
Hat Haus und Hof und Geld;
Und ist doch immer voll Verdruß
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und däucht mir doch so schön;
Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
Läßt Keinen leer ausgeh'n.
Das Käferlein, das Vögelein,
Darf sich ja auch des Maien freu'n.

Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiesen, Berg und Wald;
Und Vögel singen fern und nah,
Daß Alles wiederhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch uns zu,
Die Nachtigall bei süßer Ruh'.

Und wenn die goldne Sonn' auf-
geht
Und golden wird die Welt,
Und Alles in der Blüthe steht,
Und Aehren trägt das Feld;
Dann denk' ich: Alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.

Dann preis' ich laut und lobe Gott
Und schweb' in hohem Muth
Und denk': es ist ein lieber Gott
Und meint's mit Menschen gut!
Drum will ich immer dankbar sein
Und mich der Güte Gottes freu'n!

J. M. Miller.

48. Genügsamkeit.

Ich danke Gott und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachts-
gabe,
Dass ich bin, und dass ich
dich,
Schön menschlich Antlitz,
habe;
Dass ich die Sonne, Berg'
und Meer
Und Laub und Gras kann
sehen
Und Abends unterm Sternen-
heer
Im hellen Monde gehen:

Und dass mir dann zu Muthe ist,
Als wann die Kinder kamen,
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheret hatte, Amen.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Dass ich kein König worden:
Mir wär' geschmeichelt worden viel,
Ich wär' vielleicht verdorben!

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Dass ich auf dieser Erde
Nicht bin ein grosser, reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde:

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und Vielen hat's das Herz verdreht,
Die früher wacker waren.

Und all das Gold und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja und Nein,
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht sehr kastein
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
Was ich bedarf zum Leben;
Er gibt dem Sperling auf dem Dach,
Wie sollt' er mir's nicht geben?

Claudius.

49. Grabschrift eines reichen Geizigen.

Hier liegt ein Mann, der selt'nen Ruhm erwarb:
Denn wisse, Wanderer, er hungerte und starb.

Lessing.

50. Das beste Erbtheil.

Von zwei Nachbarn, die beide viel Kinder hatten, war der Eine, mit Namen Melchior, reich; er verließ sich auf sein Geld und war wenig besorgt, daß seine Kinder gut unterrichtet und erzogen würden. Simon, der Andere, hatte ein geringeres Vermögen, aber gut und wohl unterrichtete Kinder. Er pflegte öfters zu seinen Kindern zu sagen: „Kinder, ihr seht schon, ich kann euch nicht viel Geld hinterlassen; das Meiste von meinem geringen Vermögen hab' ich darauf verwendet, euch zu erziehen und etwas Nütz-

liches lernen zu lassen. Seid nur fromm und fleißig, dann wird euch der liebe Gott gewiß einst segnen." Nach etlichen Jahren wurde in das Haus des Melchior gewaltsam eingebrochen und fast alles Geld gestohlen. Das war ein Jammern und Klagen. — „Nachbar, ich habe mit dir Mitleid," sagte Simon zu Melchior, „und noch mehr mit deinen Kindern; ich bedaure es, daß ich ihnen nicht helfen kann; vielleicht können es einst meine Kinder." Es dauerte nicht lange, so brannte auch das Haus des Melchior von Grund aus ab. Nun ward er sammt seinen Kindern ein Bettler. Da nahm Simon auf's Neue Gelegenheit, seinen Kindern zu sagen: „Sehet, Kinder, daß man sich nie auf Geld und Gut verlassen soll. Nur was ihr gelernt habt, ist euer; nur dieses allein könnet ihr durch kein Unglück verlieren." Seine Kinder beflissen sich, noch mehr zu lernen. Nach dem Tode ihres Vaters konnten sie sich auch recht gut fortbringen, weil sie alle geschickt und fleißig waren. Aber mit Melchiors Kindern kam es so weit, daß sie endlich bei den Kindern des Simon betteln mußten. Chr. Schmid.

51. Von dem Werthe gesunder Glieder.

Anton ging einmal über Land, kam matt und verdrossen bei einem Wirthshause an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brod geben ließ, und war unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuße thun mußte, und sich mit nichts Besserem laben konnte. Kurz darauf kam ein Wagen gerollt, in dem ein wohlgekleideter Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein geben ließ, das er in seinem Wagen verzehrte. Anton sah ihm hämisch zu und dachte, wenn er es doch auch so gut hätte. Der Herr im Wagen merkte dieses und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?" — „Das versteht sich," sagte Anton, ohne sich lange zu bedenken. „Steige der Herr heraus und gebe mir Alles, was er hat, ich will ihm auch geben Alles, was ich habe." Sogleich befahl der Herr im Wagen seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Gott! welch ein Anblick? Seine Füße waren gelähmt, er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinem Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „He!" fragte er, „hast du noch Lust mit mir zu tauschen?" — „Bei Gott nicht," gab der erschrockene Anton zur Antwort. „Meine zwei Füße sind mir lieber als tausend lahme Beine. Ich will lieber schwarzes Brod essen und mein eigener Herr sein, als Wein und Braten haben, und mich wie ein kleines Kind von Andern herum führen lassen. Gott behüte ihn!" Mit diesen Worten stand er auf und ging fort. — „Hast Recht!" rief ihm der Herr nach. „Könntest du mir deine gesunden Beine geben, du solltest meinen Wagen, meine Pferde, mein Geld und Alles dafür haben."

Ein gesunder armer Mann ist glücklicher als ein reicher Krüppel.

* * *

52. Mäßigkeit und Selbstbeherrschung.

Mäßigkeit, bei frohem Muth,
Ist, fürwahr! ein großes Gut;
Sie verlängert den Genuß
Und verhütet Ueberdruß.

Krankheit, Armuth, Reu und Schmach
Folget der Verschwendung nach;
Kaum auf halb durchlebter Bahn
Hält der Tod den Schwelger an.

Glücklich ist als Kind und Mann,
Wer sich selbst beherrschen kann,
Und die Gaben der Natur
Froh genießt, doch sparsam nur.

Drum dem Kinde Heil und Preis,
Das sich früh zu zähmen weiß;
Länger blüht sein Angesicht,
Seine Rosen welken nicht.

53. Wider das Branntweintrinken und alles zu viel Trinken.

Wenn sich einer erhenkt, oder erschießt, oder in's Wasser stürzt, so ist das etwas gar Schauderhaftes, und die Leute fürchten sich vor dem Orte, wo der Mord geschehen ist. Denn es ist doch eine schwere Sache, das fühlt jeder, mit einer Todsünde, unzeitig und gegen Gottes Erlaubniß den Leib in's Grab und die Seele vor das Gericht hinüberzustürzen. Nun aber saget mir einmal, was ist ärger, wenn sich einer selbst tödtet mit einem Schuß, mit einem raschen Schnitt, oder wenn einer durch jahrelanges Sündigen, durch viele hundert, trotz aller Warnungen und aller besseren Eindrücke wiederholte Sünden, nicht aus Angst oder Noth, sondern aus Muthwillen sich selber umbringt? Das thut aber jeder Trunkenbold, jeder Schnapssäufer. Darum glaube und behaupte ich, ein jeder solcher ist ein Selbstmörder, und seine Schuld und seine Verdammniß ist wohl so schwer, als wenn sich einer einen schnellen Tod angethan hat. Sagt vielleicht einer: „Was ich trinke, will nicht viel heißen," so antworte ich d'rauf: „Wenn eine leichtsinnige Mücke um das Licht herum fliegt, so denkt sie, das Licht gibt hell und warm, und es ist pläsirlich für mich, herumzugeigen, und ich weiß ja schon, was ich zu thun habe;" item, sie schwärmt fünfmal oder siebenmal herum, auf einmal summt und winselt es ganz fein auf dem Tisch unten am Leuchter, und man thut der halb verbrannten Mücke noch einen Liebesdienst, wenn man sie schnell todt macht. Gerade so ist der Trunkenbold, der Schnapssäufer die Mücke, und Wein, Bier oder Schnaps ist sein Licht. Er süpfelt Tag für Tag, weniger als gestern kann er heute nicht trinken, lieber aber ein wenig mehr, und so lockt ihn Schnaps oder Wein, und lockt den einen in Müßiggang und Verschwendung, den andern in bittern Hauszank, viele in Verbrechen und Gefängniß, viele in Krankheit und Blödsinn, viele in's Irrenhaus, viele in Armuth und Grab, alle in Sünden und schweren Tod. Und wenn du auch mäßig Schnaps trinkst, so bohrst du langsam am Leben und trinkst sachte und sänftiglich den Tod in dich hinein; zugleich aber schreibst du dir eine lange Schuldrechnung auf das Gewissen — wegen des schlechten Beispiels, das du Säufern gibst. Denn wenn jeder ehrenhafte Mann sagen würde: „Schnapstrinken ist eine Sünde," und würde es eben darum bleiben lassen, so würde mancher, der noch nicht so sehr gefesselt ist, zuerst im Gewissen unruhig werden und zuletzt den Vorsatz fassen, es aufzugeben. Nun will ich aber dem Schnaps noch ernstlicher die Ehre abschneiden und seine Bosheit und Lasterthaten aufdecken. 1) Von Schnapstrinkern erben sich oft Krankheiten und Siechthum auf ihre Kinder fort; diese leiden an Kraft und Gesundheit, oder Verstand, oder an allem zugleich Noth. 2) Der Schnaps macht auch Arme, schuldige und unschuldige. Nicht nur der Trinker, auch sein Weib und seine Kinder, und alle, die ihm geliehen

haben, kommen um das Ihrige. Staat und Gemeinde können ihre Abgaben nicht von ihnen beziehen und müssen daher auf andere, ordentliche und fleißige Leute die Last legen. Manchen muß endlich die Gemeinde, weil er nichts mehr hat, ernähren und für seine Kinder sorgen. 3) Schnapsliebhaber meinen, ihr Getränk frische sie auf und stärke sie; ich aber sage: Das ist erlogen, er löscht den Durst nicht, sondern macht Durst; er sättigt nicht, denn er hat keine nährenden Theile; der Schnaps zehrt an den Kräften, macht matt, zittrig, kraftlos. Wenn einer das hitzige Fieber hat, so schlägt er auch mit Kraft um sich, daß ein paar stärkere Leute ihn nicht bändigen können; hintennach liegt der Mensch todesmatt da. So macht auch der Schnaps ein künstliches Fieber, indem man sich stark vorkommt, zehrt aber die Lebenskräfte nur um so schneller auf, je öfter der Mensch Schnaps nachschüttet, um Leib und Seele besser in Gang zu bringen. 4) Der Schnaps stiftet Unfrieden. Wo hört man so oft Geschrei, Fluchen, grobes, wildes Schimpfen und Dreinschlagen als unter Trinkern? Wo härmet sich ein Weib bitterer ab, wo nagt es in ihr unerträglicher, als wo der Mann ein Trinker ist? 5) Der Schnaps nimmt Gedächtniß und Verstand; die feinsten Nerven, welche die Seele zum Denken braucht, werden mehr und mehr abgeschwächt und lahm; das Gehirn wird erweicht, der Trinker ist unfähig zum vernünftigen Denken und zu einem ernstlichen Entschluß. Man hat schon in zwei großen Irrenhäusern Rechnung geführt und gefunden: in dem einen sind von 781 Irren mehr als die Hälfte durch das Trinken wahnsinnig geworden; in dem andern war nur ein einziges Viertel durch andere Sachen um den Verstand gekommen, drei Viertel aber durch das Trinken. 6) Der Schnaps macht früh alt, macht früh krank, macht früh todt. Wenn der Müller das Wasser so heftig auf die Räder richtet, daß sie im allerschnellsten Lauf umgejagt werden, so geht zwar alles geschwinder, und es raffelt ganz lebhaft und lustig. Das ist aber auch das sicherste Mittel, das Mühlwerk recht bald unbrauchbar zu machen oder ganz zu verderben. Je mehr und je öfter einer hitziges Getränk zu sich nimmt, desto schneller und heftiger wird das Geblüt im Leib herumgejagt (greif' nur an deinen Puls, du wirst es inne werden), desto mehr werden die Eingeweide und Nerven aufgestört und gehetzt, und desto schneller wird das kunstreiche Maschinenwerk des menschlichen Leibes innerlich zu Grunde gerichtet und zum Stillstand im Tode gebracht. Hitzige Getränke sind die besten Jagdhunde des Todes; sie hetzen ihm die Menschen schaarenweis in sein Netz und machen sie ihm schußgerecht. Wie die Cholera, dieses schwarze Krokodil, so viele Menschen hingerafft hat, hat man in manchen Gegenden gefunden, daß von 100 Menschen, die an ihr gestorben, über 70 Schnapsliebhaber gewesen sind. 7) Der Schnaps zerstört Religion und Sittlichkeit und ist der Wegbereiter jeder Sünde. Ist noch ein Fünklein Religion in einem Winkel des Herzkämmerleins, so ist der Schnaps das rechte Wasser, um es auszulöschen. Wer dem Trunk ergeben ist, der mag nicht mehr beten, er mag das Wort Gottes nicht mehr lesen oder anhören; wenn andere Menschen in der Kirche sind, so ist er oft im Wirthshaus. Wie werden die Kinder an Leib und Seele verderbt, verwüstet — wie die jungen Reben durch Hagelwetter! 8) Der Schnaps stürzt endlich in die Hölle. Lies, was Gal. 6, 7 steht: „Irret euch nicht, Gott läßt seiner nicht spotten! Was der Mensch säet, das wird er ärnten, wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleisch Verderben ärnten, wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geiste das ewige Leben ärnten." 1. Cor. 6, 10: „Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben!" — Darum lasset ein Wort mit euch reden. In Amerika haben jetzt schon gegen drei Millionen Menschen das feierliche Gelöbniß abgelegt,

sie wollen keinen Schnaps mehr trinken und halten es; eben so haben in dem armen Irland mehr als eine Million dasselbe beschworen. Sollte einer nicht auch können, was Millionen können? Freilich kann es ein jeder, dem es ein Ernst ist, das Auge, das ihn ärgert, auszureißen, damit nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde (Matth. 7, 7). Denn will einer ernstlich, so will Gott zweimal, er will, daß Niemand verloren werde.

A. Stolz.

54. Gefahren beim Kohlendampfe.

Eine wohlhabende Wittwe, welche zwei erwachsene Töchter hatte, mußte eine Nacht aus dem Hause bleiben, um bei ihrer kranken Schwester zu wachen. Die beiden Mädchen dachten, sie wollten sich einmal etwas zu gute thun, und heizten, weil der Abend sehr kalt war, die Schlafstube ungewöhnlich stark. Nun gingen sie beide fröhlich zu Bette, nachdem sie zuvor den Ofen fest zugemacht hatten. Die Unglücklichen! Sie standen nicht wieder auf; denn der Ofen bekam von der starken Hitze einen Riß, und ein Stück Holz, welches nur halb verbrannt war, fing an zu schwelen und füllte bald die ganze Stube mit Rauch an. Beide Mädchen mußten ohne Rettung ersticken. Zwar war die Eine vom Schlafe erwacht, aber vergebens hatte sie es versucht, die Thüre zu erreichen; man fand sie in schrecklicher Gestalt auf dem Boden liegen; in der Todesangst hatte sie sich das ganze Gesicht zerkratzt und die Haare ausgerauft. Welch ein Anblick war es für die unglückliche Mutter, als sie am Morgen ihre beiden geliebten Kinder, die Hoffnung und Stütze ihres Alters, nicht mehr am Leben fand! O, lernet doch, so lieb euch euer Leben ist, mit Feuer und Licht behutsam umgehen, liebe Kinder, damit euch nicht ein ähnliches Unglück widerfahre.

55. Das kleine Orangenbäumchen.

Eine vornehme Frau hatte sich ein kleines Orangenbäumchen gekauft, und es in ihr Schlafzimmer stellen lassen. Auf einmal wird sie des Nachts von einer großen Aengstlichkeit und Beklemmung überfallen, der Kopf ist ihr schwer und betäubt; sie weiß selbst nicht, wie ihr wird. Sie will aufstehen, kann sich aber nicht helfen und fällt aus dem Bette, neben welchem sie auch besinnungslos liegen bleibt. Zum Glück hört ihr in einer Nebenkammer schlafender Bruder das Geräusch, geht in das Zimmer seiner Schwester, findet sie wie todt da liegen, und merkt an dem starken Geruche der Blüthen gar bald die Ursache dieses Unfalls. Er reißt sogleich die Fenster auf, damit frische Luft in das Zimmer komme, macht die Thüren auf und trägt das Orangenbäumchen hinaus. — Nachdem er seine Schwester einige Mal mit kaltem Wasser bespritzt hatte, erholte sie sich etwas und fing wieder an zu athmen. Man schickte auch sogleich zum Arzte, welcher die nöthigen Verordnungen gab; aber erst nach vier Tagen befand sie sich wieder völlig hergestellt.

An dem ganzen Zufalle waren blos zwei Orangenblüthen Schuld, welche in dieser Nacht aufgebrochen waren; denn alle übrigen Blüthen waren noch in ihren Knospen.

56. Lebensregeln.

Willst leben froh und in die Läng',
Leb' in der Jugend hart und streng;
Geniesse Alles, doch mit Mass,
Und was dir schlecht bekommt, das lass.

Mit Milch fängst du dein Leben an,
Mit Wein kannst du es wohl beschliessen;
Doch fängst du mit dem Ende an,
So wird das Ende dich verdriessen.

Die Luft, Mensch, ist dein Element,
Du lebest nicht von ihr getrennt;
Drum täglich in das Freie geh',
Und besser noch auf Berges Höh'!

Das zweite ist das Wasserreich,
Es reinigt dich und stärkt zugleich;
Drum wasche täglich deinen Leib
Und bade oft zum Zeitvertreib!

Dein Tisch sei stets einfacher Art,
Sei Kraft mit Wohlgeschmak gepaart;
Mischst du zusammen vielerlei,
So wird's für dich ein Hexenbrei.

Iss mässig stets und ohne Hast,
Dass du nie fühlst des Magens Last;
Geniess es auch mit frohem Muth,
So gibt's dir ein gesundes Blut.

Fleisch nähret, stärket und macht warm,
Die Pflanzenkost erschlafft den Darm;
Sie kühlet und eröffnet gut
Und macht dabei ein leichtes Blut.

Das Obst ist wahre Gottesgab',
Es labt, erfrischt und kühlet ab;
Doch über Allem steht das Brod,
Zu jeder Nahrung thut es Noth.

Das Fett verschleimt, verdaut sich schwer;
Salz macht scharf Blut und reizet sehr;
Gewürze ganz dem Feuer gleicht,
Es wärmet, aber zündet leicht.

Willst du gedeihlich Fisch geniessen,
Musst du ihn stets mit Wein begiessen.
Den Käss iss nie zum Uebermass;
Mit Brod zu Nachtisch taucht er was.

Der Wein erfreut des Menschen Herz;
Zu viel getrunken macht er Schmerz;
Er öffnet sträflich deinen Mund
Und thut selbst dein Geheimniss kund.

Das Wasser ist der beste Trank;
Er macht fürwahr dein Leben lang;
Er kühlt und reiniget dein Blut
Und gibt dir frischen Lebensmuth.

Der Branntwein nur für Kranke ist,
Gesunden er das Herz abfrisst;
An seinen Trank gewöhn' dich nie,
Er macht dich endlich gar zum Vieh.

Befleiss'ge dich der Reinlichkeit;
Luft, Wäsche, Bett sei oft erneut;
Denn Schmutz verdirbt nicht blos das Blut,
Auch deiner Seel' er Schaden thut.

Willst schlafen ruhig und complett,
Nimm keine Sorgen mit in's Bett,
Auch nicht des vollen Magens Tracht,
Und geh' zur Ruh vor Mitternacht.

Schlaf ist des Menschen Pflanzenzeit,
Wo Nahrung, Wachsthum bass gedeiht,
Und selbst die Seel', vom Tag verwirrt,
Hier gleichsam neu geboren wird.

Schläfst du zu wenig, wirst du matt,
Wirst mager und des Lebens satt;
Schläfst du lang und kehrst es um,
So wirst du fett, ja wohl auch dumm.

Willst immer froh und heiter sein,
Arbeite, bet', vertraue Gott,
Denk' nicht: es könnte besser sein,
Und hilf dem Nächsten aus der Noth.

Vermeide allen Müssiggang;
Er macht dir Zeit und Weile lang,
Gibt deiner Seele schlechten Klang
Und ist des Teufels Ruhebank.

Halt' deine Seele frei von Hass,
Neid, Zorn und Streites Uebermass,
Und richte immer deinen Sinn
Auf Seelenruh' und Frieden hin.

Bewege täglich deinen Leib,
Sei's Arbeit oder Zeitvertreib;
Zu viele Ruh' macht dich zum Sumpf
Macht dich an Leib und Seele stumpf.

Willst sterben ruhig, ohne Scheu,
So lebe deiner Pflicht getreu;
Betracht' den Tod als deinen Freund,
Der dich erlöst und Gott vereint. Hufeland

57. Der steinerne Wecker.

„Schämst du dich nicht? Sieh doch, wie munter und vergnügt deine Geschwister aus dem Bette springen, wenn ich sie wecke, und wie sie sich den Schlaf mit frischem Wasser aus den Augen waschen, während du dich noch immer im Bette vergräbst. Wie viel schöne Morgen hast du schon verschlafen! Du weißt bis diese Stunde noch nicht, wie die Sonne aufgeht, und wie erquickend ein heiterer Frühlingsmorgen für Menschen und Thiere ist. — Du lebst so gern, und bringst doch die Hälfte deines Lebens todt, nämlich schlafend zu. Weckt man dich nicht drei- bis viermal: so kommst du nicht aus den Federn; denn du gähnst nur ein Paarmal, reibst die Augen, knurrst und schläfst dann wieder ein. Stehst du endlich auf, so brauchst du eine Glockenstunde zu deinem Anzuge und noch zwei Stunden, bis dir die Schlaftrunkenheit vergeht. Darüber lernst du nichts und bist und bleibst eine Schlafmütze!" sagte der Vater zu seinem Sohne Leopold.

Während dieser Strafrede kroch Leopold aus dem Bette, und der Vater erzählte ihm zum Frühstücke: „Vor einiger Zeit las ich den Lebenslauf eines berühmten Dichters. Der band sich, als Knabe, beim Schlafengehen einen Bindfaden um den Arm, woran ein Stein befestigt war. Den Stein legte er auf einen Stuhl vor's Bett, damit, wenn er sich des Morgens umwendete, der Stein herabfallen, und ihn, durch den Ruck am Arme, zum Lernen aufwecken möge." — „Wenn das bei unserm Leopold helfen sollte," sagte die Mutter: „so müßt' er einen Stein aus der Krautbütte dazu nehmen, der ihn gleich aus dem Bette risse." Leopold verzog das Maul, und die Geschwister lachten. Am nächsten Morgen war der Langschläfer wieder nicht munter zu bringen. Da liefen die Geschwister und holten einen Stein, so schwer sie ihn schleppen konnten, legten

ihn auf einen Stuhl am Bette, banden einen Bindfaden daran und knüpften diesen ganz leise um Leopolds Arme. Er sah sich betroffen um, und das Erste, was ihm in's Auge fiel, war — der Stein auf dem Stuhle.

Anstatt diesen im Stillen abzuknüpfen und aufzustehen, hob er ein fürchterliches Geheul an. Die ganze Familie lief zusammen, und selbst der ernsthafte Vater mußte von ganzer Seele lachen, als er den Langschläfer, an einen Stein gebunden, so da liegen und wie ein kleines Kind heulen sah. „Den Spott und die Schande," sagte der Vater, „hast du verdient, und ob ich gleich sonst Neckereien unter Geschwistern nicht liebe; so will ich doch nicht abwehren, wenn sie dich bei der ersten ähnlichen Veranlassung wieder eben so heimschicken, wie diesmal."

Von der Zeit an setzte sich Leopold flugs auf und rieb sich den Schlaf aus den Augen, wenn er nur leise geweckt wurde, und oft erwachte er früher als seine Geschwister von selbst, weil ihm das Angebinde im Traume vorkam. Dadurch entwöhnte er sich des langen Schlafens und dankte es in der Folge seinen Geschwistern mit Hand und Mund, daß sie ihn auf eine so eigene Art gebessert hatten.

58. Iß nichts, was du nicht kennst.

Ein Paar Knaben gingen an einem Bache spazieren, an dessen Ufer das Vieh einige Wurzeln von dem Wasserschierling herausgetreten hatte. Die Knaben hielten die Wurzeln für Pastinakwurzeln, aßen mit großem Vergnügen davon und gingen dann nach Hause. Der eine, ein sechsjähriger hübscher Junge, war kaum ein Paar Minuten zu Hause gewesen, als er schon über schreckliche Schmerzen im Magen klagte. Dann fing sein ganzes Gesicht fürchterlich an auszusehen, bald fühlte und hörte und sah er nichts mehr, er verdrehte die Augen und knirschte mit den Zähnen, welche er jedoch nicht auseinander bringen konnte. Aus seinen Ohren strömte Blut. An seinem Herzen fühlte man einen großen Klumpen, welcher stark klopfte, besonders wenn man die Hand daran hielt, und öfters schien es, als wenn er sich erbrechen wollte, welches aber nicht anging, weil der Mund fest verschlossen war. Am ganzen Leibe hatte er die entsetzlichsten Zuckungen und verdrehete die Glieder so fürchterlich, daß es Niemand ansehen konnte. Oft bog er den Kopf hinten über, und den Rücken machte er so krumm, wie einen Bogen. Endlich fiel er in einen festen Schlaf, aus welchem ihn nichts erwecken konnte — er starb. Nach seinem Tode fingen das Gesicht und der Bauch an aufzuschwellen, an den Augen war ein blauer Ring, und aus dem Munde floß ein grüner Schaum, welcher so oft wiederkam, als er abgewischt wurde. Der andere Knabe, welcher ein Paar Jahre älter war, starb auf eben diese Weise. — Man hatte zwar Aerzte herbeigerufen, aber die unglücklichen Kinder konnten nicht mehr gerettet werden.

Schnabel.

59. Die Unschuld.

Die Unschuld bringt Freude und fröhlichen Sinn,
Sie führet auf Blumen durch's Leben uns hin;
Sie zieret uns schöner als Perlen und Gold,
Und machet gleich Engeln uns lieblich und hold.

Froh ist wohl das Täubchen auf ländlichem Dach,
Froh hüpfet das Lämmlein im Grünen am Bach;
Doch freudiger schlägt noch ein schuldloses Herz,
Es weiß nichts von Reue, von Unruh' und Schmerz.

Ihm glänzet die Sonne noch einmal so klar,
Und gold'ner der Sternlein hell funkelnde Schaar;
Die Knospe der Rose ihm freundlicher lacht,
Und milder der kleinen Vergißmeinnicht Pracht.

Die Freuden der Wollust vergiften das Herz,
Sie bringen nur Jammer und endlosen Schmerz,
Sie gleichen dem Abgrund mit Blumen bedeckt,
Der Schlange, die schlau sich im Grase versteckt.

Gleich welkender Rosen verstäubet ihr Glück
Und läßt in dem Herzen nur Dornen zurück,
Sie pflücken die Blüthe der Wangen bald ab
Und graben der Jugend ein früheres Grab.

Daher, wenn das Laster Verderben uns droht,
So warnet uns freundlich der gütige Gott;
Von brennender Röthe erglüht das Gesicht;
„Das wäre Sünde" im Herzen, was spricht.

Wir folgen der Warnung recht willig und gern,
Fern bleib' der Gedanke, o ferne, weit fern,
Der uns mit Schamröthe die Wangen entflammt,
Und den das Gewissen als schändlich verdammt.

Dann führet ein Engel an traulicher Hand
Uns freundlich hinüber in's bessere Land;
Dann, o dann umstrahl't uns himmlischer Glanz,
Es schmücket die Schläfe der Lilienkranz. Chr. Schmid.

60. Die Schamröthe.

Was ist das Roth, das mein Gesicht
Auf einmal überzieht?
Frei aufzusehen wag ich nicht,
Und meine Wange glüht.
Vielleicht bin ich jetzt in Gefahr,
Was Böses zu begehen,
Und mein Gewissen nimmt es wahr,
Und warnt, mich vorzusehen.
Die Warnung fordert Wachsamkeit,
Ich nehme die Warnung an,

Und bin in meiner Seel' erfreut,
Wenn ich noch helfen kann.
O Farbe meiner Unschuld, blüh!
Blüh', und verwelke nicht!
Die Lust zur Sünde wische nie
Dich mir vom Angesicht.

* * *

61. Der Schutzengel.

Es geht durch alle Lande
Ein Engel still umher,
Kein Auge kann ihn sehen,
Doch Alles siehet er.
Der Himmel ist sein Vaterland,
Vom lieben Gott ist er gesandt.

Er geht von Haus zu Hause,
Und wo ein gutes Kind
Bei Vater oder Mutter
Im Kämmerlein sich find't,
Da wohnt er gern und bleibet da
Und ist dem Kindlein immer nah'.

Er spielet mit dem Kinde
So traulich und so fein,
Er hilft ihm fleißig lernen
Und stets gehorsam sein.
Das Kind befolgt's mit frohem Muth,
Drum bleibt es auch so lieb, so gut.

Und geht das Kind zur Ruhe,
Der Engel weichet nicht;
Er hütet treu sein Bettchen
Bis an das Morgenlicht;
Er weckt es auf mit stillem Kuß
Zur Arbeit und zum Frohgenuß.

Wenn ich den Engel sähe,
Ich fiele vor ihm hin
Und dankte ihm mit Thränen
Für solchen treuen Sinn,
Und bäte: Lasse mich mitgehn,
So gute Kindlein stets zu sehn.

62. Kennzeichen der Verführer.

Kajetan Dorner, der Sohn eines Tischlermeisters zu Landsberg, bat seinen Vater inständig, daß er ihm erlaube, in die Fremde zu gehen. Endlich gewährte ihm der Vater seine Bitte. Ehe er aber seinen Sohn aus dem väterlichen Hause entließ, führte er ihn zu seinem ehemaligen Lehrer, wie auch zu seinem Seelsorger, um von Beiden Abschied zu nehmen, und ihnen für den in der Schule und Kirche ertheilten Unterricht noch einmal zu danken. Da der junge Dorner gesinnt war, bei seiner Auswanderung zuerst in München Arbeit zu suchen, so gab ihm sein Seelsorger nebst andern heilsamen Lehren noch die Ermahnung, sich in der Fremde nicht verführen zu lassen, damit er gesund und glücklich an Leib und Seele zurückkehren möge; „denn," fuhr der Seelsorger fort, „in den Städten, besonders in großen Städten, gibt es für einen jungen Menschen viele Verführer, deren Kennzeichen ich dir jetzt angeben will. Höre also: 1. Wer dich zu einer heimlichen, bösen That verleiten will und zu dir sagt: „Es sieht uns Niemand, es ist keine Sünde, und dergleichen,"

der ist ein Verführer. 2. Wer über religiöse Gebräuche spottet, über die Geistlichkeit schimpft, dich vom Besuche des Gottesdienstes zurückhalten will, den erkenne als einen Verführer. 3. Wer sich rühmt, Diesen oder Jenen schändlich betrogen oder ein Bubenstück ausgeführt zu haben, oder stolz darauf ist, sich durch Ränke durchgeholfen und seinen Mitmenschen in Strafe gebracht zu haben, den fliehe als einen Verführer. — 4. Wer seinen rechtschaffenen Meister verleumdet und dich reizt, das Nämliche zu thun, oder die Fehler der Familie in der Zechstube entdeckt und durch falsche Zusätze vergrößert und dich zur Beistimmung auffordert, der ist ein Verführer. — 5. Wer schmutzige Reden führt, schamlose Lieder singt, über ehrbare Leute sich lustig macht, dem traue nicht, er ist ein Verführer. — 6. Wer dich zum Schuldenmachen, zum Nachtschwärmen und zu Dingen, über die du vor Gott und rechtschaffenen Menschen erröthen müßtest, verleiten will, vor dem hüte dich, er ist ein Verführer." — Als der Pfarrer den noch unverdorbenen Dorner auf die Gefahren der Verführung, denen er auf seiner Wanderschaft ausgesetzt sein würde, aufmerksam gemacht hatte, so ertheilte er ihm den priesterlichen Segen, und Vater und Sohn küßten dank- und verehrungsvoll die segnende Hand des Priesters, der Beide mit Thränen im Auge von sich entließ.

63. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel und herab auf die stille, reine, weisse Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab war nahe bei ihm; es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend bedeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben Nichts mit, als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf die Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land, voll Licht und Aernten und voll Engel, bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinab zieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertröpfelnden Giftes, voll zischender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe. — Ach die Schlangen hingen um seine Brust, und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wusste nun, wo er war. — Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: «Gib mir meine Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!» — Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen; und er sagte: «Es

sind dies meine thörichten Tage!» — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen. «Das bin ich,» sagte sein blutendes Herz; und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter. — Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an. — Mitten in dem Kampfe floss plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun glücklicher und besser, als er, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: «O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!» — Im fieberhaften Erinnern an seine Jugendzeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge, der sich einen Dorn auszieht, und seine vorige blühende Gestalt wurde ihm bitter vorgegaukelt. — Er konnte es nicht mehr sehen — er verhüllte das Auge — tausend heisse Thränen strömten versiegend in den Schnee — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: «Komm nur wieder, Jugend, komm wieder!» — Und sie kam wieder, denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. — Er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen; aber er dankte Gott, dass er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die in's reine Land der Aernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehst! Dieser schreckliche Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: «Komm wieder, schöne Jugend!» — so würde sie nicht wieder kommen. Jean Paul.

64. Mannestrutz.

Es soll gleich einem Eichbaum stark
Der Mann mit Stürmen ringen,
Es soll ihm trotzig Bein und Mark
Die Willenskraft durchdringen.

Und wenn der Donner oben braust,
Der Himmel steht in Gluthen,
Die Höll' ihm um die Ohren saust,
Das soll ihn nicht entmuthen.

Ihm muß die Welt in seiner Brust,
In seinem Leben liegen;
Er muß in Leid und muß in Lust
Sein eigen Herz besiegen.

Und stetig ernst und stetig treu
Muß er sein Werk vollbringen,
Und muß im Leben frank und frei
Nach allem Edlen ringen.

So soll er aus dem Erdenthal
Den Weg zum Himmel wandeln,
Und soll im heil'gen Gottesstrahl
Stets recht und rechtlich handeln.

Das ist der ächte starke Mann,
Der so durch's Leben gehet,
Der so auf seiner Lebensbahn
Gleich einem Eichbaum stehet.

Clemens August
v. Droste-Vischering, Erzbischof von Köln † 1845.

65. St. Johannes.

St. Johannes, der Evangelist, kam einst in eine Stadt, und da sah er einen Jüngling, schön von Gestalt und jung an Jahren. Der Jüngling aber war ein Heide. Und St. Johannes lehrte ihn, und taufte ihn, und führte ihn zum Bischof der Stadt, und sprach zu diesem: „Nimm den Jüngling auf in dein Haus, und erziehe ihn, und mache aus ihm einen würdigen Priester." Der that es, und St. Johannes ging weiter. — Nach etlicher Zeit kam der heilige Apostel wieder in die Stadt, und ging in das Haus des Bischofs, und sprach zu ihm: „Wo ist der Jüngling, den ich dir übergeben habe?" Da fing der Bischof an zu weinen, und sagte: „Der Jüngling, der ist todt." Deß wunderte sich St. Johannes. Der Bischof aber fuhr

fort und sprach: „Wisse, er ist nicht den Tod des Leibes gestorben, er ist den Tod der Seele gestorben. Er ist ein Räuber geworden und mit andern Jünglingen hinausgegangen in den Wald, und die haben ihn zu ihrem Hauptmanne gewählt.“ Da St. Johannes diese Worte hörte, ward er traurig in seinem Herzen, und rief: „Ich habe in dir einen schönen Hüter über die Seele deines Bruders aufgestellt!“ Und er nahm ein Pferd und einen Diener und ritt hinaus in den Wald. Und die Räuber kamen und fingen den Apostel. Der aber sprach zu ihnen: „Führt mich zu Eurem Hauptmann!“ Und sie führten ihn zu dem Jüngling. Und da der Jüngling St. Johannes sah, erkannte er ihn und floh. Der Heilige aber eilte ihm nach, und rief mit lauter Stimme: „O Sohn, warum fliehst du mich, deinen Vater? Sieh an mein Alter, und ehre es, und sieh an deine Jugend, und zerstöre nicht ihre Blüthe. Noch ist Hoffnung für dein Heil! Ich will Rede stehen für dich bei Gott. Halte still, mein Sohn; Christus ist es, der mich zu dir schickt.“ Und der Jüngling stand stille, und warf sich nieder zu den Füßen des heiligen Apostels und weinte, seine rechte Hand aber verbarg er in seinem Kleide, denn er hatte mit ihr viel Böses gethan. Und St. Johannes nahm die Hand, und küßte sie, und versprach dem Jüngling, Verzeihung seiner Sünden von Gott zu erwirken. Und darauf nahm er ihn, und führte ihn aus dem Wald in die Kirche, und betete und fastete mit ihm. Und Jesus Christus hörte das Gebet seines Dieners Johannes, und erbarmte sich des Jünglings, und verzieh ihm seine Sünden. Und in der Folge ward der Jüngling ein frommer Priester.

Da St. Johannes seines Alters war hundert Jahre, konnte er nicht mehr in die Kirche gehen, noch predigen. Und er ließ sich hintragen auf einem Sessel in die Kirche, und daselbst sprach er: „Kindlein, liebet einander,“ und andere Worte sprach er nicht. Da fragten ihn seine Jünger: „Lehrer, warum sprichst du immer: Kindlein, liebet einander?“ St. Johannes antwortete und sprach: „Das thue ich, weil es des Herrn Gebot ist, und vollzieht ihr dies Gebot, so habt ihr genug gethan.“ Werfer.

66. Das Lied vom braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Hürde scheucht,
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf See und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll.

Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen, schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke d'rüber her
Und mitten stand ein Häuschen d'rauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!" —

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus,
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren, verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

Hoch auf den fernen Ufern stand
Ein Schwarm von Gaffern groß und klein,
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Sturm und Wind.

Rasch galoppirt ein Graf hervor
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!"

Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter, Retter, komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! frisch auf! gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.

Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Sturm und Wind.

Sieh', schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn.
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! Der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

„Hier," rief der Graf, „mein wack'rer Freund,
Hier ist der Preis! Komm her! Nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer wahrlich schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch hab' ich satt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon. Bürger.

67. St. Nikolaus.

Sankt Nikolaus war ein Bischof; aber er predigte nicht bloß und verrichtete nicht bloß die Geschäfte am Altare, sondern er half Allen, welche der Hülfe bedurften.

Einst ging er am Ufer des Meeres, und sah da eine arme Frau, welche mit ihren drei Kindern Muscheln auflas, um damit ihren Hunger zu stillen. Die Kinder aber waren zu weit gegangen und versanken plötzlich in ein tiefes Loch. Ihr Jammergeschrei und das der Mutter erfüllte die Luft; aber außer dem Bischofe war Niemand in der Nähe, und dieser konnte nicht schwimmen. Allein der fromme Mann wollte helfen, und wenn es sein eigenes Leben kostete. In Gottes Namen stürzte er sich in das Wasser, und war so glücklich, ein Kind nach dem andern herauszuziehen. Gott

hatte ihn gestärkt, daß er auch ohne vorherige Uebung schwimmen konnte.

Ein ander Mal fuhr St. Nikolaus auf einem Schiff. Es entstand ein heftiger Sturm, und die Wellen schlugen bis in das Fahrzeug. Da verzagten die Schiffer, und weil sie sich doch für verloren hielten, so wollten sie nicht mehr arbeiten. Aber der heilige Nikolaus faßte ein Ruder und befahl auch den Uebrigen wieder zu rudern. „Wenn wir das Unsrige thun," sprach er, „so wird Gott helfen. Laßt uns beten und arbeiten." Und die Schiffer thaten, wie er befohlen hatte, und das Schiff mit Allen, die darin waren, wurde gerettet. Seitdem rufen die Schiffer, wenn sie in Noth kommen, den heiligen Nikolaus um Beistand an.

Einst war Hungersnoth in der Stadt und der ganzen Umgegend. Es war kein Brod mehr zu bekommen, und wenn man eine Hand voll Geld dafür gegeben hätte. Da wollte das Volk verzweifeln, und sie sprachen zu dem Bischof: „Siehst du, daß Gottes Hülfe ausbleibt." Sankt Nikolaus aber nahm ein Schiffchen, und fuhr so lange, bis er in ein Land kam, wo es mehr geregnet hatte, und wo Getreide im Ueberflusse gewachsen war. Dort sah er einen Bäcker an seinem Laden stehen. „Lieber Mann," sprach der Bischof, „habt ihr wohl so viel Getreide, um ein Schiff damit beladen zu können?" „O ja," antwortete der Bäcker, „wohl noch mehr." „O dann erbarmt euch um Christi willen, und bringt ein Schiff voll Getreide in meine Stadt, wir sterben sonst Hungers." Der Bäcker ließ sich rühren, und versprach, so schnell als möglich das Schiff zu beladen. „Aber was ihr von Backwerk im Laden habt, das gebt mir, damit ich nach Hause eile, und es den hungrigen Kindern bringe; die Erwachsenen können warten, bis das große Schiff kommt." Der Bäcker gab ihm zwei Körbe voll Wecken, Bretzeln, Brödchen und was er nur hatte; und Sankt Nikolaus ruderte nun aufs schnellste nach Hause. Da kann man sich die Freude vorstellen, mit welcher ihm die Kinder auf den Straßen entgegenliefen, und seine Gaben empfingen. Seitdem ist es gewöhnlich, daß man am Sankt Nikolaustage den artigen Kindern Etwas schenkt. Die unartigen aber erhalten eine Ruthe.

68. St. Christoph.

An einem tiefen, reißenden Strom, über welchen weder eine Brücke, noch ein Nachen führte, stand eine armselige Hütte. Der Bewohner derselben war ein Heide von riesenhafter Größe, welcher früher als Soldat gedient hatte, nun aber sich damit beschäftigte, die Reisenden auf seinen Schultern über den Strom zu tragen. Trotz seines wilden Aussehens war dieser Riese ein äußerst gutmüthiger Mensch. Wenn ein Armer kam, dem es schwer hielt, ihm seinen kleinen Traglohn zu bezahlen, so trug er ihn umsonst hinüber; wenn in der Nacht ein Wanderer erschien, und Christoph — so nannte man den Riesen späterhin — im tiefsten Schlaf lag, so sprang er doch auf den ersten Ruf von seinem Lager auf, ergriff seinen

keulenähnlichen Stock und watete in das kalte Wasser. Und oft beherbergte er sogar müde, erfrorne Wanderer in seiner Hütte, und theilte seine dürftige Nahrung mit ihnen. Diese gewissenhafte Erfüllung seiner Pflicht und diese Wohlthätigkeit gefielen dem lieben Gott.

Einst in einer finsteren, stürmischen Nacht hörte der alte Christoph nur leise durch den Wind den Ruf: „Hol über!" wie die Leute, welche übergesetzt sein wollen, gewöhnlich rufen. Sogleich machte er sich auf, durchschritt die brausenden Wellen, und wollte den Rufenden nach gewohnter Weise übersetzen. Aber es war Niemand zu sehen. Der Alte dachte: „Ich muß mich geirrt haben," und legte sich ohne Murren wieder auf seine Streu. Nicht lange aber, so hörte er abermals den Ruf: „Hol über!" und diesmal viel deutlicher. Er ergriff zum zweiten Male seinen Stab, durchwatete die immer wilderen Wellen, fand aber, wie das erste Mal, das Ufer leer. „Du mußt dich demnach geirrt haben," sagte der gute Mann zu sich selbst, und legte sich wieder geduldig nieder. Allein nach Kurzem rief es zum dritten Male, und diesmal ganz deutlich: „Hol über!" Jeder Andere hätte nun wohl gedacht: „Ich will mich nicht mehr anführen lassen." Der große Christoph aber dachte nur an seine Pflicht und ging zum dritten Male durch den Fluß. Diesmal fand er ein wunderschönes Knäbchen am Ufer, welches übergesetzt zu sein begehrte. Er fragte nicht lange: „Wo kommst du her? wo willst du hin? Hast du schon mehrmals gerufen?" sondern nahm das Kind auf seine Schulter und stieg in den Strom. Aber so leicht das Kind anfänglich gewesen war, so schwer wurde es ihm auf einmal. Der starke, riesenhafte Mann, welcher schon so viele Tausende getragen hatte, konnte nicht weiter; er mußte stille stehen und sich auf seinen Stab stützen. Das kam ihm vor wie ein Wunder, und das war es auch, denn als er sich nach dem Knäbchen umsah, da war dies glänzend und von glänzenden Gewändern umflossen. „Fürchte dich nicht, Christoph!" sprach es, „dir ist Heil widerfahren; du hast heute den Gottessohn getragen." Und mit diesen Worten war das Knäblein verschwunden. Als aber Christoph an das Land kam, fand er einen christlichen Mann, der ihm erklärte, welcher großen Gnade er gewürdigt worden sei, und was er thun müsse, um ein rechter Verehrer Christi zu werden. Da legte Christoph sein Heidenthum ab, ließ sich taufen und wurde ein heiliger Mann. Sein Geschäft, die Reisenden zu tragen, setzte er aber gewissenhaft fort bis an seinen Tod.

69. St. Franziskus.

Einst kam ein armes Weib bettelnd an das Kloster des h. Franziskus von Assissi. Der Heilige befahl, ihr etwas zu geben; allein der Hausmeister sagte, es sei gar nichts vorhanden, als ein neues Testament, welches man im Chore lese. „So gib ihr dieses," sagte Franziskus, „damit sie es verkaufe; denn wahrlich, es geschieht Gott ein grösserer Dienst daran, wenn wir dem Mangel dieser Armen abhelfen, als wenn wir das Buch im Chore lesen." HEPP.

70. Leutseligkeit.

Als die Kaiserin Maria Theresia sich in ihrem Lustschloss zu Laxenburg aufhielt, bekam sie eine Botschaft von einer hundert und achtjährigen Frau, welche mehrere Jahre hindurch sich am grünen Donnerstag eingefunden hatte, um unter der Zahl der Armen zu sein, denen die Fürstin nach dem Bei-

spiele unseres Heilandes an diesem Tage die Füsse wusch. Seit zwei Jahren hatte ihre Schwächlichkeit sie verhindert, im Schlosse zu erscheinen. Sie liess der Kaiserin sagen, es thue ihr ausserordentlich leid, dass sie sich bei dieser frommen Ceremonie nicht habe einfinden können, und zwar nicht sowohl wegen der Ehre, die sie dort zu erwarten gehabt hätte, als vielmehr desswegen, weil sie dadurch des Glücks beraubt worden sei, eine so hochverehrte Fürstin zu sehen. Die Fürstin, durch die Gesinnung dieser guten, alten Frau gerührt, begab sich selbst nach dem Dorfe, wo sie wohnte. Sie scheuete sich nicht, in die elende Hütte zu gehen. Sie fand die Alte auf einem Bette hingestreckt, auf welches ihre Schwachheit, die unzertrennliche Gefährtin ihres Alters, sie gefesselt hielt. «Es thut Euch also leid,» redete die grossmüthige Kaiserin sie an, «dass ihr mich nicht gesehen habt. Tröstet euch, meine Liebe! ich komme jetzt, um euch zu besuchen.» Sie wurde durch die Lage und den Blick der alten Frau sehr gerührt, welche nur darüber seufzte, dass sie nicht von ihrem Bette aufstehen konnte, um ihr zu Füssen zu fallen. Die Kaiserin unterhielt sich eine Zeitlang mit ihr und liess bei ihrem Abschiede eine Summe Geldes zurück, um ihr die nöthigen Bequemlichkeiten zu verschaffen.

71. Der großmüthige Indianer.

Ein Indianer verirrte sich auf der Jagd bis an die Grenzen des bebauten Landes, wo ein Europäer eine große Pflanzung hatte. Eben saß dieser gemächlich vor der Thüre, als der Indianer ganz erschöpft sich näherte und um eine Labung bat. Sie ward ihm trotzig abgeschlagen. „Nur einen Trunk Wasser!“ stammelte der Müde. „Pack dich von dannen, du indianischer Hund,“ war die Antwort, „du bekommst Nichts!“ Mißmuthig entfernte sich der Indianer.

Nach einiger Zeit stellte der Europäer eine Jagd an. Hitzig verfolgte er ein Wild in den großen Waldungen und verlor sich ganz von seiner Gesellschaft. Den ganzen Tag irrte er umher, ohne einen Menschen, ohne eine Hütte zu sehen. Erst bei sinkender Sonne erblickte er von Weitem die Hütte eines Wilden. Müdigkeit, Hunger und Durst zwangen ihn, hier Hülfe zu suchen. Seine Bitte war, man möchte ihn zur nächsten Pflanzung führen. „Die ist,“ antwortete der Wilde, „zu weit von hier, als daß wir noch heute hinkommen könnten. Bleib hier und erquicke dich und ruhe aus, bis die Sonne wieder scheint. Dann will ich dich sicher führen, wohin du willst.“

Der Europäer mußte das Erbieten annehmen, und der Wilde bewirthete ihn freundlich, bereitete ein weiches Lager und gab ihm die Versicherung, daß er sorglos schlafen könne. Nach genommenem Frühstück machten sie sich am andern Morgen mit einander auf den Weg, wo dann der Wilde seinen Gast treulich bis zum Gebiete der Pflanzung führte. Als nun der Pflanzer Abschied nehmen wollte, sprach zu ihm der Wilde: „Sieh mich zuvor noch recht an! Kennst du mich?“ Furchtsam verneinte es Jener. „Nun, so wisse,“ erklärte der Sohn des Waldes, „daß ich der indianische

Hund bin, den du neulich in seiner Ermattung sich packen hießest. Ich bitte dich, thue das nicht wieder. Jetzt lebe wohl; ich habe dir gern gedient!" Tief beschämt ging der Europäer in sein Haus.

72. Peter von Szapar.

Vor 200 Jahren waren die Türken ein furchtbares Volk. Sie hatten Ungarn beinahe ganz erobert; ein türkischer Pascha kommandirte in Ofen, ein anderer in Raab, und kein Jahr verging, ohne daß die Türken Raubzüge nach Deutschland und in die Gegenden Ungarns unternahmen, welche ihnen noch nicht untergeben waren. Raub, Mord und Brand waren die Begleiter der wilden Schaaren, und wenn sie einen Christen mit Marter und Tod verschonten, so geschah es nur, um denselben in die Sklaverei fortzuschleppen. Oft wurden sie aber auch blutig heimgeschickt; die deutschen Oesterreicher verleideten den Türken nach und nach ihre Raubzüge, und kamen den Ungarn zu Hilfe, die sich noch für ihr Vaterland und ihren Glauben gegen die Türken wehrten.

Einer der heldenmüthigen Ungarn war Peter von Szapar, ein Jüngling von 20 Jahren; aber in einem Gefecht fiel er verwundet vom Pferde und in die Gefangenschaft eines türkischen Heerführers, des wilden Hansa Bey. Dieser Unmensch ließ dem gefangenen Szapar zur Strafe, daß er so manchen Türken niedergehauen hatte, 100 Peitschenhiebe auf die Fußsohlen geben, und seine Wunden ließ er nur schlecht verbinden, damit er mehr Schmerzen leiden sollte. Nachdem er ihn genug geschimpft und gequält hatte, schickte er ihn an den Großwessier nach Ofen. Dieser ließ den Szapar in ein unterirdisches Gefängniß werfen; dort war verschimmeltes Brod seine Nahrung und verfaultes Stroh sein Lager. Als er seinen Leiden bald unterlegen wäre, ließ ihn der Türke in eine bessere Wohnung bringen und seine Wunden pflegen. Das geschah aber nur, damit er ihn zur Sklavenarbeit brauchen oder von den Freunden des Szapar ein größeres Lösegeld erpressen könnte. Als er hergestellt war, mußte er dem Koche des Wessiers als Küchensklave dienen, und Holz, Wasser u. s. w. in die Küche tragen; dabei erlitt er von dem Koche die härteste Behandlung, Beschimpfungen und Schläge, und bekam nur wenige und schlechte Nahrung. Einmal wurde er mit anderen gefangenen Christen an einen Pflug gespannt, und als er sich widersetzen wollte, mit 50 Hieben auf die Fußsohlen gezwungen. Seine Freunde wollten ihn loskaufen, aber sie konnten die Summe von 30,000 Gulden, welche der Wessier verlangte, nicht aufbringen, und Szapar mußte noch länger in der Gefangenschaft schmachten. Endlich gelang es seinem Freunde, dem Grafen Bathyani, einen vornehmen türkischen Aga gefangen zu nehmen. Diesen wechselte Bathyani gegen den Szapar aus und befreite ihn aus der Gefangenschaft. Er sah einer Leiche mehr ähnlich als einem Menschen; aber nach und nach erholte er sich wieder und nahm an Kräften zu, dann zog er wieder

gegen die Türken und half sie in der Schlacht bei Wien den 12. September 1683 besiegen, wo ihrer viele tausend erschlagen und viele tausend gefangen wurden. Die fliehenden Türken wurden nach Ungarn verfolgt und der unbarmherzige Hansa Bey, Szapars Peiniger, fiel in die Hände der Christen und wurde dem Szapar übergeben, damit er mit ihm anfange, was er für gut finde. Er begab sich mit seinem Freunde Bathyani zu dem Gefangenen. Dieser erwartete nichts anderes, als daß er unter den größten Martern werde sterben müssen. Da kündigte ihm Szapar an, er könne ohne ein Lösegeld zu den Seinigen zurückkehren. „Das ist nicht möglich," sagte er; „kein Mensch ist eines solchen Edelmuthes fähig." Aber Szapar sagte ihm, daß Christi Lehre befehle, dem Feinde zu verzeihen und Böses mit Gutem zu vergelten. Da rief der Türke aus: „So betet ihr wahrhaftig allein den wahren Gott an! Solche Lehren gibt Muhamed nicht. Das habe ich nicht erwartet; ich glaubte, du würdest mich quälen wollen, wie ich dir gethan habe, darum habe ich Gift genommen und kann nicht länger leben, aber ich sterbe in dem Glauben, daß euere Religion die wahre ist."

Die beiden Freunde riefen Aerzte und Priester herbei, um dem Feinde alle mögliche Hilfe am Leibe und an der Seele zu verschaffen. Da aber das Gift den Körper schon zu sehr angegriffen hatte, konnten die Aerzte nur so viel ausrichten, daß das Leben des Unglücklichen auf einige Tage verlängert wurde. Er ließ sich noch in dem christlichen Glauben unterrichten, empfing die heilige Taufe und starb mit dem Bedauern, daß er seinem großmüthigen Freunde nicht vergelten konnte, was dieser an ihm gethan hatte.

73. Die drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft hast; an der Tafel des Gastmahls gibt es mehr derselben, als an der Thüre des Kerkers. — Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser gleich es am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er hart, aber unschuldig verklagt war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? denn ich bin hart verklagt worden und der König zürnet" Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, dass er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Rathhauses; da wandte er sich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte,

auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, dass der Richter ihn los liess und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verlässt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft vergass, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade. HERDER.

74. Die Freundschaft.

Leander und Selin, zwei Freunde, die
Verstand und Edelmuth und gleicher Trieb
Zur Tugend fest verband, vertrauten sich
Einst in Geschäften dem treulosen Meer.
Die Winde wehten erst der Gegend zu,
Die schon die Reisenden im Geiste sahen;
Das Ufer floh, und bald erblickten sie
Ringsum nur Luft und See. Das Firmament
War heiter und voll Glanz; sie segelten
In seinem Wiederschein geruhig fort
Und nahten sich bereits der Reise Ziel,
Als schnell die Wellen sich empörten.
Ein reißender Orkan erwacht' und schlug
Das Schiff von seiner Bahn; es scheiterte
Am Felsen. Jeder sucht den Tod zu fliehen;
Das kleinste Stück vom Schiff wird jetzt sein Schiff.
Den beiden Freunden ward Ein Brett zu Theil,
Allein es war zu leicht für seine Last.
„Wir sinken!" sprach Selin, „das Brett erträgt
Uns Beide nicht; o Freund, leb' ewig wohl!
Du mußt erhalten sein, an dir verliert
Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
Wär' mir das Leben doch nur eine Qual."
„Nein," sprach Leander, „nein, ich sterb', o Freund!"
Allein Selin verließ zu schnell das Brett
Und übergab getrost dem nassen Grab

Der Wasserwogen sich. Die Vorsehung,
Die über Alles wacht, sah seine Treu'
Und seine Großmuth an und ließ das Meer
Ihm nicht zum Grabe sein. Mitleidig trug's
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.
Er fand Leandern schon daselbst. — O, wer
Beschreibt die Regungen der Freude, die
Sie beide fühlten! Sie umarmten sich
Mit Zähren in dem Aug'. Leander sprach:
„O allzutreuer Freund, in was für Qual
Hat deine Freundschaft mich gestürzt! Ich hab'
Um dich des Todes Angst zehnfach gefühlt,
Was du thatst, wollt' ich thun, denn ohne dich
Wünscht ich das Leben nicht." — „Geliebtester,
Was wär ich ohne dich?" versetzt Selin,
Der Himmel sei gelobt, der dich mir schenkt!
Komm, laß uns ihn, der uns vom Tod befreit,
Verehren und ihm ganz das Leben weihn."

Sie knieten weinend an das Ufer hin
Und dankten Dem, der sie errettete,
Und ihre Regung drang die Wolken durch.
Leander theilte mit Selin, der arm
An Gütern und nur reich an Tugend war,
All' seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch glückselig pries.

Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus,
Und lange waren sie das Wohl der Welt.

E. v. Kleist.

75. Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt;
Ein ehrenwerther Meister,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein:
Er goß auch Lieb und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme,
Da hängt das Meisterstück;
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß Alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar;

Da ruft er seinem Buben
Zur Feuerwacht herein:
Ich lass' auf kurze Weile
Bei'm Kessel dich allein.

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß,
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an:
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Gluth hinein:
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt sein.

Und zischt ihm in die Ohren
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thut.

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gesteh'n;
Will seine Knie' umfassen
Und ihn um Gnade fleh'n.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte,
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann: —
Doch sieh', der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen d'ran.

Da eilt er abzuräumen,
Und sieht und will's nicht seh'n;
Ganz ohne Fleck' und Mackel
Die Glocke vor sich steh'n.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr;
Ach! Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an:
Es thut dem Richter wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn Keiner retten,
Und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurtel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmauß.

„Ich dank' euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren, lieb und werth;
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt.

Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein;
Die Augen geh'n ihm über,
Es muß vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

W. Müller.

76. Die Redlichkeit.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab!

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Erdenleben geh'n;
Dann kannst du ohne Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Auge seh'n.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.

Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue, was er thu'!
Das Laster treibt ihn hin und her,
Und lässt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld.
Er ist auf List und Trug erpicht,
Und wünscht sich nichts, als Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum,
Saus't ihm Entsetzen zu.
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh.

Drum übe Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab;
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab!

Dann segnen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen voller Duft
Blüh'n aus den Thränen auf.

Hölty.

77. Rede die Wahrheit.

Einmal in uralter Zeit erschienen zwei Jünglinge, Edmund und Oswald, vor Gericht.

Edmund sagte zum Richter: „Als ich vor drei Jahren auf Reisen ging, gab ich diesem Oswald, den ich für meinen besten Freund hielt, einen kostbaren Ring mit Edelsteinen in Verwahrung; allein jetzt will er mir denselben nicht mehr zurückgeben."

Oswald legte die Hand auf die Brust und rief: „Ich betheure bei meiner Ehre, daß mir von dem Ringe nicht das Geringste bekannt ist. Mein Freund Edmund muß in der That nicht recht bei Sinnen sein."

Der Richter sprach: „Edmund! kann es dir Jemand bezeugen, daß du ihm den Ring übergeben hast?"

Edmund sagte: „Leider war Niemand dabei, als ein alter Eichbaum im Felde, unter dem wir von einander Abschied nahmen."

Oswald sagte: „Ich bin bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß ich von dem Baume so wenig weiß, als von dem Ring."

Der Richter sprach: „Edmund, gehe hin und bringe mir einen Zweig vom Baume. Ich will ihn sehen. Du aber, Oswald, warte indessen hier, bis Edmund zurückkommt."

Edmund ging. Ueber eine kleine Weile sprach der Richter: „Wo doch Edmund so lange bleiben mag? Oswald, öffne einmal das Fenster und siehe, ob er noch nicht kommt."

Oswald sagte: „O Herr, so bald kann er noch nicht zurückkommen. Der Baum ist über eine Stunde von hier entfernt.“

Da rief der Richter: „O du gottloser Lügner, der du deine Lüge vor Gott, dem höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, beschwören wolltest! Du weißt um den Ring eben so gut, als um den Baum.“

Oswald mußte den Ring herausgeben und wurde auf ein Jahr zum Gefängniß verurtheilt. „Da,“ sagte der Richter, „wirst du Zeit finden, die große Wahrheit zu bedenken:
Es kommt dereinst der Tag der Schrecken,
Der jede Lüge wird entdecken.“ Ch. Schmid.

78. Das gewissenhafte Kind.

Simon war ein glücklicher Vater; er hatte drei wohlerzogene Söhne, besonders war Karl, der jüngste davon, ein recht liebes, frommes Kind. Es war eine alte Base im Hause, die zwei Stiegen hoch wohnte und immer kränklich war. Einst, als eben die Kinder vor der Thüre sassen, kam ein Fremder, der nach der Base fragte. Der dienstfertige Karl lief gleich die Stiegen hinauf und sagte der Base, sie möchte hinab kommen, es sei ein Mann da, so und so gekleidet, der nach ihr fragte. „Geh' hinab,“ antwortete die Base, „und sag ihm, ich sei nicht zu Hause.“ „Nein,“ sagte Karl zu sich selbst, „lügen mag ich nicht und darf ich nicht.“ Er ging daher in die Küche, wo die Mutter war, und fragte sie: „Mutter, was muss ich denn thun? ein Mann fragt nach der Base, sie will aber nicht herabgehen und Niemand zu sich hineinlassen, da er doch mit ihr reden will.“ Die Mutter ging nun selbst in die Stube und bat den Fremden, er möchte doch zu einer andern Zeit kommen, weil sich die Base nicht wohl befände, und so war es auch wirklich. Man soll nie wider sein Gewissen handeln oder thun, was unrecht ist.

Jais.

79. Der Lügner.

Ein böser Bub' stellt' oft sich lahm
Und rief, er hätt' ein Bein gebrochen;
Doch wenn ihm Der zu Hülfe kam,
Den er um Beistand angesprochen,
So war der Dank alsdann: er wies
Die Zähne Dem, der sich betrügen ließ.

Dies Spiel hatt' er schon oft getrieben,
Bis er sein Bein einst wirklich brach
Und jammernd auf der Straße lag.
Da weint er: „Helft mir doch, ihr Lieben!
Ich schwör's bei jenem Sonnenlicht,

Ich scherze diesmal wahrlich nicht!
Wo ist eu'r Mitleid denn geblieben?
So helft mir doch, mir armen Mann,
Und laßt mich nicht so lange liegen!"
Doch jeder Nachbar schreit, so laut er kann:
„Such einen Andern zu betrügen!" —

So kommt der Lügner meistens an:
Man glaubet ihm selbst dann auch nicht,
Wenn er einmal die Wahrheit spricht.

Heinrich v. Nicolay.

80. Der Knabe vor dem Aepfelkorb.

Ein Knabe ging in ein Haus, um einen andern Knaben in die Schule abzuholen. Er kam in die Stube und sah daselbst keinen Menschen, wohl aber sah er bei dem Fenster einen Korb voll Aepfel stehen. „Das sind schöne Aepfel," dachte er bei sich, ging näher hinzu und sah sie begierig an; ja er griff schon nach dem Korbe und wollte einen Apfel nehmen — „aber, nein!" sagte er, „dies ist nicht recht, dies darf ich nicht thun; wenn mich da schon Niemand sieht, so sieht mich doch Gott! er weiß ja Alles!" Er ließ Korb und Aepfel stehen und wollte gehen. „Halt, bleib!" rief nun Jemand in der Stube. Wie da der Knabe erschrocken ist! — und noch mehr, als ein alter Mann, der hinter dem Ofen gesessen hatte, auf ihn zuging. „Fürchte dich nicht," sagte der Greis zu dem Knaben, „du bist ein gutes Kind; weil du Gott vor Augen gehabt hast, so nimm jetzt Aepfel, so viel du willst, und merke dir dein Lebenlang:

Auch wenn du ganz allein bist,
Thu' nie das, was unrecht ist.

Jais.

81. Der kleine Dieb.

Nächst dem Hauptthore einer kleinen Stadt in Böhmen saß in ihrem Laden eine Krämerin, die täglich von einer Menge Kinder besucht wurde; denn sie hatte allerliebstes Spielzeug in bunter Auswahl, und ihr Zuckergebäck war so einladend, daß den Kleinen schon bei dessen Anblicke der Mund wässerte. In Mitte der gaffenden und kaufenden Kinder befand sich auch ein Knabe, der immer am längsten stehen blieb und sich am schwersten von dem Anblicke dieser Herrlichkeiten trennen konnte. Eines Abends, als alle anderen Kinder schon heimgegangen, lud die Krämerin den kleinen Bewunderer ihrer Waaren zu sich in den Laden hinein und fragte ihn, warum er denn nie etwas kaufe? „Ach," seufzte der Knabe, „ich habe ja kein Geld!" — Die Krämerin schenkte ihm ein Paar Zuckerbrödchen, und während der Ueberglückliche sie verzehrte, fuhr sie fort: „Ei, du liebes Närrchen! Du brauchst eben kein Geld; ich kann auch andere Sachen brauchen. Ihr habt zu Hause gewiß Manches, was eben nicht nothwendig ist, z. B. ein altes Messer, ein überflüssiges Sacktuch u. dgl. Ich könnte so etwas immer noch brauchen und du bekömmst dafür die süßesten Lecker-

bissen. — Aber, mein Goldjunge! deine Eltern sind vielleicht neidisch und würden mir eure überflüssigen Sachen nicht gönnen; daher ist es am klügsten, wenn du ihnen von unserm Handel gar nichts sagst. Deine Eltern brauchen nicht Alles zu wissen. Du verstehst mich schon, mein Liebling?!" — Der Knabe, entzückt über die Aussicht auf so herrliche Genüsse, nickte bejahend und eilte nach Hause. Sein Gewissen wollte freilich zu dem neuen Plane nicht seinen Beifall geben, und er zitterte, als er das erste Mal einen alten Zinnlöffel heimlich aus dem Schrank nahm und forttrug. Allein seine Naschsucht überwand bald alle Furcht; er wurde ein Hausdieb, fand bald dieses, bald jenes Stück für überflüssig und es mußte mit ihm zur Krämerin wandern. — Es dauerte nicht lange, daß die Eltern die entwendeten Sachen vermißten; allein ihr Verdacht fiel auf die Dienstmagd, und sie wurde entlassen. Dasselbe Schicksal sollte bald darauf auch eine zweite Magd treffen; doch diese hatte in Bälde den Dieb ausgespäht und machte davon der Frau die Anzeige. Aber die blinde Mutter wollte daran nicht glauben und beschwerte sich über eine so arge Verdächtigung bei ihrem Manne. Dieser schwieg, nahm die Sache in ernste Ueberlegung, und als des andern Morgens der Kleine sich zum Gang in die Schule anschickte, führte ihn der Vater in das Nebenzimmer und untersuchte alle seine Säcke. Der Hausdieb wurde bald roth, bald blaß und zitterte wie ein Espenlaub. Und siehe da — die Hand des Vaters zog bald einen, seiner Frau seit zwei Tagen abgängigen Fingerring und ein der kleinen Schwester gehöriges silbernes Kreuzchen aus dem Sacke des Knaben hervor. Dieser fiel dem Vater zu Füßen und betheuerte hoch, diese Sachen seien nur zufällig in seinen Sack gekommen. Doch der Vater holte die Ruthe und nachdem er den kleinen Dieb tüchtig dieselbe hatte empfinden lassen, so wurde das Band seiner Zunge gelöset und er gestand Alles ein. Natürlich machte der entrüstete Vater sogleich die Anzeige bei der Obrigkeit; die Krämerin wanderte auf einige Zeit in's Gefängniß und büßte da ihren abscheulichen Rath. Nach überstandener Strafzeit verkaufte sie Alles, was ihr nach geleistetem Schadenersatze noch eigenthümlich geblieben war, zog aus der Stadt fort und ließ sich nie mehr sehen.

82. Ehre Vater und Mutter, auf dass es dir wohlgehet und du lange lebest auf Erden.

In dem Regimente des berühmten Generals von Ziethen stand ein Rittmeister mit Namen Kurzhagen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüth. Seine Eltern waren arme Leute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim ein.

Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wieder zu sehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Wie er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudenthränen. Bald darauf mussten sie zu ihm ziehen und assen alle Zeit mit an seinem Tische, auch wenn er vornehme Gäste hatte. Einst spottete ein Offizier darüber, dass Bauern bei einem Rittmeister zu Tische sässen. „Wie sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar achten?“ war seine Antwort. „Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind.“

Der brave General von Ziethen hörte von diesem Vorfall und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gaste. Die Eltern des Letzteren wünschten dieses Mal selbst, nicht am Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen an einem Tische?“ Der Rittmeister lächelte und wusste nicht sogleich zu antworten. Da stand Ziethen auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mussten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen aufs freundlichste. Als man anfing, Gesundheiten auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, dass ein dankbarer Sohn mehr werth ist, als ein hochmüthiger Rittmeister!“

Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör Er, Rittmeister,“ fragte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, „von welchem Hause stammt Er denn eigentlich? wer sind seine Eltern?“ — „Ew. Majestät,“ antwortete Kurzhagen, „ich stamme aus einer Bauernhütte und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück theile, das ich Ew. Majestät verdanke.“

„So ist's recht,“ sagte der König erfreut, „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerther Mann; wer sie gering schätzt, verdient nicht, geboren zu sein.“

Ephes. 6, 8. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheissung hat.

83. Kindliche Liebe.

Ein berühmter preußischer General war in seiner Jugend Edelknabe an dem Hofe Friedrichs des Großen. Er hatte keinen Vater mehr und seine Mutter nährte sich in ihrem Wittwenstande kümmerlich. Als guter Sohn wünschte er, sie unterstützen zu können; aber von seinem Gehalte ließ sich Nichts entbehren. Doch fand er ein Mittel, Etwas für sie zu erwerben. Jede Nacht mußte einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemache des Königs wachen, um diesem aufzuwarten, wenn er Etwas verlangte. Manchen war dieses zu beschwerlich und sie übertrugen daher, wenn die Reihe sie traf, ihre Wachen gern Andern. Der arme Page (d. i. Edelknabe) fing an, diese Wachen für Andere zu übernehmen; sie wurden ihm vergütet, und das Geld, das er dafür erhielt, schickte er dann seiner Mutter.

Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen und wollte

sich Etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief; allein es kam Niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da wäre? Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte, am Tische sitzen. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen; allein er war über dem Schreiben eingeschlafen. Der König schlich herbei und las den Anfang des Briefes, welcher so lautete: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist es nun schon die dritte Nacht, daß ich für Geld Wache habe. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indeß freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hierbei schicke." Gerührt über das gute Herz des Jünglings läßt der König ihn schlafen, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen mit Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine und legt sich wieder zu Bette. Als der Edelknabe erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, konnte er wohl denken, wo es hergekommen sei. Er freuete sich zwar sehr darüber, weil er nun seine Mutter noch besser unterstützen konnte; doch erschrack er auch zugleich, weil der König ihn schlafend gefunden hatte. Am Morgen, sobald er zum Könige kam, bat er demüthig um Vergebung wegen seines Dienstfehlers und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich Alles anzuschaffen, was er zu seiner neuen Stelle brauchte. Der treffliche Sohn stieg hernach immer höher und diente den preußischen Königen als ein tapferer General bis in sein hohes Alter.

Sir. 3, 16. Der Wohlthat, den Eltern erzeugt, wird nimmermehr vergessen werden. (Pustkuchen-Glanzow.)

84. Die wichtige Rechnungsaufgabe.

Als der edle Kinderfreund, der Fürsterzbischof Augustin Gruber (gest. 1835), einst in einem Dorfe des Tyroler Diöcesanantheils eine Schulvisitation hielt, fragte er ein Mädchen, ob sie ihm wohl anzugeben wüßte, wie viel sie ihre Eltern schon gekostet hätte? — Die Kleine, sonst eine gute Kopfrechnerin, war über diese Frage sichtlich verlegen. „Diese Rechnungsaufgabe, mein liebes Kind!" fuhr der Erzbischof freundlich fort, „hast du vielleicht noch nie gehört? Und doch ist sie eine der wichtigsten; denn Kinder denken gar selten daran, wie viele Unkosten sie ihren guten Eltern verursacht, und wie viel sie daher abzuzahlen haben. Sei guten Muthes, mein Kind! — wir wollen diese Rechnung mitsammen machen. —

Was meinst du, ist es zu viel, wenn ich annehme, die Auslagen für die Nahrung, Kleidung, Wäsche und andere Bedürfnisse eines Kindes betragen Tag für Tag einen Sechser?" — „O nein," antwortete das ermuthigte Schulmädchen, — „ich glaube, ein Sechser ist eher zu wenig." — „Nun, wie viel Tage hat ein Monat?" — Man rechnet den Monat gewöhnlich zu dreißig Tagen." — „Also wie viel Sechser kostet das Kind in einem Monate?" — „Dreißig Sechser oder drei Gulden." — „Und wie viel Monate hat das Jahr?" — „Zwölf, — also sind es in einem Jahre 36 Gulden." — „Gut, meine brave Rechnerin! Aber wie alt bist du jetzt?" — „Zehn Jahre." — „Wie viel hast du also deinen Eltern bis jetzt gekostet, wenn du jährlich 36 Gulden kostetest?" — „Drei hundert und sechzig Gulden." „Recht gerechnet! Aber da wären noch zu rechnen die Auslagen für den Arzt und die Medicinen, wenn du erkranktest, und dergleichen mehr. — Dann bedenke noch, mein Kind! die viele Arbeit, die die gute Mutter deinetwegen zu verrichten hatte, und wie sie oft halbe oder ganze Nächte an deinem Krankenbettlein wachte, und die Sorgen und Mühen des Vaters für das gute Fortkommen seiner Familie. Lassen sich nun die Liebe und die Sorgen und Kümmernisse der Eltern für ihre Kinder auch nach Geld berechnen und in Anschlag bringen?" — „O nein!" — „Siehe — dies und vieles Andere, was Kinder von ihren Eltern empfangen, als z. B. die gute Erziehung, der christliche Unterricht u. dgl. lassen sich gar nicht nach Geldeswerth berechnen. — Jetzt, wie sollt ihr Kinder euern Eltern die vielen Auslagen und all' das Gute, das ihr seit dem ersten Tage eures Lebens von ihnen genossen, abzahlen?" — „Dadurch, daß wir uns gut und brav aufführen, und ihnen recht viele Freude und gar keinen Verdruß machen." — „Ja, mein Kind! dies — die gute Aufführung ist die — Gott und euern Eltern liebste, beste Münze zur Abbezahlung." — Diese Rechnung, und diese und noch andere angefügte Lehren des ehrwürdigen Oberhirten hatten auf die Kin-

der eine sehr wohlthätige und nachhaltige Wirkung, — und manche Mutter durfte später ihr Kind, wenn es nicht gehorchen wollte, nur fragen: „Weißt du, wie viel du uns gekostet? Wie steht es mit der Abzahlung?“ — und das Kind ward folgsam. Joh. Ev. Schmid.

85. Das Rad im Mainzer Wappen.

Im Jahre 1009 wurde Willegis, ein frommer und gelehrter Mann, zum Bischof von Mainz gewählt; er war aber von geringer, armer Herkunft und sein Vater ein Wagnersmann gewesen. Deß haßten ihn die adlichen Domherrn und Stiftsgenossen, nahmen Kreide und malten ihm verdrußweise Räder an die Wände und Thüren seines Schlosses; gedachten ihm damit eine Schmach zu thun. Als der fromme Bischof ihren Spott vernahm, da hieß er einen Maler rufen; dem befahl er, mit guter Farbe in alle seine Gemächer weiße Räder in rothe Felder zu malen und ließ dazu setzen einen Reim, der da sagte: «Willegis, Willegis, denk, woher du kommen bist.» Daher rührt, daß seit der Zeit alle Bischöfe zu Mainz weiße Räder im rothen Schilde führen. Andere fügen hinzu, Willegis habe, von Demüthigkeit wegen, ein hölzernes Pflugrad stets an seiner Bettstätte hängen gehabt. Grimm.

86. Der Großvater und der Enkel.

Es war einmal ein alter Mann, der konnte kaum gehen, seine Kniee zitterten, er hörte und sah nicht viel und hatte auch keine Zähne mehr. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er zuweilen die Suppe auf das Tischtuch. Sein Sohn und dessen Frau hatten aber kein Mitleid mit der Schwäche des alten Mannes und setzten ihn hinter den Ofen, wo er seine dürftige Mahlzeit halten mußte; da sah er oft betrübt nach dem Tische und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine schwachen Hände das irdene Schüsselchen nicht festhalten; es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er

aber sagte nichts und seufzte nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein Paar Heller; daraus mußte er nun essen. Wie sie nun so da sitzen, trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du," fragte der Vater. „Ei," antwortete das Kind, „ich mach' ein Tröglein, daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin." Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten alsofort den Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

87. Eintracht unter Geschwistern.

Ein Vater schied von seinen Söhnen,
Doch eh' er schied, sucht' er durch ein Symbol
Zur Eintracht ihre Herzen zu gewöhnen.
„Ich scheide," sprach er, „Söhne, lebet wohl!
Jedoch zuvor zerbrecht mir diese Pfeile,
Gebunden, wie sie sind!" In größter Eile
Will jeder den Befehl vollziehn,
Jedoch umsonst ist ihr Bemühn.
Der Vater lös't hierauf das Band,
Gibt Jedem einen Pfeil besonders in die Hand.
„Zerbrecht mir den," spricht er mit trüben Blicken,
Und schnell war jeder Pfeil in Stücken.
„Merkt, Söhne, rief er, am zerbrochenen Geschoß:
Die Eintracht nur macht stark und groß,
Die Zwietracht stürzet Alles nieder.
Lebt wohl und liebt Euch stets als Brüder!"

***

88. Die Theilung.

Ein reicher Vater war gestorben.
Drei Söhne hatten, was sein Fleiß erworben,

Sich gleich getheilt. Nach kurzer Zeit
Kam Krieg in's Land. Da sah man weit und breit
Brandstätten, Blutgefilde, Wüsteneien.
Zwei Brüder von den dreien
Verloren durch der Feinde Wuth
In wenig Jahren Hab' und Gut.
Der Dritte hörte dieß und sprach: „Ich will den Segen,
Den ich, seit unser Vater starb,
Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Drittheil legen.
Ihr solltet beide elend sein?
Ihr, meine Brüder? Ich allein
Der Glückliche? — Verarmte Brüder!
Kommt, theilt von Neuem!" — Und sie theilten wieder.

Pfeffel.

89. Einheit.

Der Einheit Kraft allein verleiht
Uns Segen und Zufriedenheit,
Da, wo ein Jeder Herr sein will,
Wird Jeder fremder Launen Spiel.
Verfolgung, Neid und Haß wird sein,
Wo Jeder denkt an sich allein;
Drum thut es Noth, daß Einer lenkt,
Der an das Wohl der Andern denkt.
Hausvater ist auf's Haus bedacht,
Für's Land sorgt des Regenten Macht,
Für Alle Gott; — dadurch erhält
Bestand das Haus — der Staat — die Welt.

Deinhardstein.

90. Mahnung.

An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die alten Wurzeln deiner Kraft.
Dort in der fremden Welt steh'st du allein,
Ein schwankend Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Schiller.

91. Lied eines deutschen Knaben.

Mein Arm ist stark und groß mein Muth;
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut:
Ich bin der Väter werth.

Ich finde fürder keine Ruh
Im weichen Knabenstand;
Ich stürb', o Vater, stolz wie du,
Den Tod für's Vaterland.

Schon früh in meiner Jugend war
Mein täglich Spiel der Krieg;
Im Bette träumt ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Pascha zugedacht.

Da neulich unsrer Krieger Schaar
Auf dieser Straße zog,
Und, wie der Vogel, der Husar
Das Haus vorüberflog;

Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;
Ich aber, Vater, härmte mich
Und prüfte meinen Arm.

Mein Arm ist stark und groß mein Muth;
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut:
Ich bin der Väter werth.

Fr. Leop. Graf zu Stolberg.

92. Der Tod.

Ein guter Vater war sehr krank und dem Tode nahe. Da rief er noch am letzten Morgen seines Lebens seine Kinder zu sich an sein Sterbebette und ermahnte sie zu allem Guten; besonders aber befahl er ihnen, den christlichen Unterricht immer fleißig zu besuchen und mit Aufmerksamkeit anzuhören.

„Liebe Kinder!“ sprach er, „ich habe fünfzig Jahre lang gelebt und in dieser Welt viele Freuden genossen; die reinsten, seligsten, ja wahrhaft himmlischen Freuden aber hat mir die Religion gewährt; sie bewahrte alle meine irdischen Freuden rein, erhöhte und veredelte sie. Dieß bezeuge ich vor Gott.“

„Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und in dieser Welt Vieles gelitten und manchen harten Kampf zu bestehen gehabt; in allen Leiden aber habe ich den besten Trost und die sicherste Stütze einzig in unserer heiligen Religion gefunden. Dieß bezeuge ich vor Gott.“

„Ich habe fünfzig Jahre gelebt, bin öfters dem Tode nahe gewesen, ja ich werde jetzt den Abend sicher nicht mehr erleben, und bezeuge es aus Erfahrung und vor Gott: Nur die göttliche Kraft der Religion kann dem Tode seinen Schrecken benehmen; nur der heilige Glaube an unsern Erlöser kann uns Muth und Stärke geben, den wichtigen Schritt in die Ewigkeit getrost zu thun, und vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen.“

„Bestrebt euch daher, ihn, unsern göttlichen Erlöser, recht kennen zu lernen und seine heiligen Lehren zu befolgen; so werdet ihr Gott wohlgefällig sein, zufrieden leben und einst selig sterben.“

Die Kinder vernahmen diese Worte unter heißen Thränen. Der Vater starb in der nächsten Stunde; die Kinder aber bewahrten seine Worte ihr Leben lang in ihrem Herzen, befolgten sie und lernten nun auch aus Erfahrung, daß sie die lautere Wahrheit seien.

Gottes Wort führt uns den Weg zum Heil;
Wer ihm folget, wählt das beste Theil. Ch. Schmid.

93. Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeeres, wohin sie durch Schiffbruch gerathen waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung, eine Quelle war ihr Trank und eine Felsenhöhle ihre Wohnung. Oft tobten auf der Insel furchtbare Stürme und Gewitter.

Die Kinder konnten sich's nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen waren; sie wußten nichts mehr von dem großen festen Lande; Brod, Milch, Obst, und was es dort sonst noch Köstliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge geworden. Da landeten eines Tages in einem kleinen Schifflein vier Mohren an der Insel. Die Aeltern hatten eine große Freude und hofften nun von ihren Leiden erlöst zu werden. Das Schifflein war aber zu klein, Alle zugleich auf das feste Land hinüber zu bringen — und der Vater wollte die Fahrt zuerst wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache, bretterne Fahrzeug stieg und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: „Weinet nicht! drüben ist es besser — und ihr Alle kommt ja bald nach!“ Als das Schifflein wieder kam und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: „Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns Alle wieder!“

Endlich kam das Schifflein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Eltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmen führten und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirtheten. „O, wie thöricht war unsere Furcht!" sagten die Kinder; „nicht fürchten, sondern freuen hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen."

„Liebe Kinder," sprach der Vater, „unsere Ueberfahrt von der wüsten Insel in dieses schöne Land hat für uns noch eine höhere Bedeutung."

„Es steht uns Allen noch eine weitere Reise in ein viel schöneres Land bevor. Die ganze Erde, auf der wir wohnen, gleicht einer Insel; das herrliche Land hier ist für uns ein, wiewohl nur schwaches Bild des Himmels; die Ueberfahrt dahin über das stürmische Meer ist der Tod. Jenes Schifflein erinnert an die Bahre, auf der uns schwarzgekleidete Männer einst forttragen werden. Aber, wenn jene Stunde schlägt, da wir, ich, eure Mutter oder ihr, diese Welt verlassen müssen: so erschreckt nicht. Der Tod ist für fromme Menschen, die Gott lieb gehabt und seinen Willen gethan haben, nichts als ein Uebergang in's bessere Land."

Ch. Schmid.

94. Das Leichenbegängniß.

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ernst und feierlich ertönten heute die Glocken an dem Kirchthurme: sie verkünden die Stunde, da die Leiche einer geliebten Mutter zur Ruhe begleitet werden soll. Siehe da das Haus, dem düster und schweigend Nachbarn, Freunde und Bekannte zuwallen, um der Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen. Eben jetzt wird der Sarg, der die sterbliche Hülle der liebenden Mutter und Gattin umschließt, aus dem Hause getragen und auf die düstere Todtenbahre gestellt. O die unschuldigen Kindlein! wie sie so herzlich der theueren Leiche nachweinen! wie dem Gatten, niedergebeugt vom Schmerz, die Thränen unaufhaltsam über die blassen Wangen rollen! Ach, die armen Kinder, sie haben keine Mutter mehr, der unerbittliche Tod hat sie ihnen entrissen!

Nun tritt in kirchlicher Kleidung der Geistliche mit seinen Begleitern zu dem Sarge und betet abwechselnd mit dem Sängerchore den Bußpsalm: „Tief gebeugt rufen wir zu Dir, o Herr! Herr, sei der Seele der Verstorbenen gnädig! Gib ihr die ewige Ruhe! Und das ewige Licht leuchte ihr! Laß sie ruhen im Frieden!" — In stummer Trauer stehen Nachbarn, Freunde, Bekannte und Verwandte um die Bahre, und ihre Lippen bewegen sich in stillen Gebeten, während der Priester den Sarg mit Weihrauch beräuchert,

zum Sinnbilde, daß der Wohlgeruch guter Werke mit den Gebeten zum Vater ewiger Liebe emporsteigen möge. Und nun beginnt der letzte, schwere Gang. Vier Männer mit langen schwarzen Mänteln und Trauerflören auf den Hüten erfassen die Bahre, heben sie auf die Schultern, und schreiten in langsamer Bewegung vorwärts. Ein Kreuz, mit schwarzem Flor umwunden, wird vorangetragen; schluchzend folgen dem Sarge fünf untröstliche Kinder, nach ihnen der tiefgebeugte Vater mit leichenblassem Angesichte und rothgeweinten Augen, hinter ihm die Brüder und Verwandten der Verblichenen. Ihnen schließt sich die Menge der übrigen Leidtragenden in lauten Gebeten an. Die Trauerglocken hallen im vollen Klange und begleiten mit ihren dumpfen Schlägen den einfachen und doch so ergreifenden Grabgesang.

Jetzt hat der Leichenzug den Gottesacker erreicht. Die Träger stellen die Bahre neben dem offenen Grabe nieder, um welches sich die Leidtragenden langsamen Schrittes gruppiren. Der Priester besprengt das Grab mit geweihtem Wasser, um es als Ruhestätte für den Tag der Auferstehung einzusegnen. Und nun wird der Sarg hinabgesenkt in den dunkeln Schoos der Erde, und mit den Worten: „Dein Leib, o Mensch! aus Erde gebildet, werde wieder zur Erde; bis ihn deines Richters Stimme dereinst zum neuen Leben erweckt!" wirft der Priester drei Mal Erde auf den hinabgesenkten Sarg, und geschlossen wird nun das Grab auf immer unter lautem Schluchzen und Weinen der in tiefer Trauer Versammelten.

Und abermals erhebt der Priester sich mit lauter Stimme und spricht: „Christus ist die Auferstehung und das Leben; wer an ihn glaubt, wird auch, wenn er stirbt, noch leben." Die Weinenden und Schluchzenden unterdrücken den Ausbruch ihres Schmerzgefühls, während der Priester ein Kreuz, als Versicherungszeichen der Auferweckung vom Tode durch Jesum Christum, auf dem nun geschlossenen Grabe aufpflanzt, und dann die Trauerrede beginnt. Mit wenigen aber inhaltschweren Worten spricht er von der Gewißheit des Wiedersehens, von der Liebe, die über das Grab hinausgeht, von der Seligkeit Derer, die in dem Herrn sterben, und von der demuthsvollen Ergebung in das Walten auch der dunkelsten Fügung der Vorsehung. Wiederholte Gebete für den Frieden aller abgeschiedenen Seelen schließen die Beerdigungsfeier. Schweigend und in tiefer Rührung entfernen sich die Leidtragenden allmählig von dem frischen Grabeshügel; nur Wenige verweilen noch, sich zerstreuend auf dem Friedhofe bei den Gräbern ihrer Lieben und kehren endlich in das einsame Haus zurück, wo sie in Gesprächen von der geliebten Todten den Schmerz der Trennung zu mildern suchen.

95. Behandlung der Verstorbenen.

1. Der Verblichene ist von dem Augenblick der letzten Lebensäußerung an wenigstens acht Stunden lang auf dem Sterbelager ruhig liegen zu lassen. Der hier und da übliche Gebrauch, dem kaum Erblaßten das Kissen unter dem Kopfe wegzuziehen, ihm Nase und Mund zuzubinden, das Gesicht zu bedecken, Brust und Unterleib zu beschweren, ist höchst verwerflich und daher zu unterlassen, weil hierdurch ein etwa Scheintodter natürlicher und begreiflicher Weise nur zu sehr dem wirklichen Tode ausgesetzt wird.

2. Erst nach Verlauf von acht Stunden von dem Augenblicke der letzten Lebensäußerung an ist der Verblichene mit Vorsicht aus dem Sterbebette in das etwa bestehende Leichenhaus, oder an einen mit reiner Luft versehenen, wo möglich im Winter erwärmten Ort zu bringen und daselbst auf einem den Umständen angemessenen Lager, mit dem Kopf etwas erhaben und dem Körper bedeckt, bis zur Beerdigung aufzubewahren. Tritt bei heißer Witterung, oder nach hitzigen, zumal ansteckenden Krankheiten die Verwesung sehr schnell ein, so darf schon nach Verlauf jener acht Stunden, bei ansteckenden Krankheiten mit schnellen Verwesungs-Zeichen auch wohl noch früher die Leiche in den Sarg gelegt werden. Außerdem aber soll damit noch zwölf Stunden gewartet, der Sarg jedoch in keinem Falle eher, als bis die Leiche zu Grabe gebracht werden soll, bedeckt werden.

3. Die Beerdigung soll in der Regel erst nach Ablauf von zwei und siebenzig Stunden von dem Zeitpunkte des Ablebens an stattfinden, ausnahmsweise früher bei schnell eintretender Fäulniß einer Leiche oder bei ansteckenden Krankheiten.

4. Man hält gewöhnlich einen Menschen für todt, wenn a) Hände, Füße, das Gesicht und die ganze Oberfläche des Leibes kalt sind; b) das Athmen, der Herz- und Pulsschlag aufgehört haben; c) das Gesicht blaß und eingefallen, die Augen gebrochen sind; d) wenn Leichengeruch vorhanden ist und sogenannte Todtenflecken entstehen.

Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß Menschen mehrere Tage und Nächte in diesem todtähnlichen Zustande gewesen und dennoch wieder in das Leben und zur Gesundheit zurückgekehrt sind.

Dennoch darf, so lange nur diese Zeichen den Tod ankündigen, ein Mensch nicht begraben werden.

Treten aber mehrere der folgenden Zeichen vereinigt bei einem Verblichenen ein, dann kann dessen Beerdigung stattfinden: nämlich wenn a) das Gesicht und der Unterleib stark aufschwellen; b) die Augäpfel von dem Druck eines Fingers Gruben behalten; c) aus Mund und Nase eine übelriechende Feuchtigkeit fließet; d) braune und grüne Flecken, besonders am Unterleib, zum Vorschein kommen; e) die Oberhaut nicht an einzelnen, sondern an mehreren Theilen beim derben Anfühlen sich abtrennt; f) wahrhaft fauler und aashafter Geruch wahrgenommen wird.

5. Vorzugsweise erfordern Diejenigen eine große Aufmerksamkeit, welche nach Schlag- und Steckflüssen, schweren Ohnmachten, Nervenzufällen, großem Blutverlust, heftigem Erbrechen und Purgiren, heftigen Gemüthsbewegungen plötzlich aufgehört haben, Zeichen des Lebens zu äußern. Nach solchen Leichen muß öfters gesehen werden, ob sich vielleicht Zeichen des wiederkehrenden Lebens äußern. Diese sind: a) wiederkehrende Wärme, besonders in der Gegend des Herzens; b) Veränderung im Gesicht und in den Augen, nämlich eine fast unmerkliche Bewegung eines Mundwinkels oder des Augensterns, Aufgehen des einen oder des andern Auges, Rothwerden der Wangen; c) Zucken der Finger oder der Zehen; d) leises Athmen, Herz- oder Pulsschlag; e) Fließen einer früher geöffneten Ader. Wird eines oder das andere dieser Zeichen bemerkt, so muß der nächste Arzt oder Wundarzt sogleich gerufen, bis zu dessen Ankunft aber die Magengegend, der Rückgrad, die äußeren Glieder nebst den Fußsohlen des wieder Zeichen des Lebens äußernden Körpers mit erwärmten wollenen Tüchern gelinde gerieben werden.

Thierwelt.

96. Die grausamen Riesen.

Herr Treu ging am Johannisfeste mit den sämmtlichen Kindern seiner Schule spazieren. Er machte ihnen alle Jahre diese Freude. Sie wählten ein Wäldchen an einer Anhöhe zu ihrem heutigen Aufenthalte. Da schien die Sonne so schön durch das frische Grün der Eichen, Buchen und Birken; da sangen die Vögel so lustig! — Die Kinder spielten dieses und jenes. Herr Treu setzte sich ins Moos nieder, gab ihnen dieses oder jenes Spiel an, und schaute mit Vergnügen den friedfertigen und fröhlichen Kindern zu. Als sie sich müde gespielt hatten, lagerten sie sich um ihren Lehrer, verzehrten die mitgebrachten Erfrischungen und baten nun Herrn Treu, ihnen doch etwas zu erzählen.

„Gern will ich das thun," sprach Herr Treu; „aber was soll ich euch erzählen?" „Ein Mährchen! ein Mährchen!" so riefen die Meisten. „Nun denn es sei!" sprach Herr Treu, und begann:

„Vor langer, langer Zeit, vielleicht sind es schon tausend Jahre, kamen zu den hiesigen Einwohnern eine ziemliche Anzahl gewaltiger Riesen aus fremden Gegenden. Gewaltige, sage ich, denn es waren baumstarke Menschen, sechs Ellen hoch. Sie ließen sich in der Gegend nieder. Sie bauten sich große Wohnungen, dort drüben am Berge, wo die Felsenstücke noch bis heute über einander herliegen. Noch immer hält man sie für Trümmer der Riesenwohnungen. Diese gewaltigen Menschen nährten sich, so gut sie konnten, von den Früchten des Landes, von dem häufigen Wildpret und von ihren eigenen Viehheerden. Dagegen hatten die Einwohner Nichts. Aber leider nahm das Ding eine sehr übele Wendung. Die gewaltigen Riesen fingen an, die ruhigen und friedlichen Einwohner des Landes, die gegen jene Gewaltigen sehr schwach an Kräften waren, zu foppen, sie zu verfolgen und zu plagen auf alle Art. Sie warfen häufig nach Diesem und Jenem, der ihnen vorkam, mit Steinen; trafen sie ihn, fiel er todt nieder, nun desto besser; trafen sie ihn nicht, so hatten sie doch die Lust zu sehen, wie ängstlich der Arme auswich, um sein Leben zu erhalten. Bald zerstörten sie dort eine Hütte, bald hier; sie nahmen mit fort, wen sie gerade fanden, bald die Kinder, bald den Vater, bald die Mutter, bald Alle. Welch ein Wehklagen, welch ein Jammer entstand unter den armen gemißhandelten Menschen!" —

„Ach!" unterbrachen mehrere gute Kinder Herrn Treu, „das sind ja abscheuliche Geschöpfe gewesen, die Riesen."

„Bst!" sprach Herr Treu, „es kommt noch schlimmer."

„Oft nahmen sie die Kinder vor den Augen der Eltern, banden dieses oder jenes an einen Strick und ließen es um sich herum-

laufen, wie einen Affen, und mißhandelten es, bis es starb. Ach, welch ein Jammergeschrei der unglücklichen Kleinen und ihrer Eltern! Oft erhaschten sie die Kleinen und hingen sie in Körben vor die Fenster ihrer Riesenwohnungen. Da wehklagten die Eltern bei dem traurigen Anblicke; da schrieen die Kleinen ihre Eltern um Hülfe an, bis sie endlich verschmachteten." — „Ach Gott, Herr Treu!" schrieen die meisten Kinder, „hören Sie auf, uns von den abscheulichen Riesen zu erzählen." — Aber noch fuhr Herr Treu fort:

„Bald rissen sie diesem ein Bein aus, bald jenem den Arm, bald stachen sie diesem die Augen aus, bald rauften sie jenem die Haare aus, daß das Blut darnach lief."

„Herr Treu! bester Herr Treu, wir müssen entlaufen, wenn Sie nicht aufhören!"

„Gut," sprach Herr Treu, „ich will denn aufhören, die Unmenschlichkeiten zu beschreiben, ich könnte noch viel ärgere hinzufügen. Aber nun ist die Reihe an Euch. Wer ist im Stande, den Sinn dieses Mährchens zu finden?" Da legte dieser und jener die Finger an die Nase; dieser und jener rieb sich die Stirne, und verdeckte mit der Hand die Augen, wie man es zu machen pflegt, wenn man über etwas nachdenkt. Aber keiner kam dem Sinn auf die Spur.

Da stand Herr Treu auf und überschaute die Kinder, und von ihnen vorzüglich die Knaben, dann sprach er: „Beinahe ihr allzusammen könnt den Sinn des Mährchens nicht finden. Das macht mir Freude. Vielleicht aber gibt es unter euch zwei oder drei, die ihn finden, aber es nicht wagen, ihn frei herauszusagen. Gut! so will ich es selbst thun:"

„Hört ihr den schönen Gesang der Waldbewohner! jetzt den Finken, jetzt den Hänfling, jetzt die Nachtigall! — Seht die schönen Schmetterlinge, die um uns herumflattern! Seht die goldenen, die bunten Käfer, die am Boden und in dem Laubwerk umherkriechen! Hört ihr die Frösche dort unten im Sumpfe! — Setzt sie einmal an die Stelle der vorhin beklagten Einwohner, über welche die grausamen Riesen den Herrn spielten. Ihr aber kommt mit mir! Wir wollen die Riesen sein! — Nun? — was thuts denn weiter? Wir zerstreuen uns in den Wald; wir durchstreifen die Büsche; wir suchen die Wohnungen der kleinen Waldbewohner; wir reißen ihre Nester unter den Zweigen heraus; wir nehmen den Alten die Jungen, den Jungen die Alten; wir spießen die Frösche; wir zertreten die Käfer, wo wir einen finden; wir fangen Fliegen und reißen dieser die Flügel, jener die Beine aus u. s. w. Was meint Ihr? — Sagt an!"

„Nein!" schrie fast der ganze Haufen: „wir wollen nicht sein, wie die abscheulichen Riesen!"

Aber drei der älteren Knaben, Martin, Niklas und Melchior, blieben stumm, starr und bleich. Sie senkten das Angesicht zum Boden nieder.

„Jetzt," sprach Herr Treu, „lese ich euch noch ein schönes Lied."

Fürchtet Gott, ihr lieben Kinder!
Quälet nie ein armes Thier;
Ist das Kleinste denn wohl minder
Gottes Eigenthum, als ihr?

Fürchtet Gott! leicht kann er strafen
Euch für solche Grausamkeit;
Die Gerichte Gottes trafen
Micheln auch, nun ist's ihm leid.

Häufig streift' er in Gebüschen,
Stieg die Bäume keck hinan,
Um dort Nester zu erwischen;
Riß heraus die Jungen dann.

Ja oft fing der böse Junge
Vögelchen, riß schadenfroh
Aus dem Hälschen ihre Zungen,
Ließ sie boshaft fliegen so.

Gottes Hand mußt' ihn erreichen;
Denn dem Lehrer folgt' er nicht,
Der, das Herz ihm zu erweichen,
Treulich übte seine Pflicht.

Einst war er hinangestiegen
Bis zum Gipfel einen Baum;
Brechen, stürzen, sprachlos liegen,
War hier eins, man glaubt es kaum.

Sinnlos lag er, hart zerschmissen,
Lange Zeit am Boden hier;
Ach die Zunge war zerbissen,
Bis zur Hälfte schier.

Welch ein Schmerz! — und der Geheilte,
Konnt' er sprechen wie vorher,
Eh' ihn Gottes Hand ereilte?
Nein, selbst Stammeln wurd' ihm schwer! —

Fürchtet Gott, ihr lieben Kinder!
Quälet nie ein armes Thier;
Ist das Kleinste denn wohl minder
Gottes Eigenthum, als ihr?

97. Die sieben stummen Söhne.

Merkwürdig ist die Geschichte eines angesehenen Bürgers, eines Vaters sieben wohlgewachsener Söhne, die aber sämmtlich stumm waren. Der Kummer über das Unglück seiner Kinder nagte dem Vater beständig am Herzen, und er konnte es nicht begreifen, wie ihn Gott vor andern Vätern so schrecklich heimsuchte. Einst führte er seine stummen Söhne auf einen benachbarten Meierhof, wo man bei einem alten Schweizer frische Milch, Butter, Brod und Käse aß. Der bedrängte Vater warf mitleidige Blicke auf seine Söhne, die zwar gesund und rothwangig um den Tisch saßen, aber leider! stumm waren. Thränen träufelten von seinen Wangen und er jammerte: „O Gott, womit habe ich das verdient!"

Der alte Schweizer, der dies Alles bemerkte, nahm den Vater auf die Seite und sagte mit deutscher Treuherzigkeit zu ihm: „Ich sehe wohl, es betrübt euch, daß eure Söhne stumm sind, aber mich wundert es nicht. Wißt ihr noch (ich kenne euch ja von Jugend auf), wie ihr als Knabe den Vögeln Schlingen legtet und, wenn ihr sie finget, ihnen die Zunge aus dem Halse risset und sie mit boshafter Freude wieder fliegen ließet? — Wißt ihr's noch? — Wie oft habe ich euch gewarnt! O, die Vöglein unter dem Himmel, die nun mit ihrem Gesange Gott nicht mehr preisen konnten, haben euch verklagt und ihr sollt aus dem Munde eurer Kinder nie den süßen Vaternamen hören!" Tief erschüttert hörte der Vater diese Worte und rief aus: „Ja, Gott ist ein gerechter Richter, der das Böse, wenn nicht bald, doch mit der Zeit bestraft!"

98. Das Vogelsnest.

Heinrich (auf einen Baum deutend). Siehst du? Siehst du da oben? — Wilhelm. Was denn? — Heinr. Die Kohlmeise in's Astloch schlüpfen. Da ist gewiß ihr Nest! — Wilh. Gut! so wünsch' ich ihr Glück dazu, und dir viel Glück zur Entdeckung. — Heinr. Du glaubst doch nicht, daß ich den Fund allein behalten wolle? — Wilh. Verkaufe nur die Bärenhaut nicht zu früh. — Aber was wollen wir denn mit den Vögeln machen? — Heinr. Sie in einen Käfig stecken. — Wilh. Und darin verhungern lassen? — Heinr. Warum nicht gar? Können wir sie nicht vor unser Fenster hängen, daß die Alten sie groß füttern? — Wilh. Werden sie das auch thun? — Heinr. Warum nicht? Der Baum ist ja nahe genug an unserm Hause. Kannst du dir etwas Lustigeres denken, als die jungen Vögelchen so flattern, zwitschern und das Maul aufsperren zu sehen, wenn die Alten mit Futter kommen? — Wilh. Und so etwas macht dir Vergnügen? — Heinr. Warum nicht? — Wilh. Würd' es uns auch wohl Vergnügen machen, wenn wir in einem Gefängnisse steckten und unsere jammernden Eltern müßten uns durch ein Gitter das Brod reichen? — Heinr. Sind wir denn Vögel? — Wilh. Aber hast du denn das Sprüchlein: „Auch ein Thier empfindet Schmerz, quäl' es nicht, o menschlich Herz!" ganz vergessen? — Heinr. Will ich sie denn quälen? am Faden herumschleppen? bei lebendigem Leibe rupfen? oder verhungren lassen? — Wilh.

Glaubst du denn nicht, daß schon die Gefangenschaft und Trennung von ihren Eltern Qual genug für sie ist? Rührt es dich nicht, wenn die Alten so ängstlich um das Gitter herumfliegen und locken? wenn ihre Jungen ihnen so sehnlich entgegen flattern? wenn die treuen Alten am Käfig sich anklammern und ihre armen Kinderchen durch's Gitter zu liebkosen scheinen, indem sie ihnen das Futter bringen? Bruder, bist du wirklich so hartherzig? — Heinr. Still! still! wer könnt' einer so rührenden Warnung widerstehen? Nein! nein! lebt ruhig mit euern Eltern, ihr kleinen Vöglein, und wenn ihr groß seid, so singt uns ein Liedchen vom Baume herab! — Weißt du aber auch, Bruder Wilhelm, wem das Liedchen dann gelten wird: mir oder dir?

Zweiter Abschnitt.

Lebensweisheit.

1. Sprichwörter.

1. Ein kurzes Sprichwort verhindert oft mehr Böses, als ein langes Geschwätz. 2. An Gottes Segen ist Alles gelegen. 3. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. 4. Wenn die Noth am höchsten, ist Gott am nächsten. 5. Wer Gott fürchtet, hat nichts anderes zu fürchten. 6. Gott begegnet Manchem, wer ihn nur grüßen möchte. 7. Es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. 8. Sich selbst besiegen ist der größte Sieg. 9. Hochmuth kommt vor dem Fall. 10. Bet' und arbeit', Gott hilft allzeit. 11. Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. 12. Vergeben ist die beste Rache. 13. Unrecht Gut gedeiht nicht. 14. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. 15. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. 16. Aller Anfang ist schwer, das Ende desto leichter. 17. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. 18. Uebung macht den Meister. 19. Besser arm mit Ehren, als reich mit Schande. 20. Ehre verloren, Alles verloren. 21. Geben ist seliger, als nehmen. 22. Der Geizige macht sich seine Höllenfahrt sauer. 23. Morgen, morgen, nur nicht heute! sprechen immer träge Leute. 24. Erst besinn's, dann

beginn's! 25. Trägheit geht langsam voran, Armuth schnell hintendrein. 26. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. 27. Der Hehler ist so gut, wie der Stehler. — Mitgegangen, mitgehangen! — 28. Was man nicht ändern kann, das nimm geduldig an. 29. Ehrlich währt am längsten. — Treue Hand geht durch's ganze Land. 30. Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen. 31. Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß. 32. Jung gewohnt, alt gethan; fang das Gute wacker an! 33. Versprechen und halten steht fein Jungen und Alten. 34. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. — Der Schein trügt. 35. Man muß das Eisen schmieden, wenn es glüht. 36. Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man aus. 37. Schweigen und denken thut Niemand kränken. 38. Lust und Lieb' zu einem Ding macht alle Müh' und Arbeit gering. 39. Müßiggang ist aller Laster Anfang. 40. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. 41. Wer etwas kann, den hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt. 42. Anschauen macht Gedanken, Gelegenheit Diebe. 43. Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. 44. Wer stiehlt, lügt auch. 45. Der Lügner muß ein gut Gedächtniß haben. 46. Wer viel schwätzt, lügt viel. 47. Irren ist menschlich. 48. Den Esel erkennt man an den Ohren, an den Worten den Thoren. — Den Vogel erkennt man am Gesang, den Mann am Wort. 49. Glück macht Freunde, Unglück prüfet sie. 50. Ein Jeder kehr' vor seiner Thür'. 51. Wer im Zorne handelt, geht im Sturm unter Segel. 52. Morgenstunde hat Gold im Munde. 53. Junges Blut, spar' dein Gut! 54. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. 55. Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist. 56. Was dem Einen recht ist, das ist dem Anderen billig. 57. Durch Schaden wird man klug. — Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. 58. Ost oder West — daheim ist das Best'! — 59. Nicht wer viel hat, ist reich, sondern wer wenig bedarf. 60. Junge

Spieler, alte Bettler. Junge Schlemmer, alte Bettler. 61. Die Reue ist ein hinkender Bote, der zwar langsam, aber sicher kommt. 62. Trau', schau', wem? — Ein Schmeichler, ein Heuchler. 63. Zänker sind des Nächsten Kränker. 64. Verlor'ne Ehr' kehrt nimmermehr. 65. Fette Küche, magrer Beutel. Nach dem Beutel richt' den Schnabel. 66. Wer zwei Hasen zugleich hetzt, fängt keinen. 67. Wer sich der Schande rühmt, ist keiner Ehre werth. 68. Lieber Gut und Blut verloren, als einen falschen Eid geschworen. 69. Verachte keinen Feind, so schlecht er immer scheint. 70. Keine Antwort ist auch eine Antwort. 71. Undank ist der Welt Lohn. 72. Ein Jeder ist seines Glückes Schmied. 73. Stehler, Hehler und Befehler sind alle drei Diebe. 74. Wo Scham ist, da ist auch Ehre. 75. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. 76. Jedes Ding hat zwei Seiten. 77. Ein Narr kann mehr fragen, als sieben Weisen beantworten können. 78. Narrenhände beschmieren Tisch und Wände. 79. Am vielen Lachen erkennt man den Narren. 80. Freundlich abschlagen ist besser, als mit Unwillen geben. 81. Durch Fragen wird man klug. 82. Keine Eiche fällt von Einem Streiche. 83. Rom ward nicht in Einem Tage erbaut. 84. Gut Ding will Weile haben. 85. Mit Harren und Hoffen hat's Mancher getroffen. 86. Wer den Kern verlangt, muß die Nuß aufbeißen. 87. Steter Tropfen höhlt den Stein. 88. Aus einem kleinen Funken kann ein großes Feuer entstehen. 89. Wer am Wege baut, hat viele Meister. 90. Keine Rose ohne Dornen. 91. Ein gutes Wort findet einen guten Ort. 92. Jeder strecke sich nach seiner Decke. 93. Man sucht Keinen hinter dem Ofen, man habe denn selber dahinter gesteckt. 94. Friede vermehrt, Unfriede verzehrt. 95. Hunger ist der beste Koch. 96. Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. 97. Eigenlob stinkt, fremdes klingt. 98. Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz. 99. Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht

aus. 100. Jedem Narren gefällt seine Kappe. 101. Hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde Recht. 102. Freunde in der Noth gehen zwanzig auf ein Loth. 103. Ehre, Aug' und Glauben leiden keinen Scherz. 104. Handwerk hat einen goldenen Boden. 105. Im Becher ertrinken mehr Menschen, als im Meer. 106. Wer Pech angreift, besudelt sich. 107. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht. 108. Wer bald gibt, gibt doppelt. 109. Auf einen groben Ast gehört ein grober Keil. 110. An der Krämer Schwören soll sich Niemand kehren. 111. Geduld überwindet Alles. 112. Wer hoch steht, den sieht man weit. 113. Viele Hunde sind des Hasen Tod. 114. Je lieber das Kind, desto schärfer die Ruthe. 115. Ein blindes Huhn findet auch zuweilen ein Gerstenkorn. 116. Neue Besen kehren gut. 117. Wer sich die Nase abschneidet, schändet sein Angesicht. 118. Wessen das Herz voll ist, davon fließt der Mund über. 119. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. 120. Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand.

II. Denkwürdige Aussprüche großer Männer.

Scheue Niemand so viel, als dich selbst! Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Aegypter. Nimm es dir vor, nichts wider seine Stimme zu thun, und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirn und frag' ihn um Rath. Er spricht anfangs nur leise und stammelt, wie ein unschuldiges Kind; doch wenn du seine Unschuld ehrst, löset er ge-

mach seine Zunge, und wird dir vernehmlich sprechen. Claudius.

Aller **Anfang** ist schwer. Das mag in einem gewissen Sinne wahr sein; allgemeiner aber kann man sagen: aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen. — Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt. — Säen ist nicht so beschwerlich, als ärndten.

Die **Menschen** fürchtet nur, wer sie nicht kennt, und wer sie meidet, wird sie bald verkennen. — Die grössten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen. — Thoren und gescheute Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und die Halbweisen, das sind die gefährlichsten. — Die Welt ist so leer, wenn man nur Berg' und Städte und Flüsse darin denkt; aber hie und da Jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir selbst stillschweigend fortleben, das macht uns dies Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal.

Des Lebens Mühe lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen. — Glaube dem Leben, es lehrt besser, als Redner und Buch. — Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein. — Gegen grosse Vorzüge eines Anderen gibt es kein anderes Rettungsmittel als die Liebe. — Man spricht vergebens viel, um zu versagen; der Andere hört von Allem nur das Nein. — Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es an einem Worte der Entschuldigung nie.

Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem Jeder sein Bild zeigt. — Sobald du dir vertraust, sobald weisst du zu leben. — Erst wäge, dann wage! Erst bedacht, dann gehandelt! — Was man nicht versteht, besitzt man nicht. — Die Vorsicht ist einfach, die Hinterdreinsicht vielfach. — Man sagt, eitles Eigenlob stinket; das mag sein, was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publicum keine Nase. — Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor; und ist's euch ernst, etwas zu sagen, ist's nöthig Worten nachzujagen? — Wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischet, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens. — Versuche deine Pflicht zu thun, und du weisst gleich, was an dir ist.

Alle sind sie voll Honig die Blumen,
Aber die Biene nur findet die Süssigkeit aus.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu', als hättest du's nicht gezählt;
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben,
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterlässt Das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, dass er zu Grunde geht.

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Neigung besiegen ist schwer, gesellet sich aber Gewohnheit
Wurzelnd allmählich dazu, unüberwindlich ist sie. GOETHE.

Arbeitsamkeit verriegelt die Thüre dem Laster, das dem Müssiggang zur Seite schleicht, und hinter ihm das Unglück.

Wie der Schatten früh am Morgen,
Ist die Freundschaft mit den Bösen.
Stund' auf Stunde nimmt sie ab;
Aber Freundschaft mit den Guten
Wechselt, wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.
HERDER.

Es gibt eine Art, das Leben zu verlängern, die ganz in unserer Macht steht: Frühaufstehen, zweckmässiger Gebrauch der Zeit, Wählung der besten Mittel zum Endzweck, und wenn sie gewählt sind, muntere Ausführung. — Ein gutes Mittel, gesunden Menschenverstand zu erlangen, ist ein beständiges Streben nach deutlichen Begriffen. — Man sollte sich nicht schlafen legen, ohne sagen zu können, dass man an dem Tage etwas gelernt hätte. — Unternimm nie etwas, wozu du nicht das Herz hast, dir den Segen des Himmels zu erbitten! LICHTENBERG.

Die Religion ist die goldene Kette, welche den Erdball am Throne des Ewigen festhält. — Wer verräth, er bewahre ein Geheimniss, der hat schon dessen Hälfte verrathen. — Wenn man beim Stiche der Biene oder des Schicksals nicht stille hält, so reisset der Stachel ab und bleibet zurück. — Das Leben gleicht einem Buche: Thoren durchblättern es flüchtig, der Weise liest es mit Bedacht, weil er weiss, dass er es nur einmal lesen kann. — Gefühle sind Sterne, die blos bei heiterem Himmel leuchten; aber die Vernunft ist ein Compass, der jederzeit die wahre Richtung angibt. — Vorzüglich handle! O in Thaten liegen mehr hohe Wahrheiten, als in Büchern! Thaten nähren den ganzen Menschen von innen; Bücher und Mei-

nungen sind nur ein warmer nahrhafter Umschlag um den Magen! JEAN PAUL.

Der Geist ist in einer jeden Sache das Vorzüglichste. So ist es auch in der Religion. Wer das Aeusserliche der Religion beobachtet, den Geist derselben aber nicht hat, der ist vor Gott ein kleingeistiger Pharisäer. Der Geist der Religion ist Glaube und Liebe.

Begegnet dir etwas Unangenehmes, so schlage nicht gegen den Stachel aus, sondern glaube, dass Gott dich demüthigen wolle; beuge dich unter seiner Hand.

Beuget sich dein Mitmensch vor dir, so nimm seine Demüthigung nicht an. Erhebe ihn und begegne ihm um so liebevoller; denn ihr seid alle Brüder.

Betest du, und dein armer Mitmensch ruft dich um Hilfe, so lass das Gebet und eile deinem bedrängten Mitmenschen zu helfen; denn Gott will in diesem Falle lieber Barmherzigkeit als Gebet.

Einen Menschen zu betrüben, indem du ihm Verachtung zeigst, indem du ihn vor Anderen herabsetzest, indem du ihn lächerlich machst, indem du ihn verläumdest, indem du ihm einen Liebesdienst abschlägst, indem du seine Liebe mit Kälte und Rohheit erwiederst halte für die grösste Sünde, denn du hast dich an seinem Schöpfer versündiget.

Einen Menschen erfreuen, trösten, retten — halte für wichtiger, als hättest du eine Hauptschlacht gewonnen.

Ist dein Feind gestürzt, so freue dich nicht, damit es dir nicht auch so gehe, und Andere Ursache bekommen, bei deinem Untergange zu lachen.

Geht es deinem Feinde übel, so halte dies nicht für deine Rechtfertigung; denn dies wäre gegen den Geist, der dir verbietet zu richten, und der dich in Allem Demuth lehret.

Hörest du von den Sünden deines Nebenmenschen, so richte ihn nicht. Denke an deine Sünden und sprich: Herr! wer bin ich, dass ich meinen Mitmenschen richten sollte.

Ziehe aus dem Unglücke deines Mitmenschen keinen Nutzen; Blut und Thränen sind daran, und sie bringen dir keinen Segen.

Macht dir ein armer Mensch ein kleines Geschenk, so verschmähe es nicht, denn du würdest ihn betrüben. Nimm es an, und erwiedere es doppelt. Zeige ihm so viel Freude, als hätte dich ein Fürst beschenkt; denn der Arme hat dir sein Herz gegeben und seine Liebe ist Millionen werth.

Willst du ein Vergnügen geniessen, so mache zuvor einem deiner Mitmenschen eine Freude: dein Vergnügen wird noch so süss sein, denn Gott wird dir Seligkeit zum Geschenke mittheilen.

Kannst du einem deiner Mitmenschen helfen, so lass ihn nicht lange nach deiner Hilfe seufzen, damit Gott auch dich schnell erhöre, wenn du in der Noth zu ihm rufest.

Glaube nicht, dass du dich zu Jemand herablassen könnest; schon dieser Gedanke wäre Stolz. Weisst du, ob dein Mitmensch vor Gott nicht höher sei, als du.

Zürne auf den Armen nicht, weil er an deiner Thüre klopft; wie oft des Tages klopfest du an der Thüre des himmlischen Vaters? Und er duldet es. *Bernhard Galura,*
Fürstbischof von Brixen.

III. Fabeln.

1. Der Knabe und die Datteln.

Ein Schüler ass, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern;
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanzt er einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu
Und sagte: „Datteln pflanzest du?
O Kind, da musst du lange warten:
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süssen Früchte.“
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein und rümpfte das Gesichte:
„Das Warten soll mich nicht verdriessen,
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiss;
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, geniessen.“ *Pfeffel.*

2. Die Biene und die Ameise.

Die kleine Ameise sprach zu der fleissigen Biene, die emsig Nektar aus den Blüthen sog: „Wie kommt es doch, dass man mir niemals den Dank zollet, den man mir billig bringen sollte. Der Mensch entzieht dir nie den Dank. Aus Lindenblüthen sammelst du dir Honig; ich sammle unermüdet Körner und schütze mich vor Hungersnoth; und dennoch achtet man mich gar nicht, verheeret mir meine Vorrathshaufen, störet mich aus meiner Ruhe und tritt mich endlich gar verächtlich todt.“ Darauf sprach die Biene ganz gelassen: „Woher das kommt, will ich dir wohl sagen; wir sammeln beide: du sammelst für dich allein; ich aber sammle auch für Andere mit ein.“

Der Habsüchtige sammelt und karget nur für sich; der Edle, Uneigennützige will mit seinen Schätzen nicht blos sich, sondern auch Anderen Freude machen. *F. L. Wagner.*

3. Der Wolf, der Fuchs und das wilde Schwein.

Um eine Hürde schlich, in sternenloser Nacht,
Ein abgezehrter Wolf und fiel in einen Schacht.

Sein klägliches Geschrei durchhallte Feld und Haide;
Die Schafe hörten es, und hörten es mit Freude.
Kein Sprung, kein Klettern half: die Grube war zu tief;
Welch Glück, dass jetzt sein Freund, der Fuchs, vorüber lief!
Dem ruft er: „Hilf mir, Freund! Denk', ich erhielt dein Leben,
Als dich ein grausam Heer von Hunden einst umgeben.“
„Ach, könnt' ich,“ spricht der Fuchs, „wie willig thät' ich's doch;
Allein, nah' ich mich dir, so stürz' ich selbst in's Loch.
Gehab dich wohl!“ — Er flieht. Nun kommt ein tapferer Hauer;
Den schon halbtodten Wolf befällt ein Todesschauer:
Der Hauer war sein Feind. Jedoch das wilde Schwein
Schämt sich, des Gegners Feind in seiner Noth zu sein.
Sein langer Rüssel wühlt; die Grube wird voll Erde;
Der Wolf entflieht und schreckt auf's Neue die Wollenheerde
Und denket bei sich selbst: „Ein edelmüth'ger Feind
Nützt mehr in der Gefahr, als ein verzagter Freund.“

Pfeffel.

4. Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn tödt zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts," sprach das geplagte Thier,
„Hilf, liebes Pferdchen, ach, ich bitte dich, hilf mir!"
„Was helfen?" sagt der grobe Gaul,
„Du bist der rechte Gast: du bist ein wenig faul!
Trag zu!" — „Ich sterbe, liebes Pferd,
Die Last erdrücket mich; rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich."
„Ich kann nicht!" sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Warf man dem groben Rappen auf,
Des Esels Haut noch oben drauf.

Gleim.

5. Der Rabe.

Ein Rab' entwandte hie und da
So viel er konnte: Gold und Ringe,
Band, Ohrgehäng' und hundert andre Dinge.
Als dies der klüg're Haushahn sah,
So fragt er ihn: „Ich bitte, sage mir,
Wozu nützt denn dies Alles dir?"
„Das weiß ich selbst nicht," sprach der Rabe,
„Ich nehme es nur, damit ich's habe."
Ein Geizhals und dies Thier thun Einerlei.
Der Geizhals sammelt gleich dem Raben:
Nicht, daß es ihm und Andern nützlich sey;
Nein, blos um viel zu haben.

Hagedorn.

6. Die Grille und die Ameise.

Eine faule Grille sang
Einen ganzen Sommer lang
Und war immer ohne Sorgen
Für den andern Morgen.
Weil der Sommer Nahrung hat,
Wurde sie auch täglich satt;
Aber als der Winter kam
Und der Flur das Leben nahm,
Da trieb sie der Hunger hin
Zu der Ameise: „Nachbarin,
Ich bin hungrig, gib mir doch
Ein klein wenig nur zu leben!
Deine Kammer hat ja noch
Großen Vorrath; und ich will
Alles ehrlich wiedergeben,
Mit den Zinsen, im April." —
„Schwesterchen, wie brachtest du
Deine Zeit im Sommer zu?"
„Nachbarin, du weißt ja wohl:
Ich, die Freundin vom Apoll,
Sang beständig; hast du mich
Nicht vernommen? Und konnt' ich,
Schwesterchen, was Beß'res thun?" —
„Grillchen, nein; doch tanze nun!"

Gleim.

7. Der alte Löwe.

Ein alter Löwe, der von jeher sehr grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete seinen

Tod. Die Thiere, welche sonst in Schrecken geriethen, wenn sie ihn sahen, bedauerten ihn nicht; denn wer betrübt sich wohl über den Tod eines Friedensstörers, vor dem man nie ruhig und sicher sein kann? Sie freuten sich vielmehr, daß sie nun bald ihn los sein würden. Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, welches er ihnen ehedem angethan hatte, wollten nun ihren alten Haß an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden, der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfworte, der Ochs stieß ihn mit den Hörnern, das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein stand dabei und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht," fragte der Esel, „dem Löwen auch Eins hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete ernsthaft: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht schaden kann." Lessing.

8. Die beiden Ziegen.

Zwei Ziegen begegneten sich auf einem schmalen Stege, der über einen tiefen, reißenden Waldstrom führte; die eine wollte herüber, die andere hinüber. „Geh' mir aus dem Wege!" sagte die eine. — „Das wäre mir schön," rief die andere. „Geh' du zurück und laß mich hinüber; ich war zuerst auf der Brücke." — „Was fällt dir ein," versetzte die erste; „ich bin so viel älter, als du, und sollte dir weichen? Nimmermehr!"

Beide bestanden immer hartnäckiger darauf, daß sie einander nicht nachgeben wollten; jede wollte zuerst hinüber, und so kam es vom Zanke zum Streite und zu Thätlichkeiten. Sie hielten ihre Hörner vorwärts und rannten zornig gegen einander. Von dem heftigen Stoße verloren aber beide das Gleichgewicht; sie stürzten und fielen mit einander über den schmalen Steg hinab in den reißenden Waldstrom, aus wel-

chem sie sich nur mit großer Anstrengung an's Ufer retteten.

Sei nachgiebig gegen Jedermann, besonders gegen den Eigensinnigen und Hartnäckigen! Wenn zwei Eigensinnige einander gegenüber stehen, so thun sie sich beide gewiß mehr Schaden, als die Nachgiebigkeit dem Einen von ihnen gebracht hätte.

Seume.

9. Der Wiesel und die Hühner.

Nach Recht und Urtheil, mit dem Prügel,
Ward vor dem frohen Hausgeflügel
Ein Dieb und ein andrer Tullian,
Ein schlimmer Wiesel abgethan.
Ein Hof voll Hühner sah ihn leiden,
Und gackerte dabei vor Freuden.
Nur eine Henne blieb betrübt,
Und sprach: „Man bricht des Räubers Glieder;
Allein die That ist schon verübt,
Wer gibt mir meine Kinder wieder?"

Lichtwer.

10. Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her und schoß
All' ihr Gift nach ihm.

„Ach, was hab' ich dir gethan?"
Rief der Wurm ihr zu.
„Ei," fuhr ihn das Unthier an,
„Warum glänzest du?"

Pfeffel.

Dritter Abschnitt.

Natur.

1. Das Bergwerk.

Im Inneren mehrerer Gebirge findet man verschiedene Arten Erze, aus denen die Metalle gewonnen werden, und schon in sehr früher Zeit haben sich die Menschen damit beschäftigt, diese Erze aus der Tiefe der Erde herauszuholen. Zu diesem Zwecke werden Gruben und unterirdische Gänge, gleich den Kellern und Gewölben, in die Berge hineingebaut, welche um so tiefer und umfangreicher sind, je tiefer das Erz in den Bergen verborgen liegt. Die Leute, welche sich mit dem Baue solcher Bergwerke beschäftigen, werden Bergleute genannt und haben ein sehr mühevolles und vielen Gefahren unterworfenes Leben. Früh mit Aufgang der Sonne, und schon um Mitternacht, nachdem sie zuvor zu Gott gebetet haben, fahren sie in den Schacht des Bergwerks hinein und verschwinden bald in der Tiefe desselben. Lampen und Lichter, welche sie zuweilen auf dem Kopfe zu tragen pflegen, erleuchten ihren stillen schauerlichen Weg; nur das Rauschen des unterirdischen Wassers, das durch Pumpenwerke in die Höhe gezogen wird, die von der Decke herunterfallenden Tropfen und der ernste Zuruf der sich begegnenden Bergleute: „Glück auf!“ unterbricht die schauerliche Stille.

Wenn sie dann an dem Orte, wo sie ihre Arbeit fortsetzen wollen, angelangt sind, bitten sie den Allmächtigen um Schutz und Beistand, denn hier unten sind sie von aller menschlichen Hilfe fern; hoch über ihnen auf der Oberfläche sind die Wohnungen der Menschen, und kein Sonnenstrahl fällt in die dunkle Tiefe. Man hört jetzt nur den Schlag des eisernen Hammers, den die kräftige Hand des Bergmanns gegen den Felsblock führt; denn bedachtsam muss ein jeder auf seine Arbeit sehen, damit er nicht Gefahr laufe, von einem herabfallenden Felsstücke beschädigt, oder erschlagen zu werden. Andere fahren indess mit Karren, welche auch wohl Hunde genannt werden, in die Höhle hinein, um die losgeschlagenen Erzstücke dort hinzuschaffen, wo sie wiederum in Kasten geladen, durch ein Maschinenwerk zu Tage gefördert werden. Mühsam und kümmerlich ist daher der Erwerb dieser Leute und so eintönig und traurig die Umgebung bei ihrer Arbeit, dass sie nicht wie der Landmann, aufgefordert durch den Gesang der Lerche, ein fröhliches Liedchen anstimmen. Nur zuweilen hört man den Gesang eines frommen Liedes, ein Zeichen des ernsten und stillen Benehmens dieser Leute, die nur zu oft durch Unglücksfälle, welche einen oder den anderen Kameraden getroffen haben, gewarnt und vorsichtig gemacht sind. Ueber ihnen hängen furchtbare Felsstücke, welche

jeden Augenblick herunter zu fallen drohen; oft auch stürzt wildes Wasser in brausender Fluth unerwartet ihnen entgegen, oder todtbringende Dünste werfen sie darnieder. Natürlich ist es daher, dass sie sich, nach überstandener Arbeit wieder in die lichten Wohnungen über der Erde angekommen, gern der Freude überlassen und sich durch fröhliche Musik erheitern, wesshalb auch stets mehrere unter ihnen verschiedene Instrumente zu spielen verstehen.

Die herausgeschafften Erzstücke werden zuerst von dem Erdreiche gereinigt, dann durch grosse Hammerwerke in kleine Stücke zerschlagen, und endlich in die Schmelzöfen gebracht, wo durch die furchtbare Gluth des Feuers das reine Metall von den Schlacken gesondert wird. Hier sind grosse Behälter, in welchen das Erz aufgeschichtet wird, doch so, dass die Feuerflammen, welche Tage lang unterhalten werden, durch den Luftzug überall hindurch schlagen können, und bald geräth das Erz in einen glühenden Zustand; das Metall wird flüssig und von den Arbeitern in besondere Formen aufgefangen, aus welchen es, wenn es erkaltet ist, herausgenommen und zu verschiedenen Zwecken verwandt wird.

2. Das Salzbergwerk zu Wieliczka.

An einer Hügelkette der Karpathen, in der Nähe des polnischen Dorfes Wieliczka, ungefähr drei Stunden von Krakau ostwärts, befinden sich die sogenannten Krakauer Gruben, oder die berühmten Salzbergwerke von Wieliczka.

Der Reisende, welcher dieses merkwürdige Bergwerk besucht, empfängt einen weißen Grubenmantel und eine brennende Fackel; so ausgestattet wird er in einer Art Hängematte, etwa 500′ tief, gefahrlos durch den Haupteingang hinabgelassen. Auf einer schiefen Ebene angelangt bietet sich den neugierigen Blicken des Besuchers eine ganz neue Welt dar. Eine Menge kleiner und großer Kammern, oft mehr als 70′ hoch und auf Säulen von Salz gestützt, dienen den hier Beschäftigten zu Vorrathskammern und zur Aufbewahrung von Naturseltenheiten; einige werden als Pferdeställe benützt. Sehenswerth sind die niedlichen Kapellen mit dem Hochaltar, den ein großes, sehr schön gearbeitetes Crucifix und mehrere Bildsäulen von Heiligen, künstlich aus Salz gefertigt, schmücken. Diese Kapellen gewähren bei dem Gottesdienste, der an gewissen Tagen im Jahre hier für die Bergleute bei vollständiger Beleuchtung gehalten wird, einen prachtvollen Anblick. — Die Wege und Gänge in diesem Salzbergwerk durchkreuzen sich nach allen Richtungen, und an einigen Plätzen wird das Labyrinth so unentwirrbar, daß diejenigen Personen, deren Fackeln erlöschen, Gefahr laufen, auf eine elende Weise umzukommen, weil sie den Rückweg nicht mehr zu finden vermögen. Aus einem sich hier befindenden großen Saale,

in dem wohl 1000 Personen zu Tische sitzen könnten, gelangt man auf einem wie eine Treppe in Felsen gehauenen Weg mehr nach der Tiefe, von wo man durch Leitern auf den Grund des Bergwerks kommt. Hier wird das Salz gesprengt und mittelst von Pferden getriebenen Maschinen zu Tage gefördert. Das Geräusch der Arbeitenden, die von Menschen belebten breiten Straßen, durch den Schein der Fackeln erhellt, geben dieser unterirdischen Salzstadt ein zauberisches Ansehen. — Von der Einfahrt zur Grube bis auf dessen Grund rechnet man 700′, die Länge des gegenwärtigen Grubenbaues beträgt an 700′ und die Breite an 3500′. — Schon vor 600 Jahren wurden diese Bergwerke benutzt und lieferten zur Zeit, als Polen noch ein Königreich war, einen jährlichen Ertrag von mehr als 6,000,000 poln. fl. (1,450,000 fl. rhein.). Nach der Theilung dieses Reiches kam das Bergwerk an Oestreich, welches durch eine übermäßige Preiserhöhung dieses Artikels den Verbrauch des daselbst gebrochenen Salzes in Abnahme brachte, da entferntere Bewohner des Kaiserthums dasselbe billiger aus dem Auslande beziehen. Dessenungeachtet sind stets noch an 700 Arbeiter beschäftigt, mittelst Brechwerkzeugen und Pulversprengungen das Steinsalz zu gewinnen. Dieses Salz wird theils in seinem natürlichen Zustande, wo es graugrün aussieht, theils gereinigt mit weißer Farbe in den Handel gebracht.

3. Der fromme Bergmann und der gelehrte Spötter.

Es ging ein frommer Bergmann mit einem gelehrten Spötter in einen tiefen Schacht. „Wir sind jetzt über 1000 Ellen unter der Erde,“ sprach der Spötter und stellte sich bei diesen Worten auf eine Klippe. Lächelnd setzte er hinzu: „Wie tief mag denn wohl die Hölle sein?“ Der Bergmann antwortete ruhig: „Mein Herr, wenn der Stein, worauf Sie stehen, einstürzt, sind Sie in einer Minute in der Hölle!“

* * *

4. Das Glas.

Das Glas ist eines der wichtigsten Kunsterzeugnisse. Ohne dasselbe entbehrten wir nicht allein so mancher Trink- und anderer Gefässe, sondern auch der Fensterscheiben, der Spiegel, der Brillen, der Vergrösserungs- undFerngläser, der Barometer, Thermometer und vieler Schmucksachen. Die Erfindung des Glases soll den alten Phöniziern angehören. Die Hauptstoffe des Glases sind Kieselerde und Salze, welche letztere den Fluss der ersteren befördern. Je reiner die Kieselerde ist, desto schöner fällt das Glas aus. Am reinsten befindet sie sich im Quarzkrystall, den man gleichsam als natürliches Glas ansehen kann. Aber auch andere Quarzarten und der Sand enthalten die Kieselerde in einem hinlänglich reinen Zustande. Die Salze, welche man gebraucht, um den Quarz zum Fliessen zu bringen, sind: Potasche, Kochsalz, Soda und Salpeter. Zu weissem Glase hat man ausser-

dem noch eigene Entfärbungsmittel nöthig, um es möglichst weiss herzustellen, als: Braunstein, Schmalte, Arsenik und Kohlenpulver; jedoch dürfen sie nur in geringer Menge beigegeben werden. So spröde und zerbrechlich das erkaltete Glas ist, so zähe und dehnbar ist das glühende; und eben auf dieser Zähigkeit beruht die Kunst, daraus so viele hohle und andere Sachen zu verfertigen. Durch Hülfe eines Blaserohrs kann man auf ähnliche Art, wie man Seifenblasen macht, das Glas zu grossen hohlen Körpern blasen, und so lange es noch weich ist, dasselbe mit Zangen und andern Werkzeugen, gleich dem Wachse, zu allen möglichen Gestalten drücken und biegen; es lässt sich mit Scheeren und Messern schneiden und sogar zu dünnen Fäden spinnen. Die vorbereiteten und wohl durchmengten Bestandtheile des Glases, Fritte genannt, kommen in einen Schmelzofen, der inwendig mit einem erhaben gemauerten Rande versehen ist, auf dem die zwei Fuss hohen Schmelztiegel (Häfen) gesetzt werden. In der Mitte brennt Tag und Nacht auf dem Heerde ein starkes Feuer, und vor jedem Hafen ist in dem Ofen eine Oeffnung. Zwei bis drei Tage sind erforderlich, bis die Masse völlig flüssig und hell wird, worauf das Blasen beginnt. Es gehört zu dieser Arbeit die Pfeife, ein eisernes, drei bis vier Fuss langes Rohr mit einem hölzernen Griffe. Der Arbeiter taucht den Knopf der Pfeife durch die im Ofen befindliche Oeffnung in das flüssige Glas, holt, so viel er braucht, damit heraus, streicht die Glasmasse mit einem Eisenbleche fester an und wälzet den Klumpen auf einem Steine zu einer Kugel. Nun blässt er in das Rohr, dehnt die Glaskugel aus, schwingt die Pfeife mit derselben in die Luft, und verwandelt dadurch die Blase in einen länglich runden Körper. Erkaltet die Glasmasse während der Arbeit, so hält er sie so lange im Ofen, bis sie wieder weich geworden ist. Das Blasen und Schwingen wird wiederholt, bis die Glasblase die Gestalt hat, aus der sich leicht ein Gefäss durch Drehen, Biegen und Schneiden mit eisernen Werkzeugen bilden lässt. Ist die Glaswaare fertig, so darf sie nicht sogleich in freier Luft bleiben, sonst würde sie zu spröde und unhaltbar; sie muss erst in den Kühlofen gesetzt werden und dort bei einer mässigen Wärme allmählig erkalten.

5. Die Kartoffeln.

Die Kartoffeln kamen erst vor einigen hundert Jahren aus Amerika nach Europa. Und fast hätte sie der Freund des Seefahrers Franz Drake, dem dieser aus Amerika etliche zur Aussaat schickte, und dabei schrieb: „Die Frucht dieses Gewächses ist so trefflich und nahrhaft, dass ich ihren Anbau für Europa sehr nützlich halte,“ aus seinem Garten wieder ausreissen und wegwerfen lassen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit dem

Worte „Frucht“ die Samenknollen gemeint, die oben am Kraute hängen. Da es nun Herbst war und die Samenknollen waren gelb, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worin er sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten habe, dass ihr Anbau für England höchst wichtig werden könnte. Die Herren kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmt bestreut war; allein sie schmeckte abscheulich und es war nur Schade um den Zucker. Darauf urtheilten sie Alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da liess denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträucher herausreissen und wollte sie wegwerfen.

Aber eines Morgens im Herbst ging er auch durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, es duftete so lieblich, wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und dieser sagte, dass sie unten an den Wurzeln des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er liess die Knollen sammeln, zubereiten und lud dann die Herren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, deren Inhalt gewesen sein wird, dass der Mensch, wenn er bloss nach dem urtheilt, was Oberfläche ist, und nicht noch tiefer gräbt, manchesmal gar sehr irren könne. G. H. Schubert.

6. Der Stechapfel.

Dieses Giftgewächs heißt auch Dornapfel, Rauapfel, Teufelsapfel, Giftapfel, Krötenmelde, Tollkraut und wurde wegen der großen, schönen und wohlriechenden Blume vor dreihundert Jahren nach Deutschland gebracht und in die Gärten gepflanzt. Man dachte damals nicht, daß man ein lebensgefährliches Gift in Deutschland einführe. Der Stechapfel aber hat sich seitdem so vermehrt und ausgebreitet, daß er jetzt fast überall, auf gutem und auf schlechtem Boden, auf Schutthaufen, an Wegen, Zäunen u. s. w. als Unkraut wächst. Die Pflanze entsteht im Frühlinge aus dem im Herbste zuvor ausgefallenen Samen, blüht vom Juni bis in den Herbst und bringt vom September an reifen Samen. Sie wird 1 bis 3 Fuß hoch, breitet ihre Aeste weit aus und hat große, dunkelgrüne, ausgezackte Blätter. Die Blüthe ist weiß und trichterförmig und sitzt immer in einer Astgabel. Die Frucht ist einem Apfel ähnlich und mit kurzen Stacheln besetzt.

Zerquetscht man Blätter, Blüthen oder den weichen Stengel, so

riecht man einen eckelhaften, süßlichen Geruch, der besonders im warmen Zimmer leicht Kopfweh und Uebelkeit verursacht. Der Geschmack der Blätter ist unangenehm süßlich, hintennach aber auf eine eigene Art scharf und den Hals zusammenziehend. Wenn man sie auf die Haut legt, können sie schon gefährliche Entzündungen verursachen. Fürchterlich aber wirkt der Samen und alle andern Theile der Pflanze im Innern des Menschen. Er wird zuerst davon wie betrunken, die Augen glänzen ihm, bald wird ihm schwindlich, er kann sich nicht mehr besinnen, hört und sieht nicht recht; das Schwarze im Auge ist sehr erweitert oder umgekehrt sehr zusammengezogen. Ein solcher Vergifteter stammelt und kann mit der Sprache nicht recht fort, kann nicht schlucken, weil ihm der Hals zusammengeschnürt ist, hat Trockenheit im Munde und brennenden Durst, Erbrechen und Bangigkeit. Oft wird er ganz sinnlos, toll und wüthend, oder umgekehrt, dumm, unempfindlich und stumm. Bald aber werden seine Augen starr und verdreht, er bekommt Zittern, Krämpfe, Kälte in den Gliedern, kalten Schweiß, Schaum vor dem Munde; zuletzt wird er ganz bewußtlos und unempfindlich gegen Alles, was mit ihm vorgeht, und liegt mit weit offenen, unbeweglichen Augen regungslos da oder schläft mit Schnarchen ein und lange Zeit fort. Manchmal erscheinen auch schwarze Flecken auf der Haut, nicht selten tritt ziemlich bald Lähmung ein und der Tod erfolgt in Kurzem, oft ganz plötzlich. Nur dann, wenn nur sehr wenig von der Giftpflanze genossen wurde, gehen diese Zufälle nach einiger Zeit wieder vorüber. Vergiftungen durch den Stechapfel sind schon sehr häufig vorgekommen. Oefters haben die Kinder schon die Samenkörner gegessen, z. B. ein $1^1/_2$jähriger Knabe, welcher dann an allen Gliedern steif wurde und in einen tiefen Schlaf verfiel, zu röcheln anfing und einen blutigen Schaum ausstieß, zuletzt ganz dunkelbraun im Gesicht wurde und schon nach sechs Stunden starb. Ein Anderer von drei Jahren hatte nur wenige Körner verschluckt, wurde aber doch blind und ohnmächtig und bekam Krämpfe, wurde wie toll und wüthend und konnte nur mit Mühe gerettet werden, blieb aber noch lange Zeit blaß. Oefters haben auch Erwachsene diese Körner für die weit kleineren, rundlichen und platten Körner des Schwarzkümmels gehalten und damit Thee gemacht oder Milch gekocht. Sie haben allemal entsetzlich leiden, in vielen Fällen gar sterben müssen. Eine ganze Familie in der Gegend von Aachen wurde wahnsinnig, weil sie die Blätter unter dem Gemüse gegessen hatte. Ein junger Mensch redete irre und verfiel in ein Fieber, weil man sein Trinkglas mit Stechapfelblättern ausgerieben hatte. Auch Pferde und Hunde sterben von dem Genusse dieses fürchterlichen Krautes; Schafe fressen es gar nicht, Schweine werden davon betäubt.

7. Die Herbstzeitlose.

Wenn alle Blumen verwelkt sind, blüht auf den abgemähten Wiesen die blaßrothe Herbstzeitlose, die von diesem späten Blühen ihren Namen hat. Sie reift auch ihren Samen nicht, wie die andern Blüthen, nach

ihrem Abwelken, sondern sie verbirgt die unreifen Körner in einer weißen, zarten Kapsel unter dem Boden, wo sie den ganzen Winter über ruhen. Im Frühjahre kommen ihre dunkelgrünen Blätter noch vor dem Grase aus dem Boden, und wenn man sie stehen läßt, so entfalten sie sich und die Samenkapsel wird ziemlich groß, enthält viele Körner, welche, wenn sie reif werden, braungelb aussehen. Diese Pflanze ist erstens ein Wiesenunkraut, denn sie versperrt dem Grase oder andern Futterpflanzen den Platz und nimmt ihnen die Nahrung weg. Sie ist ferner für das Vieh nicht gesund, und so lange sie grün ist, wird sie von dem Vieh nicht angerührt; mit dem Heu getrocknet verliert sie ihre Schärfe und wird von dem Vieh, wiewohl nicht gerne, doch ohne Schaden gefressen. Die Herbstzeitlose ist aber zweitens eine Giftpflanze. Ich weiß ein Beispiel, daß zwei Kälber, welche sie grün im Frühjahre abweideten, daran zu Grunde gingen. Ja es ist schon mehrmals der Fall gewesen, daß Kinder zuerst mit der Samenkapsel spielten, dann die Körner verschluckten und daran sterben mußten. Dieses Kraut ist schwer zu vertilgen; denn es hat ziemlich tief im Boden seine Zwiebel, aus welcher die Blätter herauskommen, und diese Zwiebel ist schwer aus dem Boden zu bringen, wenn man nicht eigens dazu gerichtetes Stechwerkzeug hat. Wenn man aber die Blätter im Frühjahre, wenn sie schon ziemlich aus dem Boden sind, wegschneidet und zwar möglich weit unten, und dies im nächsten Frühjahre wiederholt, so bleibt die Pflanze aus, weil die Zwiebel im Boden verfault. Wäre dies nicht ein nützliches Geschäft für die Knaben? So viel Herbstzeitlosen blieben immer noch übrig, als der Apotheker zu der Bereitung einer Arznei gebraucht, welche besonders in Gichtanfällen angewandt wird.

8. Der Weinstock.

Was die Rose unter den Blumen ist, das ist die Weintraube unter den Früchten. Lieblich ist schon der Geruch der zarten Blüthe des Weinstockes; aber noch herrlicher ist der Geschmack der gereiften Beere. Der Weinstock gehört unter die klimmenden und mit Ranken zum Festhalten versehenen Sträucher, und ist ohne Zweifel, wie wir aus der Bibel wissen, im milderen Asien ursprünglich einheimisch. Nach Deutschland kam er wahrscheinlich durch die Römer. Man lernte schon sehr frühzeitig die Kunst, aus dem Safte seiner Beeren durch Gährung ein erquickendes und stärkendes, aber zugleich auch berauschendes Getränke zu bereiten. Die Weinbeere besteht nämlich aus zarten Schläuchen, deren einige einen wässerigen Sauerstoff (Säure), andere Zuckerstoff enthalten; nebstdem ist auch Schleim damit vermischt. Die Gährung der vorher zerquetschten Beeren, wodurch die Schläuche zersprengt werden, besteht in der Wirkung des Sauerstoffs auf den Zuckerstoff, wodurch Luftsäure (Kohlensäure) entbunden und Weingeist erzeugt wird. Dadurch geschieht die Verwandlung des Mostes in Wein. Hat in schlechten Jahren der zuckerhaltige Theil der Traube sich nicht gehörig ausbilden können, so gibt es einen schlechten Wein, der aber um Vieles besser wird, wenn man dem gährenden Most Zucker zusetzt.

Durch die Kultur, die Verschiedenheit des Bodens und des Klimas sind nach und nach eine große Menge von Abarten und Spielarten der Weintrauben entstanden, so daß man bereits gegen

1400 Sorten zählt, und eben deswegen gibt es auch eine so große Menge von Weinarten, die sich durch Güte und Geschmack, wie auch durch Farbe und andere Eigenschaften sehr von einander unterscheiden. Unter den deutschen Weinen wird der Rheinwein für den besten gehalten. Die besten Traubensorten zum Essen sind: der Muskateller, wovon es eine weiße und eine rothe Spielart gibt, der Gutedel, ebenfalls weiß oder roth, und die Zibentraube, mit ovalen gelblichen Beeren, wovon in den wärmeren Ländern die großen Rosinen oder Zibeben kommen. Die besten Weine geben: der Riesling, welcher weiße (grüne) Beeren hat, und besonders häufig am Rhein gebaut wird, wovon die Rheinweine so vorzüglich sind; der Klüvner, welcher kleine, dunkelblaue oder graue Beeren hat; der Sylvaner (Salviner) oder Oestreicher mit einer weißen oder einer blauen Spielart; der Traminer, roth; der Strohwein oder Sekt entsteht aus den Trauben, die man im Herbste noch auf dem Stroh trocknet, wodurch sie einen großen Theil des Wässerigen verlieren und also an Süße zunehmen.

Wohl ist der Wein ein herrliches, den Müden und Kranken erquickendes, den Niedergeschlagenen erfreuendes Getränke, das der, der es haben kann, täglich genießen mag, aber immer so, daß wirklich nur das Herz erfreut wird und nicht der Bauch dabei in seine tolle Lustigkeit geräth, wobei er mit dem Verstande und dem Herzen durchgeht, und beide zu Sachen hinreißt, die nicht gut und nicht recht sind.

9. Der Kaffeebaum.

Seine Blätter sehen fast wie Pommeranzenblätter aus; nur sind sie viel länger; die Blüthen sind weiss; die Frucht ist eine kleine Kirsche, welche anfangs grün, später roth, zuletzt bei völliger Reife schwarz ist. Sie enthält unter dem dünnen, widrigsüsslichen, ungeniessbaren Fleische zwei harte Samenkerne, die bekannten Kaffeebohnen, welche mit den flachen Seiten an einander liegen. Der Kaffeebaum blüht jährlich zweimal und man findet fast immer Blüthen, unreife und reife Früchte an demselben.

Ursprünglich wächst dieser Baum in Arabien, wo er in vielen Gegenden eben so häufig angepflanzt ist, als bei uns der Zwetschenbaum. Und gewiss ist die dortige die edelste und beste Kaffeesorte in der ganzen Welt. Wenn man aber meint, dass nun auch in jenen Gegenden immer und überall der beste Kaffee getrunken werde, so irrt man sich sehr.

Gerade dort, wo sie den edelsten Kaffee haben und in der grössten Menge selber anbauen, trinken die meisten Leute den schlechtesten Kaffee in der ganzen Welt, ein gar dünnes Getränk, das nicht von Kaffeebohnen, sondern von den Schalen, in denen die Bohnen stecken, bereitet wird. So geniessen die, welche jene Naturgabe am leichtesten haben könnten, sie am wenigsten; vielleicht aus demselben Grunde, aus welchem unsere armen Bergleute, die das schönste Silber herausgraben, oft kaum Kupfergeld im Hause haben; vielleicht aber auch deswegen, weil die, die den Kaffee so nahe haben, ihn am wenigsten achten. Wohl wäre es zu wünschen, dass er auch in unserm Vaterlande weniger geachtet und geliebt würde; denn er ist nicht so gesund und gibt nicht so viele Kräfte, als die Suppen, die unsere Vorfahren statt seiner genossen.

10. Die Obstbaumzucht.

Der Nutzen, den die Obstbaumzucht dem Landwirthe gewährt, ist bedeutend. Er erhält am Obste für seine Haushaltung eine gesunde und angenehme Speise. Er kann es frisch oder getrocknet verkaufen, und daraus in manchen Jahren mehr als aus dem Getreide lösen. Welchen Ersatz hat schon oft das wohlgerathene Obst beim Mißwachse der Feldfrüchte geliefert! Sollte also diesen Segen des Himmels, welcher sich durch gehörige Behandlung und Pflege der Bäume leicht erwerben läßt, der auf sein eigenes Wohl bedachte Landmann verschmähen? Gewiß nicht, er darf es nur ernstlich wollen, Hand an das Werk legen, und es wird gelingen.

Die Samenschule. Zur Aussaat eignen sich die Kerne der feinen Obstarten nicht; die daraus gezogenen Pflanzen treiben zwar schnell, setzen aber nur schwammiges Holz an, welches von strenger Kälte leicht angegriffen wird und das Kränkeln und Absterben des Baumes zur Folge hat. Daher sammle man Kerne von wilden Aepfeln, Birnen und Kirschen; denn nur aus solchen erwächst ein dauerhafter gesunder Stamm, der, nachdem er veredelt worden, reichliche Früchte trägt. Doch auch hier verfährt man mit Umsicht, und nimmt lieber die Kerne des süßen, als des sauren Holzapfels, desgleichen die der bessern Holzbirnen.

Aus den Zwetschen, gelben Pflaumen und Vogelkirschen entstehen ebenfalls kräftige Wildlinge. — Zur Aufnahme des Samens richtet man einige Beete in gutem ungedüngtem Boden an einer freien Stelle des Gartens zu, zieht einen Zoll tiefe und einen Fuß abstehende

Rinnen, streut in selbige die Kerne etwa einen Zoll auseinander, und deckt Erde darüber. Die im Herbst gelegten Samen kommen das nächste Frühjahr zum Vorscheine. Während der beiden ersten Jahre ist mit den jungen Pflanzen nichts anderes zu thun, als sie bei trockenem Wetter zuweilen des Abends zu begießen, das Ungeziefer zu vertreiben, die Erde um sie aufzulockern und das Unkraut auszujäten.

Die Baumschule. Im Oktober des zweiten Jahres bereitet man durch sorgfältiges, wo möglich zwei Fuß tiefes Umgraben, ein Stück Land, das einen guten Mittelboden, Sonne und freie Luft hat zur Aufnahme der Wildlinge für den folgenden Frühling. Die Bäumchen werden dann behutsam ausgehoben, ihre Pfahlwurzeln etwas abgestutzt, wie auch vom Stämmchen die überflüssigen Zweige ganz, die andern bis auf drei oder vier Augen an jedem verschnitten. Nun zieht man mittelst der Gartenschnur auf die Beeten gerade, einen Fuß breite und ebenso tiefe Gräben, setzt die Pflänzlinge zwei Fuß von einander, nicht viel tiefer, als sie bisher gestanden hatten, hinein, steckt einen Pfahl daneben und schaufelt die Erde über die Wurzeln. Nachher werden die Wildlinge mit Wasser eingeschlemmt, das heißt sehr stark begossen, damit sich die Erde gut um die Wurzelfasern lege. Das Reinhalten des Bodens vom Unkraut, sowie das seichte Auflockern des Erdreichs mit der Gartenhake ist im Laufe des Sommers nicht zu unterlassen.

In der Baumschule geschieht nun während der folgenden Jahre die Veredlung. Diese besteht darin, daß man ein Reis oder Auge von einem guten Fruchtbaume mit dem Windlinge derselben Gattung vereinigt, und ihn dadurch zwingt, eben solches Obst zu tragen, als der Stamm, von dem jenes Auge oder Reis genommen wurde. Die gewöhnlichsten Arten der Veredlung sind: Okuliren oder Aeugeln, Kopuliren oder Zusammenfügen, und Pfropfen.

Das Okuliren besteht darin, daß Augen von dem Triebe eines edlen Baumes in die Rinde von Windlingen eingesetzt werden. Das Okuliren auf das treibende Auge im Mai und Juni, wonach man noch denselben Sommer Schosse erhält, ist weniger gebräuchlich, als dasjenige auf das schlafende Auge im August, nach welchem das Ausschlagen erst das nächste Frühjahr erfolgt. Es wird dabei so verfahren: Man umschneidet an dem edlen Reise mit einem scharfen Messer das Blattauge in Gestalt eines Schildchens und nimmt es vom Holze schnell ab. Sowie das Schildchen losgetrennt ist, hat man bald nachzusehen, ob auch das weiße markige Kernchen, nämlich der Keim, im Auge verblieben ist oder dafür nur ein Grübchen vorhanden ist; denn im letzteren Falle muß das Schildchen als unbrauchbar weggeworfen und ein frisches zubereitet werden. Jetzt macht man an einer glatten Stelle des Stämmchens einen bis an das Holz reichenden Einschnitt in die Rinde, der die Gestalt eines T hat. Nach diesem hebt man mit dem Beinchen des Okulirmessers

zu beiden Seiten des Längschnittes die Rinde so weit auf, daß das Schildchen mit dem zugespitzten Ende zwischen die beiden Lappen bequem von oben heruntergeschoben werden kann. Nun legt man ein Bastband genau über dem Auge an, windet es um den Querschnitt, kreuzt damit und kommt wieder unter das Auge, welches hierdurch gelinde an das Holz des Wildlings angezogen wird. Der Verband darf jedoch das Auge nicht bedecken. Wenn nach einigen Wochen das Auge anschwillt und das Band stark einschneidet, so muß man es ungesäumt auflösen und locker umlegen. Fängt das Auge an auszuschlagen, so wird das Stämmchen nahe am Triebe schräg abgeschnitten und die Wunde mit Baumwachs bestrichen.

Das Kopuliren ist eine leichte und sichere Veredlungsart, die am vortheilhaftesten in den Monaten März und April, und zwar folgendermaßen geschieht: Man sieht den jungen Stamm oder Zweig genau an, besonders die Stelle, wo die Veredlung vorgenommen werden soll und nun sucht man sich unter den schon früher gebrochenen Edelreisern eins aus, das gerade so stark ist, als der Wildling an der erwähnten Stelle. Hierauf werden Bäumchen und Reis schräg so zugeschnitten, daß beide genau auf einander passen, dann zusammengefügt und mit einem Verbande umgeben. Zu diesem eignen sich vorzüglich dünne, gewebte, mit Baumwachs überstrichene Bändchen.

Das Pfropfen ist zweifach: in das Holz und in die Rinde; beides wird zu Anfang des Frühlings, wenn der Saft in die Bäume tritt, unternommen. Die Pfropfreiser werden schon im Februar von den einfachen Trieben abgeschnitten und bis zum Gebrauch in frischer Erde aufbewahrt. Will man in's Holz pfropfen, so sägt man das Stämmchen, das wenigstens einen Finger dick sein muß, einen bis zwei Fuß über der Erde ab, schneidet es mit dem Messer glatt und macht in die Mitte eine zolltiefe Spalte. Das Pfropfreis, dem man etwa nur vier Augen läßt, wird unten von beiden Seiten quer eingekerbt und von da keilförmig zugespitzt. Jetzt öffnet man die Spalte und setzt das Reis so ein, daß seine Rinde mit der des Stammes genau zusammenpaßt. Hat der Stamm einen größeren Umfang, so schneidet man ihn höher ab und setzt zwei Pfropfreise darauf, an jedes Ende der Spalte eins. Zuletzt werden Pfropfreis und Spalte rund herum mit Baumwachs verklebt und ein ziemlich fester Verband von Bast umgelegt. Bei dem Pfropfen in die Rinde schneidet man das untere Ende des Reises ungefähr wie das Auge zum Okuliren zu, schiebt es unter den Längschnitt der Rinde und umwindet dasselbe.

Sind die Bäumchen veredelt, so halte man das Land umher rein und locker, binde sie an Stangen, lasse keine wilde Schößlinge aufkommen, nehme im März die vorjährigen untern Triebe ab und lasse nur die nach oben gehenden stehen. Hat der Stamm eine Höhe

von sechs bis sieben Fuß erreicht, so sucht man die Krone zu bilden, was etwa im vierten Jahre vor dem Eintritte des Saftes geschehen kann. Es wird nämlich da, wo die Krone beginnen soll, der mittlere Schößling und auch die unter ihm zur Seite befindlichen bis auf vier Augen abgestutzt. Nachher sind die Bäumchen an denjenigen Ort zu verpflanzen, an dem sie künftig Früchte tragen sollen. Bevor sie ausgehoben werden, ist es nothwendig, die Stelle zu ihrer Aufnahme gehörig zuzurichten. Der Boden muß die erforderliche Tiefe an gutem Erdreich haben; auf steinigem unfruchtbarem Grunde kann ohne Nachhülfe kein Obstbaum gedeihen. Ist die tragbare Erdschicht dünn, so nützt es nicht, tiefe Gruben zu machen und unten hin guten Boden zu schütten; denn nach wenigen Jahren würden die Wurzeln weder Nahrung noch Raum genug nach den Seiten finden. Man thut hier besser, seicht, jedoch in einem weiten Umkreise, das Land zwei bis drei Fuß tief aufzulockern und zu verbessern, und dann in die Mitte dieser Fläche für den Baum eine so große Oeffnung zu machen, daß er darin gerade so weit, als er bisher gestanden, eingesenkt wird. Seine Wurzeln werden sich nun nach der Breite begeben und von selbst die obere Erdschicht aufsuchen, wie dies die Bäume in der freien Natur, welche auf kiesigem Grunde stehen, zu thun pflegen. — Wenn die Stämmchen gesetzt und gehörig eingeschlemmt sind, so darf man sie nicht gleich fest an die Stangen binden, weil sich das lockere Erdreich senkt und dadurch zwischen den Wurzeln hohle Räume entständen. Ein Obstgarten wird in regelmäßigen Reihen angepflanzt. Die Aepfel- und Birnstämme müssen 30, die der Kirschen und Pflaumen 20 Fuß auseinander kommen. In jedem Frühjahr werden die ineinander wachsenden Triebe und das trockene Holz weggeschnitten. So lange die Bäume klein sind, kann man das Land umher graben, mit Gemüse besetzen und zuweilen etwas kurzen Mist daran bringen; nur muß man sich vor dem Verletzen beim Graben hüten. Unter den Futterkräutern wäre der Klee zum Besäen des Gartens am geeignetsten.

Junge Bäume leiden oft am Brande; die Rinde springt auf, trennt sich vom Holze, dieses wird schwarz und das Uebel frißt um sich. Der Brand entsteht durch Fröste, Verletzungen und frischen Mist. Man schneide die brandige Stelle bis auf die gesunde Rinde weg, und verschmiere die Wunde mit einer Mischung von Lehm und Kuhdünger. Eine noch gefährlichere Krankheit ist der Harzfluß; vorzüglich sind demselben die Steinobstarten, als Pfirsich- und Kirschbäume, unterworfen. Es ergießt sich dabei der Saft zwischen dem Holze und Baste, verdichtet sich hier und verstopft die Saftröhren, daß der Umlauf unterbrochen, die Rinde schwarz und das Holz nach und nach dürre wird, während an den ungesunden Stellen ein bräunliches Harz hervortritt, das sich an der Luft verhärtet. Die Ursache dieses Uebels ist ein Andrang von Saft, durch Düngen

oder zu starkes Beschneiden herbeigeführt. Man schneidet auch hier den Schaden aus und belegt die Wunde mit Baumwachs; indeß kann ein davon ergriffener Baum nur selten gerettet werden. — Mancher Obstbaum ist zu vollsaftig und unvermögend, Blüthen und Früchte zu tragen; er setzt eine dicke Rinde und eine Menge Zweige an. Oft rührt aber auch die Unfruchtbarkeit vom Mangel an Nahrung her; der Baum zeigt schwache Triebe und matte Blätter. Im ersten Falle kann das sogenannte Aderlassen im Frühjahr helfen, wobei der Stamm und die Hauptäste an der Oberhaut mit einem sehr scharfen Messer von oben nach unten aufgeritzt werden. Dadurch können sich die Gefäße erweitern, der Saft drängt weniger nach den obern Theilen und es erfolgt die Blüthe. Ist hingegen die Unfruchtbarkeit eine Folge des schlechten Bodens, so muß man diesen zu verbessern trachten, die Wurzeln aufgraben, fette Erde auf dieselben bringen und nachher oben Dünger legen, der jedoch die Wurzeln nicht berühren darf.

11. Kleine und große Geschöpfe.

In Asien, in dem Gebirge Taurus und an anderen Orten, lebt eine Art wilder Schafe, Argali genannt; die sind sehr groß, stark und scheu, und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was zuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchslein zu gute. Diese haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sei ihretwegen da, schlüpfen hinein und wohnen darin. — Worüber muß man sich mehr verwundern: über die großen Hörner oder über die kleinen Füchse?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind in Südamerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eierlein, die nicht größer sind, als eine Erbse, und werden nicht mit Schrot geschossen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die so groß ist, daß sie diese armen Thierlein wie Mücken fängt und aussaugt. Andern Respekt flößt der Herr Lämmergeier seiner Nachbarschaft ein, der in den Tyroler- und Schweizergebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und er ist stark genug, Gemsen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen. Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Kondor, ein Landsmann des Kolibri. Dieser mißt mit ausgespannten Flügeln 16 Fuß; seine Flügelfedern sind vorn einen Finger dick, also daß man schöne Fraktur damit schreiben könnte, und das Rauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner. Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß in den Wüsteneien von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittige gar nicht fliegen kann, sondern immer auf der

Erde bleiben muß. Doch trägt er seinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit umher schauen und könnte, wie ein guter Freund, neben einem Reiter auf seinem Rosse herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wäre. — In Asien lebt eine Art von Hirschen, Zwerghirschlein genannt; deren Füßchen sind einen Finger lang und so dünn, wie der Stiel einer kölnischen Tabakspfeife. — Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quentlein und ist das kleinste unter allen bekannten Thieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Jungen säugen. — Der Elephant aber ist 12 bis 14 Fuß hoch, 15 bis 17 Fuß lang, wiegt seine 7000 Pfund, und ein fleißiger Schüler soll mir ausrechnen: wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elephant? — Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglase wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte Thier ist der Walfisch, der bis zu einer Länge von 120 Fuß wachsen kann und seine 1000 Centner und darüber wiegt. Hebel.

12. Die Spinnen.

1.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier; viele Menschen fürchten sich sogar vor ihr; und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel, die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu haschen weiß. Allein das macht's nicht aus; denn eine Fliege hat nach der Untersuchung der Naturkundigen viele hundert Augen und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermals die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendmal zusammengesetzt sein könnte. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend Nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und die Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschauet, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für Alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

2.

Das mag Alles gut sein, denkt wohl Mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon oder zertritt sie, wo er sie findet. Aber

wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hier und da Leute, die sie auf's Brod streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen Etwas zu Leide. Im Gegentheil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede Einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hier und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleiner Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunend beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Acker-Furchen mit Spinnengeweben überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. — Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und Etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es bemerkte, brachte er sie um's Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört? — Ein anderer Gefangener, der sonst Nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten sind. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht; einmal spannen sie träge, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so; und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. — Also auch dazu sind sie gut; und wenn sich Jemand verwundet hat und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen; wenn es aber voll Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

3.

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch viel mehr im trockenen, warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft umher fliegen; alle Bäume hängen manchmal voll und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, woher diese Fäden und Flocken kommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig vielen schwarzen Spinnen, welche deßwegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das Nämliche thun. — Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt und beinahe einen Zoll lang. Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie

vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde; allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viele Einbildung und Uebertreibung dabei.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein fürlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödtet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus.

Worüber soll man sich am meisten wundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel? Hebel.

13. Die fliegenden Fische.

Im Meere gibt es Fische, welche aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sei erdichtet, weil bei uns so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnt, wo er keine andere Vögel als Lerchen, Nachtigallen, Distelfinken und andere dergleichen Sänger könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hört, daß es irgendwo ein Land gäbe, wo Vögel auf dem Wasser schwimmen und darin untertauchen. Und doch können wir dieses auf unsern Gewässern alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Welttheilen seien. Sie sind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen. — Mit den fliegenden Fischen hat es folgende Bewandtniß: die Floßfedern an der Brust dieser Thiere sind sehr lang und mit einer weichen Haut überzogen. Durch Hülfe derselben kann sich der Fisch eine Zeitlang in der Luft erhalten. Dies kann er aber nur so lange, als die Haut naß ist; denn sobald sie trocknet, fällt der Fisch in's Wasser zurück. Er geht auch nicht ohne Noth aus dem Wasser, fliegt nicht spazieren zur Kurzweil oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt, dem er nicht anders mehr entrinnen kann. Solche fliegende Fische geben den Seefahrern, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manche Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute und zieht sie wieder in das Wasser hinab. Oft entgeht sie durch Geschwindigkeit und Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen. Denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser hin und her und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, so lange diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald beide von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht, und kommen ihr Lebenlang nimmer in das Wasser. Und dazu lachen die Schiffer. Hebel.

14. Der Häringsfang an der Küste von Norwegen.

Kaum gibt es ein wunderbareres Geschöpf, als der Häring, dessen Geschichte in den tiefsten Tiefen des großen Salzwassers noch gar nicht so genau erforscht ist, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das wahrscheinlich das zahlreichste; denn wer zählte die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an

allen Küsten des nördlichen Europas erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als Beute der Raubfische erliegen, und doch immer wieder in der gleichen, zahllosen Menge zum Vorschein kommen. Der Häring erscheint und verschwindet mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit. Im Frühjahr schwimmt er an die norwegische Küste, um zu laichen, und zieht wieder ab, sobald dieses Geschäft verrichtet ist; aber es erscheinen im Sommer und Herbste auch andere Schaaren von solchen, die nicht Milch, noch Rogen enthalten, und so ziehen zu allen Zeiten einzelne, unermeßliche Heere aus, bald von Schottland herüber, bald in die Ostsee, bald nach Hollands Küsten, bald tief hinab an die norwegische oder schwedische Küste, durch den Kattegat und Sund, und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen und Gehen unterrichtet, daß er Alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht; aber den Fischern und Kaufleuten ist es genug: Sie sind da! und er eilt, diesen Besuch zu benutzen. Der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei; sie liefert die größte Menge und die fetteste größte Art des Fisches. Die Fischer begeben sich Ende Januars auf die Inseln hinaus, miethen Hütten und Plätze und empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten, die sie mit dem, was sie nöthig haben, versorgen. Sie thun sich nun in Gesellschaften zusammen, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, und erwarten dann die Häringsschwärme, denen sie ungeduldig täglich bis in's Meer entgegenfahren, um den lang ersehnten silberblauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt. Noch ehe jedoch diese Stunde schlägt, verkündigen schnelle und fürchterliche Wächter den Heranzug des Thieres. Einzelne Walfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt; denn der Walfisch ist der sichere Verkündiger des Härings. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriffe bereit zu machen. Sein Schnauben in der ungeheuern Wasserwüste, seine Fontainen, die aus den Wogen steigen, wunderbare Springbrunnen, die in den Lüften funkeln, sind seine Sprache: Gebt Acht! wir liefern sie euch; seid bereit und fertig! Hat der Walfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen den geängsteten Häring rascher gegen die Küste treiben, wo sich dieser zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um grimmigen Feinden draußen zu entkommen, anderen noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit ihren Netzen. Ist der Fang gut, so steckt in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch. Dabei ist seine Menge so ungeheuer, daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinabreicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll aus dem Wasser gehoben werden. Sobald die Fahrzeuge gefüllt

sind, eilen die Fischer nach Bergen. Dort nun eröffnet sich ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Häring aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzen, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl von Menschen, die mit dem Messer in der Hand das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei den Plätzen der Arbeiter umgestürzt, so daß diese halb in Fischbergen begraben sind, und sie ergreifen den einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf, und reißen mit einem kunstgemäßen Zuge Gedärme und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereitstehenden Tubben, und sie haben in dieser Arbeit eine solche Kunstfertigkeit, daß viele tausend Fische täglich abgethan werden. Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie von andern Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in die Fässer gepackt, mit der Salzlacke begossen, vom Böttcher geschlossen und nun, in dem Magazine aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr fertig und bereit. Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten von Bergen allein jährlich 300,000 Tonnen Häringe ausgeführt wurden, kann man sich wohl einen Begriff von der Größe und Lebendigkeit dieses Handels machen. Ein besonders glückliches Ereigniß ist es für den Fischer, wenn der Häring, gejagt von seinen Feinden, dicht an die Küste geht und in die Buchten tritt. Ist dies der Fall, so wird die Bucht, wenn es irgend angeht, durch große Netze sogleich abgesperrt, und dann sind alle armen Eindringlinge verloren; sie werden mit Gemächlichkeit abgefischt. Auf diese Weise wird ein Fang oft ungeheuer reich. Man hat acht bis zehntausend Tonnen schon aus einer Bucht gezogen, und eben so viele waren durch das gewaltige Zusammendrängen des Thieres erstickt. Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Häringe gefangen und wohl eine noch größere Zahl von den Raubthieren verschlungen werden. Endlich im März senken sich die Schaaren in die Tiefen und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz. Wie viele Gefahren, wie viele Mühen und fast übermenschliche Anstrengungen erfordert das Gewerbe des Häringfanges; wie viele entsetzliche Noth und Leiden bringt es mit sich, und doch ist es bei diesen Menschen eine Leidenschaft, von der sie nicht lassen können. Von dem Frieden des Hauses, von dem Rauschen der Aehrenfelder, von der himmlischen Stille des Lebens wissen sie Nichts. Auf den Bergen schweifen, auf den Wellen fahren, dünkt ihnen viel schöner, als in Städten wohnen und an vollen Tischen sitzen. Th. Mügge.

15. Die Eidechsen.

1.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davonspringen, oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie

für gefährlich hält und im zweifelhaften Falle lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Thieren, die Niemanden beleidigen, Niemandem schaden, vielmehr dem Landmanne nützlich werden, indem sie von allerlei Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahinwandelt und auf einmal Etwas im Laube rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor Allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkte übel rathen. „Der Wind im Wald, das Laub am Baum saus't ihm Entsetzen zu."

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Knabe einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauße und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Wiesen umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht Wärme genug in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten; auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalte fehlen. Sie verkriechen sich daher und bringen den Winter im Schlafe zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wenn im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime im Grase und alle Knospen im Laube aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlafe und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für Alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsche heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Grase weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storche, der ihr selber auf's Leben geht.

2.

Es gibt auch Eidechsen im Wasser, und diese sind zum Schwimmen eingerichtet. Selbst auf dem Grunde der klaren Brunnenquellen findet man sie oft und darf sich deßwegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenkammer hat ein heimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- oder untergehen, weiß nicht, ob's noch mehr solcher Brunnenstuben in der Welt gibt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh und hat keine Klage und keine lange Weile. — An der großen, schwarz und gelb gefleckten, warzigen und schmutzig feuchten Eidechse, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat Niemand Freude. Noch weniger aber freut es ihn selbst, wenn er einen Menschen erblicket; denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen, auch moderigen Orten auf, und das Beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen; er thut euch gewiß nichts zu Leide.

3.

Wer sich aber mit Recht vor der Eidechse fürchten oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika und Asien oder Amerika gehen. — Das fürchterliche Krokodil ist nichts Anderes, als eine 20 bis 50 Fuß lange Eidechse. Davor muß Jedermann Respect haben. Es ist oben braun oder schwarz gefleckt, unten weißlich gelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauche ist es weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um und tödtet einen Menschen mit einem Schlage. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Aegypten, und geht ans Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Aegypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Richtung auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprunge ist man außer Gefahr. Das Krokodil legt hundert häutige Eier, so groß wie die Gänseeier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus; die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Ratte, Ichneumon oder Pharaonsratte, von der Größe einer Katze, gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Hebel.

16. Die Schlangen.

Kein Theil der Naturgeschichte sollte dem Menschen unbekannt bleiben, am allerwenigsten aber sollte man sich durch die Häßlichkeit eines Thieres abhalten lassen, es näher kennen zu lernen; denn immer wird man, was für ein Thier es auch sein mag, Neues und Merkwürdiges erfahren. Auch von den Schlangen, diesen so verschrieenen Thieren, will ich doch zeigen, daß es möglich ist, Etwas von ihnen zu erzählen, was merkwürdig und lehrreich ist und gewiß Jeden begierig machen wird, noch mehr davon zu hören. — Du wirst wohl, mein lieber Leser, erst sehr wenige Schlangen gesehen haben? Vielleicht eine Ringelnatter, die bei uns am gemeinsten ist? oder die hübsche, braun glänzende Blindschleiche, oder vielleicht gar schon einmal eine giftige Kreuzotter? Nun das wäre schon genug; denn außer diesen und der gemeinen Otter oder Natter würdest du schwerlich eine andere in Deutschland finden können. Gottlob! wirst du vielleicht sagen. Nun gut, ich gebe dir Recht; aber dann kennst du auch die Schlangen so wenig, als wenn der versichern wollte, er kenne die Vögel, welcher doch keinen, als das Huhn, die Gans, die Ente, den Canarienvogel und allenfalls den Spatz gesehen hat. Was sagst du dazu, daß man schon über 220 verschiedene Schlangenarten kennt, und daß man noch alle Jahre in fremden Ländern neue dazu entdeckt? Einige Arten davon sind so klein, daß du sie vielleicht für Regenwürmer halten würdest; auf der Insel Cypern findet man eine Art davon, die wirklich auch so heißt, in großer Menge. Man sieht ihren schnellen Bewegungen und ihren muntern Sprüngen gern zu; denn sie ist ganz unschädlich, kaum 4 bis 6 Zoll lang und so dick, wie ein starker Bindfaden. Die kleinen Augen, so groß wie feine Pünktchen, würdest du kaum bemerken, wenn sie dir nicht ein guter Freund zeigte. — Aber nun begleite mich einmal schnell in eine heißere Gegend der Erde, nach dem mittleren Amerika, und laß dir erzählen, was dort einmal geschehen ist. Achtzehn Spanier, die den ganzen Tag über in der kühlen und feuchten Jahreszeit einen starken Marsch gemacht hatten, kamen einst am Abend in einen dichten Wald; ermüdet von den Strapazen des Tages beschließen sie, daselbst zu übernachten. Das dürre Laub, das den Boden fußhoch bedeckt, soll ihnen zum Nachtlager

dienen. Sie machten ein Feuer an, um die reißenden Thiere zu verscheuchen und ruhig schlafen zu können; ermüdet setzten sie sich auf einen umgeworfenen Baumstamm, der unter dem abgefallenen Laube hervorragt und dicht am Feuer liegt. Kaum haben sie sich niedergesetzt und das Feuer geschürt, da wankte es unter ihnen; siehe! der vermeinte Baum ist eine Riesenschlange, die sich fortbewegt. Der fürchterlichste Schrecken ergreift die Gesellschaft, und Alles flieht vor dem Unthier mit wüstem Geschrei. — So groß ist die größte unter den Schlangen, daß man sie für einen Stamm halten kann, der wenigstens 30—40 Fuß lang und 1½ dick ist. Zwischen diesem Riesen und jenem Zwerge unter den Schlangen liegen nun alle andern Arten in der Mitte, doch so, daß nur wenige die Länge von 10 bis 12 Fuß erreichen, und nur die einzige Riesenschlange, wie etwa der Elephant unter den Land- und der Walfisch unter den Seethieren, die übermäßige Größe von 29—30 Fuß zuweilen, obgleich sehr selten, übertrifft. — Aber du wirst dich, lieber Freund! wundern, daß die Schlange anfangs so geduldig sich zum Sessel brauchen ließ? Hast du dir vielleicht schon einmal den Magen überfüllt? Dann hast du sicher gleich nach dem Essen eine Unbehaglichkeit bei dir verspürt, die dich unfähig machte, sogleich etwas Vernünftiges mit deinem Verstande vorzunehmen; und selbst dein Körper war nicht so zum Springen und Hüpfen aufgelegt, als vor Tische. In einem ähnlichen Zustande, nur in weit höherem Grade, mußte die Schlange gewesen sein. Die Kinnladen aller Schlangen öffnen sich so außerordentlich weit, daß sie mit Leichtigkeit weit dickere Thiere, als sie selbst sind, verschlingen können. Die Ringelnatter, die kaum einen Zoll im Durchmesser hat, verschlingt Kröten und Frösche, die ihr dann wie dicke Knäuel im Magen liegen. Die Riesenschlange, die bekanntlich durch ihre große Muskelkraft den Schafen, Ziegen, Gazellen, ja selbst den Ochsen die Knochen im Leibe zerknacken kann, indem sie sie umschlingt, schluckt diese Thiere ganz hinunter, ohne sie zu kauen, obgleich ihre Zähne so groß wie die eines ordentlichen Hühnerhundes sind. Keine Schlange zerkaut ihre Speise; ihre Zähne scheinen ihnen nur zum Festhalten ihrer Beute zu dienen. — Aber was für ein Magen gehört nun wohl dazu, um ein nicht zerkautes Rind mit Haut, Haaren und Knochen zu verdauen! Die Wände des Magens mögen noch so hart und der Magensaft zur Auflösung noch so scharf sein! auf jeden Fall gehört eine große Anstrengung der innern Theile des Thieres dazu; kein Wunder, daß es von außen in eine Art von Starrsucht verfällt und ruhig daliegt, wenn der ganze Leib von der Nahrung angeschwellt ist. Begibt sich nicht auch der Tiger zur Ruhe, wenn das Verdauungsgeschäft nach einer tüchtigen Mahlzeit in ihm anfängt und kaucht sich der gefräßige Geier nicht auch in einen unförmlichen Federklumpen zusammen, wenn er sich vollgestopft hat? Er sitzt dann da, ohne zu sehen und zu hören, steckt seinen Kopf ganz in die Schultern zurück, so daß alle nackten Theile seines Halses verschwinden, und läßt die Flügel hängen, so daß sie ihm die Beine verbergen; alle seine Federn starren dann nur so von ihm weg.

Nicht alle Schlangen sind giftig; die giftigen aber stechen — das ist ausgemacht und gewiß — nicht mit der Zunge, wie viele Leute glauben, sondern sie sprühen ihr Gift durch zwei besondere Zähne aus. Diese sitzen vorn an der oberen Kinnlade, sind hakenförmig gebogen, wie die Klauen der Katze, und können, wie diese, von der Schlange in eine Scheide zurückgezogen und hervorgestoßen werden; sie sind hohl und haben an der Spitze ein Loch, unten aber stehen sie mit einem Bläschen, in welchem das Gift bereitet wird, in Verbindung. Beißt nun die Schlange, so spritzt sie zugleich durch jenes Loch an den zwei Giftzähnen das Gift in die Wunde.

Bei manchen Schlangen tödtet dieser Biß auf der Stelle, bei andern erfolgt der Tod erst einige Zeit nachher; bei noch andern bringt der Biß bloß Geschwulst hervor, oder tödtet nur zuweilen. Die Wilden essen selbst giftige Schlangen ohne Nachtheil, wenn diese nicht etwa sich selbst gebissen haben. Hebel.

17. Die Riesenschlange.

Ein holländischer Offizier, der sich in Ceylon aufhielt, erzählt: „Ich wohnte am Ende der vornehmsten Stadt dieser Insel und hatte die Aussicht auf den naheliegenden Wald. Nicht weit von meiner Wohnung war ein kleiner Hügel, auf welchem drei bis vier Palmbäume standen, deren Anblick mir alle Morgen viel Vergnügen machte. Als ich einstmals des Morgens meine Augen auf sie gerichtet hatte, schien mir ein dicker Zweig auf demselben allerlei wunderliche Bewegungen zu machen; er drehte sich von einer Seite zur andern, neigte sich auf die Erde herab, hob sich wieder in die Höhe und verlor sich unter den andern Zweigen. Kein Wind wehte, die Luft war gänzlich still, und ich hatte allerhand Gedanken über diese Erscheinung, als mich ein Ceylonese besuchte. Ich zeigte ihm, was mich in Verwunderung setzte. Er sah nach den Bäumen hin, wurde ganz blass im Gesichte und wollte vor Schrecken zur Erde sinken. Er bat mich, dass ich den Augenblick alle meine Fenster und Thüren zumachen und verriegeln sollte; denn was ich für den Zweig eines Baumes halte, sei eine ungeheure Schlange, die sich an solchen Bewegungen belustige. Ich erkannte bald, dass er recht hatte; denn nicht lange darauf sah ich, dass sie ein kleines Thier von der Erde haschte und mit sich unter die Zweige des Baumes nahm. Wir versammelten uns hierauf, zwölf Personen an der Zahl, und ritten wohlbewaffnet hinter ein dichtes Gebüsch, wo wir die Schlange mit unsern Flinten erreichen konnten. Als wir sie nun in der Nähe betrachteten und ihre ungeheure Grösse wahrnahmen, ergriff uns alle ein Schauder, und keiner wagte einen Schuss zu thun, weil man sie zu verfehlen fürchtete. Alle Ceylonesen, die bei mir waren, gestanden, dass diese Schlange alle, die sie je gesehen hätten, an Grösse überträfe. Sie war dicker als der Leib eines mageren Menschen, schien aber nicht fett zu sein, und war im Verhältniss ihrer Dicke sehr lang. Mit ihrem Schwanz hing sie sich an einen der obersten Zweige des Baumes und mit dem Kopfe reichte sie bis zur Erde. Sie war ausserordentlich geschwind und machte in einem Augenblicke mit ihrem Körper tausend Wendungen. Sie kam herab, wickelte den Schwanz um den Stamm des Baumes, legte sich der Länge nach auf die Erde und in einem Augenblicke hatte sie sich unter den Aesten des Baumes verloren. Mitten unter diesen Luftsprüngen sahen wir, dass sie sich mit ungemeiner Schnelligkeit zurückzog und sich in die Zweige hinlegte. Wir bemerkten bald die Ursache hievon; ein kleiner Fuchs, den sie unstreitig gesehen hatte, wollte unter dem Baume vorbeigehen; allein die Schlange schoss auf ihn herab und hatte ihn in einigen Augenblicken ausgesogen. Mit ihrer breiten, schwärzlichen Zunge leckte sie an seinem Fleische herum und legte sich auf die Erde gemächlich nieder; doch blieb der Schwanz immer um den Stamm des Baumes gewickelt. Wir betrachteten sie genau, und als wir uns an ihrem Anblick satt gesehen hatten, schossen wir nach ihrem Kopfe; allein wir trafen sie nicht, und sie verrieth auch nicht die geringste Furcht, sondern

blieb auf der Erde liegen. Da es Abend wurde, beschlossen wir nach Hause zu gehen und den anderen Tag in grösserer Anzahl wieder zu kommen. Die Ceyloneser sagten, dass wenn die Schlange einmal einen bestimmten Baum zu ihrem Aufenhalt erwählt habe, sie denselben nicht sobald wieder verlasse.

Den anderen Morgen stellten wir uns wieder hinter dem Gebüsche auf, und wir trafen die Schlange noch an demselben Orte an. Sie schien sehr hungrig zu sein, und wir bekamen bald etwas zu sehen, was uns Alle in Erstaunen setzte. Ein grosser Tiger kam auf den Baum zu, auf welchem sie sich befand. Sogleich vernahmen wir in den Aesten des Baumes ein schreckliches Geräusch, die Schlange schoss auf den Tiger herab und fiel ihm auf den Rücken, aus welchem sie ihm ein Stück riss, das grösser als ein Menschenkopf war. Der Tiger brüllte heftig und wollte mit seinem Feinde fortlaufen; allein als die Schlange dies merkte, wickelte sie sich drei bis vier mal um den Tiger und zog die Schlingen so fest an, dass er bald in Todesängsten niederstürzte. Als die Schlange ihn auf diese Weise gefesselt hatte, liess sie den Rücken fahren, zog sich weiter nach dem Kopfe herauf, öffnete ihren Rachen so weit sie konnte und umschloss mit ihm das ganze Gesicht des Tigers. Der Tiger hob sich wieder in die Höhe, kehrte sich von einer Seite zur andern und brüllte in dem Rachen der Schlange. Er war sehr stark und muthig, und obgleich er die Schlange nicht los werden konnte, machte er ihr doch genug zu schaffen. Bald richtete er sich auf, lief ein paar Schritte fort, fiel aber theils wegen der Schwere, theils wegen der festgezogenen Schlingen der Schlange wieder nieder. Nach einigen Stunden schien er völlig entkräftet und todt zu sein. Die Schlange versuchte durch engeres Zusammenziehen ihres um den Tiger gewickelten Leibes seine Rippen und Knochen zu zerbrechen, allein es wollte nicht gehen. Sie machte sich von dem Tiger los, wickelte blos ihren Schwanz um seinen Hals und schleppte ihn, obwohl unter vieler Mühe, nach dem Baume hin. Jetzt sahen wir recht einleuchtend, wozu ihr der Baum diene. Sie richtete den Tiger am Stamm des Baumes in die Höhe, und als dies geschehen war, flocht sie sogleich ihren Leib sowohl um den Tiger als um den Baum und zog sich mit aller Macht zusammen, bis eine Rippe nach der andern, ein Knochen nach dem andern mit lautem Krachen zerbrach. Als sie mit dem Leib fertig war, machte sie sich an die Beine, die sie auf gleiche Weise an vier bis fünf Orten zerbrach. Auch an dem Hirnschädel versuchte sie ihre Kräfte; nach vielen vergeblichen Versuchen liess sie aber davon ab, und begab sich unter die Zweige des Baumes zurück, da ihr der Tiger nicht mehr entlaufen konnte. Den dritten Tag sahen wir hinter dem Gebüsche hervor von dem Tiger nichts mehr als rothes Aas, das ohne Gestalt und mit gelbem Kleister überzogen war. Es lag in einiger Entfernung von dem Baume und die Schlange beschäftigte sich damit. Sie schlürfte hierauf erst den Hirnschädel und dann nach und nach den übrigen Körper hinein; dies kostete ihr aber nicht wenig Mühe, und es wurde Abend, ehe sie den Tiger ganz verzehrt hatte. Den vierten Morgen begleiteten uns viele Weiber und Kinder dahin, weil, wie sie sagten, nun keine Gefahr mehr vorhanden sei. Ich fand, dass dies wirklich der Fall war; denn die Schlange hatte sich überladen und konnte sich eben so wenig zur Wehr setzen als entfliehen. Bei unserer Annäherung suchte sie sich zwar auf den Baum zu schwingen,

allein alle ihre Mühe war vergeblich. Die Ceylonesen schlugen sie todt, machten ihr Fleisch zurecht und verzehrten es mit grossem Appetit.“

18. Der Storch.

Drei Dinge von den Störchen sind mehr oder minder wunderbar: ihre Kriege, ihre Gerichte, ihre menschliche Art.

Alle Störche einer großen, weiten Gegend, z. B. des Rheinthales im Canton St. Gallen, und die über dem Rhein oder in dem gegenüber liegenden Liechtenstein und Vorarlberg, erheben sich etwa einmal gegen einander zu einem blutigen Kriege, der sich nur mit dem Tode oder mit dem Abzug der einen oder andern aus der Gegend endigt. Eine Partie muß das Feld räumen. Wahrscheinlich entsteht der Krieg wegen der Nahrung, die sie einander verkümmern. Dann wird die ganze Gegend unruhig und Alles geräth in Aufruhr. Sie halten auf beiden Seiten des Rheins auf Feldern großen Rath. Es muß ein Aufgebot ergangen sein. Sie plaudern viel mit einander und verstehen einander. Einige reden besonders viel. Es sind die Alten. Die Jungen schweigen. Der Krieg wird beschlossen. Die Vorarlberger und Liechtensteiner in größerer Zahl erheben sich, fahren über den Rhein durch die Luft einher und wollen die diesseitigen angreifen. Diese haben den Angriff erwartet, erheben sich nun auch und fliegen ihnen entgegen. Der Kampf wird in hoher Luft geführt. Die Waffe ist der Schnabel. Sie stechen fürchterlich auf einander los. Blutig und erstochen ergreifen die Schweizer die Flucht. Die Vorarlberger sind vollkommen Sieger und zerstören die Nester der Geflohenen. Allmälig kehren sie jedoch wieder zurück. Später entsteht wieder Krieg, worin der Schweizer siegt.

Es ist auch wahrgenommen worden, daß die Störche bisweilen vor ihrer Abreise gen Süden eine große Versammlung halten, einen Kreis bilden, einer in der Mitte steht, viel geplappert und raisonirt wird, und endlich alle auf den in der Mitte losstürzen und ihn durchbohren. Man will vermuthen, daß sie sich über einen Schwächling berathen, und diesen, weil er die weite Reise nicht mitmachen könne, zu seinem eigenen Besten, und um unterwegs nicht mit ihm geplagt zu sein, tödten.

Das dritte Auffallende ist ihre menschliche Weise. Z. B. geräth ein Haus, auf dem sie wohnen, in Brand, so holen sie im Schnabel Wasser herbei, um zu löschen. In Seestädten ziehen sie gerade so wie Menschen zwischen den Leuten auf der Straße herum, stolziren hin und her und fordern von jedem, der ihnen in den Weg tritt, das Ausweichen. In der Gefangenschaft befreunden sie sich leicht mit Kindern und spielen selbst wie Kinder mit ihnen, so daß sie den laufenden mit ausgebreiteten Flügeln nachlaufen und irgend eines mit dem Schnabel am Rock, am Aermel packen, sich sogleich umwenden, auf und davon laufen, nachschauen, ob auch

ihnen die Kinder nachlaufen, und sich dann von diesen ebenfalls am Flügel fassen lassen, sogleich still stehen und dann wieder den Kindern nachlaufen, und so recht eigentlich wie die Kinder der Gasse „Fangi's" machen. Scheitlin.

19. Der Kranich.

In der Gefangenschaft wird der Kranich außerordentlich zahm und zeigt eine Fähigkeit zur Entwickelung seiner geistigen Anlagen, die Staunen erregt.

Der Freiherr von Seiffertitz erhielt im Jahre 1822 zwei junge Nestkraniche, die sich in einem Stall sehr bald an die Nahrung von Fröschen und Brod, in langen Stücken in Wasser geworfen, gewöhnten. Allmälig lernten sie, sich beim Namen rufen zu lassen, mischten sich unter menschliche Gesellschaft und nahmen selbst von Fremden, was ihnen gereicht wurde, ohne Scheu an. Außer Gemüse und Obst verzehrten sie Brod, Fleisch, Zwieback, kleine lebendige Thiere und zumal gerne Insekten. Doch rupften sie auch wohl Blätter ab. Sie tranken sehr viel. Mit der Zeit verloren sie alle Scheu, machten den Bewohnern des Orts Besuche, kamen in die Wohnzimmer und fraßen mit großen Hühnerhunden aus einer Schüssel. Der Besitzer ließ ihnen die Flügel nicht lähmen, sondern nur einige Schwungfedern verschneiden, so daß sie sich immer noch auf fünfzig Schritte hoch in den Lüften herumtummeln konnten. Zuweilen waren sie halbe Tage verschwunden, stellten sich aber jedesmal in der Nacht in ihrem Stalle wieder ein. Wahrscheinlich durch Bosheit wurde dem Männchen der Flügel zerschmettert. Seine Schwester bezeugte sich sehr theilnehmend und als treue Wärterin, auch ließ sie Niemanden nahe zu dem Kranken. Durch geschickten Verband wurde der Bruch glücklich geheilt. Kaum war jedoch dieser Vogel hergestellt, als seine Schwester gleiches, noch traurigeres Schicksal traf, denn sie überlebte die Verletzungen nicht. Während der Krankheit betrug sich jetzt der Bruder ebenso theilnehmend; als sie aber todt war, gerieth er ganz außer sich, kam mit schneidendem Geschrei zum Besitzer gelaufen, suchte die Schwester mit dem Schnabel aufzurichten und auf alle Weise seinen Schmerz zu beweisen. Herr v. Seiffertitz ließ ihn entfernen und den todten Vogel wegtragen. Kaum war er wieder frei, als er alles im ganzen Haus zu durchsuchen anfing, ja darauf drang, daß ihm verschlossene Zimmer des Erdgeschosses geöffnet werden mußten und die Treppen hinauf eilte. Endlich verschwand er auf mehrere Tage; am dritten Morgen fand man ihn traurig und unbeweglich auf einer Stelle, und auf eine Drohung ging er allein in seinen Stall, den er von nun an nicht mehr verließ. Er ertrug die Winterkälte ganz gut und im kommenden Frühjahr suchte er wiederum die Gesellschaft. Hier wählte er sich denn einen ganz eigenen Freund: den Bullochsen des Rittergutes. Die starke Baßstimme dieses Thieres schien auf ihn einen besonderen Eindruck gemacht zu haben. Er begleitete seinen gehörnten Freund auf

die Weide, besuchte ihn öfter im Stalle, benahm sich mit aller Ehrfurcht gegen ihn und betrachtete ihn völlig als seinen Vorgesetzten. Im Stalle stand er ganz aufgerichtet neben ihm, als wenn er seine Befehle erwartete. War der Ochse unter anderem Vieh auf dem Hofe, so machte er förmlich seinen Adjutanten, ging zwei Schritte hinter ihm her, tanzte oft um ihn herum, machte ihm Verbeugungen und benahm sich so drollig, daß es nicht ohne Lachen anzusehen war. Auch der Ochse fing allmälig an, einiges Interesse für ihn zu zeigen und ihn wenigstens zu rufen. Doch nur vor ihm bewies der Kranich wahren Respekt, über alle andere Thiere des Dorfs maßte er sich die Oberherrschaft an. Vorzüglich auf dem Gute machte er den Aufseher und hielt streng auf Ordnung, bei der Viehheerde vertrat er die Stelle des Hirtenhundes. Unter dem Hausgeflügel litt er durchaus keinen Streit, bei der geringsten Fehde eines jeden Bewohners stellte er sich als Schiedsrichter ein und strafte nach Gebühr. Pferde, Ochsen und Schafe bekamen derbe Hiebe mit dem Schnabel; Enten und Hühner wurden weit schonender als Gänse und Truthühner behandelt. Diese und noch eine Menge kleiner von ihm erzählten Züge beweisen, bis zu welchem vorzüglichen Grade auch Thiere in der Civilisation entwickelbar sind. Voigt.

20. Der Strauß.

Der Strauß, welcher in den weiten Wüsten Afrikas wohnt, ist unter den bekannten Vögeln der größte. Wenn er seinen Kopf ausstreckt, ist er nicht kleiner als ein Reiter zu Pferde, und ein ausgewachsener Mann kann nicht über seinen Rücken hinwegsehen. Seine Füße mit zwei Zehen sind wie zum Laufen gemacht, und ob er gleich mit den kurzen Flügeln ohne Schwungfedern und wegen des schweren Körpers nicht fliegen kann, so läuft er doch mit dem schnellsten Pferde um die Wette. Der Kopf des Straußes und auch der größte Theil des Halses sind nackt und fleischroth, der übrige Theil des Körpers ist mit lockern, kurzen Federn besetzt. Die Farbe der Flügel und des Schwanzes ist weiß, und hier finden sich die schönen Schwungfedern, welche die Damen auf den Hüten zu tragen pflegen. Der Strauß lebt gern in Gesellschaft seines Gleichen, und man findet in den Wüsten seines Heimathlandes ganze Schaaren bei einander. In den Füßen besitzt dieser Vogel eine außerordentliche Stärke, so daß er auch starke Raubthiere von sich abzuhalten vermag. Er nährt sich von Baumfrüchten, Körnern, Gras und Kräutern. Außer den Federn, womit in Afrika ein bedeutender Handel nach Europa getrieben wird, benutzt man noch die Haut als ein gutes Leder. Das Fleisch alter Strauße soll hart und deßhalb ungenießbar sein. Man jagt sie, indem man sie mit Hunden hetzt und sie mit Stöcken todt schlägt, wenn sie ermüdet niederfallen. Man hat den Strauß zu zähmen versucht; doch hat es nicht gelingen wollen, ihm seine Scheu vor den Men-

schen zu benehmen. Man reitet zwar auf ihm, hat es jedoch noch nicht dahin gebracht, ihn gehörig zu lenken.

21. Die Hausschwalbe.

Wir kennen alle den treuen Bekannten, der alle Frühlinge wiederkehrt, so gern an unsern Fenstern wohnt und dort sein Nest baut: wir kennen es alle, das muntere, zutrauliche und doch flüchtige Thierchen mit seinem bläulich schwarzen, glänzenden Rücken, dem weissen Bauche, den grossen Flügeln und dem breiten Schwanz. Es ist ungemein schnell und unermüdlich im Fluge. Die Schwalbe schiesst blitzschnell aus der Luft herab, dreht im Nu sich um und fliegt eben so schnell wieder empor. Auf dem Fluge sammelt sie ihre Nahrung, die aus Fliegen, Mücken u. s. w. besteht. Desswegen schwebt sie auch so oft über dem Spiegel des Wassers hin und fängt selbst von der Oberfläche desselben die Insekten weg. Wie scharf muss ihr Auge, wie geschickt müssen ihre Bewegungen sein, um die kleine Beute im Fluge zu erspähen und zu erhaschen. Durch diese Insektenjagd wird die Schwalbe ein sehr nützliches Thierchen. Darum beunruhigt sie auch Niemand, und sie baut ihr Nest ungestört unter den Menschen, wie ein Hausvogel. Im Herbste verlässt die Schwalbe unsere Gegend und zieht in wärmere Himmelsstriche. Dort lebt sie als Gast, bis die Frühlingswärme sie wieder zu uns ruft. Sie muss ein treues Gedächtniss haben; denn dieselbe Schwalbe kommt an denselben Ort und sucht dasselbe Nest, das sie im Herbst verlassen hat. Oft haben dann Sperlinge sich des kleinen Hauses bemächtigt und es entsteht ein Kampf um dasselbe, wozu die Bedrängte ihre Genossen ruft. Man will bemerkt haben, dass einst eine Schwalbe, die den ungebetenen Gast aus ihrem Neste nicht entfernen konnte, ihre Schwestern gerufen, mit deren Hülfe den Eingang des Nestes verbaut und so bewirkt habe, dass der Gewaltthäter sein Leben verlor.

22. Der Biber.

Das Vaterland des Bibers ist besonders Nordamerika, und hier allein lebt er in Gesellschaften und in Bauten, die sich durch ihre kunstvollen Anlagen auszeichnen, hingegen die in Asien, Europa (auch in Deutschland) sich befindenden Biber leben einzeln und bauen gar nicht oder äußerst selten; denn so sehr auch der Biber die Gesellschaft von seines Gleichen liebt, und so gern er mit ihnen den gemeinschaftlichen Bau unternimmt, wozu ihm von der Natur ein besonderer Kunsttrieb gegeben ist: so lebt er doch in den Ländern, die von Menschen stark bevölkert sind, einsam und zeigt fast keine Spur von jenem bewundernswürdigen Kunsttriebe.

Die Biber fliehen die Wohnungen und den Aufenthalt der Menschen und ziehen sich gerne in stille, unbewohnte Gegenden zurück, wo sie am Wasser leben und sich von grünen Baumrinden und Wurzeln nähren, die sie des Nachts suchen. Sie lassen sich leicht zähmen und gewöhnen sich dann an andere Speisen, auch an Fleisch. Ihren Aufenthalt nehmen die Biber wo möglich an fließenden Gewässern und zwar an solchen, die nicht bis auf den Grund gefrieren. Im Sommer leben sie zerstreut in Erdhöhlen, die sie mit ihren Pfoten in die Ufer der Flüsse graben, und den Winter bringen sie in Gebäuden zu, die sie an den Ufern oder auch in der Mitte der Gewässer bauen und wobei sie einen Kunsttrieb verrathen, den man in dem Grade bei keinem Säugethiere findet, und wodurch sie so berühmt sind. Zuerst bauen sie, um das Wasser in gleicher Höhe zu erhalten, einen Damm aus Aesten, Steinen und Schlamm, der nicht nur wegen seiner Nettigkeit, sondern auch wegen seiner Stärke und Zweckmäßigkeit äußerst merkwürdig ist. Hat der Fluß wenig Strömung, so wird der Damm von einem Ufer an das andere fast gerade hinüber geführt, wo aber das Wasser zu mächtig anströmt und ein solcher Damm nicht quer über zu errichten möglich ist, bauen sie ihn in einen Bogen. Stört man die Biber nicht, so verstärken sie diese Dämme jährlich zu dauerhaften Wällen, die der Gewalt des Wassers und des Eises widerstehen und nach mehreren Jahren wachsen ordentliche Hecken darauf, in denen die Vögel, wegen der Nähe des Wassers, gern nisten. Diese Dämme werden jedes Mal gemeinschaftlich von der ganzen Gesellschaft gebaut. Sobald sie beendigt sind, theilen sich die Biber in eine gewisse Anzahl von Familien, die nun ihre Wohnungen an diesen Damm bauen, jede für zwei bis drei Familien und von zwei Stockwerken, wovon das eine unter dem Wasser zur Aufbewahrung der Vorräthe von Rinde und Wurzeln, das andere über dem Wasser zur Wohnung dient. Nur das untere hat eine Oeffnung und zwar in's Wasser. Die Wohnungen werden aus geflochtenen Zweigen, mit Schlamm befestigt, gemacht, im Spätherbste ausgebessert oder neu erbaut. Die Form dieser Wohnungen ist beinahe eiförmig, inwendig halten sie sechs bis sieben Fuß im Durchmesser, oben sind sie abgerundet und bedeckt. Längs des Ufers haben sie noch mehrere Gänge, wohin sie flüchten, wenn sie in ihren Wohnungen angegriffen werden. Die Arbeiten bei Anlegung ihrer Dämme verrichten sie gewöhnlich des Nachts, und dies geschieht mit einer auffallenden Schnelligkeit. Hierbei dienen die Vorderfüße, das Maul und die Zähne, mit welchen letzteren sie selbst Bäume, die zehn Zoll im Durchschnitt stark sind, fällen können, und diese schneiden sie allemal so an, daß sie in's Wasser stürzen müssen. Daß sie sich aber ihres Schwanzes, wie einer Mauerkelle bedienen sollen, ist eine Fabel.

Cannabich.

23 Der Elephant.

Eins der merkwürdigsten Landthiere ist unstreitig der Elephant. An Klugheit und Ueberlegung übertrifft er alle übrigen Thiere. Hier einige Beispiele.

Einige junge Kameele sollten einst auf einer Fähre über einen Fluss gesetzt werden. Der Anblick des Wassers setzte sie in Furcht, und alle Versuche misslangen, sie auf die Fähre zu bringen. Da wurde ein Elephant beordert, sie auf die Fähre zu jagen. Er verstand den Befehl, trompete mit seinem Rüssel, schüttelte seine langen Ohren und blies den Staub in grossen Wolken gegen die widerspenstigen Kameele, die eiligst auf die Fähre sprangen. Der Elephant ging nun ruhig wieder zu seinem Lager zurück.

Ein andermal wurde ein Elephant selbst über einen Fluss gesetzt. Neben der Fähre, worauf er sich befand, fuhr ein kleiner Kahn, worin ausser einigen Leuten auch ein kleiner Hund war, der mit dem Elephanten in guter Freundschaft lebte. Um den Elephanten zu ärgern, zwickte man den Hund an den Ohren. Kaum hörte jener das Geschrei, so spritzte er Wasser auf die Peiniger seines Freundes. Da diese aber nicht aufhörten zu necken, so versuchte er durch stärkeres Spritzen den Kahn zum Sinken zu bringen. Anfangs lachte man darüber, aber bald schwankte der Kahn von der Menge der hineingegossenen Wasserströme und der Elephant hätte seinen Zweck erreicht, wenn man nicht zeitig genug gelandet hätte.

In Sorate, einer indischen Stadt, wohnte ein Schneider nahe an dem Platze, wohin man täglich die Elephanten zur Tränke trieb. Einem dieser Thiere pflegte er gewöhnlich beim Vorübergehen aus dem offenen Fenster eine Leckerei zu reichen. Einst aber fiel es dem Schneider ein, anstatt ihn, wie gewöhnlich, zu beschenken, ihn mit der Nähnadel in den Rüssel zu stechen. Der Elephant zog seinen Rüssel, ohne sich einige Empfindlichkeit darüber merken zu lassen, wieder zurück und setzte mit seinen Gefährten den Weg zur Tränke fort. Nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, sog er noch so viel Wasser in seinen Rüssel, als er auf einmal halten konnte, und als er vor der Werkstatt des Schneiders vorbei zog, spritzte er ihm das ganze Wasser mit solcher Gewalt ins Gesicht, dass dieser beinahe davon erstickt wäre.

Dankbar für empfangene Wohlthaten bewies sich ein anderer Elephant. Von einer Gemüsehändlerin hatte er oft, wenn er an ihrem Stande vorüberging, eine Hand voll Gemüse empfangen. Einst hatte er sich in Folge übler Behandlung von seiner Kette losgerissen und durchlief wüthend die Strassen. Alles floh bestürzt und suchte einen sichern Zufluchtsort. Auch die Gemüsehändlerin verliess von Schrecken ausser sich ihren Stand und hatte so den Kopf verloren, dass sie ihr kleines Kind, das neben ihr sass, ausser Acht und im Stiche liess. Jetzt hatte der Elephant die Stelle erreicht, wo das kleine Kind hilflos sass. Die Mutter rang verzweifelungsvoll die Hände; aber der Elephant, der nur zu gut den Ort kannte, wo er so viele Wohlthaten empfangen hatte, blieb stehen, vergass seine Wuth, umschlang das Kind sanft mit dem Rüssel, setzte es wohlbehalten auf das Dach einer daneben befindlichen Bude und setzte seinen Weg beruhigter fort. SCHWABE.

24. Das Rennthier.

Das Rennthier gehört, wie unsere Hirsche und mehrere andere zahme und wilde Thiere, zu den wiederkäuenden Säuge-

thieren. Die Heimath desselben sind die Länder im hohen Norden von Europa, Asien und Amerika, wo es theils wild angetroffen wird, theils das unentbehrlichste und nützlichste Hausthier der wenigen Bewohner jener Gegenden abgibt. Die Höhe desselben beträgt vier, die Länge sechs Fuss; auf dem Kopfe hat es ein Geweih, ähnlich dem unserer Hirsche, denen es überhaupt sehr gleicht. Es trägt jedoch den Kopf nicht so stolz wie diese, sondern mehr vorwärts gestreckt, wie das Rind. Auch die Rennthierkühe sind mit Geweihen geziert, was bei den Hirschkühen nicht der Fall ist; jene brauchen sie aber auch sehr nothwendig. Im Winter nämlich, wenn der Boden in der Heimath der Rennthiere weit und breit mit Schnee bedeckt ist, schaufeln sie denselben mit den breiten Spitzen der Geweihe zur Seite, um sich darunter hervor ihre Nahrung zu suchen, welche während dieser Jahreszeit fast ganz allein in Moos besteht. Im Sommer leben sie von Gräsern und den Knospen und Blättern der Bäume und Sträucher. — Vor den Schlitten gespannt laufen die Rennthiere mit grosser Schnelligkeit über Schnee und Eis hinweg und bringen ihren Herrn in einem Tage wohl 15—16 deutsche Meilen weit fort. Wie das Rennthier durch sein Ziehen bei jenen Völkern die Stelle des Pferdes vertritt, so durch seine Milch und sein Fleisch die Stelle der Kuh. Wenn endlich das dichtbehaarte Fell die Nordländer vom Kopf bis auf die Füsse kleidet und ihnen zugleich Materialien zu Zelten und Betten darbietet, wenn ferner die Haare zum Auspolstern verschiedener Dinge, die Knochen zu Nadeln, Messern und Löffeln, die Sehnen zu Zwirn, die Klauen als Trinkgefässe dienen; so kann das Rennthier mit allem Recht auch das Schaf der Bewohner jener eisigen Gegend genannt werden.

25. Das Kameel.

Der Morgen dämmert über die Wüste; die Karavane schreitet im langen Zuge die kahle endlose Ebene hin und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Tone der Pfeife. Die Kameele sind mit Ballen beladen, mit Tüchern bedeckt; auf ihnen die Mauren mit bunten Turbanen und Mänteln, mit Dolch und Säbel, ihren unzertrennlichen Gefährten. Den Kameelen zur Seite gehen die Sklaven. Voran reitet ein brauner, hagerer Araber, der Herr des Zuges. Das ganze bunte Gewimmel ist in eine Wolke von Staub gehüllt. — Die Sonne steigt empor, die Karavane kehrt sich ihr entgegen und begrüßt den Herrn der Schöpfung. Und höher hebt sich die Sonne, ihre Gluth strahlt herab und wieder von der Erde auf. Die wunden Sohlen schmerzen, die Glieder ermatten, brennender Durst peinigt Jeden. Kein Strom zieht die Silberwelle durch ein frisches Grün, weithin ist kein Gesträuch zu erspähen. Auf heißem, schattenlosem Boden schreitet die Karavane. Käme im Sturm eine schwarze Wolke, rissen Blitze die Schleusen des Himmels auf: es würde Rettung den Schmachtenden bringen; das Gebrüll des Löwen wäre ihnen erwünscht, würde es doch ersehntes Land verheißen. Da liegt mitten in der stillen Wüste ein Quell, ein lebendig begrabener, der seine leise Stimme verneh-

men läßt; das Kameel hat ihn aus der Ferne schon erspürt und plötzlich gewinnt es seine Kräfte wieder, schreitet rasch voran, ihm lustig nach der ganze Zug. Da steht es still und bäumt sich vor Freude. Aus jedem Auge bricht ein lebender Strahl, die matten Glieder durchzuckt ein elektrisches Feuer. Es stellt sich die Karavane im Kreise; eifrig wird der Boden aufgescharrt und aus des Grabes Tiefe tritt der Quell glänzend an den Tag und Alles stürzt hin, sich zu erlaben am unverwüstlichen Lebensborne. Die erstarrten Züge werden milder, die Augen heiter, der Muth ist gestählt; die Kräfte wachsen. Man lagert sich; die Zelte werden aufgeschlagen, die Thiere gefüttert und mit Sorgfalt vom Staube gereinigt. Da sind alle Drangsale vergessen; Gespräche erheitern die Nacht, Mährchen werden erzählt, die leere Wüste ist zu einem Paradiese geworden. — Und ist das Fest vorüber, sind die Schläuche gefüllt, die Kameele getränkt, so werden die Zelte abgebrochen, die Ladungen aufgeschnallt; lustig ertönt die Pfeife und die Reise geht dem Ziele zu. Wochen weichen vorüber, eine Oede verliert sich wieder in der anderen in steter Einförmigkeit. Heiße Tage wechseln mit kalten Nächten ab. Am Tage geht der Müde im Schatten des Kameels; es wendet sich gegen ihn und leckt ihm die Hand, des Nachts erwärmt es ihn. Der Chamsin wälzt seine Gluthen über die Ebene, das Kameel ist wieder dem Menschen Schirm vor diesem Ungeheuer. Eine grüne Landschaft spiegelt sich in den Lüften, in der Ferne glänzt ein See, die Oase ist erreicht! Vergebliche Hoffnung! Täuschung und Trugbilder sind es; die Landschaft vergeht, der See wird zur Steppe, über welche Salzkristalle statt der Quellen ihren Glanz verbreiten. Die Wasserschläuche werden leer, die Tage heißer, lästiger; die Schritte der Karavane erlahmen. Da wirst du, o treues Thier, nochmals der Retter deines Herrn; mit deinem Blute, mit deinem Leben erkaufst du ihm das seinige! Er stößt den Dolch in dein Herz, fällt, ein lechzender Tiger, über dich, trinkt dein Blut, erlabt sich an dem Wasser deines Magens und gewinnt Kraft, das blühende Gestade der Wüste zu erreichen.

Das Kameel ist dem Araber geboren, sein Sklave, sein Reichthum von Abrahams Zeiten her bis zum heutigen Tage. Es ist das Schiff, auf welchem er die Wüste durchzieht; es trägt ihn zu Mekkas, zu Medinas heiligen Tempeln, geleitet ihn durch die Wüste Saharas zu dem glänzenden Niger. Es hat die Zeichen der Sklaverei, die behaarten Fetthöcker auf dem Rücken, Schwielen an Brust und Knie sind die Folgen seiner Arbeit, sowie die Ballen seiner kleinen gespaltenen Hufe, die es schützen vor dem heißen Sande. Eine Mißgestalt ist es, ohne Schmuck, ohne Anmuth, halb Pferd, halb Schaf, mit gespaltener Lippe, mit kleinen aufgestellten Ohren, mit langem eingebogenem Halse, dem Barte an Brust und Kinn, dem hageren Kreuze und kurzem Schweife. Auf hohen Beinen schreitet es daher, geht Tage lang schwer beladen fort und ermüdet nicht. Die Blätter der Disteln und stachlicher Gestrüppe sind seine Nahrung; es erlabt sich an dem Wasser der Cisterne und nimmt davon einen Vorrath auf die Reise mit; selten wird ihm ein Trunk aus frischem Quell zu Theil. Sich auf den Boden zu werfen und Lasten zu tragen wird es abgerichtet; demüthig und geduldig beugt es die Kniee vor seinem Tyrannen, damit er bequem es belade. Auf den Wink desselben erhebt es sich und folgt ihm. Er nährt sich von der Milch des Kameels, er ißt sein Fleisch und kleidet sich in seine Wolle.

R. Meyer.

26. Der Löwe.

Das mächtigste, furchtbarste und kühnste unter allen Geschöpfen ist unstreitig der König der Thiere, der Löwe. Die ganze Gestalt

desselben hat eine gewisse Würde, weil Stärke, vereint mit Geschwindigkeit, aus seinem Baue hervorleuchtet. Sein muskulöser Körper besitzt eine Leichtigkeit, die man bei seiner Größe nicht vermuthen sollte. Er macht Sprünge von zwölf bis sechszehn Fuß. Einst sah man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einen Löwen eine junge Kuh im Maule tragen, und ob er schon deren Beine auf der Erde fortschleppte, so lief er doch eben so leicht dahin, wie eine Katze mit einer Ratte. Auch sprang er ohne die geringste Mühe über einen Graben. Eben die Muskelkraft äußert er in der geschwinden Veränderung der Gesichtszüge, der Falten auf der Stirn und in den Bewegungen des Schwanzes, die so heftig sind, daß er einen Menschen damit zu Boden schlagen kann. Wenn der Löwe hungrig ist, so richtet er seine Mähne in die Höhe, schüttelt sich und schlägt mit dem Schwanze auf den Rücken. In einem solchen Falle wirft er Alles um, was ihm in den Weg kommt; richtet er aber seine Mähne nicht auf und wedelt er nicht mit dem Schwanze, so hat man Nichts zu besorgen.

Der Doctor Sparmann theilt folgende Nachrichten vom Löwen mit: Der Löwe bemächtigt sich seines Raubes fast jedes Mal vermittelst eines Sprunges. Er lauscht des Abends und Nachts im Hinterhalte oder schleicht sich still und behutsam auf dem Bauche vorwärts, bis er glaubt nahe genug zu seyn; plötzlich springt er alsdann auf die Beute los und schlägt seine Klauen tief ein; springt er aber fehl, so verfolgt er seine Beute nicht weiter, sondern geht beschämt zurück und mißt langsam Schritt für Schritt die richtige Länge ab, um zu sehen, wie viel sein mißlungener Sprung zu kurz war. Den Thieren lauert er gern an Quellen und Flüssen auf, wo sie ihren Durst zu löschen suchen; nur größere Thiere fällt er an, kleinere verachtet er. Ein alter Hottentotte, erzählt Sparmann, sah am Sonntagsflusse einen Löwen in weiter Entfernung, der ihm zwei ganze Stunden lang nachfolgte. Er schloß daraus mit Recht, daß der Löwe nur auf die Nacht warte, um über ihn herzufallen. Da er die Art kannte, wie der Löwe seine Beute fängt, so suchte er eine Stelle auf, die oben flach und an der einen Seite steil und steinig war. Er ließ sich am Rande des Abhanges nieder und sah zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß der Löwe auch da stand und den Abstand betrachtete. Als es dunkel wurde, rückte der Hottentotte weiter vorwärts und nahm seinen Platz unterhalb des Randes des Abhanges in einer Kluft. Um aber den Löwen zu täuschen, steckte er seinen Hut und sein Wamms auf seinen Stock und machte damit um sich her einige Bewegungen. Es dauerte nicht lange, so kam der Löwe wie eine Katze herbeigeschlichen und maß seinen Satz so genau ab, daß er sammt der täuschenden Figur den Abhang hinunterstürzte. Bingley.

27. Klugheit und Dankbarkeit einer Löwin.

Von der Mannschaft eines englischen Schiffes, die an der ostindischen Küste an's Land geschickt worden war, um Holz zu fällen, hatte sich ein Matrose entfernt und sich weiter als die Uebrigen in den Wald gewagt. Aber plötzlich hemmte Schrecken seine Schritte, denn er sah rasch eine Löwin auf sich zueilen, der zu entfliehen nicht mehr möglich war. Doch bald trat Verwunderung an die Stelle der Furcht, als sich das Thier ihm schmeichelnd zu Füssen legte, erst ihn an- und dann nach einem Baume hinsah. Nachdem sie dies einige Male wiederholt hatte, stand sie wieder auf und ging auf jenen Baum zu, sich mehrmals nach dem Matrosen umblickend, woraus dieser schloss, dass sie wünsche, er solle ihr folgen, was er endlich auch that. Angekommen bei dem Baume sah er auf diesem einen grossen Pavian sitzen, der kleine Thierchen im Arme hatte, welche, wie er aus den unverwandt dahin gerichteten Blicken der Löwin, die sich katzenartig unter dem Baume niedergekauert hatte, schloss, deren Jungen sein mochten. Hinauf zu klettern und dem Pavian die Beute abzujagen, dazu hatte er keine Lust, aber er war mit einer Axt versehen und so dachte er bequemer und sicherer den Wunsch der Löwin zu erfüllen. Rasch fing er nun an, den Baum umzuhauen, bei welcher Arbeit die Löwin abwechselnd ihn und den Räuber ihrer Jungen im Auge behielt, was ihm in der Förderung seiner Arbeit ein nicht kleiner Sporn war; auch währte es nicht lange, so musste der Baum seinen kräftigen Hieben weichen, er fiel und mit ihm der Pavian, den die Löwin mit einem Satze fasste und in Stücken riss. Der Matrose stand und zitterte über diesen Anblick wie ein Espenlaub. Nachdem die Löwin ihre Jungen unversehrt gefunden, berochen und beleckt hatte, sprang sie von Neuem auf den armen und zitternden Matrosen los, um diesem durch Lecken und Schmeicheln ihre Dankbarkeit zu beweisen. Sie schmiegte sich um seine Füsse, rieb einige Male ihren Kopf an ihm, nahm dann ihre Jungen, wie die Katzen zu thun pflegen, in's Maul und trabte mit denselben davon. Bebend und bleich kam der Matrose auf dem Schiffe an, und es dauerte lange, bis er sich so weit erholt hatte, dass er das Abenteuer erzählen konnte.

28. Der Hund auf dem St. Bernhardsberg.

Ein frommer savoyischer Edelmann, Bernhard von Menthon, stiftete im Jahre 962 auf einem sehr hohen Berge im südlichen Theile von Wallis ein Kloster, dessen Bewohner das heilige Gelübde auf sich nehmen, den Wanderern auf diesem wilden Bergpfade jede mögliche Erleichterung und Erquickung

zu verschaffen. Der Berg erhielt, wie billig, den Namen St. Bernhardsberg. Das Kloster liegt 7670 Fuss über dem Meer und ist die höchste Wohnung in ganz Europa. Die guten Mönche des St. Bernhardsberges haben eine besondere Art grosser Hunde, welche ihnen bei ihrem beschwerlichen Geschäfte, verirrte und unglückliche Reisende aufzusuchen, sehr wichtige Dienste leisten. Diese Hunde sind abgerichtet, längs der schmalen und krummen Bergpfade zu streifen und die im Schnee versunkenen Menschen mittelst ihres feinen Geruchs aufzuspüren. Nicht selten gehen diese treuen Thiere ganz allein, ungeheissen und ohne Begleiter, in solchen Geschäften an stürmischen Tagen aus dem Kloster. Alsdann hängen ihnen die Mönche umflochtene, mit Branntwein gefüllte Fläschchen um den Hals, auch etwa Körbchen mit Lebensmitteln, damit die von Hunger und Müdigkeit erschöpften Reisenden sich daran erquicken und neue Kräfte sammeln können. Die Hunde begleiten die aufgefundenen Wanderer unter freundlichem Wedeln zum Kloster, wo ihnen schützendes Obdach, wärmende Kleider und stärkende Kost geboten werden. Finden sie einen Reisenden so tief im Schnee versunken, dass sie denselben nicht hervorzuscharren vermögen, so laufen sie zum Kloster zurück, wo sie durch Bellen und Geberden, die von den Mönchen leicht verstanden werden, Hülfe verlangen. In solchen Fällen eilen Männer, die mit Hacken und Schaufeln versehen sind, zu der vom vorauslaufenden Hunde bezeichneten Stelle und graben den Ermatteten hervor. — Als einmal eine solche Dogge, Namens Barry, ihre Runde machte, fand sie ein kleines Kind von sechs Jahren, dessen Mutter in eine tiefe Schlucht des Berges versunken war. Starr vor Kälte und ganz matt vor Hunger und Müdigkeit war das Kind mitten auf dem Wege eingeschlafen. Die Dogge beleckte es und stiess es sanft an den Kopf, um es zu erwecken. Das Kind wachte endlich auf, und da es den grossen Hund erblickte, erschrack es sehr. Es wollte aufstehen und entfliehen, allein es sank kraftlos zurück. Um es zu beruhigen, legte Barry ganz sanft die Pfote auf seinen Fuss und leckte ihm die vor Kälte erstarrten Hände. Allmählig ermuthigt durch die Liebkosungen und durch die Freundlichkeit des guten Thieres bemühte sich das Kleine nochmals aufzustehen; aber seine Arme, seine Beine, sein ganzer Leib waren so erkältet, seine Muskeln so steif, dass alle Anstrengungen nichts fruchteten. Barry suchte das Fläschchen, das er am Halse trug, bemerkbar zu machen, allein das Kind nahm dasselbe nicht, und es war sehr gut, dass es nicht aus dem Fläschchen trank, denn Branntwein bekommt den Kindern gewöhnlich sehr übel. Voll Mitleid bei der Schwäche des Kleinen suchte und fand nun der Hund ein anderes Mittel. Er legte sich auf seinen Bauch, schmiegte

sich an das Kind und gab ihm durch Geberden zu verstehen, es solle sich an seinen Rücken anklammern. Das Kind verstand endlich die Winke, kroch, so gut es ihm möglich war, auf den Rücken des Hundes und hielt sich, krumm vor Erstarrung, daran fest. Das wohlthätige Thier trug seine theuere Last mit der grössten Vorsicht in die Herberge, wo der halbtodte Knabe die treueste Pflege fand und in kurzer Zeit genas.

Diese merkwürdige Begebenheit wurde weit umher bekannt. Ein reicher Mann nahm den Waisen an Kindesstatt an und liess die rührende Geschichte durch einen Künstler von Bern malen. Das Gemälde wurde in der Folge im Kloster aufbewahrt, wo die menschenfreundliche Dogge noch lange ihren edlen Beruf ausübte. Dieses Thier hat in seinem ganzen Leben über siebenzig Menschen vom Tode gerettet. Es wurde zuletzt ein Opfer seiner Berufstreue. Als es nämlich einmal einen Menschen retten wollte, meinte dieser, das Thier sei feindlich gegen ihn und tödtete es. Damit Barrys Andenken auch noch nach dem Tode geehrt werde, wurde derselbe ausgestopft und im naturgeschichtlichen Museum in Bern aufgestellt, wo er gegenwärtig noch zu sehen ist.

29. Die Tollheit oder Wasserscheu der Hunde.

Ein Hund, der mit der Tollheit befallen ist, scheut Alles, was glänzt, also auch Wasser, seine Augen sind düster, Speichel fließt aus dem Rachen, die Zunge ist bleifarbig und hängt heraus, er senkt Kopf und Schwanz, bellt nicht, sondern knurrt und beißt nach Allem, was ihm vorkommt; er ist nicht mehr zu heilen und stirbt nach wenigen Tagen. Thiere und Menschen, die von einem tollen Hunde gebissen werden, bekommen dieselbe Krankheit, wenn der Speichel mit in die Wunde drang und sterben, wenn nicht schleunig vorgebeugt wird, eines schrecklichen Todes. Bei gebissenen Ochsen und Hunden zeigt sich die Wasserscheu gewöhnlich vor dem neunten Tage; bei Menschen vor dem vierzigsten Tage, oft schon am dritten, selten nach mehreren Monaten. Daß Jahre vergehen können, ehe sie ausbricht, ist nicht glaublich; aber man hat Beispiele, daß Menschen, ohne von tollen Thieren gebissen zu sein, wuthkrank geworden sind, so wie man dasselbe an Pferden, Eseln, Mauleseln, Schweinen und öfter noch an Füchsen, Wölfen und Katzen beobachtet hat. Die Wunde, welche durch den Biß eines tollen Hundes beigebracht ist, muß man wiederholt mit Wasser, oder besser lauem Salzwasser auswaschen und die Blutung durch Drücken und Reiben befördern; dann muß sie mit einem glühenden Eisen gebrannt werden, welches desto weniger schmerzt, je heißer es ist; oder sie muß mit salzsauerem Antimon oder Schwefelsäuere geäzt werden. Sechs oder sieben Stunden nachher wird ein großes spanisches Fliegenpflaster aufgelegt und dann die Wunde acht Tage lang in Eiterung erhalten. Durch einen Trank von Fliederthee oder anderen schweißtreibenden Mitteln muß sodann der Kranke in Schweiß gebracht werden. Auch der Biß zu heftiger Wuth gereizter Hunde kann, wie die Erfahrung lehrt, Wasserscheu bewirken. Die Tollheit ist übrigens nicht so häufig, als Manche denken, denn man pflegt eben Hund, der seinen Herrn verloren hat und nur ängstlich mit gesenktem Schwanze herumläuft, für toll zu halten. Von dem wirklich tollen

Hunde haben andere Hunde einen Abscheu und verfolgen ihn also nicht, wie sie den bloß verlaufenen verfolgen, sondern fliehen vor ihm. Ist Jemand von einem für toll geltenden Hunde gebissen worden, so suche man des Hundes lebend habhaft zu werden und ihn in sichere Verwahrung zu bringen, um sich zu überzeugen, ob er toll, oder auch vielleicht kerngesund sei. Ist er aber schon erlegt, so tauche man ein Stückchen Braten in seinen Speichel und biete es gesunden Hunden an, die es annehmen werden, wenn der Hund nicht toll war, im Gegentheile aber sich davor scheuen werden. Da bei Entstehung der Tollheit die oben angegebenen Zeichen noch nicht sichtbar sind, der Biß des Hundes aber schon anstecken kann, so versäume man nicht, überhaupt jeden Hund, der krank scheint, sogleich fest einzusperren, wobei man nicht vorsichtig genug verfahren kann.

Lüben.

30. Massregeln, um das Tollwerden der Hunde zu vermeiden.

Jeder Hundebesitzer kann durch zweckmässige und sorgfältige Wartung und Behandlung der Hunde viel dazu beitragen, die Thiere möglichst vor dem Tollwerden zu schützen. Wenn man diess erreichen will, so muss man vermeiden, dass die Hunde einem hohen Grade von Hitze oder von Kälte, noch weniger aber einem plötzlichen Uebergange von der Hitze zur Kälte ausgesetzt werden. Desshalb muss man zur Winterszeit dafür sorgen, dass die Hunde ein schützendes Obdach erhalten. Ferner müssen die Hunde immer hinreichend frisches Wasser zum Saufen bekommen; nie unreines, mit schmutzigen Stoffen vermischtes. Ebenso müssen die Hunde hinreichende gute Nahrung bekommen. Stark gesalzene und gewürzte Speisen, schon in Fäulniss übergegangenes Fleisch, Blut, Fett, Häute, Därme oder anderes verfaultes Futter sind ihnen schädlich. Die Hunde müssen immer reinlich gehalten, ihre Ställe öfters gefegt und mit reinem, trockenem Stroh belegt werden. Zur Sommerszeit dürfen die Hunde niemals zu lange und anhaltend zu heftigen Bewegungen, als Jagen, Karrenziehen, Hetzen u. s. w. angehalten werden. Man muss die Hunde niemals zum Zorn reizen, desshalb sie vor Misshandlungen bewahren und nicht auf andere Hunde zum Kampfe und Herumbeissen anhetzen, weil sogar ein bloss zorniger Hund höchst gefährlich werden kann. Alte Hunde, die an Kräften und Munterkeit verloren haben, sowie kränkliche, bösartige, bissige Hunde werden am besten getödtet. Lüben.

31. Der Affe.

Ein französischer Naturforscher, Le Vaillant (spr. Löwailjang), der im südlichen Afrika reiste, hatte einen zahmen Affen, den er Kees genannt hatte und erzählt von ihm: „Ich machte ihn zu meinem Vorkoster. Wenn wir Früchte oder Wurzeln fanden, die meine Hottentotten nicht kannten, so rührten wir sie nie an, bis Kees sie gekostet hatte; warf er sie weg, so wußten wir, daß sie unangenehm schmeckten oder schädlich wären und ließen sie unberührt. Kees hatte eine noch schätzbarere Eigenschaft, er war mein bester Wächter; bei Tag und bei Nacht sprang er bei dem geringsten Anschein von Gefahr augenblicklich auf. Durch sein Geschrei oder durch seine Zeichen von Furcht erriethen wir immer, daß ein Feind nahe war, ohne daß selbst die Hunde etwas davon merkten. Diese verließen sich zuletzt auch so auf ihn, daß sie ganz ruhig schliefen. Ich nahm Kees oft mit mir auf die Jagd, und sobald er merkte, daß ich auf die Jagd gehen

wollte, war er voller Freude. Unterwegs kletterte er dann gerne auf die Bäume, um Gummi zu suchen, das er sehr liebte. Zuweilen entdeckte er mir auch Honig im hintersten Winkel eines Felsens oder in einem hohlen Baume. Fand er aber weder Gummi noch Honig, und hatte er durch das Herumlaufen starken Appetit bekommen, so hatte ich allemal einen sehr lustigen Auftritt. Er suchte sich dann Wurzeln, besonders eine gewisse Art, die auch ich zu seinem Nachtheile so erfrischend und wohlschmeckend fand, daß ich sie immer mit ihm theilen wollte. Allein Kees war listig. Sobald er eine solche Wurzel fand und ich ihm nicht nahe genug war, um mir meinen Theil davon nehmen zu können, so fraß er sie in der größten Eile auf und sah mich dabei mit unverwandten Augen an. Er maß ordentlich den Weg ab, den ich bis zu ihm hatte und ich kam alsdann sicher zu spät. Wenn er sich aber zuweilen in seiner Rechnung irrte und ich eher bei ihm war, als er erwartet hatte, so suchte er die Wurzel zu verbergen; allein dann nöthigte ich ihn durch eine tüchtige Ohrfeige, mir meinen Antheil herauszugeben. Uebrigens warf er deßwegen keinen Groll auf mich und wir waren wieder gute Freunde wie vorher. Wenn Kees unterwegs müde ward, so stieg er auf einen meiner Hunde, der auch die Gefälligkeit hatte, ihn ganze Stunden lang zu tragen. Einer von den Hunden, der stärker und größer war, als die andern, wußte sich diesem Frohndienste auf eine vortreffliche Art zu entziehen. Sobald Kees ihm auf den Rücken sprang, blieb er stehen und ließ uns vorbei, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Kees hingegen bestand auf seinem Zwecke; allein wenn er uns beinahe aus dem Gesichte verloren, so mußte er sich doch entschließen, wieder abzusteigen, und dann liefen der Affe und der Hund aus allen Kräften, um uns wieder einzuholen. Dieser aber ließ jenen voran und gab genau auf ihn Acht, um nicht wieder überrascht zu werden. Uebrigens hatte Kees ein gewisses Ansehen bei allen meinen Hunden. Wenn er fraß und ihm ein Hund zu nahe kam, so gab er ihm eine Ohrfeige, die denselben sogleich entfernte.

Kees fürchtete, die Schlangen ausgenommen, sich vor keinem Thiere so sehr, wie vor Seinesgleichen. Zuweilen hörte er andere Affen in dem Gebirge schreien und so erschrocken er war, so antwortete er doch darauf. Wenn sie aber näher kamen, so ergriff er mit einem schrecklichen Geschrei die Flucht, drängte sich uns zwischen die Beine und zitterte am ganzen Leibe. Man hatte viele Mühe, ihn zu beruhigen, und er erholte sich nur nach und nach von seinem Schrecken wieder. Er verstand es vortrefflich, die Stricke an einem Korbe aufzuknüpfen, um Lebensmittel, besonders Milch, die er sehr gern trank, daraus hervorzuholen. Meine Leute züchtigten ihn, allein darum ward es nicht anders. Ich selbst peitschte ihn zuweilen, dann aber lief er weg und kam nicht eher zu meinem Zelte, bis die Nacht einbrach. Einstmalen wollte ich zu Mittag essen und legte die Bohnen, die ich mir gekocht hatte, auf einen Teller, als ich auf einmal die Stimme eines mir unbekannten Vogels hörte. Ich ließ das Essen stehen, griff nach der Flinte und war mit einem Sprunge zum Zelte hinaus. Nach einer Viertelstunde kam ich mit dem Vogel in der Hand zurück, fand aber auch nicht mehr eine einzige Bohne auf dem Teller. Kees hatte sie mir gestohlen und sich davon gemacht. Sonst pflegte er sich, wenn er so etwas begangen hatte, immer um die Zeit, wenn ich Thee trank, einzustellen und sich ganz unschuldig, als ob gar nichts vorgefallen wäre, an seinen gewöhnlichen Platz zu setzen; allein diesen Abend ließ er sich gar nicht wieder sehen. Da ihn auch den folgenden Tag Niemand zu Gesicht bekam, so fing ich an zu besorgen, daß er auf immer verloren sein möchte. Am dritten Tage aber sagte mir einer von meinen Leuten, der Wasser ge-

holt hatte, Kees sei ihm in der Nähe zu Gesicht gekommen, habe sich aber sogleich versteckt. Augenblicklich machte ich mich auf und durchstrich mit meinen Hunden die ganze Gegend. Auf einmal hörte ich ein Geschrei, wie Kees es immer zu machen pflegte, wenn ich von der Jagd zurückkam und ihn nicht mitgenommen hatte. Ich blickte umher und sah endlich, wie er sich hinter den großen Zweigen eines Baumes zu verstecken suchte. Nun rief ich ihm freundlich zu und winkte ihm, zu mir zu kommen. Allein er traute mir nicht und ich mußte selbst auf den Baum klettern, um ihn zu holen. Er floh nicht und wir gingen zusammen nach meinem Lager zurück. Hier erwartete er nun sein Schicksal, allein ich that ihm nichts, weil es doch nichts geholfen hätte.

Wenn ich von der Sonnenhitze verbrannt, von den Arbeiten des Tages ermüdet, mit Staub und Schweiß bedeckt, mich nach dem schmutzigsten Pfützenwasser sehnte, aber nach langem vergeblichem Suchen in dem ausgetrockneten Boden alle Hoffnung verlor, so wich Kees keinen Schritt von meiner Seite. Wir entfernten uns bisweilen von dem Wagen und dann führte ihn sein sicherer Geruch zu einer Pflanze. Oft war der Stengel weggedorrt; dann fing er an mit seinen Pfoten in die Erde zu kratzen; ich kam ihm dann mit meinem Messer zu Hülfe und wir theilten ehrlich die köstliche Wurzel, die er entdeckt hatte. Wenn in meinem Lager durch Nachlässigkeit oder Gefräßigkeit gesündigt worden war, so wurde die Schuld immer zuerst auf Kees geschoben und nur selten war die Anklage ohne Grund. Einmal wurden mir beständig die Eier gestohlen, die eine Henne legte. Ich wollte mich überzeugen, ob ich mich auch in diesem Falle an ihn zu halten hätte. Daher stellte ich mich eines Morgens auf die Lauer, um zu warten, bis die Henne durch ihr Gackern verkündigte, daß sie gelegt habe. Kees saß gerade auf meinem Wagen; kaum aber hörte er das erste Gackern der Henne, so sprang er augenblicklich herunter, um nach dem Ei zu laufen. Als er mich sah, stand er mit einmal still, wiegte sich einige Zeit auf den Hinterbeinen hin und her und blinzte sehr einfältig mit den Augen, kurz er wandte alle List an, um mich zu täuschen. Sein heuchlerisches Treiben bestärkte mich aber noch mehr in meinem Argwohne. Um ihn zu täuschen, verstellte ich mich und kehrte dem Gesträuche, wo die Henne gackerte, den Rücken, und nun sprang er auf einmal schnell dahin. Ich lief ihm nach und kam gerade dazu, als er das Ei zerbrochen hatte und verschluckte. Ich prügelte den Spitzbuben auf der Stelle für seine That ab, allein das hinderte ihn nicht, wieder frische Eier zu stehlen.

Der Affe ist wirklich ein Thier, das sich gar nicht an Zucht gewöhnt. Wenn er auch Dienste leistet, wie Kees mir oft that, so hat er dabei immer sich und nicht seinen Herrn im Auge. Gewiß ist kein Thier so geschickt und listig wie er, allein wenn er etwas thun soll, so findet man ihn linkisch, dumm und ungeschickt. Nur durch öfteres Fasten und Schläge bringt man ihn dahin, ihn zu gewissen Künsten abzurichten. Hingegen ist es ganz unmöglich, ihm mehrere Naturfehler abzugewöhnen. Er ist gefräßig, diebisch, jähzornig und rachsüchtig, und ein Lügner ist er nur deßwegen nicht, sagen die Wilden, weil er nicht sprechen kann. Da ich nie ein Ei bekommen hätte, so richtete ich einen meiner Hunde ab, daß er, sobald eine Henne gackerte, nach dem Neste hinlief und mir das Ei unzerbrochen brachte. Allein Kees lief, wenn er das Gackern hörte, zugleich zu der Henne und nun kam es darauf an, welcher zuerst am Platze war. Oft brachte es der Hund nicht. Trug er aber den Sieg davon, so kam er freudig auf mich zugelaufen und legte das Ei in meine Hände. Kees folgte ihm nach und hörte nicht auf zu brummen und ihm mit Grimassen zu drohen, bis ich das Ei in Empfang genommen hatte. Hatte Kees das

Ei erhascht, so suchte er auf einen Baum zu springen, verzehrte es da und warf die Schale auf seinen Nebenbuhler herab, als wenn er ihn necken wollte." *,* *

32. Das Wetterglas.

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stübchen hängen, nicht erst seit gestern: denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinne hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Tüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Auge des Lesers hat's noch nicht vonnöthen. Jetzt schaut er's deutlich an und sagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten." Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Quecksilber gar nicht lüpfen will, als wenn er es wecken müßte wie aus einem Schlafe oder aus tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig hinaufgeht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt deßhalb den Hausfreund. — Dem wißbegierigen Leser wollen wir es sagen, wie es dieser erklärt hat.

Erstlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins, worin sich das Quecksilber sammelt, eine kleine Oeffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts Anderes ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Quecksilber aufhört, bis ganz oben, wo auch die Röhre aufhört, da ist keine Luft; da ist gar Nichts. Dies wird leicht erkannt; denn wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Quecksilber durch den leeren Raum hinauf, bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dies könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben."

Drittens: Die Luft, die die Erde und Alles umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, weil sie selbst, wie alle körperlichen Dinge, von der Erde angezogen wird; ja sie will, vermöge einer inwendigen Kraft, unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und, so zu sagen, ausgespannt sein, bis auf ein Gewisses! Sie ist Gottes lebendiger Athem, der die Erde einhüllt, und Alles durchdringt und segnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Thür, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser und aus einem Gehalt in das andere, und durch die kleine Oeffnung an der Spitze des Kölbleins hinein und drückt auf das Quecksilber, und die Luft, welche noch außen ist, drückt immer nach und will auch noch hinein und will durchaus keinen leeren Raum leiden. Ei sie drückt und treibt das Quecksilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber in der Röhre einmal

eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es, vermöge seiner eigenthümlichen Schwere, der Luft wiederum dergestalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft spricht: „Gelt, du mußt droben bleiben?“ Das Quecksilber aber spricht: „Gelt, du bringst mich nicht höher?“

Merke viertens die Hauptsache: Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich; einmal ist er stärker, ein andermal schwächer. Die Gelehrten wissen selbst nicht immer, wo dieses herrühren will. Wird nun die Spannung der Luft auf einmal stärker, so daß man sagen kann, sie gewinne neue Kraft, so drückt sie auch um so stärker auf das Quecksilber im Kölblein, so daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal bis über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Quecksilbers in der Röhre wieder abwärts gegen das Kölblein, bis sie mit dem Drucke der Luft wieder im Gleichen ist, welchergestalt also das Quecksilber in der Röhre sinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Also steigt und fällt das Quecksilber, oder wie man sagt, das Wetterglas, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel in der Luft. Solche Gnade hat Gott dem Menschen verliehen, daß ihm in gläsernen Röhren sichtbar werden kann, was in der unsichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leser ist vorsichtig und glaubt nicht Alles auf das Wort. Merke also:

Fünftens noch den Beweis: Wenn das Büblein ein Stücklein neugebackenes Brod ißt, ein Krümlein davon herabklaubt und mit den Fingern zerdrückt, daß gleichsam wieder ein Teig daraus wird, und damit die Oeffnung an dem Kölblein zustopft, so geht von dem Augenblicke an das Quecksilber nimmer aufwärts und nimmer abwärts, sondern bleibt unaufhörlich stehen, wie es stand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Quecksilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt, und hätte die beste Lust, er gäbe dem Büblein eine Ohrfeige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum zweitenmal geschieht. Wenn es ihm aber gelungen ist, die Oeffnung wieder frei zu machen und die Luft kann wieder auf das Quecksilber drücken, wie vorher, stärker oder schwächer, alsdann fängt dieses auch wieder an, lustig zu steigen und zu fallen. Also rührt die Veränderung in dem Stand des Quecksilbers von der Luft her, welche durch die Oeffnung des Kölbleins hineingeht und auf das Quecksilber drückt. Daß aber die Luft allein es sei, welche im Stande ist, mit wunderbarer Kraft das Quecksilber 28 Zoll hoch in die Höhe zu treiben und in dieser Höhe schwebend zu erhalten, dies zeigt sich, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war. Dann fällt das Quecksilber in der Röhre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen, das in dem Kölblein steht,

gleich ist, und Alles hat alsdann ein Ende; denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander, und vernichtet ihre Kraft an sich selber, also daß das Quecksilber freies Spiel bekommt und seiner eigenen Natur folgen kann, die da ist, daß es vermöge seiner Schwere hinuntersinkt bis auf den Boden, oder auf das Unterste des Raumes, worin es eingeschlossen ist.

Merke sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt sich stärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläßt und gleichsam matt wird (man weiß nicht, warum?), so macht sich gewöhnlich ein Regen zurecht, oder ein Sturmwind, oder ein Gewitter. Wie nun das Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkern oder schwächern Druck der Luft anzeigt, so kündigt es auch zum voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts Anderes dazwischen kommt. Bisweilen trügen alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist; denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel, um den Wechsel der Witterung zu hindern oder zu fördern, und diese hat er bis jetzt noch nicht alle verrathen. Die Wettergelehrten ärgern sich schon lange darüber.

Solche Bewandtniß hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Wenn man demselben einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nöthig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben: Perometer, sondern Barometer. Hebel.

33. Eine Luftfahrt.

Wir wurden bald einig. Herr Reichardt gab seinen Ballon her und ich trug die Kosten; sie kamen mich auf 600 Rthlr. zu stehen. Der Tag, den wir wählten, war einer der schönsten; kaum ein Wölkchen war am Himmel zu erblicken. Halb Berlin hatte sich auf Plätzen und Straßen versammelt, und mitten aus der bunten Menge erhoben wir uns, sobald ich die Gondel bestiegen, langsam gen Himmel. Diese Gondel war freilich nicht größer, als eine Wiege; die Netze aber, die sie umgaben, verhinderten jeden Schwindel.

Wir stiegen nur allmälig auf. Nichts Schöneres kann man sich denken, als den Anblick, wie nach und nach die Menschenmenge, die Straßen, die Häuser, endlich die höchsten Thürme immer kleiner und kleiner wurden, der frühere Lärm erst in ein leises Gemurmel, zuletzt in ein lautloses Schweigen überging und endlich das Ganze der verlassenen Erde sich unter uns ausbreitete, die prächtigen Linden nur noch einer grünen Furche, die Spree einem schwachen Faden glich, dagegen die Pappeln der Potsdamer Allee riesenmäßige, viele Meilen lange Schatten über die weiten Flächen warfen.

So mochten wir mehrere tausend Fuß gestiegen und einige Stunden sanft fortgeweht worden sein, als sich ein neues, noch weit großartigeres Schauspiel vor uns entfaltete. Rund umher am Horizonte stiegen nämlich drohende Wolken schnell nach einander empor, und da man sie hier nicht, wie auf der Erde, blos an ihrer untern Fläche, sondern in ihrer ganzen Höhe sah, so glichen sie weit weniger gewöhnlichen Wolken, als ungeheuern, schneeweißen Bergketten von den auffallendsten Formen, die sich alle über uns hinweg stürzen zu wollen schienen. So rückten sie, von allen Seiten uns umzingelnd, immer näher heran. Wir aber stiegen noch schneller und waren schon hoch über ihnen, als sie endlich in der Tiefe zusammenstießen und wie ein vom Sturm bewegtes, wogendes Meer sich über und durcheinander wälzten und die Erde bald gänzlich unserem Blicke entzogen. Nur zuweilen zeigte sich hier und da ein unergründlicher Schacht, vom Sonnenlichte grell erhellt, wie der Krater eines feuerspeienden Berges und schloß sich dann wieder durch neue Massen, die in ewigem Gähren, bald blendend weiß, bald dunkel, bald schwarz, fort und fort sich hier über einander thürmten, dort bodenlose Spalten und Abgründe bildeten. Nie habe ich auf Bergen etwas Aehnliches erlebt.

Höchst seltsam ist auch das Gefühl gänzlicher Einsamkeit in diesen, von allem Irdischen scheinbar abgezogenen Gegenden. Man könnte sich fast schon auf dem Wege hinüber glauben als eine Seele, die zum Jenseits aufflöge. Die Natur ist hier ganz lautlos; selbst den Wind bemerkt man nicht, da man ihm keinen Widerstand leistet und mit dem leisesten Hauche fortgeweht wird. Nur um sich selbst drehte zuweilen die kleine Wiege mit ihrem übergroßen Ballon sich, gleich einem Vogel, der sich im blauen Aether schaukelt.

Wir fingen an zu sinken und mußten mehrere Male von dem sparsam werdenden Ballast auswerfen, um wieder zu steigen. So hatten wir fast unbemerkt uns in das Wolkenmeer getaucht, das uns nun ringsum wie dichte Schleier umgab, durch welche die Sonne nur wie der Mond schien, eine Beleuchtung von seltsamer Wirkung, die eine geraume Zeit anhielt. Endlich zertheilten sich die Wolken und schifften nur noch einzeln am wieder klaren, blauen Himmel umher. Als sollte nun unserer glücklichen Fahrt auch keines, selbst der seltensten Ereignisse fehlen, so erblickten wir jetzt erstaunt auf einem der größten Wolkengebirge das treue Abbild unserer Personen und unseres Ballons, aber in riesenhaften Größen und von bunten Regenbogenfarben umgeben. Wohl eine halbe Stunde schwebte uns das gespenstige Spiegelbild fortwährend zur Seite, jeder dünne Bindfaden des uns umgebenden Netzes zum Schiffstaue angeschwollen, wir selbst aber gleich zwei unermeßlichen Riesen auf dem Wolkenmeere thronend.

Gegen Abend ward es wieder trübe in der Höhe. Wir fielen

mit beunruhigender Schnelle. Ein dichter Nebel umgab uns eine Weile, und als wir nach wenig Minuten durch ihn herabgesunken waren, lag plötzlich von Neuem die Erde im hellsten Sonnenschein unter uns, und die Thürme von Potsdam, die wir schon deutlich unterscheiden konnten, begrüßten uns. Wir waren im vollkommensten Fallen begriffen und sahen dabei nichts unter uns als Wasser (die vielen Arme und Seen der Havel), nur hie und da mit Wald untermischt, auf den wir uns möglichst hinzulenken suchten. Der Wald erschien mir aus der Höhe nur wie ein niedriges Dickicht, dem wir uns jetzt mit größter Schnelligkeit näherten. Es währte auch nicht lange, so hingen wir wirklich in den Aesten eines dieser — Sträucher. Ich machte schon Anstalt zum Aussteigen, als mir Herr Reichardt zurief: „Um's Himmelswillen! Rühren Sie sich nicht; wir sitzen auf einer großen Fichte." So sehr hatte ich in Kurzem den gewöhnlichen Maßstab verloren, daß ich mehrere Secunden bedurfte, ehe ich mich überzeugen konnte, daß seine Behauptung ganz wahr sei.

Wir hingen indeß ganz gemächlich in den Aesten des geräumigen Baumes, wußten aber durchaus nicht, wie wir herunter kommen sollten. Lange riefen wir vergebens um Hülfe; endlich kam in der schon eingetretenen Dämmerung ein Offizier auf der nahen Landstraße hergeritten. Er hielt unser Rufen zuerst für irgend einem ihm angethanen Schabernack. Endlich entdeckte er uns, hielt höchst verwundert sein Pferd an, kam näher und schien immer noch seinen Augen nicht trauen zu wollen, noch zu begreifen, wie dieses seltsame Nest auf die alte Fichte gerathen sei. Wir mußten ziemlich lange von unserer Höhe unterhandeln, ehe er sich entschloß, nach der Stadt zurückzureiten, um Menschen, Leitern und einen Wagen zu holen. Zuletzt ging Alles gut von statten; aber in dunkler Nacht erst fuhren wir in Potsdam ein, den wenig beschädigten, nun leeren Ball in unseren Wagen gepackt und die treue Gondel zu unseren Füßen. Pückler-Muskau.

34. Die Taucherglocke.

Wir wären in die Taucherglocke gestiegen, sie begann sich zu senken; plötzlich erhielt jeder der Mitreisenden einen unbeschreibbaren Schlag in die Nerven des Gehirns, an die Schläfe, in das Ohr; man hatte die Glocke gesenkt, und der Augenblick jenes Schlages war der, wo ihr Rand die Wasseroberfläche berührte. Die Luft innerhalb der Glocke war mit einem Male abgeschnitten von jeder Verbindung nach Aussen, von unten wurde sie nach oben gedrängt. Dies war die Ursache der heftigen Erschütterung, die wir empfanden. Die tödtlichste Angst bemächtigte sich plötzlich unser Aller, unsere Antlitze erbleichten, der Mund wurde unwillkührlich krampfhaft aufgerissen, Zungen und Augen traten hervor, und ein solches Weh von

Beklemmung drang in unsere Herzen und in den Sitz unseres Lebens, dass es gar nicht zu beschreiben ist. Wir schrieen, aber unsere Stimmen hatten keinen Laut mehr, wir schlugen mit geballten Fäusten gegen die Wand der Glocke, und der Gedanke zuckte durch mein geschwächtes Bewusstsein, dass das Untergehen in diesem Augenblick der Tod sei. — Die Glocke sank dann, dass Wasser rauschte auf, die zusammengedrückte Luft kämpfte, es ward dunkel um uns her, oder mein Auge sah nicht mehr, die furchtbarste Beklemmung steigerte sich während der Dauer einiger Minuten und vielleicht war so eben der Punkt nahe, jenseits welches der Tod lag, als wir wie neu geboren aufathmeten, die Lungen erweiterten sich, die Fähigkeit zu sein erwachte wieder, ein süsser Strom von Leben floss neuerweckt durch unsere Adern, unsere Wangen rötheten sich wieder, unser Mund schloss sich. Diese heilsame Veränderung ward durch das Eindringen, durch die Ankunft neuer Luft in unserm eingeschlossenen Raum bewirkt, welche man uns vermittelst eines Schlauches zuführte, der in die Glocke mündete und mit dem Ufer in Verbindung blieb. Jetzt sanken wir beruhigt und erheitert tiefer und tiefer bis zu dem Grunde des etwa brunnentiefen Gewässers, wo wir noch immer so viel Licht genossen, um Steine, Sand, Klippen, Muscheln zu unsern Füssen im Wasser ganz deutlich zu unterscheiden. Einige Zeit verweilten wir unten, eingeengt von der tödtlichsten Beklemmung; dass es ein angenehmer und gemüthlicher Aufenthalt gewesen sei, lässt sich keineswegs behaupten. Auch schwindelte mir der Kopf von der Nervenerschütterung; ich fühlte mich seekrank, bestieg mit schwankenden Schritten wieder das Ufer und hatte den ganzen Tag über ein Gefühl von Unwohlsein.

Hernigen.

35. Der Wärmemesser oder Thermometer.

Daß im Januar ein anderes Lüftchen geht als im Mai und im Mai wieder ein anderes als im Juli, das hat wohl ein Jeder schon gemerkt und Mancher wird wohl meinen, es sei schon genug, daß man es merkt und man brauche davon weiter nichts zu wissen. Fraget aber einmal einen Gärtner, der ausländische Pflanzen zieht, ob der wohl auch meint, das lasse sich Alles so leicht abmerken; oder fragt einmal einen Zuckersieder, ob es dem auch auf einen Schub Wärme ankommt! Er wird euch gewiß sagen, daß sich ihm ein großer Theil seines Zuckers frischweg in Syrup verwandelt, wenn er zu sehr einfeuert und daß er dadurch einen sehr großen Verlust erleidet. Und wenn der Gärtner seinen ausländischen Pflanzen zu warm gibt, so vergeilen sie ihm, und läßt er es zu kalt werden, so können sie ihm gar erfrieren.

Wenn ihr aber meint, man könne so ohne Weiteres an seiner Haut abmerken, wie warm es sei, so machet nur einmal folgenden Versuch. Geht im Winter Morgens um 11 Uhr in ein Gewächshaus, oder auch in eine Krankenstube, so werdet ihr es vielleicht nicht allzuheiß finden; geht

ihr aber um 1 Uhr abermals hinein, so werdet ihr es wahrscheinlich ziemlich heiß finden, weil das Mittagsessen euch mittlerweile erwärmt hat, selbst wenn ihr kein Gläschen dazu getrunken habt. Seid ihr vorher gesessen oder langsam gegangen, so werdet ihr es noch eher ertragen können; seid ihr aber schnell gegangen oder gelaufen, so wird euch die Wärme noch unangenehmer sein. Ihr sehet aus diesen Beispielen, daß man sich nicht ganz auf das Gefühl seines Körpers verlassen kann, wenn man den Grad der Wärme genau bestimmen soll und daß man also in vielen Fällen einen Wärmemesser gar wohl brauchen kann. Der nachlässige Hausknecht in einem Gasthofe braucht freilich keinen; denn der feuert seinem Gaste so sehr ein, als er vermag, damit er dann um so länger von ihm in Ruhe gelassen wird. Löblich ist's freilich nicht, auch wird's ihm eben keinen Vortheil am Trinkgeld bringen. Wie wird nun aber ein Wärmemesser beschaffen sein? Er besteht aus einer Glasröhre, welche sich unten in ein Kügelchen erweitert; die Röhre ist völlig gerade und nicht unten umgebogen, wie beim Wetterglas. Und das Kügelchen ist auch nicht offen wie dort, sondern völlig geschlossen; das Quecksilber, welches hineinkommt, würde ja sonst auslaufen. Oben wollen wir die Röhre vor der Hand noch offen lassen, damit wir sie nebst dem Kügelchen etwa bis zum vierten Theil der Länge mit Quecksilber füllen können. Wir wollen dazu den Winter abwarten, weil wir zu dem Geschäft Eis brauchen und dieses im Winter wohlfeiler ist. Ist Eis zu haben, dann nehmen wir einen Kübel voll kaltes Wasser und legen einige tüchtige Stücke Eis hinein. Das Eiswasser hat die vortreffliche Eigenschaft, daß es, so lange sich noch ein Stückchen Eis darin befindet, fortwährend genau denselben Kältegrad behält. Man kann sich fest darauf verlassen. Man senkt deßhalb auch jetzt die Glasröhre mit dem Quecksilber in das Eiswasser, läßt sie eine Zeitlang darin stehen und merkt dann an der Glasröhre an, wie weit darin das Quecksilber hinabgesunken ist. Diesen Punkt nennt man den Eispunkt.

Hierauf läßt man die Glasröhre allmälig warm werden, stellt Wasser auf's Feuer, erwärmt es bis zur Siedhitze und setzt dann die Röhre in das siedende Wasser. Die Wärme dehnt alle Körper aus, die Kälte zieht sie zusammen. Es muß also jetzt das Quecksilber in der Glasröhre hinaufsteigen. Man merkt sich nun, wie hoch dasselbe darin steigt und schmilzt dann, wenn man's versteht, die Glasröhre oben mit dem Löthrohre zu. Nun ist die Hauptsache fertig. Der zuletzt bezeichnete Punkt heißt der Siedpunkt.

Der Raum zwischen dem Eispunkt und dem Siedpunkt wird nun ganz genau in achtzig Theile eingetheilt und diese Theile werden Grade genannt. Man kann sie entweder auf die Glasröhre einätzen, oder mit einer Farbe darauf auftragen, oder man befestigt die Glasröhre auf einem Brettchen und schreibt die Grade auf dem Brettchen an. Damit man auch die Kälte messen kann, trägt man auch unterhalb des Eispunktes noch die Kältegrade auf.

Aber der geneigte Leser hat vielleicht doch noch einen Zweifel wegen des Siedpunktes. Kann denn nicht der eine Fabrikant das Wasser heißer machen, als der andere? Nein, das kann er nicht; er müßte denn gerade seinen Topf mit Gewalt verschließen, damit der Dampf nicht entweichen könnte. So lange der Dampf sich entfernen kann, behält das siedende Wasser genau die nämliche Wärme und wenn Einer noch so viel Holz verbrennt, so erhält er nur mehr Dampf, aber kein heißeres Wasser. Wie das gut und bequem ist für die Leute, welche mit den Wärmemessern zu thun haben! Es ist gerade, wie wenn es ihretwegen so eingerichtet wäre.

Hebel.

36. Dampfmaschinen und Eisenbahnen.

In einem offenen Gefäße kann das Wasser nur bis zum Siedpunkte erwärmt werden. Wenn man aber Wasser in einem geschlossenen Gefäße erhitzt, so daß die gebildeten Dämpfe nicht entweichen können: dann nimmt die Hitze des Wassers immer zu, und die eingeschlossenen Dämpfe nehmen eine große Spannkraft an, erreichen endlich eine furchtbare Stärke und werden bei den Dampfmaschinen angewendet. Die Wirkung einer Dampfmaschine ist also Folge der großen Spannkraft des eingeschlossenen, sehr erhitzten Wasserdampfes. Die Erzeugung dieses Dampfes geschieht in dem eisernen Dampfkessel, dessen Form sehr verschieden ist. Damit schnell eine große Menge Wassers in Dampf verwandelt werden kann, so ist der Kessel ganz vom Feuer umgeben. Aus dem Dampfkessel wird der Dampf durch eine Röhre nach der Maschine geleitet. Die Maschine ist entweder eine stehende, wie z. B. bei Dampfmühlen und Dampfschiffen, oder eine bewegliche, was bei den Locomotiven der Eisenbahnen der Fall ist. Das Brennmaterial für Dampfmaschinen ist in der Regel Steinkohle. Die Erfindung dieser Maschinen ist für die Gewerbe von großer Wichtigkeit; sie ersetzen Hunderttausende von Menschenhänden und Tausende von Zug- und Lastthieren; sie machen den Schiffer von Wind und Strömung unabhängig; sie setzen Mühlen in Bewegung, wenn auch der Mühlbach versiegt oder auf den Grund gefroren ist; sie überwinden jede Last mit Leichtigkeit und durch die Eisenbahnen jede Entfernung mit großer Geschwindigkeit.

Ich will euch von den Eisenbahnen, welche als die wichtigste Erfindung der neuesten Zeit angesehen werden müssen, in Kürze Einiges erzählen. Die Eisenbahnen sind möglichst wagrechte Straßen, auf welchen zwei künstliche, von Schmiedeisen gefertigte Geleise oder Schienen fortlaufen, die in allen Punkten gleichweit von einander abstehen. Diese Schienen ruhen in dem Einschnitte eiserner Sättel; die Sättel aber sind auf Eichenholzschwellen befestigt, die quer unter der Bahn liegen. Der Raum zwischen den Schienen ist so mit Kies gefüllt, daß dieselben nur wenige Zoll hervorstehen. Bei der Erbauung einer solchen Eisenbahn wird der Kostenaufwand oft sehr vermehrt, weil man den Weg, so viel als möglich, wagrecht herstellen muß; denn man hat noch kein Mittel gefunden, den Dampfwagen und den ganzen schweren Bahnzug bei schneller, bedeutender Steigung bergauf zu treiben oder ihn bergab gehörig zu hemmen. Bei dieser Herstellung müssen Hügel geebnet, Berge durchbrochen werden (dadurch entstehen Tunnels); es müssen Vertiefungen ausgefüllt und tiefe Thäler mit Bogengängen, welche man Viaducte nennt, überbaut werden. Die Wagen, welche zur Fahrt auf solchen Straßen bestimmt sind, haben gußeiserne Räder mit einem vorspringenden Rande, durch welchen sie stets auf jenen Geleisen gehalten werden. Der Dampfwagen, auf welchem die Dampfmaschine sich be-

findet, fährt voraus. Er ist aus Eisen gebaut und ruht auf den Achsen der sechs Räder. Die zwei mittleren Räder werden durch Dampf in Bewegung gesetzt; die vier anderen rollen von selbst mit. Die Maschine hat zwei Dampfwalzen, welche an der Unterseite des Wagenkastens wagrecht liegen. An den Walzen sind außen zwei bewegliche Stangen angebracht, welche die Welle der Mittelräder drehen und dadurch bewirken, daß das Ganze fortrollt. Soll es stille stehen, so verschließt der Wärter die Röhre, durch welche der Dampf in die Dampfwalze geht. Den größten Theil des Dampfwagens nimmt der Kessel ein. Sein Untertheil ist mit Wasser angefüllt; oben füllen ihn die Dämpfe. Wenn die Dämpfe endlich Kraft genug haben, so gelangen sie zur Dampfwalze und treiben die Stange, welche Gelenke hat und mit den mittleren Rädern in Verbindung steht, hin und her und versetzen dadurch die mittleren Räder in drehende Bewegung. Die verbrauchten Dämpfe werden in den Schornstein geleitet, durch den sie mit dem Rauch und der Flammengluth abziehen. An dem Dampfwagen ist ein Vorraths-wagen angehängt, welcher die zur Beheizung nöthigen Steinkohlen und auch heißes Wasser enthält. Nach diesem folgen die Personenwagen, auf denen sich oft Hunderte von Menschen befinden. Auch Wägen zur Weiterschaffung der Thiere, Kaufmannsgüter und anderen Gepäcks sind angehängt. Und alle diese Wagen, von der einzigen Dampfmaschine getrieben, fliegen so schnell auf der Eisenbahn dahin, daß sie in einer Stunde oft fünf bis sechs deutsche Meilen zurücklegen.

Heinisch.

37. Der Telegraph.

Als Kaiser Maximilian ums Jahr 1500 das Postwesen errichtete, konnte man nicht genug preisen, wie schnell Personen und Nachrichten von einem Orte zum andern gelangten. Doch was ist dies im Vergleich mit dem, wie schnell man jetzt eine Nachricht in Zeit von Minuten bis in die fernsten Gegenden befördern kann. Ein Hauptmittel für so schnelle Mittheilung ist der Telegraph (Fernschreiber). Sein Erfinder, Namens Chappe, ging nämlich von dem Gedanken aus, wenn man von einem hohen Gegenstande, einem Thurm oder Berge aus, gewisse Zeichen gäbe, die durch ein Fernrohr auf dem Thurme oder Berge des nächsten Orts gesehen werden könnten, so müsste eine Nachricht ausserordentlich schnell von da bis dorthin gelangen, und wenn man diese Zeichen von Ort zu Ort fortsetzte, könnte eine Nachricht in wenig Minuten viele Meilen weit verbreitet werden. Er errichtete desswegen auf dem Dache des Louvre zu Paris einen Balkon und legte darüber einen Querbalken mit zwei beweglichen Armen. Vermöge mehrerer Züge konnte man den beiden Armen verschiedene Stellungen geben; diesen Stellungen gab er die Namen von Buchstaben, und wer also die Zeichen

verstand, wusste, was der Telegraph wollte. Auf dem Montmartre bei Paris ward wieder ein solcher Telegraph erbaut; der Wächter auf ihm musste in kleinen Zwischenräumen durch das Fernrohr schauen, ob man in Paris nicht ein Zeichen gäbe, aufmerksam auf eine Nachricht zu sein. Geschah dies, so gab er selbst dem folgenden Telegraphen, und so jeder allemal seinem Nachbar ein Zeichen, sich bereit zu halten, und nun begann auch der erste sogleich ungesäumt seine Zeichensprache. Der zweite theilte sie hierauf dem dritten, der dritte dem vierten u. s. w. bis zum letzten mit, und in kurzer Zeit war die Nachricht an Ort und Stelle. Wie schnell eine Nachricht durch diese Instrumente verbreitet werden kann, geht daraus hervor, dass eine Nachricht von London nach Portsmuth, welche ungefähr 40 deutsche Meilen von einander entfernt sind, in der kurzen Zeit von fünfzehn Minuten gelangt. Auch in Deutschland hat man jetzt angefangen, Telegraphen zu erbauen, und bereits eine Telegraphenlinie von Berlin bis an den Rhein nach Koblenz gelegt.

38. Der Seesturm.

Furchtbar und unwiderstehlich für die schwachen Werke von Menschenhand ist der Aufruhr der Natur. Gewöhnlich geht eine bedrohliche, schwüle Stille dem Toben des Sturmes vorher: der regelmässig wehende Wind setzt plötzlich um; Wirbelstösse erheben sich; das Meer beginnt ohne sichtbare Ursache zu wallen; nun kommt ein heulender Wind heran, der zischend und pfeifend durch das Tauwerk fährt; die Matrosen klettern an den Strickleitern empor und reffen die Segel zum grössten Theile ein und binden sie zusammen, damit sie dem Winde keine zu bedeutende Fläche darbieten. Die Luken (Oeffnungen) werden nach allen Seiten hin auf das Sorgfältigste geschlossen, um den anschlagenden Wellen das Eindringen zu verwehren. Kaum hat dies geschehen können, als auch schon mit erneuerter Gewalt der Sturm daher braust, die Wogen peitscht, immer höher hinauftreibt, bis sie den erschreckten Bewohnern des Schiffes wie Berge, bis ihre Thäler wie furchtbare, bodenlose Abgründe erscheinen.

Schon hat das Meer seine Durchsichtigkeit verloren; schwarz sieht es aus und öffnet einen gähnenden Schlund neben dem anderen; doch hat es noch nicht seine schrecklichste Gestalt angenommen. Nun aber sinkt die Nacht hernieder; da scheint der Himmel flach und nicht mehr gewölbt sich auszubreiten; er scheint sich zum Meere zu senken, um es mit seiner Last zu erdrücken; die Sternbilder werden grösser, breiter; der zitternde Duft, in dem Alles schwimmt, gibt ihnen ein furchterregendes Ansehen, dehnt ihren Flächenraum auf das Zehnfache aus; die Planeten und die hellsten Fixsterne bekommen ein kometenartiges Ansehen, und immer wüthender und wilder rast der Sturm daher, schleudert das Schiff hinab, hinauf; jetzt auf einer Wellenkuppe treibt er es die glatte Bahn hinunter; die Spitze des vordersten, schräg hinaus liegenden Mastes taucht in das Wasser und scheint das Schiff durch die dunklen Massen des Meeres selbst ziehen zu wollen; jetzt steigt es bergan, und steil und hoch in die Luft ragt desselben Mastes Spitze, weit im Bogen aufwärts das Wasser schleudernd, das er gefasst hat.

Noch geht Alles gut, denn solcher Ereignisse ist der durch tausend Gefahren geprüfte Seemann schon gewohnt; weiss er nur, dass er auf 500 Meilen kein Land vor sich hat, so kann er solchen Sturm schon aushalten. Nun aber hebt der Wind noch heftiger und wilder seine Schwingen. Schon darf das Sturmsegel, womit der Steuermann noch das Schiff zu lenken und in seiner Bahn zu halten im Stande ist, nicht mehr gebraucht werden; obwohl es aus dem stärksten, doppelten Hanftuch gemacht ist, so zerreisst der wüthende, stossweise kommende Wind dasselbe doch spielend; ja die Segel, welche zusammengebunden an den Segelstangen, vor den Masten hängen, müssen ganz herabgenommen werden, weil selbst an diesem kleinen, geringfügigen Gegenstande der Wind zu viel Macht ausübt, weil er das Schiff gewaltsam auf die Seite neigt und es umzustürzen droht. So seiner Segel gänzlich beraubt, treibt es nur noch mit den leeren Masten und ist nunmehr nicht ferner zu lenken, ist ein Spiel der Winde, ja im höchsten Stadium des erzürnten Sturmes muss man sogar die Masten kappen, d. h. nahe am Verdeck abhauen, und nun fliegt es auf der öden Meeresfläche umher, rettungslos verloren, nicht durch den Sturm, der ihm jetzt nichts mehr anhaben kann, wenn seine Rippen nur fest sind und die Planken gut und frisch, sondern dadurch, dass es nicht gelenkt werden, also auch, wenn der Sturm vorüber ist, keinen Hafen erreichen kann und entweder an einer Klippe zerschellt oder auf einer Sandbank sitzen bleibt, bis die Wellen ein Brett nach dem andern losspülen, oder endlich auf dem Meere umhertreibt, bis die Mannschaft vor Hunger und Durst zur Verzweiflung gebracht ist, bis vielleicht doch noch der glückliche Zufall den Nothleidenden ein Schiff in den Weg führt, das sie aufnimmt, oder bis Alle zu Grunde gehen.

Minder lang dauert die Qual der so durch den Sturm Verunglückten, wenn derselbe sie in einem Insel- oder Klippenmeere überrascht; zerschmettert ist bald auf den glasharten Felsen das hölzerne leichte Gebäu, die Trümmer schwimmen in den Strömungen umher, der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne, sucht seine Beute unter ihnen, eine brandende Welle entreisst Andern die rettende Planke, mit der sie die nahen Ufer zu erreichen hofften und begräbt sie in des Meeres dunkelen Schoos, und am Morgen preisen die Anwohner Gottes Güte und danken ihm für den gesegneten Strand; denn was die Wogen von der Ladung heraufspülen, das gehört ihnen — von Rechtswegen.

W. F. A. Zimmermann.

39. Das Gewitter.

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen; die Nacht überwältigt den Tag. Die Lüfte heulen, die Wälder rauschen; die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter in einem bangen Getöse umher; die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestümer fort; die scheuen Thiere fliehen in Felsenhöhlen; mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und Bäume. Der Landmann eilt nach seiner Hütte; Felder und Gärten werden verlassen. Das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe

zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohre immer hörbarer. Auf einmal scheint das Gewölbe des Himmels zu zerreißen; ein schreckliches Krachen erfüllet den weiten Luftraum, die Erde bebt und alle Echo in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des Donners fahren die flammenden Blitze Strahl auf Strahl aus, durchkreuzen die schwefelichten Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab und werfen ihr Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels lösen sich von ihrer Last und stürzen ganze Fluthen herab, und indem die Wolken unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, tobet das wilde Geplätscher auf dem dürren Erdboden herunter.

Vater. Welch ein Gewitter! Ist es doch, als krachte die Achse des Erdballs! Blitz und Schlag immer schneller und schneller auf einander! — Nun gilt es Vorsicht! ... Weg vom Ofen, ihr Kinder! — Tretet in die Mitte des Zimmers! Oeffnet die Thür! (dem Gesinde zurufend) Löscht das Feuer auf dem Heerde aus! Geschwind! — Kinder. (Sich an ihn schmiegend.) Ach Vater! ach Vater! O wie es rasselt und rollt! Alle Fenster zittern! — Vater. Zittert nur ihr nicht! Furcht vergrößert die Gefahr! — Mutter. Gott sei bei uns! Ach, der Blitz hat gezündet! Gewiß! Gewiß! Seht, da laufen schon Leute zusammen. — Kinder. Ach Gott! Feuer! Feuer! Feuer! — Vater. Still doch! noch wissen wir ja gar nicht, ob der Strahl gezündet hat oder nicht. — Bleibt, ich laufe, um selbst zu sehen! — Kinder. O Vater! Vater! in dem schrecklichen Wetter willst du fort? Auch du wirst erschlagen und wir sterben vor Angst. — Mutter. Seid doch nicht so ängstlich, ihr Kinder! Geh! Geh, lieber Vater, und bring uns bald gute Nachricht! — Vater. Gott geb' es! In wenigen Minuten bin ich wieder bei euch. Adieu!

Kinder. Der Vater kommt! Der Vater kommt schon wieder. — Mutter. Ach, was für Nachrichten wird er uns bringen? — Vater. Gott Lob und Dank! Das Glück war größer, als das Unglück. Der Strahl hat nicht gezündet, kein Mensch ist verunglückt! Das Wetter entfernt sich und die Gefahr ist vorbei.

40. Vorsichtsmassregeln beim Gewitter.

1) Sobald ein Gewitter entsteht, öffne man entweder eine Thüre oder ein Fenster, damit man nicht Gefahr laufe, von der schwefelichten Luft überwältigt zu werden, wenn der Blitzstrahl durch das Zimmer fahren sollte.

2) Man entferne sich bei einem Donnerwetter von Wänden, Fenstern, Schornsteinen, Oefen und vorzüglich von allen Metallen.

3) Des Nachts verlasse man das Bett; denn man hat Beispiele, dass der Blitz dasselbe angezündet und die Person darin getödtet hat. Man ist auch dann weit geschickter, eine entstandene Entzündung zu tilgen, und bei entstehender Gefahr für schnelle Hülfe und Rettung unglücklicher Nebenmenschen zu sorgen.

4) Man lösche das Feuer in der Küche aus; denn aufsteigende Dämpfe und Rauch leiten den Blitz.

5) Hat der Blitz irgendwo eingeschlagen, so gehe man nicht gleich an diese Stelle; denn es geschieht nicht selten, dass ein zweiter Schlag dahin nachfolgt. Uebrigens ist ein vom Blitz entstandenes Feuer nicht schwerer zu löschen, als ein anderes, und man kann es auf der Stelle dämpfen, wenn Wasser und Hülfe genug da ist.

6) Befindet man sich während eines Gewitters auf der Gasse, so stelle man sich nicht an Wände oder Thüren, wo Zugluft herrscht, sondern man gehe entweder in ein Haus oder bleibe ganz auf der Gasse.

7) Auf freiem Felde trete man nicht unter Bäume, auch nicht an Teiche, Flüsse oder andere hohe Gegenstände, weil alle diese Körper den Blitz leicht an sich ziehen.

8) Man vermeide jede schnelle Bewegung, als: Laufen, Reiten und Fahren; denn dies ist sehr gefährlich.

9) Man unterlasse auch zur Zeit des Gewitters das Läuten der Glocken in den Kirchthürmen; denn der Blitz kann dadurch in den Thurm geleitet und der Läutende erschlagen werden.

10) Uebrigens sei man ohne Furcht und Angst. Furcht vermehrt die Gefahr; und das Bewusstsein, dass unsere Schicksale immer unter der Aufsicht und Leitung einer weisen und gütigen Vorsehung stehen, muss uns beruhigen. Auch ist die Gefahr, vom Blitze erschlagen zu werden, bei weitem nicht so gross, als man sich vorstellt; sie ist vielmehr wohl die kleinste, welche man für sein Leben zu fürchten hat. Die meisten Menschen, welche vom Blitze getroffen wurden, hatten die eine oder die andere dieser Vorsichtsmassregeln unterlassen. Da jedoch die vom Blitz erschlagenen Menschen oft vielleicht nur scheintodt sein können, so muss man bei ihnen alle zweckmässigen Mittel anwenden, um sie wo möglich wieder ins Leben zurückzurufen. Man bringe sie sogleich in die frische Luft, kleide sie aus, begiesse sie mit kaltem Wasser, bürste, reibe und kitzele sie, besonders an den Fusssohlen, und blase ihnen frische Luft in die Lunge. Bei wiederkehrendem Leben flösse man ihnen stärkende

Sachen, als guten Wein, ein; denn der Zustand eines vom Blitze getroffenen Scheintodten ist entweder eine Erstickung oder eine allgemeine Erschütterung der Nerven, des Gehirns und des Rückenmarks. SCHNABEL.

Vierter Abschnitt.

Die Erde und ihre Bewohner.

1. Bildung der Erdoberfläche.

Wenn man mit einem Male das Meer ablassen könnte, würde es auf seinem Grunde nicht viel anders aussehen, als an vielen Stellen auf unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen und Berge von Kalk und Gips sehen, die sich aus dem Meerwasser gebildet haben, alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethierüberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethierüberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Corallenbäumchen aufrecht stehen und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu sehen. Auch in und auf unseren Kalkbergen findet man Corallenarten und Muscheln, die nur im Meere gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser darüber gefluthet haben muß; und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Es muß diese große Veränderung, wodurch viele unserer Länder und Berge vom Meere verlassen und zu festem Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Doch ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserem Erdboden vorgegangen sein muß. Im Württembergischen, in Thüringen, in Braunschweig und an andern Orten Deutschlands, ferner in Frankreich und sogar in dem kalten Sibirien hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, Nashörnern und anderen solchen Thieren waren, die nur in sehr heißen Ländern leben können. Dabei an den nämlichen Orten Palmen, Bambusrohr und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft miteinander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande vorkommen, müssen einmal in jenen, jetzt so kalten

Ländern gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Die Knochen und andere Ueberreste von Thieren der Vorwelt, die man in allen Theilen der Erde, am häufigsten aber in den nördlichen Gegenden, gefunden hat, gehören fast alle zu den jetzt lebenden Thiergeschlechtern, nur sind sie zum Theil größer als die jetzigen, oder weichen auch in der Gestalt von ihnen ab. So hat man die meisten Gattungen der Säugethiere gefunden, doch nirgends Ueberreste von Affen. Sehr verschieden von den jetzt lebenden Säugethieren waren: Das Mammuthsthier, eine große Elephantenart, mit langen Mähnen; das Riesen-Elenn, das zentnerschwere Geweihe hatte. Noch verschiedener von dem gegenwärtigen Thiergeschlechte war das Ohiothier (hat seinen Namen vom Ohioflusse in Nordamerika, wo man es fand); es war so hoch, aber länger als unsere größten Elephanten, hatte große Stoßzähne, aber auch zackige Backenzähne wie die fleischfressenden Thiere, und war mit langen Haaren bedeckt. Das Riesenfaulthier muß auch ein gar besonderes Thier gewesen sein. Es war von der Schnauze bis zum Rücken 12 Fuß lang und 6 Fuß hoch: sein Kopf gleicht dem unserer Faulthiere. Dabei hat es auch wie diese keine Vorder- und Eckzähne, sondern nur Backenzähne, aber furchtbar lange und scharfe Klauen, daher man es auch Großklauenthier heißt.

Ueberreste von Vögeln der Vorwelt hat man im Ganzen noch wenig gefunden; in größerer Menge aber die Amphibien, und darunter Eidechsen von 24 Fuß Länge (in Holland bei Mastricht); ferner Krokodille so groß, wie die noch jetzt lebenden im Nil und Ganges. — Fische gab es in der Vorwelt von allen jetzt lebenden Arten, doch hat man auch Haifische aufgefunden, die von ungeheuerer Größe gewesen sein müssen, denn ihre Zähne waren 4 Zoll lang und 5 Zoll breit, der Fisch also wohl 70 Fuß lang. — Der Ueberreste von Insekten sind wenig, in desto größerer Menge aber die der Würmer.

An manchen Orten, wie z. B. in Sibirien, hat man solche Thiere der Vorwelt mit Haut und Haaren und Fleisch gefunden, welches für Hunde und Wölfe noch genießbar war. Es muß also die große Veränderung, wodurch es nach den Polen unserer Erde so kalt wurde, wie es jetzt ist, noch nicht viel Jahrtausende her und plötzlich geschehen sein; denn nur in einem so kalten Lande, wie Sibirien, konnte sich das Fleisch solcher Thiere der Vorwelt so ungestört erhalten.

Wie es nun damit zugegangen und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt gar Vieles nicht wissen. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika erzählen uns von einer großen Fluth, von der Sündfluth, die über den ganzen Erdboden kam und ihre höchsten Berge bedeckte,

und wobei fast alle auf der Erde lebenden Wesen untergingen. Und an eine solche Fluth, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt und ihr jetziges Klima erhielt, muß man glauben, wenn man nicht allen Zeugnissen der Natur geradezu in's Angesicht widersprechen will. Ein Theil des damaligen festen Landes scheint, wie es noch jetzt bei einzelnen Inseln geschieht, im Meere versunken zu sein und ein Theil des Meergrundes ist dabei zum trockenen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln oder Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen könnte, daß sie ehemals Meeresgrund gewesen wäre; aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar, bis auf die wenigen, aus vulkanischem Feuer erzeugt, aus dem Wasser und im Wasser gebildet. Und das sagt uns auch die heilige Schrift, der freilich heut zu Tage manche Gelehrte immer gern widersprechen wollen, die aber, sobald man nur die Natur recht genau ansieht, auch in solchen Dingen immer Recht behält und auch ewige Wahrheit bleiben wird. Hebel.

2. Das Meer.

Der Anblick des Meeres hat für die Menschen etwas wunderbar Ergreifendes. Das Verlieren des Auges in eine unbegränzte Ferne ohne Gegenstand, worauf es zu haften vermöchte; das Zusammenfliessen des Himmels mit dem Meere und die ziehenden Gewitterwolken wiegen das Gemüth in sanfte Träumereien, und die Einbildungskraft flieht in ferne Welten und nicht selten über die Kluft des Grabes. Stehen wir denn nicht alle am Rande eines unbekannten Meeres, über das wir hinüberschiffen müssen, und für dessen Stürme und Wogen wir keinen andern Compass haben, als den Glauben unseres Herzens? Aber gleichwie ein unwiderstehlicher, innerer Drang den Columbus immer nach Westen trieb, bis er an den Ufern der neuen Welt ausstieg, so auch ruft uns die innere Stimme unseres Herzens zu dem fernen Lande hinüber und wir werden doch einmal an dem unbekannten Ufer aussteigen. Kreil.

3. Der Rhein.

Unser deutsches Vaterland hat viele Ströme und Flüsse, die es verschönern, beleben und befruchten; aber der schönste und nach der Donau der größte Strom Deutschlands ist der Rhein, der auf dem St. Gotthardsgebirge in der Schweiz aus drei Quellen entspringt. Von seinem Ursprunge bis dahin, wo er ausfließt, beträgt sein Lauf, wenn man die Krümmungen, die er macht, mitrechnet, an 128 Meilen. Zwei dieser Quellen, der Vorder- und Mittelrhein, vereinigen sich schon bei Disentis, und bei Rheinau oberhalb Chur in Graubündten tritt der Hinterrhein noch hinzu. Also verstärkt trägt er schon kleine Nachen und bildet nun den Hauptstrom der Schweiz, die ihm in der Aar einen bedeutenden Zufluß gibt. Hierauf

durchrauscht er das Rheinthal, geht durch den Bodensee und strömt mit raschem Falle zwischen den Gebirgen des Schwarzwaldes und den Argauischen Bergen und Hügeln westwärts, stürzt sich in diesem Laufe über die Felsen bei Schaffhausen und bildet den Strudel bei Laufenburg, erreicht Basel, wo er seine westliche Richtung plötzlich verläßt und nordöstlich an Straßburg, Speyer, Mannheim und Worms vorüber nach Mainz wogt, sich hier wieder westlich wendet und von Bingen aus nordwestlich bis zur deutschen Gränze hinzieht. — Wie alle großen Flüsse, wird der Rhein in den Ober-, Mittel- und Unterrhein eingetheilt. Die Breite des Stromes ist nach Beschaffenheit der Höhen, die ihn einschließen, verschieden. Bis Basel beträgt sie im Durchschnitt 500 Fuß, bis Mainz an 1200 Fuß und unterhalb Koblenz über 2000 Fuß. Das Gefälle ist stark, der Lauf reißend. Schon unterhalb Basel fangen die Inseln an, womit der Rhein bis Mannheim angefüllt ist. Großes Wasser oder der Eisgang unterwirft sie fast jährlich großen Veränderungen. Die meisten sind mit Wald und Gestrüppe bewachsen, zum Theil reich an Wildpret, auch angebaut. Von Mannheim bis Bonn nehmen sie zwar ab, aber die in dieser Strecke liegenden sind dafür desto anmuthiger. Beim Eintritte in die Niederlande theilt sich der Strom in zwei Arme, wovon einer die Waal, der andere der eigentliche Rhein heißt. Jener fällt, vereinigt mit der Maas, in die Nordsee, dieser theilt sich von neuem in zwei Arme, wovon der eine dem Südersee zufließt, der andere aber unter dem Namen des Rheins sich nochmals in zwei Arme theilt, von welchen der vornehmste der Leck genannt wird. So verliert sich sein berühmter Name, wie der berühmter Geschlechter, in seinen Seitenlinien. Rasch und frisch wie ein munterer Knabe gaukelt der Rhein unter Purzelbäumen aller Art aus Graubündtens Gletschern herab nach Chur und in's Rheinthal. Als Jüngling macht er noch wildere Sprünge und stürzt sich bei Schaffhausen selbst von einer an sechzig Fuß hohen Felsenwand, den schönsten Wasserfall Deutschlands bildend. Die Schiffe müssen ausgeschafft und zu Lande weiter gebracht werden, wie die Boote der Amerikaner. Erst bei Basel schreitet der Rhein als kräftiger Mann, der was zu tragen und zu leisten vermag, durch das Paradies Deutschlands, die ehemalige Pfalz, legt aber seine allzugroße Lebhaftigkeit erst bei Speyer ab. Schwierigkeiten aller Art hindern ihn nicht in seiner Laufbahn. Kühn bricht er selbst durch das Felsenlabyrinth von Bingen bis Bonn; aber dann scheint er ermattet. Reizlos und schwach schleicht er durch die niederländischen Flächen nach seinem Grabe, dem Ocean, wie der lebensmüde Greis, den die Erde in ihren Mutterschoos aufnimmt. Das Thal, welches den Rhein bildet, ist theils von anmuthigen Bergen eingeschlossen, worauf die Rebe und lustiges Laubholz grünt, theils mit fruchtbaren Saatfeldern und Obstpflanzungen bedeckt, so daß es nicht allein zu den schönsten, sondern auch zu den ergiebigsten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes gehört. Unbekannter Strecken gibt es nur wenige daran. Das Lob dieses Stromes ist schon vor Jahrhunderten erklungen und ertönt noch heute. Vor allen anderen verdient er der deutsche, der königliche genannt zu werden; denn seine Wogen benetzen den berühmtesten Boden Deutschlands. Von seinen weinreichen Bergen herab und aus den fruchtbaren Thälern herauf redet der Geist einer großen Vergangenheit. Da hat sich viel Wundersames und Herrliches ereignet; da stehen die Burgen und Münster noch als sprechende Beweise kräftigen Heldenthums, hoher Kunst und tiefer, herzinniger Frömmigkeit; da bietet die Natur Erzeugnisse aller Art, in den Eingeweiden der Erde und auf ihrer mit Schönheit reichbegabten Oberfläche dar; da sind die Menschen offen und lebenslustig; ja es vereiniget sich hier, daß ich es in wenige Worte zusammenfasse, Alles, was die Gesundheit des Leibes er-

halten und den Geist reich, heiter und blühend machen kann. Daher ist der Rhein uns Deutschen ein heiliger Fluß. Man begrüßt ihn als einen alten Freund, selbst wenn man nie zuvor an seinen Ufern war. Ueber diese ist aber auch ein ganz eigener Zauber ausgegossen. Ihre lachende Schönheit entzückte Franzosen, Italiener und Briten. Gegen den Rhein sind Donau und Elbe, Weser und Oder nur gemeine Wasser. Der geheimnißvolle Strom hat alles Leben des Südens. Seine schöne Natur ist unverändert geblieben trotz aller Kriegstrauerspiele, die an seinen Ufern aufgeführt wurden. Hier ist das deutsche Himmelreich, wenn es hienieden zu finden ist. Deßhalb haben denn auch viele Dichter den Rhein besungen, den Rhein, Deutschlands Strom, nicht aber Deutschlands Gränze, den Rhein, der so rein, klar und hell fließt, als sonst kein Strom der Erde.

Das linke Ufer dieses herrlichen, für Deutschland so überaus wichtigen Stromes riß Frankreich in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts räuberisch an sich, zu den Trümmern der alten Burgen noch die Trümmer von Klöstern, Kirchen und Dörfern im wilden Taumel der Revolution gesellend, und behielt es bis zum Jahr 1814 unter seiner Botmäßigkeit. Seitdem ist der Vater Rhein wieder deutsch. Die Wächter, die das jenseitige Ufer dem Reisenden widerlich machten, sind verschwunden. Nun kann man die Gemäldegallerien des Rheins wieder ohne Aerger genießen, rechts und links vom Einflusse der Lauter an, in Morgen- und Abendbeleuchtung, ohne bei jedem Schritte von Zöllnern bewacht und in seinen Wanderungen und Fahrten gestört zu werden. Deß soll sich jeder Deutsche, der das Vaterland liebt, freuen, sei er nun Preuße, Sachse oder Schwabe, und gelüstete den gefährlichen Nachbar in der Folge wieder einmal nach den schönen Ufern, das er lügnerisch für seine natürliche Gränze ausgibt: so trete Jeder, der eine Schulter für's Gewehr und eine gesunde Hand hat, um das Schwert zu schwingen, freudig zur Vertheidigung des uns heiligen Stromes hervor, auf daß er Deutschlands Strom bleibe und nimmer Deutschlands Gränze sei! — Ihr reicht mir die Hand zum Gelübde? — recht so! dem Deutschen muß sein Vaterland über Alles auf Erden heilig sein. Nicht ein Stückchen davon ohne Schwertstreich in fremde Hand, und der Muthige, für seines Landes und Volkes Ehre Begeisterte, trägt immer den Sieg davon und fällt lieber, als daß er die von Jahrhunderten geheiligten und von den Vätern als unveräußerliches Vermächtniß empfangenen Rechte sich entreißen lassen sollte! Rebau.

4. Der Cirknitzer See.

An den julischen Alpen liegt in Krain der berühmte Cirknitzer See, von jeher das Wunder und Räthsel der Gegend. Oestlich von Adelsberg, da wo die Geheimnisse der Unterwelt in hundert Gewölben der Kalkfelsen verschlossen sind, breitet sich der wunderschöne See von Cirknitz aus, wie ein Spiegel von drei Quadratmeilen. Aus ihm ragen hervor fünf Inseln und eine derselben trägt selbst das Dörfchen Ottok. Mehrere Flüßchen fallen hinein. Er ist sehr reich an Fischen und Wasservögeln und die ganze Thalgegend umher ist romantisch schön. Nördlich erhebt sich das Slirinitza-Gebirge, westlich und südlich der große Jarornik. Neun Dörfer, zwanzig Kirchen und zwei Schlösser reihen sich um den See. Bei vielem Regen gewinnt er an Umfang, aber bei sehr trockenem Wetter verschwindet sein Gewässer und ziehet in den geheimen Schoos der

Unterwelt, begleitet vom Wassergeflügel und allen Fischen. Tritt diese wunderbare Erscheinung ein, dann läuten die Dörfer umher, um noch zu fischen so viel als möglich. Von Stunde zu Stunde sinkt tiefer der Spiegel; denn eine Menge von Löchern im Grunde des Sees verschluckt sein Gewässer. Unterirdische Höhlen von unermeßlichem Umfang, die nie ein menschliches Auge geschaut, nehmen es auf. Jetzt schaut der Grund des Sees zum heiteren Himmel hinauf; er trocknet ab und der rührige Mensch erntet Gras, wo er sonst fischte; er wagt zu säen und erntet Hirse und Buchwaizen; er nimmt statt des Netzes das Feuerrohr und erlegt Wildpret. So ist der wunderbare See mit Recht in dem Rufe, daß man in ihm fischen, jagen und ernten kann, bis die Zeit sich wendet, häufige Regengüsse und starke Gewitter sich einstellen. Dann tritt das Gewässer aus den Grundlöchern gewaltsam herauf. Es speiet die Unterwelt Gewässer, Fische und Seevögel herauf, so daß binnen vier und zwanzig Stunden der See gleichsam wieder neu geschaffen ist. — Der Zusammenhang dieses Sees mit unterirdischen Wasserhöhlen, die theils unter ihm, theils höher als er liegen, gibt die Erklärung des Wunders. Guts-Muths.

5. Der hohe Staufen.

In der Mitte des schwäbischen Landes, fast gleich weit vom Rhein, Lech und dem Bodensee entfernt, erhebt sich der hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzoge und Kaiser gestanden. Weithin ist des Berges Haupt sichtlich und du magst kommen, von welcher Richtung du willst, so beut es dir seinen kahlen Scheitel entgegen. Es beherrscht eben so die Gegend und die niederen Berge, wie die mächtige Regentenfamilie, die einst hier hausete, die niederen Geschlechter und die Landschaft umher beherrscht hat. Der baumlose Gipfel des Berges gewährt eine herrliche Aussicht. Gegen Süden übersieht man die rauhe schwäbische Alp mit ihren begrünten Höhen oder zackichten Felsen; hinter ihr ragen in weiter bläulicher Ferne, wie die Wolken am Horizont, die Schneegebirge Tyrols und Helvetiens hervor. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, die der Neckar durchströmt, das reiche württembergische Unterland, das Schwarzwälder Gebirge und, dem Auge nur bei dem hellsten Himmel sichtbar, die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreis gelagert, von Nordwest bis Nordost, von der Mündung des Neckars bis zum Ausflusse des Lechs, begränzen die schwarzen limburgischen und fränkischen Waldungen den Horizont und verhindern die weitere Aussicht. Dies sind die äußersten Linien des Kreises, von dem dieser Berg der Mittelpunkt ist. Aber innerhalb dieses Kreises, welch' eine bunte Landschaft, welch' schönes Gemälde! wie abwechselnd Thal und Berg, Wälder, Fluren und Flüsse! welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die allenthalben, bald mehr, bald minder versteckt, mit ihren Thürmen und schimmernden Dächern und Zinnen einen ungemein heiteren Anblick gewähren! Ganz nahe, dem Anscheine nach nur einen Steinwurf weit, liegt am nördlichen Fuße des Berges die Stadt Gemünd, ehemals ein Eigenthum des Hohenstaufischen Hauses, die aber nach Conradin's unglücklichem Tode die Reichsfreiheit sich erwarb. Eben so nahe, nur auf des Berges südlicher Seite, breitet sich in einem fruchtbaren Thale das schöne

württembergische Städtchen Göppingen aus, das gleichfalls zu dem Besitze der Hohenstaufischen Familie gehörte. Das frohe Gefühl, in das den Beschauer die lebendige Gegenwart versetzt, wird getrübt bei dem Anblicke so vieler in Trümmer liegenden nahen Bergschlösser, die sich rings über die niedrigen Oerter erheben und wie Vasallen um den sie alle überragenden hohen Staufen herumstehen. Rechberg, Staufeneck, Helfenstein, Ramsberg, Scharfeneck, Berneck, Drachenstein waren ehemals die Sitze blühender Geschlechter, deren Andenken sogar zum Theil nun verweht ist. Noch mehr dringt sich der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe auf, wenn du deine nächsten Umgebungen betrachtest; denn von dem Stammhause der Hohenstaufen ist, bis auf ein kleines Stück Mauer, auch die letzte Spur verschwunden, und mit Gras und Disteln ist der Schutt überwachsen. Einsame Ziegen weiden an den steilen Wänden des Berges und halbnackte Hirtenknaben tummeln sich auf der luftigen Höhe, wo einst der mächtige Friedrich seine Jugend verlebte. Im Bauernkriege 1525 wurde von dem Schlosse verbrannt, was verbrennlich war. Die sieben Fuß dicke Ringmauer desselben, zwei feste Thürme, der Buben- und Mannsthurm genannt, die Thore und der Brunnen blieben stehen und standen noch 1588. Seit jener Zeit wurden die Steine von den benachbarten Bauern geholt, die Thürme niedergerissen und der Brunnen verschüttet. Sie wühlten nach Schätzen und fanden — Menschenknochen, die sie verschleuderten. Die Natur selbst scheint hier oben zu trauern über den Abgang der großen Familie, die hier ihren Wohnsitz hatte. Menschenleer ist die Gegend, verlassen sieht sich der Wanderer, und nur das Geläute der Heerden oder einer nahen Kirchenglocke dringt hin und wieder zu seinem Ohre. Erhardt.

6. Die alte Kaiserstadt Aachen.

Aachen, den 11. Juli 1835.

Lieber Otto!

Seit drei Tagen bin ich hier in der alten Kaiserstadt und muß Dir Einiges von diesem Orte erzählen, an welchen sich so viele Erinnerungen knüpfen. Schon die Römer haben hier zum Schutze ihrer am Rhein eroberten Länder ein Castell angelegt. Auf den Trümmern desselben erbauten die fränkischen Könige eine Burg, welche zwar später zerstört, aber wieder aufgebaut und in der Folge zum Rathhause eingerichtet wurde. Wir besuchten dieses alte ehrwürdige Gebäude. Es enthält in seinem Innern mehrere prachtvolle Säle, in denen sich noch viele Alterthümer befinden, welche uns lebhaft an die Zeiten erinnerten, wo Kaiser Karl der Große und seine Nachfolger in dieser Stadt lebten. Vor dem Rathhause befindet sich ein schöner Springbrunnen, auf welchem Karls des Großen Bildsäule errichtet ist. Mit Recht hat die Stadt durch Aufstellung dieses Denkmals das Andenken des großen Kaisers geehrt; denn vor allen andern Städten seines Reiches liebte er Aachen, hielt sich gern hier auf und that viel zur Vergrößerung und Verschönerung der Stadt. Er stellte die warmen Bäder wieder her, welche von den Römern schon gekannt, aber zu seiner Zeit ganz verfallen waren, weßhalb auch jetzt noch

eines der Bäder das Kaiserbad und eine Quelle die Kaiserquelle genannt wird.

Du weißt, daß es eine Hauptsorge Karls war, unter den ihm unterworfenen Völkern die christliche Religion zu verbreiten und zu befestigen. Zu diesem Zwecke baute er in den größeren Städten seines Reiches Gotteshäuser, und dies that er auch in seiner Lieblingsstadt Aachen. Das von ihm daselbst erbaute Münster wird jetzt noch als eines der schönsten Bauwerke der alten Zeit geschätzt. Es enthält außer andern Merkwürdigkeiten auch das Grabmal Karls des Großen, der zu Aachen 814 sein thatenreiches Leben beschloß. Sonst war das Grab in einem Gewölbe, wo man des Kaisers Leiche, auf einem Thron sitzend, mit dem Schwert in der Hand, das Evangelienbuch auf seinem Schooße, beigesetzt hatte. Nachmals öffnete man die Gruft, verschloß die Gebeine des Kaisers in einen bleiernen Sarg und setzte diesen in einem Gewölbe des Domes bei, wo jetzt ein einfacher Stein die Stelle bezeichnet. Hier im Dome sehen wir auch des Kaisers großes Schwert, das Evangelienbuch, dessen er sich bei seinen Andachtsübungen zu bedienen pflegte, sein Hifthorn und mehreres Andere, das auf den seltenen Mann sich bezieht. Der Kaiser Friedrich I. ehrte das Andenken seines großen Vorfahren dadurch, daß er über dem Grabmale desselben einen großen, aus Silber und Kupfer gefertigten Leuchter aufhängen ließ.

Wir werden uns hier noch mehrere Tage aufhalten, da mein Vater hier Geschäfte hat. Mir wird dadurch die Gelegenheit, mit dem, was die Stadt und ihre Umgegend darbietet, mich noch näher bekannt zu machen, und ich hoffe, Dir also in meinem nächsten Brief noch mehr über meinen hiesigen Aufenthalt mittheilen zu können. Lebe wohl und behalte lieb

Deinen Freund

Carl Werner.

7. Der Bleikeller zu Bremen.

In der Domkirche zu Bremen ist der berühmte Bleikeller, der die Eigenschaft hat, die Leichname, die in demselben aufbewahrt werden, unverweslich zu erhalten.

Vor Alters war dieses Gewölbe, zu welchem nur zwölf bis fünfzehn Stufen hinunterführen, eine Kapelle, in welcher katholischer Gottesdienst gehalten wurde. Sieben und siebzig Jahre lang war sie ganz verschlossen; bei Gelegenheit eines unglücklichen Ereignisses aber, das den Kirchthum in Asche legte, wurde sie wieder geöffnet, um darin das Blei zur Deckung des neuen Thurmes zu gießen und zuzubereiten.

Nun geschah es in den stürmischen Zeiten der Religionskriege, daß viele Bürger und Einwohner Bremens von den Schweden er-

schlagen und ihre Leichname zum Theil in dieses Gewölbe auf die Seite geschafft wurden. Nach geraumer Zeit fand man mit Erstaunen alle diese Leichen noch unverwest, und so führte dieser Vorfall auf die Entdeckung der merkwürdigen Eigenschaft dieses Gewölbes, das von nun an zur Aufbewahrung einzelner Leichname benutzt wurde und von seiner ehemaligen Bestimmung den Namen des Bleikellers erhielt.

Dieser Keller ist ziemlich geräumig und durch drei offene Gitterfenster, die das Licht hereinfallen lassen, sehr luftig. Er enthält mehrere ganz einfache Särge, die den Neugierigen auf Verlangen geöffnet werden. In dem ersteren liegt eine Lady aus dem bekannten Geschlechte der Stanhope. Sie ist mit den Resten eines ganz verwitterten Spitzenmantels nur noch sparsam bedeckt. Die nicht häßlichen Gesichtszüge, die Form der Stirn, der Nase und des Mundes, die Hände und Füße, Alles ist vollkommen erhalten und von der Verwesung unversehrt. Die Haut ist ganz ausgetrocknet und hat eine braungelbe, nicht unangenehme Farbe. Diese Leiche soll, nach Versicherung des Küsters, bereits 190 Jahre im Gewölbe liegen.

Die folgenden Särge enthalten einen schwedischen General und einen anderen schwedischen Offizier, die beide im dreißigjährigen Kriege in Bremen getödtet wurden. Von ihren Uniformen sind kaum noch einige unkenntliche Lappen übrig; der übrige Theil ihrer Körper ist bloß.

Ein im Duell gebliebener Student liegt über 110 Jahre hier. Das Hemd, welches seine Blöße deckt, ist stark von dem Blute geröthet, das aus der großen, auf der linken Seite befindlichen Stichwunde hervorgequollen sein mag.

Nicht minder merkwürdig ist die Leiche eines Dachdeckers, der während seiner Arbeit von dem Kirchthurm herabstürzte und zerschmettert wurde. Tücher bedecken den unten beschädigten Theil seines Körpers, der neunzig Jahre hier ruhet. Der Kopf ist unversehrt. Man kann nicht leicht einen sprechenderen Ausdruck des Entsetzens und der größten Seelenangst in dem Gesichte eines Lebenden sich spiegeln sehen, als sie hier in den ewig starren Zügen für Jahrhunderte fortleben. Man glaubt den Augenblick des Fallens in jeder Falte, in jeder Runzel, in jeder Verzerrung, kurz in dem kleinsten Zuge zu lesen.

Ueber die Ursache der merkwürdigen Eigenschaft dieses Gewölbes läßt sich nichts Befriedigendes sagen. Kaum kann man denken, daß eine wenn auch noch so große Masse von Blei, wenn sie in dem Boden des Kellers verborgen wäre, Jahrhunderte hindurch und noch täglich den dort aufbewahrten thierischen Körpern die Unverweslichkeit verleihen sollte. Zu wünschen wäre daher, daß diese gewiß merkwürdige Erscheinung von einem denkenden Naturforscher untersucht und genügend erklärt werden möchte.

8. Die Gletscher in Tyrol.

Die Schneegränze erreicht in Nordtyrol eine Höhe von 8200 Fuß. Unter dieser ewigen Schneelinie haben sich die Ferner oder Gletscher angesetzt, Berge ewigen Eises und vom ewigen Schnee der Hochgebirge wohl zu unterscheiden. Sie befinden sich nie auf den höchsten Gebirgen, und sind im Wachsen und Abnehmen ihrer Eismassen eigenthümlichen Gesetzen unterworfen. Ihr Wachsen ist in der Regel um so schneller, je tiefer sie sich herabsenken. In ihrer innersten Mitte erzeugt sich das Eis und die Ausdehnung desselben hebt den ganzen Fernerstock empor und schiebt ihn nach allen Seiten auseinander. So lange der Ferner wächst, fließt wenig oder gar kein Wasser aus ihm hervor; so wie er aber stille steht, kommt sogleich der Fernerbach zum Vorschein und die Eismasse beginnt abzunehmen. Durch die Ausdehnung im Innern entstehen auf seiner Oberfläche allerlei Spalten und Ritzen, durch dieselben dringt im Sommer das schmelzende Schneewasser in die Tiefe und friert im Winter. Dadurch bersten die dicken Eismassen wieder, und dieses Bersten verursacht oft ein schreckliches Getöse; das Zerplatzen hört erst dann auf, wenn der Ferner abzunehmen beginnt. Sein Vorrücken gegen die bewohnte Thalseite ist um so schneller, je mehr er von beiden Seiten durch unbewegliche Felsen eingeengt ist. Er schiebt in dieser thalwärts gehenden Bewegung Alles vor sich her, selbst den Rasen losschälend von dem Felsengerippe, das er überkleidete. Das Grundwasser dringt auch in die Spalten der Gebirge und gefriert daselbst. Dadurch werden unzählige Felsenblöcke aus den Fugen gesprengt und emporgehoben. Sie steigen durch wiederholte Ausdehnungen immer höher und liefern die wunderbaren Steinlagen im Fernereise. Oft entstehen im Innern der Eisberge ungeheuere Seen, die, lange eingeengt, plötzlich durch die Eismasse brechen und als „Fernerausbrüche" die Thalregion zerstören. Die Spalten und Ritzen verändern sich beständig, und bei innerer Gährung oft stündlich; sie bilden die seltsamsten Thürme und Pyramiden, ähnlich den Riesentrümmern einer zerstörten Welt. Bei plötzlicher Luftveränderung strömen daraus bisweilen schneidende Winde von durchdringender Kälte, und Eiskörner, die ein Schneegestöber weit umher verbreiten. Das Fernereis ist in der Regel grobkörnig und so hart, daß die Hirten Feuer auf demselben anzünden, ohne Gefahr zu laufen, daß von dem geschmolzenen Eise das Feuer erlischt. Nichts Fremdartiges bleibt in der Fernertiefe liegen; nach bestimmten Zeiträumen kommt es sicher zum Vorschein. So fiel in Schnals ein Kraxenträger in einen Eisspalt und verschwand. Nach fünfzehn Jahren kam das Gerippe wieder zum Vorschein, die Kraxe noch fest um die fleischlosen Schultern. Um diese Spalten gefahrlos zu übersetzen, geht man gewöhnlich in größeren Gesellschaften und alle Alpenwanderer sind mit Stricken an einander gefügt, um den Stürzenden schnell empor zu ziehen. Oft wurden auf diese Weise

Einzelne, die hinabgestürzt waren, wieder an's Tageslicht emporgezogen. Der Gestürzte hört in der Tiefe jedes Wort der Zurückgebliebenen, während er selbst mit seiner Stimme nicht zu ihnen dringen kann, wahrscheinlich durch widrige Luftströme daran verhindert. Die größten Fernerstöcke befinden sich am Ortles, im Oetzthale und am Felbertauern an der Grenze von Salzburg und Kärnthen. Sie gehen nicht über 8000 Fuß herab und nehmen einen Flächenraum von 369,290,000 Quadratklaftern ein. Beda Weber.

9. Ungarn.

Der Reisende, wenn er die österreichische Gränze überschreitet und das Ungarland betritt, hat Anfangs Mühe, die Scheidelinie zu finden, die sich zwischen zwei Ländern hinzieht, die so verschiedenartig sind an Denkweise, Sitten, Sprache, Völkerstämmen und ihrer Geschichte, trotz dem, daß sie jetzt einem und demselben Oberhaupte unterthan sind. Im Westen hat Ungarn einen ganz bedeutenden deutschen Anstrich und wiederum im entferntesten östlichen Flügel in Siebenbürgen, wo die Regierung schwäbische Auswanderer ansiedelte, um die großen, durch die verheerenden Türkenkriege entstandenen Lücken füllen zu helfen, vielleicht auch, um das fremdartige Reich durch deutsche Bewohner dem deutschen Scepter freundlicher zu stimmen. Aber dieser letztere Zweck ist nicht erreicht worden; der ungarische Volksstamm ist mit einer so wunderbar zähen Lebenskraft ausgerüstet, daß die deutschen Ansiedler sich eher vor seinem Einflusse zu schützen haben, als umgekehrt. Deßgleichen müssen auch die ungarischen Slaven alle ihre Kraft aufbieten, ihre Volkseigenthümlichkeit vor dem auf sie eindringenden Magyarenthum zu bewahren. Denn nicht alle Ungarn sind Ungarn, d. h. Magyaren (sprich Madjaren); diese bilden nur den Kern, der rings von drei andern Nationen eingehüllt wird: von den Deutschen, Slaven und Wallachen. Alle diese Völkerschaften wohnen unter- und nebeneinander in demselben Lande uud doch so, als wohnten sie in ganz verschiedenen getrennten Ländergebieten; sie haben, was so sehr merkwürdig ist, sich durchaus nicht gemischt und ihre Nationalität abgeschliffen, sondern sich so rein und frisch in ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit erhalten, als wären sie eben erst eingewandert. Du setzest dich auf das Dampfboot und schiffest von Wien aus die Donau hinab, um nach Preßburg zu steuern. Noch scheint dir Alles deutsch zu sein; aber schon vor dieser alten Ungarstadt gehört das linke Ufer nicht mehr der deutschen Zunge.

Preßburg, so nahe der deutschen Gränze, gibt doch schon einen Vorgeschmack des morgenländischen Wesens. Auf dem rechten Donauufer ist ein reizender Park und mitten darin ein Sommertheater, die Arena. Das Theater ist von Holz, oben offen, die Sonne bildet den Kronleuchter. Hier sitzen die Ungarn mit ihren Tabakspfeifen, lassen den Rauch emporwirbeln und sehen gemächlich dem

Spiele zu. Bringt es das Stück mit sich, so wird die Hinterwand der Scene weggenommen und man blickt dann in den anstoßenden Wald hinein. — Hinter Pesth beginnen die „Pußten.“ So werden von den Ungarn die in der Mitte ihres Landes sich ausdehnenden Steppen, die einen Umfang von ungefähr hundert Stunden haben, genannt. Der meist fruchtbare Boden bietet den Anblick eines Getraidemeeres, das unter dem Winde Wellen schlägt, zuweilen aber auch im Sande erstarrt und das Bild einer Wüste zeigt; dann wieder in eine weite grüne Grasfläche sich verwandelt, auf welcher zahlreiche Rinder- und Pferdeheerden weiden. Keine gebahnten Wege und Straßen, nur Wagenspuren zeigen hier und da, wo am meisten gefahren wird. Meilenweit erblickst du kein Haus, geschweige ein Dorf; nur zuweilen kommt ein Brunnen zum Vorschein, nämlich ein in die Erde gegrabenes Loch, eine Stange zum Heraufziehen des Wassers und ein ausgehöhlter Baumstamm, um daran das Vieh zu tränken; zuweilen führt auch dein Weg an einem Hügel vorüber, dem Grabe irgend eines Helden aus längst entschwundener Zeit. Du freuest dich über die Störche, die über deinem Haupte hinziehen, denn sie fesseln auf einige Augenblicke deinen Blick und des Abends unterhalten dich die vielen kleinen Feuer, die aus allen Richtungen zu dir herüberschimmern, theils von den Hirten, theils von den Reisenden angezündet, die gleich den Karavanen des Orients auf freiem Felde übernachten. A. W. Grube.

10. Siebenbürgen.

Reis't man von Pesth weiter nach Osten und hat den ersten Gebirgskranz überschritten, so tritt man in ein neues, von Ungarn gänzlich verschiedenes Land, — Siebenbürgen. Enge Pässe führen in dies romantische Bergland, wo noch Bären und Wölfe hausen, wo die Bergeshäupter noch im Schnee erglänzen, wenn auf der Ebene schon die Erndte naht, wo man Zuflucht findet vor dem Staube und der Hitze der Pußten, und das Auge sich wieder erquickt an dem saftigen Grün der Bergwiesen und an einer frischblühenden mannichfaltigen Flora. Das Volk ist arm, aber fröhlich und heiter. Sorgloser können selbst die Wilden nicht sein als die Wallachen. Wird ihm eine reichliche Erndte zu Theil, so sieht der Wallache das als eine Fügung des Himmels an, der Ruhe und dem Müßiggange sich zu überlassen. Da darf man sich nicht wundern, wenn die Dörfer nur nothdürftige Hütten sind und allenthalben die bitterste Armuth sichtbar ist. Kommt man in das Land des ächten Husarenvolkes, der Szekler, die vielleicht die Ureinwohner des Landes sind, so erstaunt man über die Ordnung und Reinlichkeit, die man allenthalben findet; auch wird man überrascht von den vielen mineralischen Quellen, die meistentheils sehr stark sind. Man fühlt eine besondere Genugthuung, wenn man diesen kräftigen kernigen magyarischen Volksstamm, der wie zum Soldaten geschaffen ist, aus eigener

Anschauung kennen lernt. Aber vor Allem wohlthuend ist der Eindruck, den das Land der Sachsen auf den deutschen Reisenden macht. Ist auch der Boden nicht gerade der fruchtbarste, so bringt ihn doch Fleiß und Mühe zu einem guten Ertrage. Ueberall bemerkt man Wohlhabenheit und Behaglichkeit, was neben dem so eben gerühmten Fleiße von der persönlichen Freiheit abzuleiten ist, die hier ein Jeder genießt. Es sind aber die hiesigen Deutschen weniger den Sachsen, als den Württembergern und Bayern an Sprache und Sitte ähnlich, stammen auch wohl ursprünglich zum großen Theil aus beiden Staaten und heißen nur deßhalb Sachsen, weil man in Siebenbürgen alle Deutschen mit diesem Namen beehrt, wie man sie in Ungarn ohne Ausnahme Schwaben nennt. In Hermannstadt fühlt man sich ganz nach Deutschland versetzt und zwar in seine besten Gegenden. Die Stadt ist gerade nicht prachtvoll gebaut, sie hat das Ansehen einer alten deutschen Mittelstadt, spricht aber sehr durch die Gemüthlichkeit ihrer Bewohner an, die in den gebildeten Classen fast alle aus Deutschen bestehen. In den unteren Classen findet man viele Wallachen, auch Zigeuner fehlen nicht. J. G. Elsner.

11. Böhmen.

Wenn man das einzige und nothwendige Naturprodukt des Salzes, an welchem Böhmen auffallenden Mangel leidet, abrechnet, so vereinigt dieses Land in seltener Weise Alles, was zu des Lebens Nothdurft und Annehmlichkeit gehört: gesegnete Kornfelder, holzreiche Waldungen, erzhaltige Berge, große Braun- und Steinkohlenlager, fruchtbare Wiesen, ergiebige Obstgärten, treffliche Weinberge, vorzügliche Hopfenfelder — und dazu schiffbare Flüsse. Darum wird auch Böhmen mit Recht der schönste Diamant in Oesterreichs Krone genannt. Das Klima bietet eine herrliche Mitte von Wärme und Kälte; nur in den Hochflächen und Gebirgslandschaften ist es rauh. Der hohe Wall des Erzgebirges wie der noch höhere der Sudetenkette schützt indessen das anliegende tiefere Land vor den Nord- und Ostwinden. Da, wo die Moldau in die Elbe tritt, in der reizenden Gegend von Molnik, gedeihen seit Jahrhunderten Burgunderreben auf das Beste und liefern in guten Jahren einen Wein, der fast das Originalgewächs übertrifft. Unter den österreichischen Landestheilen steht Böhmens Gewerbfleiß unbedingt obenan. Leinenwaaren werden für die Ausfuhr im Großen ausschließlich in Böhmen (am Riesengebirge) verfertigt, über eine Million Stück jährlich, und die „Rumburger" Leinwand ist auch in der nichtböhmischen Frauenwelt rühmlichst bekannt. Spitzengarn wird von solcher Feinheit gesponnen, daß ein Faden von 16,000 böhmischen Ellen Länge nur $1^1/_2$ Loth wiegt. Auch die Wollen- und Baumwollenspinnereien kommen jetzt mehr und mehr in Schwung. In der Glasfabrikation aber behauptet Böhmen seit Langem entschiedenen Vorrang; man rechnet 75 Glashütten und 22 Glasschlei-

fereien. Böhmisches Glas ist in Syrien und Aegypten, in Spanien und Mexiko bekannt. Die böhmische Industrie muß noch eine große Zukunft haben, denn bis jetzt hat man erst einen kleinen Anfang gemacht; viele Kräfte schlafen noch, in der Natur wie in der Menschenwelt, und warten der Auferstehung.

Einen überraschenden Eindruck und alle Erwartung übertreffend machte auf mich Böhmens Hauptstadt. Mit Prag möchte sich von den deutschen Städten keine an Schönheit und Eigenthümlichkeit der Lage messen können. Wenn man von dem Plateau des Weißen Berges her in das hochgelegene Burgviertel der Stadt, den Hradschin, vorschreitet auf den Vorsprung, der jäh zum Moldauthale abfällt, und dann von dieser Bergstadt herab auf einmal tief unter sich eine noch viel größere Flußstadt erblickt, ein Meer von Häusern und Palästen, aus dessen Wogen eine zahllose Menge von Kirchen, Thürmen und Kuppeln wie Schiffe mit ihren Masten hervorragt: so ist das fast ein orientalisches Bild, großartig und prächtig. Zu den Füßen schlängelt sich die breite, stattliche Moldau, welche tief in die Hochfläche hineingegraben und malerische Hügelreihen an ihren Ufern gebildet hat. Dort erhebt sich der schroffe Cziskaberg, auf welchem die Hussiten 1420 ihren ersten Sieg erfochten, und weit im Hintergrunde der feste Wischerad. Wendet man sich um, so hat man die Ansicht des großen königlichen Schlosses, das die kaiserliche Hofburg zu Wien noch an Größe übertrifft; daneben das prächtige erzbischöfliche Palais, rechts aber die ehrwürdige gothische Kathedrale, der Dom von St. Veit (leider unvollendet), mit seinem himmelanstrebenden Thurme. Auf der entgegengesetzten Seite das reiche Prämonstratenserstift Strahof mit seiner schönen Kirche und dahinter auf einem mit Wein- und Obstgärten bekränzten Hügel die freundliche Laurenzi-Kapelle mit ihren zwei zierlichen Thürmen; — eine Mannichfaltigkeit der An- und Aussicht, wie sie dem Auge selten zu Theil wird. A. W. Grube.

12. Die Fingalshöhle.

In meinem letzten Briefe erzählte ich Dir, theuerster Freund, von der Baumannshöhle im Harz. Heute begleite mich einmal über die Nordsee hinaus nach Schottland, und zwar auf eine zu Schottland gehörende Insel, Staffa genannt. Diese Insel ist etwa eine Meile lang. Die ganze Insel besteht aus Basaltsäulen, welche aus dem Meere hervorragen. Etwa 16—20 Menschen wohnen auf dieser Insel, und wollten wir ihnen einen Besuch abstatten, so könnten wir nicht anders zu ihnen kommen, als dadurch, daß sie uns an einem Seile die steile Küste zu sich hinanzögen. Wir wollen daher lieber in unserem Schiffe bleiben und am südwestlichen Ende der Insel in ein Boot steigen, um uns in eine der merkwürdigsten Höhlen der Welt fahren zu lassen, deren Fußboden das wogende Meer ist. Die Höhle, aus regelmäßigen sechskantigen Basaltsäulen

gebildet, ist von dem gewölbten Eingange bis zum inneren Ende 350 Fuß lang, die Breite am Eingange ist 53 Fuß, die sich am Ende bis zu 20 Fuß verengt, die Höhe des Bogens am Eingange ist über 120 Fuß und im Innern ist das Gewölbe etwa 70 Fuß. Um Dir eine recht deutliche Vorstellung von der Höhe und Weite der Höhle zu machen, nimm die Vergleichung mit einem großen Zimmer zu Hülfe; so habe ich es wenigstens gemacht. Das Innere dieser Höhle, welche man **Fingalshöhle** nennt, wird durch das von Aussen einfallende Tageslicht bis zum hintersten Ende vollkommen erleuchtet, und es enthüllten sich dadurch eine Menge von Schönheiten. Ebbe und Fluth halten die im Innern der Höhle befindliche Luft in steter Bewegung und sie bleibt daher rein von Dünsten. Das tosende Brechen der Meereswellen an den Wänden und an dem Boden gewährt ein schönes Schauspiel und macht die Höhle furchtbar schön. Das äußerste Ende derselben erreicht man auf einem ganz schmalen Fußsteige, der über abgebrochene Basaltsäulen führt. Eine Reihe Säulen von ungleicher Größe, welche der Vorderseite einer Orgel nicht unähnlich sein soll, bildet die hinterste Wand der Höhle.

Sehen wir diese Höhle auch nicht mit leiblichen Augen, so regen sich in uns gewiß bei Beschreibung derselben die Gefühle der Bewunderung, der Größe und Macht Gottes, der in tausend Wundern auf seiner Erde auch uns zuruft: „Ich bin der Allmächtige! Wandle vor mir und sei fromm!" Mit herzlicher Liebe Dein Freund Eduard Schüler. **Bormann.**

13. Die Schweiz.

Die Schweiz hat alle Majestät und Pracht eines gebirgigen Landes, allen Reiz mannichfaltig bebaueter Ebenen und ausserdem alle Schreken der nordischen Erdstriche und die ersten Wunder der Natur in den Alpen. Sie ist fast nichts, als eine unaufhörliche Kette von Hügeln, Bergen und Gebirgen; zwischen ihnen liegen die angenehmsten Thäler; die Plänen haben wieder Erhöhungen und Vertiefungen und hängen mit den Bergen durch reizend angebaute Abhänge zusammen. In den Zwischenräumen der Höhen erblickt man entweder Seen oder Flüsse, die durch ihre mannichfaltigen Krümmungen zwischen den Hügeln die entzückenden Aussichten vermehren. In den meisten Gegenden sieht man mit schwindelndem Auge einen Berg über den andern gethürmt, die zuweilen zwei, zuweilen drei und mehrere fürchterliche Absätze haben und neben ihrer weiten Ausdehnung eine Höhe erreichen, die sich über die Wolken hinaus verliert. Bald darauf eröffnet sich wieder ein langes, fruchtbares, von lieblichen Bächen bewässertes Thal oder eine freie Aussicht in gegenüberliegende Berge, die mit Menschen, Kirchen, Dörfern, einzelnen Hütten und Landhäusern, Reben, Obstbäumen und Heerden gleichsam besäet sind. Mannichfaltigkeit, Grösse und Contrast sind der unterscheidende Charakter der Landschaften der Schweiz. Nichts aber zeichnet sich mehr in ihnen aus, als die stärksten Contraste und die seltsamsten und auffallendsten Gegenstellungen. Am Fusse kahler Felsenwände sieht man grüne, kräutervolle Wiesen; in öden Abgründen reifen die schmackhaftesten Baumfrüchte; reizende Landhäuser erheben sich

mitten in der Wildniss; Eisberge thürmen sich am Rande der fruchtbarsten Thäler auf und, indem man mit dem einen Fuss in ewigem Schnee steht, tritt der andere auf einen grünen Teppich, wo die süsse Erdbeere sich röthet; der Reiz des Frühlings und die Fruchtbarkeit des Sommers erscheinen hier ungestört mitten unter der Rauigkeit des Winters und Grönlands Schrecken steigen, tausendfältig vermehrt, über ein Paradies auf, wo tausend Blumen duften. **Hirschfeld.**

14. Appenzell.

Da sitzen wir 4600 Fuß hoch über dem Meere, an hoher Felsenwand, und betrachten mit Entzücken die reizende Gebirgswelt. Da möchte man Tage lang weilen und scheidet mit schwerem Herzen von diesem erhabenen Schauspiele. Wir wollen aber noch höher, auf die Säntishöhe von 7700 Fuß, um von diesem erhabensten Punkte Appenzell's in die weite Welt zu blicken. Diese Bergfahrt dauert sechs Stunden. Gegen Abend brechen wir, unter Leitung eines kundigen Führers, auf, steigen vier Stunden rüstig bergan und übernachten in einer Sennhütte. An's Schlafen ist nicht viel zu denken, und es macht Freude, das lustige Feuer von dürrem Tannenholz wohl anzuschüren. Mit dem ersten Tagesgrauen steigen wir wieder bergan, um die Gipfel vor Sonnenaufgang zu erreichen. Schon glühen die Alpenhörner Tyrols in riesiger Pracht, immer weiter schreitet das purpurne Licht über die Berggipfel der gegen Süden und Südwesten gelagerten Alpen, während der Fuß der Berge und die Thäler noch vom nächtlichen Grau umschleiert sind. Wir gelangen endlich auf den Gipfel und die Sonne taucht empor über die östlichen Berge, ihre Häupter mit Licht überfluthend; jetzt glänzen die Firsten silberhell, das Dunkel in der Tiefe verschwindet und eine unermeßlich weite Welt liegt ausgebreitet vor dem erstaunten Blicke. Vor Allem stellt sich das Alpengebirge in seiner Großartigkeit vor; von den steierischen, salzburger und tyroler Alpen gleitet das Auge über die bündtnischen zu den glarnischen und die Alpen von Uri bis zu den Riesen des berner Oberlandes, dem Finsteraarhorn, Schreckhorn und der Jungfrau — eine Strecke von mehr als hundert Stunden! Wenn das Weltmeer Wogen von vielen tausend Fuß Höhe aufthürmte und diese plötzlich überstürzend und Flammen gleich wieder aufsteigend, gebrochen und gerundet im Augenblicke zu Eis erstarrten, so möchte das einen ähnlichen Anblick gewähren. Ein Schauer überkommt uns, wenn wir auf diese zertrümmerte Welt blicken, und die Seele erbebt, indem sie die Allmacht Gottes schaut. Bumüller.

15. Venedig.

Venedig liegt im adriatischen Meerbusen, ein Riesenschiff in einem riesigen Hafen vor Anker. Seine engen Strassen, die dadurch, dass sie blos für Menschen bestimmt sind, dass nie weder Wagen noch Lastvieh darin gesehen werden, ein gewisses Ansehen von Häuslichkeit bekommen, als seien es nur Gänge

desselben Gebäudes, lassen sich ohne Zwang dem innern Raum eines Schiffes vergleichen, in welchem der herrliche Markusplatz als Saal, die Riva de' Schiavoni als Verdeck erscheinen. Vom hohen Glockenthurme, des Schiffes würdigem Hauptmast, aus gesehen, erscheinen die andern entfernteren Inseln in den Lagunen nur als Boote und Schaluppen, die zum Dienste des grossen Fahrzeuges besimmt sind. H. Leo.

16. Das Leben in den Straßen Neapels.

Kein bunteres Bild kann gedacht werden, als das Gewühl in der langen, von Süden nach Norden sanft ansteigenden Straße Toledo, der Pulsader Neapels. Zwei selten unterbrochene Reihen hin- und hergehender Equipagen und Miethkutschen, unter die sich noch mehrere Omnibus und viele Reiter mischen, drängen die Fußgänger und einen guten Theil der Pferde, Maulthiere und Esel, welche Früchte und Gemüse in die Stadt und Unrath aus derselben fortbringen, rechts und links an die Häuser. Hier fänden sie aber wenig Raum, wäre nicht die Stadt von ansehnlicher Breite. Denn nicht allein die Besucher der Kaffeehäuser, deren es wie in ganz Italien unzählige gibt, sitzen, der frischen Luft wegen, weit in die Gassen hinein, sondern auch alle Arten von Handwerkern: Schneider, Schuster, Schlosser, Sattler und Blechschmiede arbeiten Tags und bei Licht nicht in, sondern vor ihrer Bude, wenn sie nicht von der Gluth der Mittagssonne, vom Regen oder der Tramontana (Nordwind) verscheucht werden. Die Kleinverkäufer, deren Zahl Legion ist, und die Geldwechsler sind ebenfalls mit ihren Tischen auf der Straße postirt. Eine Menge Garköche, welche hauptsächlich Maccaroni bereiten; Friggitori, welche Küchlein und Fleisch in Oel backen; Aufwärter aus Kaffeehäusern, die Kaffee brennen; Leute, die Kastanien, Pinienkerne und Maiskolben rösten, haben ihre Kohlenbecken und blechernen Oefchen gleichfalls in der Straße aufgepflanzt, und die vielen Stände der Acquajuoli (Eiswasser-Verkäufer) nehmen auch einen nicht geringen Raum ein. Alle diese Leute haben ihr Publikum, welches schmaust und trinkt, gafft und schwatzt. Ueberhaupt drängt Jeder, der Etwas zu verkaufen hat, so weit in die Straße hinein als möglich, damit recht viele Fußgänger dicht an ihm vorüber müssen. Der Glashändler stellt seine Dutzend elender Gläser, man möchte sagen zwischen die Füße der Leute und schiebt ruhig rothes Papier unter, damit sie einen schönen Schein haben. Zertrete ihm ein Vorübergehender eines, er würde einen furchtbaren Lärm machen und das Sechsfache des Werthes begehren. Der Fischhändler, der getrocknete Fische auf einem Karren herumfährt, verweilt im dichtesten Haufen der Auf- und Niedereilenden ein Viertelstündchen, und er wird Jeden auslachen, der ihm sagte, er solle auf einem freien Platze halten. Und so in hundert ähnlichen Fällen. Dazu kommen noch die Landleute, Lazzaroni, Bettler,

welche, theils um auszuruhen, theils um zu gaffen, theils um Erwerb oder Geschenke abzupassen, quer durch die Straße liegen, mit dem Kopfe an den Häusern, so daß man bisweilen über sie wegsteigen muß. Letzteres ist um so weniger erfreulich, da sie oft mit dem Fang von Ungeziefer beschäftigt sind. Diese Leute haben sich so sehr gewöhnt, das Pflaster zum Ruhebett zu haben, daß sie beim größten Lärm in tiefem Schlafe liegen. Oefters fällt es nun gar einem Capitano ein, seine Soldaten gassenbreit marschiren zu lassen. Du wirst das nicht sinnreich finden, aber es geschieht. Flüchten dann nicht Wagen und Fußgänger zu rechter Zeit in die Nebenstraßen, so geht es toll her, und Flüche aus dem Munde der Männer und Anrufungen der Madonna von Seiten der Frauen erschallen überall her. K. A. Mayer.

17. Die Natur des südlichen Italiens.

Der Himmel erscheint in Süditalien Monate lang ununterbrochen wolkenlos und so blau oder noch blauer, als bei uns in den schönsten Frühlingstagen, wenn die Dünste, welche über der deutschen Erde schweben, zu weissen Wolken zusammengeflossen sind. Die Luft ist so rein, dass meilenweit entfernte Dörfer ganz nahe scheinen. Am Tage sieht man die Sterne und in der Nacht hebt sich das Gebüsch und jeder andere dunkle Gegenstand unglaublich scharf in der Landschaft ab. Beim blosen Schein der schmalen Mondssichel werfen die Körper starke Schatten und die Sterne, die in ungleich grösserer Zahl und Pracht als bei uns erscheinen, geben Licht genug, um lesen zu können. Ueber Himmel, Erd' und Meer ist den Tag über eine Heiterkeit und Klarheit, und bei Sonnenuntergang eine Farbengluth verbreitet, die unaussprechlich ist.

Oft schwimmt, nachdem die goldene Scheibe hinabgesunken, plötzlich Alles in einem Meere von Rosenroth, von dem der Blick sich geblendet abkehrt; Häuser und Flur, Gebirg und Meer, ja die Gesichter flammen, und wenn, wie es manchmal geschieht, gerade ein feiner Regen fällt, so scheint Purpur niederzuträufeln.

Mayer.

18. Der Vesuv bei Neapel.

Dieser merkwürdige Berg ist einige Stunden weit von Portici im Neapolitanischen. Wer ihn besuchen will, der miethet zu Resina, einem Dorfe ganz nahe an dieser Stadt, Maulthiere. Drei italienische Meilen weit reitet man an dem Fuße des Berges über Asche und Lava weg; doch hat man noch zur Seite Felder und schöne Weingärten; bald wird aber der Weg so, daß auch die Maulthiere zurückbleiben müssen. Noch über eine Stunde hat man dann zu klettern, bis man an den Krater oder den Schlund des Berges gelangt, aus welchem beständig Rauch aufsteigt. Man kann daher nur Minuten lang in das Innere schauen, so lange nämlich der

Wind den Rauch nach einer anderen Seite treibt. Es ist aber gefährlich, bis an den Rand der Tiefe zu treten, weil Alles locker ist und oft ganze große Massen sich losmachen und hinabfallen, denn der Rauchfang ist gewöhnlich mit Asche und losen Steinen verstopft, zwischen welchen sich der Rauch durchwindet; aber es möchte doch keine sehr angenehme Ueberraschung sein, so ganz unversehens in den Rauchfang eines Vulkans hinab zu fahren, zumal wenn man kein Seil und keine rettenden Freunde bei sich hätte. Der Grund des ungeheuern Schlundes ist ganz mit Schwefel, Asche, verglaseten Steinen von rothen, weißen, schwarzen Farben überdeckt, die bunt durch einander gemischt sind und einen schönen Anblick geben. Sehr selten raucht der Berg so wenig, daß man den Boden des Kraters sehen kann. Ein starker Wind stößt zuweilen den Dampf auf einmal heraus, und diesen Augenblick muß man abwarten, um hinab zu schauen. Wenn der Berg aber sehr stark raucht, so kann man sich der Oeffnung nicht einmal nähern. Dampft er weniger, so sieht man den Schwefeldampf wie die Flammen von angezündetem Spiritus zwischen den Steinen spielen und aus hundert Ritzen hervordringen. Oft ist der Berg viele Jahre lang ruhig. Unversehens erschreckt er dann die ganze umliegende Gegend durch furchtbare Ausbrüche. Ein solcher Ausbruch erfolgte unter andern auch im Jahre 1794. Die Vorläufer davon waren wellenförmige Erdstöße, die drei Tage nach einander empfunden wurden. Mehrere Monate vorher hatte man weder Rauch noch Flammen an dem Berge bemerkt. Am 15. Junius um 10 Uhr in der Nacht kamen aber neue Erdstöße und in demselben Augenblick that sich der Vesuv an einer Seite in vier, wenig von einander entfernten Oeffnungen auf und schleuderte mit furchtbarer Gewalt Lava und glühende Felsstücke in die Luft. Dicke, mit glühender Asche vermischte Dämpfe verfinsterten den ganzen Horizont. Das Getöse, das er machte, verbunden mit der ununterbrochenen Erschütterung der Häuser und der herabströmenden Lava, setzte alle Bewohner der umliegenden Ortschaften und selbst die Stadt Neapel in Angst und Schrecken. Die Lavaströme, die den Berg herabstürzten, waren zwei. Einer davon war zehn Ellen hoch und eine Viertelstunde breit, kam bis an die Stadt Neapel, wo er sich in drei Zweige theilte. Der eine verheerte alle Wohnungen eines Stadtviertels, stürzte sich in einen breiten Graben, verbreitete sich gegen hundert Schritte innerhalb der Stadt und ergoß sich nach dem Seestrande hinab. Der zweite zerstörte ein anderes Viertel der Stadt, bedeckte die Straßen und floß zischend in das Meer, wo er gegen vierzig Schritte weit vordrang. Der dritte erreichte einen andern Theil der Häuser in dem obern Theile der Stadt und vernichtete den untern Theil des Viertels am Meeresstrande. Am 16. und 17. dauerte der Ausbruch fort; die Erdstöße erneuerten sich, der entzündende Luftkreis schimmerte beständig. Am 18. waren die Erdstöße fürchterlich. Dicker

Rauch und Asche verhinderten den Anblick des Vesuvs, dessen kegelförmiger Gipfel am folgenden Tage nach einem heftigen Krachen einstürzte und in den Krater fiel. Aus diesem Grunde wurde der Hauptberg viel niedriger und der neben ihm stehende viel kleinere Berg wurde höher. Bei diesem Ausbruche sahen sich 18,000 Einwohner der Stadt Neapel genöthigt, ihre Wohnungen zu verlassen, 33 Menschen büßten ihr Leben dabei ein, die Zahl der umgekommenen Thiere belief sich auf 4168. Noch an zwei verschiedenen Orten öffnete sich der Berg und zwei neue Lavaströme strömten hervor. An vielen Orten lag die Asche vier Ellen hoch. Auf der Seite von Giovanni fiel ein heftiger Aschenregen mit siedendem Wasser, kleinen Steinen und Bimssteinen, wodurch großer Schaden verursacht wurde. Auf ein Landhaus stürzte eine feurige Masse in Gestalt einer Kugel, die alles Brennbare im Hause verzehrte. Die Höhlung des Kraters war sechsmal so groß als sonst und aus dieser wälzte sich noch am 19. die Asche mit erschrecklicher Kraft in die Luft, höher als der höchste Thurm, und bildete Figuren wie Blumenkohl, jedoch in großartigerer Gestalt. Unter Donnern und Blitzen endete das Schauspiel. Das Wasser im Meere war von der eingetretenen Lava zwei Tage lang siedend heiß. Den 20. war Alles ruhig; nur dann und wann rollte der Donner noch ein wenig.

19. Konstantinopel.

Mitten vor uns lag die Spitze des Serails, neben welcher sich das prachtvolle Konstantinopel erhebt. Tausende von Häusern sind auf den sieben Hügeln verstreut, auf denen die Stadt gebaut ist, und zwischen denen sich das berühmte goldene Horn, Konstantinopels schöner Hafen, erstreckt. Mitten unter den Häusern erheben sich die schönsten Baumgruppen; eine Menge prächtiger Moscheen, schlanker Minarets bieten sich zu gleicher Zeit den Blicken dar, im klarsten Glanze des südlichen Himmels prangend. Der Anblick war bezaubernd, ich wagte kaum zu athmen; ich meinte in einem lieblichen Traume befangen zu sein und fürchtete, davon zu erwachen. Doch rastlos ruderten wir vorwärts und bald erreichten wir den Hafen. Wir suchten unsern Weg mitten durch einige hundert Kauffahrteischiffe, die hier aus allen Welttheilen zusammenkommen. Wir landeten an einem bedeckten hölzernen Vorbau, wo die Kaiken (sechsruderige Schiffe) gewöhnlich anlegen.

Wir traten in die Stadt. Nun änderte sich die Scene. Die Gassen sind widrig, die Häuser haben einen leichten und unsicheren Bau. Das Pflaster ist ebenfalls abscheulich und die Gassen sind so eng, daß manchmal nur mit Mühe drei Personen darin neben einander gehen können; und dabei sind sie noch bevölkerter, als die Straßen jeder anderen europäischen Hauptstadt. Die lebhafteste Einbildungskraft eines Europäers, der noch keine asiatische Stadt gesehen hat, vermag nicht, sich eine Vorstellung davon zu machen. Was mir zuerst auffiel, war die Mannichfaltigkeit und Weite der Trachten. Man lehrte mich den Rang und die Nationalität der Leute, die mir begegneten, nach ihrem Kopfputz und ihrer Fußbekleidung zu erkennen. Die Muhamedaner tragen gelbe, die Rajas (christliche Unterthanen der Pforte) rothe und die Juden blaue Stiefeln. Ein ähnlicher Unterschied

findet bei den Häusern Statt. Die öffentlichen Gebäude und die, welche dem Sultan gehören, sind weiß, die der Emire grün und die der andern Türken roth; die Häuser der Rajahs und der andern Unterthanen endlich sind grau angestrichen. Die Hunde, welche mir bei jedem Schritte haufenweise begegneten, waren mir eine widerwärtige Erscheinung; ihre Race ist häßlich, der Gestalt und Farbe nach gleichen sie dem Fuchse oder dem Wolfe. Sie leben in den Gassen ohne Herren, ganz wild und vermehren sich auf eine beängstigende Weise; doch hat man kein Beispiel, daß die Tollwuth unter ihnen geherrscht habe. Auf die engen Gassen folgen von Zeit zu Zeit unregelmäßige Plätze, die mit Bäumen besetzt sind. Je mehr ich vorwärts kam, desto außerordentlicher erschien mir das Leben und die Bewegung; die bevölkertsten Quartiere von Paris geben keinen Begriff davon. Ueberall sieht man Buden. Hier werden Sorbets oder Backwerk im Schatten einer Platane verkauft; dort sitzt mit gekreuzten Beinen ein Steinschneider auf seinem Tische, arbeitet, raucht seine türkische Pfeife und bietet seine wunderlichen Ringe und gestochenen Steine den Käufern an. Etwas weiter legt ein Pfeifenhändler seine vergoldeten Köpfe, seine Mundstücke von Bernstein und Porzellanmasse aus; neben ihm verkauft ein Kupferschmied die sonderbarsten Geräthe. Darauf kommt man an einen Kaufmann, der Shawls, orientalische Stoffe und alte Kleider feil hat, und zu einem halbnackten Gärtner, der auf seinen Schultern eine bogenförmige Stange trägt, an deren beiden Enden Körbe mit Küchengewächsen hängen. Im Anschauen dieses Wirrwarrs wird man plötzlich fast umgeworfen durch den breiten Kasten eines Citronenhändlers, zugleich aber ertönt ein klägliches Schreien: es ist ein Verpesteter, den ein Lastträger in das nächste Spital schleppt. Man stellt sich mit Entsetzen auf die Seite, und kaum hat man sich von diesem Schrecken erholt, so läuft man schon wieder Gefahr, in die Rinne geworfen zu werden, die mitten in der Gasse fließt; denn es kommt eine ganze Rotte Esel, die so mit Bauholz beladen sind, daß sie fast die ganze Breite des Raumes einnehmen. Gleich nach ihnen folgen Reiter; dann kommen wieder Kotschis und Arabas, zwei Arten höchst seltsamer mit Musselin bedeckter Kutschen, die man gewöhnlich für Frauenzimmer gebraucht und die theils von Pferden, theils von Ochsen gezogen werden. Mit einem Wort: die Straßen wimmeln von Menschen und Thieren der verschiedensten Art; namentlich sieht man auch viele Bettler mit zerlumpten Turbanen und Kaftanen, viele Blinde und Aussätzige. Bussière.

20. Verheerungen der Pest.

Eine der größten Plagen des türkischen Reiches ist die Pest, denn oft macht sie die volkreichsten Städte zu Wüsteneien. Bisweilen ist die Seuche so allgemein, daß in Städten wie Konstantinopel, nachdem sie vorüber ist, fünfzehn bis zwanzig tausend Menschen weniger leben. Am heftigsten wüthet sie in den Sommermonaten, besonders Mai, Junius und Julius, und täglich trägt man dann ein Paar hundert Todte zur Erde. Oft steigt ihre Anzahl bis zu vier und fünfhundert; und jetzt erst fängt man an unruhig zu werden; wenn aber täglich über tausend Menschen hingerafft werden, dann spricht man ängstlich: es ist eine große Pest!

Derjenige, der davon befallen wird, empfindet einen besonderen Kopfschmerz; das Kreuz thut ihm wehe und Mattigkeit verbreitet sich über den ganzen Körper. Bald darauf folgt ein heftiges Fieber,

bei welchem der Mensch in eine Art von Raserei verfällt, in der er gemeiniglich dahinstirbt. Das Besondere dieser Krankheit ist ihre Wirkung auf die Seele des Patienten, denn er verliert dabei allen Muth und allen Trost. Nach dem Tode bricht erst noch die Pestbeule aus. Ist der Anfall nicht so heftig, so kommt sie vor dem Tode. Das Hinsterben erfolgt immer sehr schnell. Bei Einigen fallen Tod und Krankheit fast immer auf einen Augenblick, bei Andern in den Zwischenraum einiger Stunden oder höchstens dreier Tage. Die Beulen brechen größtentheils an den weichen Theilen des Leibes aus; bald ist es nur eine, bald sind es mehrere. Es gibt zwei deutlich zu erkennende Arten. Bei der bösartigen ist keine Genesung zu hoffen, aber auch bei der gutartigen ist der Patient vierzig Tage lang in Todesgefahr. Die gutartigen Beulen werden, wenn sie gehörig reif sind, geöffnet, woraus alsdann eine stinkende Materie fließt. In jenen vierzig Tagen muß von dem Patienten eine strenge Diät beobachtet werden; denn genießt er in dieser Zeit etwas von Fleisch, Fischen, Butter, Oel, Eiern, so bricht die Pest auf's Neue aus und dann ist er ohne Hülfe ein Kind des Todes. Reis, Kräuter, Nudeln in Wasser gekocht sind seine einzige Nahrung. Aussätzige und mit bösen Ausschlägen bedeckte Menschen sind so ziemlich sicher vor dieser Krankheit.

Wer die Pest einmal gehabt hat, der ist darum ein andermal nicht davon frei. Man weiß Beispiele von Personen, die sie zwölfmal und auch noch öfter bekamen, und am Ende doch noch daran sterben mußten. Ja, gewissermaßen ist Derjenige, der sie einmal gehabt hat, empfänglicher dafür, als ein Anderer. Ein Solcher merkt auch öfter schon zum voraus, wenn wieder eine neue Pest entstehen wird, denn eine gewisse juckende Empfindung an der geheilten Beule sagt es ihm.

Arzneimittel sind bei dieser Krankheit nicht anwendbar. Gleich anfangs gibt man den Patienten ein starkes schweißtreibendes Mittel, um das Hervorkommen der Pestbeule zu befördern. Ist sie von der besseren Art, so ist die Oeffnung derselben und eine gute Diät das einzige Mittel zur Wiederherstellung.

Die Pest verbreitet sich sehr geschwind von einem Orte über ganze Landschaften des türkischen Reichs, denn man weiß daselbst von keiner Sperrung der angesteckten Ortschaften. Die Krankheit ist übrigens wie ein Lauffeuer. Sie wird, so viel man abnehmen kann, nicht durch die Luft fortgepflanzt, denn diese bleibt dabei im Freien so gesund wie vorher; der Gebrauch aber oder die Berührung angesteckter Personen und Sachen ist äußerst gefährlich; wer sich hiervon in Acht nimmt, der bleibt verschont. Und da die Mittheilung so ganz unbemerkt geschieht, so kann man wohl mit David sagen, die Pest sei ein Uebel, das im Finstern schleicht. Durch Alles steckt sie an, Brod, Holz und flüssige Sachen ausgenommen.

Ihr Anfang, Fortgang und Ende ist ungewiß. Oft fängt sie

im Herbste, am gewöhnlichsten aber im Winter an, nimmt im Frühjahr zu und hört mit Ende des Julius auf. In Aegypten und in der Levante läßt sie schon um Johannis nach.

Fragt man nach den Ursachen, warum die Pest so oft in der Türkei wüthe, so finden sich derselben mehrere. Die hauptsächlichste liegt darin, daß die Ausbreitung nie verhindert wird. Die angesteckten Häuser, Oerter und Landschaften werden nie gesperrt, und die dem Anstecken unterworfenen Dinge, als Kleidungen, Betten u. s. w. nie verbrannt, begraben oder wenigstens gehörig gereinigt, sondern öffentlich verkauft, oder, wenn es Erbschaftsstücke sind, einige Jahre lang verschlossen und dann wieder hervorgeholt, wobei denn immer die Pest von Neuem ausbricht. Dieses unvernünftige Benehmen beruht auf dem Religionsglauben der Muhamedaner an ein unvermeidliches Schicksal; sie sind überzeugt, daß das, was dem Menschen mit Gottes Zulassung geschehen soll, ihm auch widerfahren werde, man mag dagegen machen, was man wolle. Daher flieht kein Muhamedaner vor einem angesteckten Hause oder Dorfe. Die Pest ist in seinen Augen ein Pfeil Gottes, der nie sein Ziel verfehlt; sie halten es daher für vergeblich, ihm auszuweichen.

Die christlichen Bewohner des türkischen Reiches, wenigstens die Fremden, sind vorsichtiger und werden daher von der tödtlichen Seuche nicht so leicht angesteckt. Wenn die Pest überhand nimmt, so schließen sie sich in ihre Häuser ein oder flüchten sich auf das Land. Sie lassen nichts in ihre Wohnungen bringen, was nicht durch einen starken Rauch oder Essig oder Wasser erst gereinigt werden kann. Der Handel ist alsdann größtentheils gesperrt, der Gottesdienst und alle Zusammenkünfte unterbleiben. Doch siegt die Gewinnsucht nicht selten über die Sorge für Gesundheit und Leben. Engländer, Holländer, Schweden und Dänen nehmen oft in den schrecklichsten Pestzeiten Waaren in ihre Schiffe auf. Mehrmals wurde auch schon auf solche Art die Pest in christliche Seestädte gebracht, z. B. nach Livorno, Marseille; gleichwohl ist dieses ein sehr seltener Fall und es ist zu verwundern, daß er nicht viel öfter eintritt.

21. Petersburg.

Die Grossartigkeit des Planes der Stadt offenbart, dass man bei ihr auf eine lange Zukunft rechnete. Jetzt reicht die Bevölkerung, so mächtig und schnell sie auch anschwillt, noch immer nicht hin, die grossen Räume mit dem Leben zu füllen, das man in einer grossen Residenzstadt billig erwartet. Wenn auch sämmtliche 500,000 *Menschen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auf den Strassen beständig verkehrten, so bliebe doch für Jeden noch immer ein Raum von* 400 *Fuss und man würde etwa alle zehn Schritt einen Menschen treffen. Darum fällt jedem Fremden die grosse Oede und Leere in den Strassen auf. Er findet hier grosse wüste Plätze, auf denen zuweilen nichts weiter zu erblicken ist, als eine einsame, ihren weiten Weg trabende Droschke wie ein Boot auf weitem Meere verloren; Strassen, an denen Reihen stummer Paläste liegen, nur hier und da von einigen Fussgängern umflattert, wie die Felsen einsamer Gebirge.*

Die Bevölkerung von Petersburg ist wohl ohne Zweifel eine der buntesten und mannichfaltigsten, die man sich wünschen kann. Namentlich gehen jetzt die Verbindungen Petersburgs zu Lande so weit, wie die keiner zweiten Stadt der Welt. Wie vielfach sind nicht schon die Volksstämme, die sich hier auf heimischem Boden fühlen, welche Petersburg als ihre Hauptstadt ansehen! Man betrachte nur das Militair. Da gibt es ein eigenes Garde du Corps für die kaukasischen Völker, eine eigene Abtheilung für die Tartaren, wieder eine für die Finnen, mehrere für die Kosaken u. s. w., von welchen Völkern immer Auserwählte als Geisseln der Treue ihrer Brüder in der Residenz zu weilen gezwungen sind. Man sieht den Kosaken, der sein Ross tummelt, mit eingelegter Lanze, als wären Franzosen zu verfolgen, über den Platz traben; den Tscherkessen in seiner reichen Tracht und vollen Rüstung, auf jedem Zoll seines Leibes bewaffnet und bepanzert, der auf den öffentlichen Plätzen seine kriegerischen Uebungen anstellt; den Taurier (aus der Krimm oder Taurien), der seiner Steppen und seines Allah eingedenk gravitätisch durch das Getümmel schreitet; die russischen Soldaten, die geschult und geübt in langen Colonnen durch die Strassen der Stadt vorbeiziehen; alle die verschiedenen Montirungen und Uniformen der russischen Armee, von denen allen eine Probe in der Residenz sein muss, die Garderegimenter, die Husaren, Jäger, Uhlanen, Dragoner, Kürassire und Grenadiere, die Sapeurs, Ingenieurs und Kanoniere, die beständig zu Pferde und zu Fuss, ihre Wachen wechselnd, Kasernen beziehend, zur Parade eilend, durch die Strassen hin- und herziehen.

Oder man erwäge die Kaufmannschaft und den bürgerlichen Verkehr. Da fehlt kein Volk von Europa und fast keines von Asien, nicht der Spanier und Italiener, nicht die Einwohner der grünen britischen Eilande, nicht der Normana aus dem entfernten Thule (Island), nicht die von Seidengespinnst umrauschten Bucharen und Perser, sogar nicht die Indier aus Tabrobane, weder der Schopf des Chinesen noch die weissen Zähne des Arabers.

Oder man betrachte das niedere Volk. Da schlendern die deutschen Bauern zwischen dem Getümmel der lärmenden Bartrussen, die schlanken Polen neben den untersetsten Finnen und Esthen, die Letten mit den Juden, die amerikanischen Matrosen und ihre Antipoden, die Kantschadalen und Tscheremissen, Muhamedaner, Heiden und Christen, weisse Kaukasier, schwarze Mohren und gelbe Mongolen.

J. G. Kohl.

22. Hammerfest, die letzte Stadt im Norden.

In einer Bucht von Qualöe (Wallfischinsel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis sechs Häuser an die Felsenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchthurme und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel nisten, vertheidigt. Dies ist Hammerfest, die letzte Stadt des Nordens. Sie ist größer, als man auf den ersten Anblick glauben sollte; mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thal versteckt, und wenn man an einem Sommermorgen den felsigen Berg besteigt, der sie beherrscht, so öffnet sich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübschen Kaufmannshäusern, ihren rothen Magazinen und ihren

Fischerhütten, die sich wie ein Gürtel am Rande des Wassers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einen Kreis von Hügeln eingeschnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt ist; weiterhin auf der andern Seite der Bucht von Fluglenäs, einer schmalen Landzunge, auf welcher sich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer, auf dem die große carrirte Flagge des norwegischen Schiffes weht und in der Ferne die Gebirge von Sarö mit ihren ausgezackten und ewig beeisten Gipfeln. Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfest ein heiteres und belebtes Gemälde dar; sie sieht im Verlauf einiger Monate fast 200 Fahrzeuge, theils norwegische, theils fremde, ankommen. Sie bringen Mehl, Hanf u. s. w. und nehmen als Austausch Fische, Thran, Rennthierhäute, Eiderdunen, Füchse und Erz mit fort. Aber diese Tage des Sommers sind nur spärlich. Ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Frost beginnt mitten im schönsten Sommer, bald verschwinden die fremden Schiffe eins nach dem andern, die Waarenhäuser werden geschlossen, die Geschäfte hören auf, Alles wird still.

Der Winter ist da. Und welch' ein Winter! Nächte ohne Ende, ein schwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Zwölf Uhr des Mittags muß man im Monat Dezember sich ganz nahe an's Fenster stellen, um einige Zeilen zu lesen. Vom Morgen bis zum Abend ist die Lampe in allen Häusern angezündet, und keine Freude gibt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeiten. Die Post, die dreimal monatlich ankommen soll, erscheint nur noch zu unbestimmten Zeitpunkten. Die, welche die schwedischen Gebirge passirt, ist oft durch die Nacht und die schlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim über's Meer stößt auf noch größere Hindernisse. Die Stadt ist jetzt wie eine Welt für sich, vom ganzen Erdboden getrennt. Die armen Menschen, welche sie bewohnen, suchen dann alle möglichen Mittel hervor, um sich zu zerstreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um sich dänische und deutsche Bücher zu verschaffen. Sie versammeln sich des Abends bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, wenn die Schneewirbel sie nicht verhindern auszugehen. Sie trinken Punsch, sie rauchen, sie spielen Karten. Selbst die Wissenschaftlichsten unter ihnen müssen sich auf jene Zeitvertreibe beschränken, denn anhaltend beim Lampenschein zu lesen oder zu schreiben ist unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen ist, wenn bisweilen der Himmel sich aufklärt, die langen norwegischen Schneeschuhe von Holz anzuschnallen und über die Felsen und Gebirge zu laufen, an denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben. Gegen Ende des Januars beginnen sie am Horizont die ersten Lichtblicke der Sonne zu suchen, welche sie so lange geflohen hat. Anfangs unterscheidet man in dem düstern Gewölk nur einen röthlichen Schein, aber dies ist das wohlbekannte Zeichen, das Alle freudig begrüßen: es ist der Vorbote der Sonne, welche

im Begriff steht, Erde und Menschen wieder zu beleben. Der Erste, welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme und Jedermann läuft auf den Hügel: dieser Tag ist ein Festtag in allen Familien. Nach und nach vergrößert sich der rothe Schein; die unbestimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht und von Woche zu Woche sich mehr über den Horizont erhebt und da verweilt, bis sie drei Monate hintereinander den Nordmenschen leuchtet. Marmier.

23. Jerusalem.

Es war ein feierliches Erwachen am ersten Morgen, der mich in Jerusalem begrüßte. Kaum graute der Tag, so zitterte meine Seele schon vor Erwartung Dessen, was ich sehen sollte. Langsam ging die erste Stunde des Morgens vorüber und wir drangen in unsern Führer, uns dem Heiligthume zuzuführen. Fast bangte mir, festen Fußes aufzutreten, als wir in die Grabeskirche eintraten. Meine Augen waren wie getrübt und meine Seele ergriffen wunderbare, heilige Gedanken, so daß das steinerne Schnitzwerk und alle kolossale Pracht des Gebäudes mir nur vorkam, wie dem Wanderer ferne Burgzinnen, die an grauen Bergen aus dem Nebel steigen. Ohne daß ich wußte, wie mir geschah, war ich aus dem Grabesgeheimnisse herausgetreten und hatte die Terrasse der Kirche erstiegen, von welcher man ganz Jerusalem übersehen kann. Da lag sie vor mir, die Stadt der Jahrtausende, und erschien mir wie eine Wittwe in ihrer Trauer. Die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter sinkenden Oelbäume, die Grabmale mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felsen, das zerstreute Gemäuer, Alles erinnert an die schweren Begebnisse, die diese Stadt erlitten hat. Darum vermeint der Fremdling, es solle still sein in ihr wie in einem Trauerhause und die Menschen sollten mit verhüllten Häuptern auf ihren Gassen einhergehen. Aber auch dieses Trauerhaus von Jahrhunderten ist vom Getümmel der Menschen nicht verschont geblieben, und überall drängen sich Käufer und Verkäufer, zudringliche Führer und gieriges Gesindel. „Sehen Sie," sagte mein Führer, „dieser Weg, der zur Grabeskirche führt, ist der Schmerzensweg." — Hier ist kein Stein und keine

Platte, die nicht Zeugen einer großen Begebenheit wären. Dieser Raum hat den Heiligsten gesehen in all' seiner Schmach, ihn, den Verurtheilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Last des Kreuzes zum Tode Geführten. Welch' heilige Erinnerungen sind mit diesen Steinen eingebaut; wie viele tausend Herzen seit Constantin's und Helena's Zeiten haben über diesen Anblick geblutet, sind, von diesem Anblicke getröstet, wieder von dannen gegangen! „Dort im Süden liegt Bethlehem," sprach der Führer weiter. Bethlehem, die anmuthigste unter den Städten! Sie liegt so freundlich auf dem Berge und die Sonne schaut so ruhig auf sie, daß ich mich nicht erinnere, irgend einen Ort gesehen zu haben, der mit solcher Anmuth solche Majestät verbände. — Dort zur Linken zwischen den Hügeln dehnt sich das Thal der Hirten hin; eng und still liegt es zwischen den Bergen und nur wenige Bäume begränzen seinen Saum. Dort haben in der heiligen Nacht die Heerschaaren des Himmels zuerst den Aermsten unter dem Volke das neue Heil verkündet. Viele Klöster erheben sich über die Häuser von Bethlehem, und die Kuppel, welche am höchsten hervorragt, gehört der durch die Kaiserin Helena erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte steht, da Christus geboren ist.

„Welches Namens ist dort die Burg," fragte ich den Begleiter, „welche nur einige hundert Schritte von hier auf dem Gipfel jenes Hügels steht?" — „Das ist die Davidsburg auf Zion," sagte eintönig der Führer. Hier hat der Mann gewohnt, der größte seiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König. Von hier aus konnte er Jerusalem beschauen und ungestört des Flusses strömende Welle, das stille grünende Thal, die Terebinthen und Olivenbäume betrachten, wie sie schmücken die Häupter der Hügel. Gegen Südost liegt vor dem Auge des Beschauers das Thal Josaphat, die Moschee auf Moria und weiterhin der Kessel des todten Meeres. — Kein Anblick vermag die Seele mit so trüben Gedanken zu erfüllen, wie das Thal Josaphat, ein enges Thal

zwischen zwei Hügeln, deren einer den Oelberg, der andere die Stadt Jerusalem auf seiner Höhe trägt, von dem fast wasserlosen Kidron durchschlichen. Niemals scheint die Sonne in diese düstere Tiefe; Morgens verbirgt sie sich hinter dem Oelberge und Nachmittags hinter dem Moria. Es ist das Thal der Schatten und der Gräber, und wer über die Brücke geht, die dort den Kidron überbaut, wird von unwillkührlichen Schaudern ergriffen. Rechts von der Brücke befinden sich die Gräber Absalon's, Josaphat's und Sacharja's. Betende liegen an der Stätte dieser Gräber auf dem Boden hingestreckt und eine Masse aufgeschichteter Steine vermehrt das Traurige dieses Ortes. „Dort im Osten," sagte der Führer zu mir, „sehen Sie Bethanien und den Oelberg." — Nächst Bethlehem ist Bethanien gewiß das liebreichste Dörflein und theure Erinnerungen knüpfen sich an diese Stätte. Hier hat Lazarus gewohnt mit Maria und Martha; in ihrem Kreise hat Jesus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte zu sammeln zur Ausführung seines schweren Berufes; hier hat der aus Jerusalem Verstoßene ein Obdach, der Heimathlose eine Heimath, der von seinem Volke Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möchte ich den Ort der stillen Liebe nennen. Es ist so einsam, so traulich an den Berg gebaut, rings von schattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man Wohnung darin machen möchte, umgeben von geliebten Herzen. Lange ruhte mein Blick auf Bethanien, der Heimath der Seelen, welche der Herr so lieb hatte, und meine Seele war bewegt von unbeschreiblicher Wallung. — Mit Bethanien übersieht das Auge den Oelberg. Nahe an ihm liegt Gethsemane, unten an seinem Fuße der Olivengarten und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Wie ein Berg des Friedens ist der Oelberg mit seinen Bäumen anzuschauen. Fast konnte ich mein Auge nicht wenden von den heiligen Hügeln mit ihren unvergeßlichen Erinnerungen.

F. W. Hackländer.

24. Die Wüsten Afrika's.

Einen schönen und ernsten Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Oceans hat man sie erst in neuern Zeiten zu durchforschen gesucht. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schoos der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heisse Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Heerden von Gazellen, schnellfüssige Strausse, dürstende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermesslichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere unentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünenden Ufer die nomadischen Volksstämme schwärmen; so ist der übrige Theil der afrikanischen Wüste als den Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angränzenden gebildeten Völker sie nur zu gewissen Zeiten zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Taffilet bis Timbuctu, oder von Fezzan bis Darfur; kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf dem Dasein des Kameels beruht, des Schiffes der Wüste, wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen. HUMBOLDT.

25. Die Neger.

An der Westküste von Afrika und weiter hinein in dem Inneren dieses Erdtheils wohnen Menschen, ganz schwarz von Hautfarbe, die gar sonderbar absticht gegen ihre hochrothen, aufgeworfenen Lippen. Der Bau ihres Kopfes hat viele Eigenthümlichkeiten, wodurch er sich von andern Menschenstämmen unterscheidet. Die Nase ist platt gedrückt und aufgestülpt, die Backenknochen und die Kinnladen stehen sehr weit vor, die Stirne hingegen ist flach und zurückgedrängt, das Haar aber schwarz und kraus, wie starke Wolle. In ihrer Geistesbildung stehen diese Neger grösstentheils noch sehr tief. Ihre Religion ist ein Gewebe des sinnlosesten Aberglaubens. Sie leben meistentheils nur in Hütten und Höhlen, und von Künsten und Geschicklichkeiten wissen sie nur wenig. Aber dennoch sind sie glücklich und zufrieden in ihren Thälern, an ihren Flüssen, wenn sie nur nicht gestört werden. Sie brauchen wenig, und was sie brauchen, gibt ihnen die Natur und lässt sie keine Noth leiden. Da zimmern sie sich Kähne aus starken Baumstämmen, befahren damit die Flüsse, holen sich Fische zur Nahrung und Korallen, Perlen und Muscheln zum Putz für ihre Frauen und zum Tausch im Handel anstatt unseres Geldes. Oder sie gehen mit Pfeil und Bogen auf die Jagd, erlegen ein Wild für den Hausbedarf und daheim sitzt das Weib, besorgt das Haus und verfertigt Kleider und Putz für die Familie.

Aber die Völker, welche gebildeter und vernünftiger heissen wollen als sie, sind unzufriedener als sie und sind in ihrer Habsucht und Gewinnsucht selbst so weit gegangen, dass sie auch das stille Glück dieser armen schwarzen Menschen nicht unangetastet gelassen haben. Sie haben Schiffe ausgerüstet, sind nach den Küsten hingesegelt, wo die Neger wohnen, und haben dort die Unglücklichen eingefangen. Gefesselt haben sie dieselben dann in alle Länder der Erde und besonders nach Amerika gebracht und sie dort wie Zuchtthiere verkauft, damit sie ihren neuen Herren die Felder bestellen und durch ihren saueren Schweiss den Reichthum der begüterten Leute noch vermehren sollten. Ihr Loos ist traurig. Oft Hunderte von Meilen getrennt von ihrer lieben Heimath, müssen sie ohne Rast unter der Peitsche ihres Aufsehers ihr Tagwerk verrichten, und ihr Lohn ist schlechte magere Kost und ihre Ruhestätte nach den Beschwerden des Tages ein wenig Stroh in schlechter Hütte. Die Engländer haben zwar in neuerer Zeit viel gethan, um dies zum Himmel schreiende Unrecht des Menschenhandels zu hindern, aber trotz aller Vorkehrungen ist es ihnen damit bis jetzt noch nicht vollständig gelungen.

26. Cincinnati.

Cincinnati, „die Königin des Westens," wie sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika allgemein genannt wird, liegt in der südwestlichen Ecke Ohio's, dessen schönste und bedeutendste Stadt sie ist. Erst seit einigen fünfzig Jahren entstanden (denn noch leben Männer, welche 1791 die erste Blockhütte dort bauen halfen), zählt sie jetzt schon an 60,000 Einwohner und hat im Westen dieselbe Bedeutung erlangt, deren sich Neu-Orleans im Süden und Neu-York im Osten rühmt. Da Ohio selbst schon seit etwa 25 Jahren besonders von deutschen Auswanderern angebaut wurde, so breitete sich auch Cincinnati immer mehr und mehr aus, vertheilte nicht allein von dort die den Mississippi und Ohio heraufkommenden Fremden in dem Staat, sondern ward auch zum Mittelpunkt des Binnenhandels, der die Produkte des Nordens, als: Mais, Mehl, Whiskey, eingepöckeltes Schweinefleisch, getrocknete Früchte, Kartoffeln u. s. w. nach dem Süden versandte und dafür die Erzeugnisse der wärmeren Landstriche, als: Zucker, Baumwolle, Tabak, Seesalz, Kaffee und die übrigen Früchte der Tropenländer in Empfang nahm. Zur Erleichterung dieses Zweckes stand es nicht allein durch den Ohio, einen großen schönen Strom, mit dem Osten, sondern auch durch den westlichen Kanal mit Buffalo und den nördlichen Seen Erie, Michigan und Ontario in Verbindung, und gute, nach europäischer Art angelegte Chausseen zweigten sich durch das ganze Land. Durch die Erbauung eben dieser Wege und Kanäle, wie durch die gesunde Lage des Ortes selbst wurde eine sehr große Menge von Deutschen, meistens aus den ärmeren Klassen, veranlaßt, die blühende Stadt

aufzusuchen und sich in ihr oder wenigstens in der Nähe derselben eine Existenz zu gründen. Fast über jeder Thüre hängen Schilde deutscher Wirthshäuser, Schuster, Schneider und anderer Handwerke, die, wenn sie auch wirklich dann und wann englisch geschrieben sind, den deutschen Meister doch stets verrathen. Besonders können sich die vaterländischen Schuster mit ihrem gemalten Stiefel in der Mitte und einem rothen Schuh an der einen, einem schwarzen Schuh an der andern Seite nimmer mehr verläugnen, ebenso wenig die Leute selbst mit ihren langen, blauen, schmalkragigen Röcken und den weißleinenen Taschen, mit dem hoch ausgeschweiften Hut und dem roth geblümten Halstuche. Fr. Gerstäcker.

Fünfter Abschnitt.

Thaten und Schicksale der Menschen.

1. Cyrus, Stifter des persischen Reiches.

Cyrus, der durch Eroberungen das mächtige Perserreich in Asien gründete, wurde in dem Augenblick, als er das Licht der Welt erblickte, von seinem Großvater Astyages dem Hofbedienten Harpagus übergeben, damit er ihn tödte. Dieser nahm das unschuldige Todesopfer weinend mit sich nach Hause. Dort sprach er zu seiner Frau: „Dem Astyages werde ich nicht gehorchen und wenn er noch ärger wüthet, als jetzt; ich werde das Kind nicht tödten. Allein meiner Sicherheit wegen muß das Kind doch sterben; also soll einer von Astyages Leuten sein Mörder sein und nicht einer von den meinigen.“ Er ließ daher einen der königlichen Rinderhirten kommen und befahl ihm, den Knaben auszusetzen, wo das Gebirge am wildesten ist, damit er so schnell als möglich umkomme. „Wenn du ihn nicht tödtest, sondern auf irgend eine Weise ihn erhältst, wird der König auf's Härteste mit dir verfahren.“ So entließ er den Rinderhirten. Dieser erzählte seiner Frau, warum ihn Harpagus habe rufen lassen. Beim Anblick des großen und schönen Kindes fing sie an zu weinen. Sie umfaßte ihres Mannes Kniee und bat, es auf keine Weise auszusetzen. Da nun gerade während seiner Abwesenheit sein eigenes Kind gestorben war, so legte er auf Bitten seiner Frau sein gestorbenes Kind in das Kästchen, worin er das andere Kind hergetragen hatte, schmückte es mit allem Schmuck desselben und legte es an den wildesten Ort des Gebirges. Harpagus schickte die Treuesten seiner Leibwache, ließ nachsehen und das Kind des Hirten begraben; das andere aber, welches nachmals Cyrus (Kyros, Koresch = Sonne) genannt wurde, nahm das Weib des Hirten und zog es auf.

Als der Knabe zehn Jahre alt geworden, ward die ganze Sache durch folgenden Umstand entdeckt. Er spielte in dem Dorfe,

2) Man entferne sich bei einem Donnerwetter von Wänden, Fenstern, Schornsteinen, Oefen und vorzüglich von allen Metallen.

3) Des Nachts verlasse man das Bett; denn man hat Beispiele, dass der Blitz dasselbe angezündet und die Person darin getödtet hat. Man ist auch dann weit geschickter, eine entstandene Entzündung zu tilgen, und bei entstehender Gefahr für schnelle Hülfe und Rettung unglücklicher Nebenmenschen zu sorgen.

4) Man lösche das Feuer in der Küche aus; denn aufsteigende Dämpfe und Rauch leiten den Blitz.

5) Hat der Blitz irgendwo eingeschlagen, so gehe man nicht gleich an diese Stelle; denn es geschieht nicht selten, dass ein zweiter Schlag dahin nachfolgt. Uebrigens ist ein vom Blitz entstandenes Feuer nicht schwerer zu löschen, als ein anderes, und man kann es auf der Stelle dämpfen, wenn Wasser und Hülfe genug da ist.

6) Befindet man sich während eines Gewitters auf der Gasse, so stelle man sich nicht an Wände oder Thüren, wo Zugluft herrscht, sondern man gehe entweder in ein Haus oder bleibe ganz auf der Gasse.

7) Auf freiem Felde trete man nicht unter Bäume, auch nicht an Teiche, Flüsse oder andere hohe Gegenstände, weil alle diese Körper den Blitz leicht an sich ziehen.

8) Man vermeide jede schnelle Bewegung, als: Laufen, Reiten und Fahren; denn dies ist sehr gefährlich.

9) Man unterlasse auch zur Zeit des Gewitters das Läuten der Glocken in den Kirchthürmen; denn der Blitz kann dadurch in den Thurm geleitet und der Läutende erschlagen werden.

10) Uebrigens sei man ohne Furcht und Angst. Furcht vermehrt die Gefahr; und das Bewusstsein, dass unsere Schicksale immer unter der Aufsicht und Leitung einer weisen und gütigen Vorsehung stehen, muss uns beruhigen. Auch ist die Gefahr, vom Blitze erschlagen zu werden, bei weitem nicht so gross, als man sich vorstellt; sie ist vielmehr wohl die kleinste, welche man für sein Leben zu fürchten hat. Die meisten Menschen, welche vom Blitze getroffen wurden, hatten die eine oder die andere dieser Vorsichtsmassregeln unterlassen. Da jedoch die vom Blitz erschlagenen Menschen oft vielleicht nur scheintodt sein können, so muss man bei ihnen alle zweckmässigen Mittel anwenden, um sie wo möglich wieder ins Leben zurückzurufen. Man bringe sie sogleich in die frische Luft, kleide sie aus, begiesse sie mit kaltem Wasser, bürste, reibe und kitzele sie, besonders an den Fusssohlen, und blase ihnen frische Luft in die Lunge. Bei wiederkehrendem Leben flösse man ihnen stärkende

Sachen, als guten Wein, ein; denn der Zustand eines vom Blitze getroffenen Scheintodten ist entweder eine Erstickung oder eine allgemeine Erschütterung der Nerven, des Gehirns und des Rückenmarks. SCHNABEL.

Vierter Abschnitt.

Die Erde und ihre Bewohner.

1. Bildung der Erdoberfläche.

Wenn man mit einem Male das Meer ablassen könnte, würde es auf seinem Grunde nicht viel anders aussehen, als an vielen Stellen auf unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen und Berge von Kalk und Gips sehen, die sich aus dem Meerwasser gebildet haben, alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethierüberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethierüberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Corallenbäumchen aufrecht stehen und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu sehen. Auch in und auf unseren Kalkbergen findet man Corallenarten und Muscheln, die nur im Meere gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser darüber gefluthet haben muß; und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Es muß diese große Veränderung, wodurch viele unserer Länder und Berge vom Meere verlassen und zu festem Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Doch ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserem Erdboden vorgegangen sein muß. Im Württembergischen, in Thüringen, in Braunschweig und an andern Orten Deutschlands, ferner in Frankreich und sogar in dem kalten Sibirien hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, Nashörnern und anderen solchen Thieren waren, die nur in sehr heißen Ländern leben können. Dabei an den nämlichen Orten Palmen, Bambusrohr und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft miteinander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande vorkommen, müssen einmal in jenen, jetzt so kalten

Ländern gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Die Knochen und andere Ueberreste von Thieren der Vorwelt, die man in allen Theilen der Erde, am häufigsten aber in den nördlichen Gegenden, gefunden hat, gehören fast alle zu den jetzt lebenden Thiergeschlechtern, nur sind sie zum Theil größer als die jetzigen, oder weichen auch in der Gestalt von ihnen ab. So hat man die meisten Gattungen der Säugethiere gefunden, doch nirgends Ueberreste von Affen. Sehr verschieden von den jetzt lebenden Säugethieren waren: Das Mammuthsthier, eine große Elephantenart, mit langen Mähnen; das Riesen-Elenn, das zentnerschwere Geweihe hatte. Noch verschiedener von dem gegenwärtigen Thiergeschlechte war das Ohiothier (hat seinen Namen vom Ohioflusse in Nordamerika, wo man es fand); es war so hoch, aber länger als unsere größten Elephanten, hatte große Stoßzähne, aber auch zackige Backenzähne wie die fleischfressenden Thiere, und war mit langen Haaren bedeckt. Das Riesenfaulthier muß auch ein gar besonderes Thier gewesen sein. Es war von der Schnauze bis zum Rücken 12 Fuß lang und 6 Fuß hoch: sein Kopf gleicht dem unserer Faulthiere. Dabei hat es auch wie diese keine Vorder- und Eckzähne, sondern nur Backenzähne, aber furchtbar lange und scharfe Klauen, daher man es auch Großklauenthier heißt.

Ueberreste von Vögeln der Vorwelt hat man im Ganzen noch wenig gefunden; in größerer Menge aber die Amphibien, und darunter Eidechsen von 24 Fuß Länge (in Holland bei Mastricht); ferner Krokodille so groß, wie die noch jetzt lebenden im Nil und Ganges. — Fische gab es in der Vorwelt von allen jetzt lebenden Arten, doch hat man auch Haifische aufgefunden, die von ungeheuerer Größe gewesen sein müssen, denn ihre Zähne waren 4 Zoll lang und 5 Zoll breit, der Fisch also wohl 70 Fuß lang. — Der Ueberreste von Insekten sind wenig, in desto größerer Menge aber die der Würmer.

An manchen Orten, wie z. B. in Sibirien, hat man solche Thiere der Vorwelt mit Haut und Haaren und Fleisch gefunden, welches für Hunde und Wölfe noch genießbar war. Es muß also die große Veränderung, wodurch es nach den Polen unserer Erde so kalt wurde, wie es jetzt ist, noch nicht viel Jahrtausende her und plötzlich geschehen sein; denn nur in einem so kalten Lande, wie Sibirien, konnte sich das Fleisch solcher Thiere der Vorwelt so ungestört erhalten.

Wie es nun damit zugegangen und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt gar Vieles nicht wissen. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika erzählen uns von einer großen Fluth, von der Sündfluth, die über den ganzen Erdboden kam und ihre höchsten Berge bedeckte,

und wobei fast alle auf der Erde lebenden Wesen untergingen. Und an eine solche Fluth, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt und ihr jetziges Klima erhielt, muß man glauben, wenn man nicht allen Zeugnissen der Natur geradezu in's Angesicht widersprechen will. Ein Theil des damaligen festen Landes scheint, wie es noch jetzt bei einzelnen Inseln geschieht, im Meere versunken zu sein und ein Theil des Meergrundes ist dabei zum trockenen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln oder Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen könnte, daß sie ehemals Meeresgrund gewesen wäre; aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar, bis auf die wenigen, aus vulkanischem Feuer erzeugt, aus dem Wasser und im Wasser gebildet. Und das sagt uns auch die heilige Schrift, der freilich heut zu Tage manche Gelehrte immer gern widersprechen wollen, die aber, sobald man nur die Natur recht genau ansieht, auch in solchen Dingen immer Recht behält und auch ewige Wahrheit bleiben wird. Hebel.

2. Das Meer.

Der Anblick des Meeres hat für die Menschen etwas wunderbar Ergreifendes. Das Verlieren des Auges in eine unbegränzte Ferne ohne Gegenstand, worauf es zu haften vermöchte; das Zusammenfliessen des Himmels mit dem Meere und die ziehenden Gewitterwolken wiegen das Gemüth in sanfte Träumereien, und die Einbildungskraft flieht in ferne Welten und nicht selten über die Kluft des Grabes. Stehen wir denn nicht alle am Rande eines unbekannten Meeres, über das wir hinüberschiffen müssen, und für dessen Stürme und Wogen wir keinen andern Compass haben, als den Glauben unseres Herzens? Aber gleichwie ein unwiderstehlicher, innerer Drang den Columbus immer nach Westen trieb, bis er an den Ufern der neuen Welt ausstieg, so auch ruft uns die innere Stimme unseres Herzens zu dem fernen Lande hinüber und wir werden doch einmal an dem unbekannten Ufer aussteigen. Kreil.

3. Der Rhein.

Unser deutsches Vaterland hat viele Ströme und Flüsse, die es verschönern, beleben und befruchten; aber der schönste und nach der Donau der größte Strom Deutschlands ist der Rhein, der auf dem St. Gotthardsgebirge in der Schweiz aus drei Quellen entspringt. Von seinem Ursprunge bis dahin, wo er ausfließt, beträgt sein Lauf, wenn man die Krümmungen, die er macht, mitrechnet, an 128 Meilen. Zwei dieser Quellen, der Vorder- und Mittelrhein, vereinigen sich schon bei Disentis, und bei Rheinau oberhalb Chur in Graubündten tritt der Hinterrhein noch hinzu. Also verstärkt trägt er schon kleine Nachen und bildet nun den Hauptstrom der Schweiz, die ihm in der Aar einen bedeutenden Zufluß gibt. Hierauf

durchrauscht er das Rheinthal, geht durch den Bodensee und strömt mit raschem Falle zwischen den Gebirgen des Schwarzwaldes und den Argauischen Bergen und Hügeln westwärts, stürzt sich in diesem Laufe über die Felsen bei Schaffhausen und bildet den Strudel bei Laufenburg, erreicht Basel, wo er seine westliche Richtung plötzlich verläßt und nordöstlich an Straßburg, Speyer, Mannheim und Worms vorüber nach Mainz wogt, sich hier wieder westlich wendet und von Bingen aus nordwestlich bis zur deutschen Gränze hinzieht. — Wie alle großen Flüsse, wird der Rhein in den Ober-, Mittel- und Unterrhein eingetheilt. Die Breite des Stromes ist nach Beschaffenheit der Höhen, die ihn einschließen, verschieden. Bis Basel beträgt sie im Durchschnitt 500 Fuß, bis Mainz an 1200 Fuß und unterhalb Koblenz über 2000 Fuß. Das Gefälle ist stark, der Lauf reißend. Schon unterhalb Basel fangen die Inseln an, womit der Rhein bis Mannheim angefüllt ist. Großes Wasser oder der Eisgang unterwirft sie fast jährlich großen Veränderungen. Die meisten sind mit Wald und Gestrüppe bewachsen, zum Theil reich an Wildpret, auch angebaut. Von Mannheim bis Bonn nehmen sie zwar ab, aber die in dieser Strecke liegenden sind dafür desto anmuthiger. Beim Eintritte in die Niederlande theilt sich der Strom in zwei Arme, wovon einer die Waal, der andere der eigentliche Rhein heißt. Jener fällt, vereinigt mit der Maas, in die Nordsee, dieser theilt sich von neuem in zwei Arme, wovon der eine dem Südersee zufließt, der andere aber unter dem Namen des Rheins sich nochmals in zwei Arme theilt, von welchen der vornehmste der Leck genannt wird. So verliert sich sein berühmter Name, wie der berühmter Geschlechter, in seinen Seitenlinien. Rasch und frisch wie ein munterer Knabe gaukelt der Rhein unter Purzelbäumen aller Art aus Graubündtens Gletschern herab nach Chur und in's Rheinthal. Als Jüngling macht er noch wildere Sprünge und stürzt sich bei Schaffhausen selbst von einer an sechzig Fuß hohen Felsenwand, den schönsten Wasserfall Deutschlands bildend. Die Schiffe müssen ausgeschafft und zu Lande weiter gebracht werden, wie die Boote der Amerikaner. Erst bei Basel schreitet der Rhein als kräftiger Mann, der was zu tragen und zu leisten vermag, durch das Paradies Deutschlands, die ehemalige Pfalz, legt aber seine allzugroße Lebhaftigkeit erst bei Speyer ab. Schwierigkeiten aller Art hindern ihn nicht in seiner Laufbahn. Kühn bricht er selbst durch das Felsenlabyrinth von Bingen bis Bonn; aber dann scheint er ermattet. Reizlos und schwach schleicht er durch die niederländischen Flächen nach seinem Grabe, dem Ocean, wie der lebensmüde Greis, den die Erde in ihren Mutterschoos aufnimmt. Das Thal, welches den Rhein bildet, ist theils von anmuthigen Bergen eingeschlossen, worauf die Rebe und lustiges Laubholz grünt, theils mit fruchtbaren Saatfeldern und Obstpflanzungen bedeckt, so daß es nicht allein zu den schönsten, sondern auch zu den ergiebigsten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes gehört. Unbekannter Strecken gibt es nur wenige daran. Das Lob dieses Stromes ist schon vor Jahrhunderten erklungen und ertönt noch heute. Vor allen anderen verdient er der deutsche, der königliche genannt zu werden; denn seine Wogen benetzen den berühmtesten Boden Deutschlands. Von seinen weinreichen Bergen herab und aus den fruchtbaren Thälern herauf redet der Geist einer großen Vergangenheit. Da hat sich viel Wundersames und Herrliches ereignet; da stehen die Burgen und Münster noch als sprechende Beweise kräftigen Heldenthums, hoher Kunst und tiefer, herzinniger Frömmigkeit; da bietet die Natur Erzeugnisse aller Art, in den Eingeweiden der Erde und auf ihrer mit Schönheit reichbegabten Oberfläche dar; da sind die Menschen offen und lebenslustig; ja es vereiniget sich hier, daß ich es in wenige Worte zusammenfasse, Alles, was die Gesundheit des Leibes er-

halten und den Geist reich, heiter und blühend machen kann. Daher ist der Rhein uns Deutschen ein heiliger Fluß. Man begrüßt ihn als einen alten Freund, selbst wenn man nie zuvor an seinen Ufern war. Ueber diese ist aber auch ein ganz eigener Zauber ausgegossen. Ihre lachende Schönheit entzückte Franzosen, Italiener und Briten. Gegen den Rhein sind Donau und Elbe, Weser und Oder nur gemeine Wasser. Der geheimnißvolle Strom hat alles Leben des Südens. Seine schöne Natur ist unverändert geblieben trotz aller Kriegstrauerspiele, die an seinen Ufern aufgeführt wurden. Hier ist das deutsche Himmelreich, wenn es hienieden zu finden ist. Deßhalb haben denn auch viele Dichter den Rhein besungen, den Rhein, Deutschlands Strom, nicht aber Deutschlands Gränze, den Rhein, der so rein, klar und hell fließt, als sonst kein Strom der Erde.

Das linke Ufer dieses herrlichen, für Deutschland so überaus wichtigen Stromes riß Frankreich in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts räuberisch an sich, zu den Trümmern der alten Burgen noch die Trümmer von Klöstern, Kirchen und Dörfern im wilden Taumel der Revolution gesellend, und behielt es bis zum Jahr 1814 unter seiner Botmäßigkeit. Seitdem ist der Vater Rhein wieder deutsch. Die Wächter, die das jenseitige Ufer dem Reisenden widerlich machten, sind verschwunden. Nun kann man die Gemäldegallerien des Rheins wieder ohne Aerger genießen, rechts und links vom Einflusse der Lauter an, in Morgen- und Abendbeleuchtung, ohne bei jedem Schritte von Zöllnern bewacht und in seinen Wanderungen und Fahrten gestört zu werden. Deß soll sich jeder Deutsche, der das Vaterland liebt, freuen, sei er nun Preuße, Sachse oder Schwabe, und gelüstete den gefährlichen Nachbar in der Folge wieder einmal nach den schönen Ufern, das er lügnerisch für seine natürliche Gränze ausgibt: so trete Jeder, der eine Schulter für's Gewehr und eine gesunde Hand hat, um das Schwert zu schwingen, freudig zur Vertheidigung des uns heiligen Stromes hervor, auf daß er Deutschlands Strom bleibe und nimmer Deutschlands Gränze sei! — Ihr reicht mir die Hand zum Gelübde? — recht so! dem Deutschen muß sein Vaterland über Alles auf Erden heilig sein. Nicht ein Stückchen davon ohne Schwertstreich in fremde Hand, und der Muthige, für seines Landes und Volkes Ehre Begeisterte, trägt immer den Sieg davon und fällt lieber, als daß er die von Jahrhunderten geheiligten und von den Vätern als unveräußerliches Vermächtniß empfangenen Rechte sich entreißen lassen sollte! Rebau.

4. Der Cirknitzer See.

An den julischen Alpen liegt in Krain der berühmte Cirknitzer See, von jeher das Wunder und Räthsel der Gegend. Oestlich von Adelsberg, da wo die Geheimnisse der Unterwelt in hundert Gewölben der Kalkfelsen verschlossen sind, breitet sich der wunderschöne See von Cirknitz aus, wie ein Spiegel von drei Quadratmeilen. Aus ihm ragen hervor fünf Inseln und eine derselben trägt selbst das Dörfchen Ottok. Mehrere Flüßchen fallen hinein. Er ist sehr reich an Fischen und Wasservögeln und die ganze Thalgegend umher ist romantisch schön. Nördlich erhebt sich das Slirinitza-Gebirge, westlich und südlich der große Jarornik. Neun Dörfer, zwanzig Kirchen und zwei Schlösser reihen sich um den See. Bei vielem Regen gewinnt er an Umfang, aber bei sehr trockenem Wetter verschwindet sein Gewässer und ziehet in den geheimen Schoos der

Unterwelt, begleitet vom Wassergeflügel und allen Fischen. Tritt diese wunderbare Erscheinung ein, dann läuten die Dörfer umher, um noch zu fischen so viel als möglich. Von Stunde zu Stunde sinkt tiefer der Spiegel; denn eine Menge von Löchern im Grunde des Sees verschluckt sein Gewässer. Unterirdische Höhlen von unermeßlichem Umfang, die nie ein menschliches Auge geschaut, nehmen es auf. Jetzt schaut der Grund des Sees zum heiteren Himmel hinauf; er trocknet ab und der rührige Mensch erntet Gras, wo er sonst fischte; er wagt zu säen und erntet Hirse und Buchwaizen; er nimmt statt des Netzes das Feuerrohr und erlegt Wildpret. So ist der wunderbare See mit Recht in dem Rufe, daß man in ihm fischen, jagen und ernten kann, bis die Zeit sich wendet, häufige Regengüsse und starke Gewitter sich einstellen. Dann tritt das Gewässer aus den Grundlöchern gewaltsam herauf. Es speiet die Unterwelt Gewässer, Fische und Seevögel herauf, so daß binnen vier und zwanzig Stunden der See gleichsam wieder neu geschaffen ist. — Der Zusammenhang dieses Sees mit unterirdischen Wasserhöhlen, die theils unter ihm, theils höher als er liegen, gibt die Erklärung des Wunders. Guts-Muths.

5. Der hohe Staufen.

In der Mitte des schwäbischen Landes, fast gleich weit vom Rhein, Lech und dem Bodensee entfernt, erhebt sich der hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzoge und Kaiser gestanden. Weithin ist des Berges Haupt sichtlich und du magst kommen, von welcher Richtung du willst, so beut es dir seinen kahlen Scheitel entgegen. Es beherrscht eben so die Gegend und die niederen Berge, wie die mächtige Regentenfamilie, die einst hier hausete, die niederen Geschlechter und die Landschaft umher beherrscht hat. Der baumlose Gipfel des Berges gewährt eine herrliche Aussicht. Gegen Süden übersieht man die rauhe schwäbische Alp mit ihren begrünten Höhen oder zackichten Felsen; hinter ihr ragen in weiter bläulicher Ferne, wie die Wolken am Horizont, die Schneegebirge Tyrols und Helvetiens hervor. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, die der Neckar durchströmt, das reiche württembergische Unterland, das Schwarzwälder Gebirge und, dem Auge nur bei dem hellsten Himmel sichtbar, die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreis gelagert, von Nordwest bis Nordost, von der Mündung des Neckars bis zum Ausflusse des Lechs, begränzen die schwarzen limburgischen und fränkischen Waldungen den Horizont und verhindern die weitere Aussicht. Dies sind die äußersten Linien des Kreises, von dem dieser Berg der Mittelpunkt ist. Aber innerhalb dieses Kreises, welch' eine bunte Landschaft, welch' schönes Gemälde! wie abwechselnd Thal und Berg, Wälder, Fluren und Flüsse! welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die allenthalben, bald mehr, bald minder versteckt, mit ihren Thürmen und schimmernden Dächern und Zinnen einen ungemein heiteren Anblick gewähren! Ganz nahe, dem Anscheine nach nur einen Steinwurf weit, liegt am nördlichen Fuße des Berges die Stadt Gemünd, ehemals ein Eigenthum des Hohenstaufischen Hauses, die aber nach Conradin's unglücklichem Tode die Reichsfreiheit sich erwarb. Eben so nahe, nur auf des Berges südlicher Seite, breitet sich in einem fruchtbaren Thale das schöne

württembergische Städtchen Göppingen aus, das gleichfalls zu dem Besitze der Hohenstaufischen Familie gehörte. Das frohe Gefühl, in das den Beschauer die lebendige Gegenwart versetzt, wird getrübt bei dem Anblicke so vieler in Trümmer liegenden nahen Bergschlösser, die sich rings über die niedrigen Oerter erheben und wie Vasallen um den sie alle überragenden hohen Staufen herumstehen. Rechberg, Staufeneck, Helfenstein, Ramsberg, Scharfeneck, Berneck, Drachenstein waren ehemals die Sitze blühender Geschlechter, deren Andenken sogar zum Theil nun verweht ist. Noch mehr dringt sich der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe auf, wenn du deine nächsten Umgebungen betrachtest; denn von dem Stammhause der Hohenstaufen ist, bis auf ein kleines Stück Mauer, auch die letzte Spur verschwunden, und mit Gras und Disteln ist der Schutt überwachsen. Einsame Ziegen weiden an den steilen Wänden des Berges und halbnackte Hirtenknaben tummeln sich auf der luftigen Höhe, wo einst der mächtige Friedrich seine Jugend verlebte. Im Bauernkriege 1525 wurde von dem Schlosse verbrannt, was verbrennlich war. Die sieben Fuß dicke Ringmauer desselben, zwei feste Thürme, der Buben- und Mannsthurm genannt, die Thore und der Brunnen blieben stehen und standen noch 1588. Seit jener Zeit wurden die Steine von den benachbarten Bauern geholt, die Thürme niedergerissen und der Brunnen verschüttet. Sie wühlten nach Schätzen und fanden — Menschenknochen, die sie verschleuderten. Die Natur selbst scheint hier oben zu trauern über den Abgang der großen Familie, die hier ihren Wohnsitz hatte. Menschenleer ist die Gegend, verlassen sieht sich der Wanderer, und nur das Geläute der Heerden oder einer nahen Kirchenglocke dringt hin und wieder zu seinem Ohre. Erhardt.

6. Die alte Kaiserstadt Aachen.

Aachen, den 11. Juli 1835.

Lieber Otto!

Seit drei Tagen bin ich hier in der alten Kaiserstadt und muß Dir Einiges von diesem Orte erzählen, an welchen sich so viele Erinnerungen knüpfen. Schon die Römer haben hier zum Schutze ihrer am Rhein eroberten Länder ein Castell angelegt. Auf den Trümmern desselben erbauten die fränkischen Könige eine Burg, welche zwar später zerstört, aber wieder aufgebaut und in der Folge zum Rathhause eingerichtet wurde. Wir besuchten dieses alte ehrwürdige Gebäude. Es enthält in seinem Innern mehrere prachtvolle Säle, in denen sich noch viele Alterthümer befinden, welche uns lebhaft an die Zeiten erinnerten, wo Kaiser Karl der Große und seine Nachfolger in dieser Stadt lebten. Vor dem Rathhause befindet sich ein schöner Springbrunnen, auf welchem Karls des Großen Bildsäule errichtet ist. Mit Recht hat die Stadt durch Aufstellung dieses Denkmals das Andenken des großen Kaisers geehrt; denn vor allen andern Städten seines Reiches liebte er Aachen, hielt sich gern hier auf und that viel zur Vergrößerung und Verschönerung der Stadt. Er stellte die warmen Bäder wieder her, welche von den Römern schon gekannt, aber zu seiner Zeit ganz verfallen waren, weßhalb auch jetzt noch

eines der Bäder das Kaiserbad und eine Quelle die Kaiserquelle genannt wird.

Du weißt, daß es eine Hauptsorge Karls war, unter den ihm unterworfenen Völkern die christliche Religion zu verbreiten und zu befestigen. Zu diesem Zwecke baute er in den größeren Städten seines Reiches Gotteshäuser, und dies that er auch in seiner Lieblingsstadt Aachen. Das von ihm daselbst erbaute Münster wird jetzt noch als eines der schönsten Bauwerke der alten Zeit geschätzt. Es enthält außer andern Merkwürdigkeiten auch das Grabmal Karls des Großen, der zu Aachen 814 sein thatenreiches Leben beschloß. Sonst war das Grab in einem Gewölbe, wo man des Kaisers Leiche, auf einem Thron sitzend, mit dem Schwert in der Hand, das Evangelienbuch auf seinem Schooße, beigesetzt hatte. Nachmals öffnete man die Gruft, verschloß die Gebeine des Kaisers in einen bleiernen Sarg und setzte diesen in einem Gewölbe des Domes bei, wo jetzt ein einfacher Stein die Stelle bezeichnet. Hier im Dome sehen wir auch des Kaisers großes Schwert, das Evangelienbuch, dessen er sich bei seinen Andachtsübungen zu bedienen pflegte, sein Hifthorn und mehreres Andere, das auf den seltenen Mann sich bezieht. Der Kaiser Friedrich I. ehrte das Andenken seines großen Vorfahren dadurch, daß er über dem Grabmale desselben einen großen, aus Silber und Kupfer gefertigten Leuchter aufhängen ließ.

Wir werden uns hier noch mehrere Tage aufhalten, da mein Vater hier Geschäfte hat. Mir wird dadurch die Gelegenheit, mit dem, was die Stadt und ihre Umgegend darbietet, mich noch näher bekannt zu machen, und ich hoffe, Dir also in meinem nächsten Brief noch mehr über meinen hiesigen Aufenthalt mittheilen zu können. Lebe wohl und behalte lieb

Deinen Freund

Carl Werner.

7. Der Bleikeller zu Bremen.

In der Domkirche zu Bremen ist der berühmte Bleikeller, der die Eigenschaft hat, die Leichname, die in demselben aufbewahrt werden, unverweslich zu erhalten.

Vor Alters war dieses Gewölbe, zu welchem nur zwölf bis fünfzehn Stufen hinunterführen, eine Kapelle, in welcher katholischer Gottesdienst gehalten wurde. Sieben und siebzig Jahre lang war sie ganz verschlossen; bei Gelegenheit eines unglücklichen Ereignisses aber, das den Kirchthum in Asche legte, wurde sie wieder geöffnet, um darin das Blei zur Deckung des neuen Thurmes zu gießen und zuzubereiten.

Nun geschah es in den stürmischen Zeiten der Religionskriege, daß viele Bürger und Einwohner Bremens von den Schweden er-

schlagen und ihre Leichname zum Theil in dieses Gewölbe auf die Seite geschafft wurden. Nach geraumer Zeit fand man mit Erstaunen alle diese Leichen noch unverwest, und so führte dieser Vorfall auf die Entdeckung der merkwürdigen Eigenschaft dieses Gewölbes, das von nun an zur Aufbewahrung einzelner Leichname benutzt wurde und von seiner ehemaligen Bestimmung den Namen des Bleikellers erhielt.

Dieser Keller ist ziemlich geräumig und durch drei offene Gitterfenster, die das Licht hereinfallen lassen, sehr luftig. Er enthält mehrere ganz einfache Särge, die den Neugierigen auf Verlangen geöffnet werden. In dem ersteren liegt eine Lady aus dem bekannten Geschlechte der Stanhope. Sie ist mit den Resten eines ganz verwitterten Spitzenmantels nur noch sparsam bedeckt. Die nicht häßlichen Gesichtszüge, die Form der Stirn, der Nase und des Mundes, die Hände und Füße, Alles ist vollkommen erhalten und von der Verwesung unversehrt. Die Haut ist ganz ausgetrocknet und hat eine braungelbe, nicht unangenehme Farbe. Diese Leiche soll, nach Versicherung des Küsters, bereits 190 Jahre im Gewölbe liegen.

Die folgenden Särge enthalten einen schwedischen General und einen anderen schwedischen Offizier, die beide im dreißigjährigen Kriege in Bremen getödtet wurden. Von ihren Uniformen sind kaum noch einige unkenntliche Lappen übrig; der übrige Theil ihrer Körper ist bloß.

Ein im Duell gebliebener Student liegt über 110 Jahre hier. Das Hemd, welches seine Blöße deckt, ist stark von dem Blute geröthet, das aus der großen, auf der linken Seite befindlichen Stichwunde hervorgequollen sein mag.

Nicht minder merkwürdig ist die Leiche eines Dachdeckers, der während seiner Arbeit von dem Kirchthurm herabstürzte und zerschmettert wurde. Tücher bedecken den unten beschädigten Theil seines Körpers, der neunzig Jahre hier ruhet. Der Kopf ist unversehrt. Man kann nicht leicht einen sprechenderen Ausdruck des Entsetzens und der größten Seelenangst in dem Gesichte eines Lebenden sich spiegeln sehen, als sie hier in den ewig starren Zügen für Jahrhunderte fortleben. Man glaubt den Augenblick des Fallens in jeder Falte, in jeder Runzel, in jeder Verzerrung, kurz in dem kleinsten Zuge zu lesen.

Ueber die Ursache der merkwürdigen Eigenschaft dieses Gewölbes läßt sich nichts Befriedigendes sagen. Kaum kann man denken, daß eine wenn auch noch so große Masse von Blei, wenn sie in dem Boden des Kellers verborgen wäre, Jahrhunderte hindurch und noch täglich den dort aufbewahrten thierischen Körpern die Unverweslichkeit verleihen sollte. Zu wünschen wäre daher, daß diese gewiß merkwürdige Erscheinung von einem denkenden Naturforscher untersucht und genügend erklärt werden möchte.

8. Die Gletscher in Tyrol.

Die Schneegränze erreicht in Nordtyrol eine Höhe von 8200 Fuß. Unter dieser ewigen Schneelinie haben sich die Ferner oder Gletscher angesetzt, Berge ewigen Eises und vom ewigen Schnee der Hochgebirge wohl zu unterscheiden. Sie befinden sich nie auf den höchsten Gebirgen, und sind im Wachsen und Abnehmen ihrer Eismassen eigenthümlichen Gesetzen unterworfen. Ihr Wachsen ist in der Regel um so schneller, je tiefer sie sich herabsenken. In ihrer innersten Mitte erzeugt sich das Eis und die Ausdehnung desselben hebt den ganzen Fernerstock empor und schiebt ihn nach allen Seiten auseinander. So lange der Ferner wächst, fließt wenig oder gar kein Wasser aus ihm hervor; so wie er aber stille steht, kommt sogleich der Fernerbach zum Vorschein und die Eismasse beginnt abzunehmen. Durch die Ausdehnung im Innern entstehen auf seiner Oberfläche allerlei Spalten und Ritzen, durch dieselben dringt im Sommer das schmelzende Schneewasser in die Tiefe und friert im Winter. Dadurch bersten die dicken Eismassen wieder, und dieses Bersten verursacht oft ein schreckliches Getöse; das Zerplatzen hört erst dann auf, wenn der Ferner abzunehmen beginnt. Sein Vorrücken gegen die bewohnte Thalseite ist um so schneller, je mehr er von beiden Seiten durch unbewegliche Felsen eingeengt ist. Er schiebt in dieser thalwärts gehenden Bewegung Alles vor sich her, selbst den Rasen losschälend von dem Felsengerippe, das er überkleidete. Das Grundwasser dringt auch in die Spalten der Gebirge und gefriert daselbst. Dadurch werden unzählige Felsenblöcke aus den Fugen gesprengt und emporgehoben. Sie steigen durch wiederholte Ausdehnungen immer höher und liefern die wunderbaren Steinlagen im Fernereise. Oft entstehen im Innern der Eisberge ungeheuere Seen, die, lange eingeengt, plötzlich durch die Eismasse brechen und als „Fernerausbrüche" die Thalregion zerstören. Die Spalten und Ritzen verändern sich beständig, und bei innerer Gährung oft stündlich; sie bilden die seltsamsten Thürme und Pyramiden, ähnlich den Riesentrümmern einer zerstörten Welt. Bei plötzlicher Luftveränderung strömen daraus bisweilen schneidende Winde von durchdringender Kälte, und Eiskörner, die ein Schneegestöber weit umher verbreiten. Das Fernereis ist in der Regel grobkörnig und so hart, daß die Hirten Feuer auf demselben anzünden, ohne Gefahr zu laufen, daß von dem geschmolzenen Eise das Feuer erlischt. Nichts Fremdartiges bleibt in der Fernertiefe liegen; nach bestimmten Zeiträumen kommt es sicher zum Vorschein. So fiel in Schnals ein Kraxenträger in einen Eisspalt und verschwand. Nach fünfzehn Jahren kam das Gerippe wieder zum Vorschein, die Kraxe noch fest um die fleischlosen Schultern. Um diese Spalten gefahrlos zu übersetzen, geht man gewöhnlich in größeren Gesellschaften und alle Alpenwanderer sind mit Stricken an einander gefügt, um den Stürzenden schnell empor zu ziehen. Oft wurden auf diese Weise

Einzelne, die hinabgestürzt waren, wieder an's Tageslicht emporgezogen. Der Gestürzte hört in der Tiefe jedes Wort der Zurückgebliebenen, während er selbst mit seiner Stimme nicht zu ihnen dringen kann, wahrscheinlich durch widrige Luftströme daran verhindert. Die größten Fernerstöcke befinden sich am Ortles, im Oetzthale und am Felbertauern an der Grenze von Salzburg und Kärnthen. Sie gehen nicht über 8000 Fuß herab und nehmen einen Flächenraum von 369,290,000 Quadratklaftern ein. Beda Weber.

9. Ungarn.

Der Reisende, wenn er die österreichische Gränze überschreitet und das Ungarland betritt, hat Anfangs Mühe, die Scheidelinie zu finden, die sich zwischen zwei Ländern hinzieht, die so verschiedenartig sind an Denkweise, Sitten, Sprache, Völkerstämmen und ihrer Geschichte, trotz dem, daß sie jetzt einem und demselben Oberhaupte unterthan sind. Im Westen hat Ungarn einen ganz bedeutenden deutschen Anstrich und wiederum im entferntesten östlichen Flügel in Siebenbürgen, wo die Regierung schwäbische Auswanderer ansiedelte, um die großen, durch die verheerenden Türkenkriege entstandenen Lücken füllen zu helfen, vielleicht auch, um das fremdartige Reich durch deutsche Bewohner dem deutschen Scepter freundlicher zu stimmen. Aber dieser letztere Zweck ist nicht erreicht worden; der ungarische Volksstamm ist mit einer so wunderbar zähen Lebenskraft ausgerüstet, daß die deutschen Ansiedler sich eher vor seinem Einflusse zu schützen haben, als umgekehrt. Deßgleichen müssen auch die ungarischen Slaven alle ihre Kraft aufbieten, ihre Volkseigenthümlichkeit vor dem auf sie eindringenden Magyarenthum zu bewahren. Denn nicht alle Ungarn sind Ungarn, d. h. Magyaren (sprich Madjaren); diese bilden nur den Kern, der rings von drei andern Nationen eingehüllt wird: von den Deutschen, Slaven und Wallachen. Alle diese Völkerschaften wohnen unter- und nebeneinander in demselben Lande uud doch so, als wohnten sie in ganz verschiedenen getrennten Ländergebieten; sie haben, was so sehr merkwürdig ist, sich durchaus nicht gemischt und ihre Nationalität abgeschliffen, sondern sich so rein und frisch in ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit erhalten, als wären sie eben erst eingewandert. Du setzest dich auf das Dampfboot und schiffest von Wien aus die Donau hinab, um nach Preßburg zu steuern. Noch scheint dir Alles deutsch zu sein; aber schon vor dieser alten Ungarstadt gehört das linke Ufer nicht mehr der deutschen Zunge.

Preßburg, so nahe der deutschen Gränze, gibt doch schon einen Vorgeschmack des morgenländischen Wesens. Auf dem rechten Donauufer ist ein reizender Park und mitten darin ein Sommertheater, die Arena. Das Theater ist von Holz, oben offen, die Sonne bildet den Kronleuchter. Hier sitzen die Ungarn mit ihren Tabakspfeifen, lassen den Rauch emporwirbeln und sehen gemächlich dem

Spiele zu. Bringt es das Stück mit sich, so wird die Hinterwand der Scene weggenommen und man blickt dann in den anstoßenden Wald hinein. — Hinter Pesth beginnen die „Pußten.“ So werden von den Ungarn die in der Mitte ihres Landes sich ausdehnenden Steppen, die einen Umfang von ungefähr hundert Stunden haben, genannt. Der meist fruchtbare Boden bietet den Anblick eines Getraidemeeres, das unter dem Winde Wellen schlägt, zuweilen aber auch im Sande erstarrt und das Bild einer Wüste zeigt; dann wieder in eine weite grüne Grasfläche sich verwandelt, auf welcher zahlreiche Rinder- und Pferdeheerden weiden. Keine gebahnten Wege und Straßen, nur Wagenspuren zeigen hier und da, wo am meisten gefahren wird. Meilenweit erblickst du kein Haus, geschweige ein Dorf; nur zuweilen kommt ein Brunnen zum Vorschein, nämlich ein in die Erde gegrabenes Loch, eine Stange zum Heraufziehen des Wassers und ein ausgehöhlter Baumstamm, um daran das Vieh zu tränken; zuweilen führt auch dein Weg an einem Hügel vorüber, dem Grabe irgend eines Helden aus längst entschwundener Zeit. Du freuest dich über die Störche, die über deinem Haupte hinziehen, denn sie fesseln auf einige Augenblicke deinen Blick und des Abends unterhalten dich die vielen kleinen Feuer, die aus allen Richtungen zu dir herüberschimmern, theils von den Hirten, theils von den Reisenden angezündet, die gleich den Karavanen des Orients auf freiem Felde übernachten. A. W. Grube.

10. Siebenbürgen.

Reis't man von Pesth weiter nach Osten und hat den ersten Gebirgskranz überschritten, so tritt man in ein neues, von Ungarn gänzlich verschiedenes Land, — Siebenbürgen. Enge Pässe führen in dies romantische Bergland, wo noch Bären und Wölfe hausen, wo die Bergeshäupter noch im Schnee erglänzen, wenn auf der Ebene schon die Erndte naht, wo man Zuflucht findet vor dem Staube und der Hitze der Pußten, und das Auge sich wieder erquickt an dem saftigen Grün der Bergwiesen und an einer frischblühenden mannichfaltigen Flora. Das Volk ist arm, aber fröhlich und heiter. Sorgloser können selbst die Wilden nicht sein als die Wallachen. Wird ihm eine reichliche Erndte zu Theil, so sieht der Wallache das als eine Fügung des Himmels an, der Ruhe und dem Müßiggange sich zu überlassen. Da darf man sich nicht wundern, wenn die Dörfer nur nothdürftige Hütten sind und allenthalben die bitterste Armuth sichtbar ist. Kommt man in das Land des ächten Husarenvolkes, der Szekler, die vielleicht die Ureinwohner des Landes sind, so erstaunt man über die Ordnung und Reinlichkeit, die man allenthalben findet; auch wird man überrascht von den vielen mineralischen Quellen, die meistentheils sehr stark sind. Man fühlt eine besondere Genugthuung, wenn man diesen kräftigen fernigen magyarischen Volksstamm, der wie zum Soldaten geschaffen ist, aus eigener

Anschauung kennen lernt. Aber vor Allem wohlthuend ist der Eindruck, den das Land der Sachsen auf den deutschen Reisenden macht. Ist auch der Boden nicht gerade der fruchtbarste, so bringt ihn doch Fleiß und Mühe zu einem guten Ertrage. Ueberall bemerkt man Wohlhabenheit und Behaglichkeit, was neben dem so eben gerühmten Fleiße von der persönlichen Freiheit abzuleiten ist, die hier ein Jeder genießt. Es sind aber die hiesigen Deutschen weniger den Sachsen, als den Württembergern und Bayern an Sprache und Sitte ähnlich, stammen auch wohl ursprünglich zum großen Theil aus beiden Staaten und heißen nur deßhalb Sachsen, weil man in Siebenbürgen alle Deutschen mit diesem Namen beehrt, wie man sie in Ungarn ohne Ausnahme Schwaben nennt. In Hermannstadt fühlt man sich ganz nach Deutschland versetzt und zwar in seine besten Gegenden. Die Stadt ist gerade nicht prachtvoll gebaut, sie hat das Ansehen einer alten deutschen Mittelstadt, spricht aber sehr durch die Gemüthlichkeit ihrer Bewohner an, die in den gebildeten Classen fast alle aus Deutschen bestehen. In den unteren Classen findet man viele Wallachen, auch Zigeuner fehlen nicht. J. G. Elsner.

11. Böhmen.

Wenn man das einzige und nothwendige Naturprodukt des Salzes, an welchem Böhmen auffallenden Mangel leidet, abrechnet, so vereinigt dieses Land in seltener Weise Alles, was zu des Lebens Nothdurft und Annehmlichkeit gehört: gesegnete Kornfelder, holzreiche Waldungen, erzhaltige Berge, große Braun- und Steinkohlenlager, fruchtbare Wiesen, ergiebige Obstgärten, treffliche Weinberge, vorzügliche Hopfenfelder — und dazu schiffbare Flüsse. Darum wird auch Böhmen mit Recht der schönste Diamant in Oesterreichs Krone genannt. Das Klima bietet eine herrliche Mitte von Wärme und Kälte; nur in den Hochflächen und Gebirgslandschaften ist es rauh. Der hohe Wall des Erzgebirges wie der noch höhere der Sudetenkette schützt indessen das anliegende tiefere Land vor den Nord- und Ostwinden. Da, wo die Moldau in die Elbe tritt, in der reizenden Gegend von Molnik, gedeihen seit Jahrhunderten Burgunderreben auf das Beste und liefern in guten Jahren einen Wein, der fast das Originalgewächs übertrifft. Unter den österreichischen Landestheilen steht Böhmens Gewerbfleiß unbedingt obenan. Leinenwaaren werden für die Ausfuhr im Großen ausschließlich in Böhmen (am Riesengebirge) verfertigt, über eine Million Stück jährlich, und die „Rumburger" Leinwand ist auch in der nichtböhmischen Frauenwelt rühmlichst bekannt. Spitzengarn wird von solcher Feinheit gesponnen, daß ein Faden von 16,000 böhmischen Ellen Länge nur $1^1/_2$ Loth wiegt. Auch die Wollen- und Baumwollenspinnereien kommen jetzt mehr und mehr in Schwung. In der Glasfabrikation aber behauptet Böhmen seit Langem entschiedenen Vorrang; man rechnet 75 Glashütten und 22 Glasschlei-

fereien. Böhmisches Glas ist in Syrien und Aegypten, in Spanien und Mexiko bekannt. Die böhmische Industrie muß noch eine große Zukunft haben, denn bis jetzt hat man erst einen kleinen Anfang gemacht; viele Kräfte schlafen noch, in der Natur wie in der Menschenwelt, und warten der Auferstehung.

Einen überraschenden Eindruck und alle Erwartung übertreffend machte auf mich Böhmens Hauptstadt. Mit Prag möchte sich von den deutschen Städten keine an Schönheit und Eigenthümlichkeit der Lage messen können. Wenn man von dem Plateau des Weißen Berges her in das hochgelegene Burgviertel der Stadt, den Hradschin, vorschreitet auf den Vorsprung, der jäh zum Moldauthale abfällt, und dann von dieser Bergstadt herab auf einmal tief unter sich eine noch viel größere Flußstadt erblickt, ein Meer von Häusern und Palästen, aus dessen Wogen eine zahllose Menge von Kirchen, Thürmen und Kuppeln wie Schiffe mit ihren Masten hervorragt: so ist das fast ein orientalisches Bild, großartig und prächtig. Zu den Füßen schlängelt sich die breite, stattliche Moldau, welche tief in die Hochfläche hineingegraben und malerische Hügelreihen an ihren Ufern gebildet hat. Dort erhebt sich der schroffe Cziskaberg, auf welchem die Hussiten 1420 ihren ersten Sieg erfochten, und weit im Hintergrunde der feste Wischerad. Wendet man sich um, so hat man die Ansicht des großen königlichen Schlosses, das die kaiserliche Hofburg zu Wien noch an Größe übertrifft; daneben das prächtige erzbischöfliche Palais, rechts aber die ehrwürdige gothische Kathedrale, der Dom von St. Veit (leider unvollendet), mit seinem himmelanstrebenden Thurme. Auf der entgegengesetzten Seite das reiche Prämonstratenserstift Strahof mit seiner schönen Kirche und dahinter auf einem mit Wein- und Obstgärten bekränzten Hügel die freundliche Laurenzi-Kapelle mit ihren zwei zierlichen Thürmen; — eine Mannichfaltigkeit der An- und Aussicht, wie sie dem Auge selten zu Theil wird. A. W. Grube.

12. Die Fingalshöhle.

In meinem letzten Briefe erzählte ich Dir, theuerster Freund, von der Baumannshöhle im Harz. Heute begleite mich einmal über die Nordsee hinaus nach Schottland, und zwar auf eine zu Schottland gehörende Insel, Staffa genannt. Diese Insel ist etwa eine Meile lang. Die ganze Insel besteht aus Basaltsäulen, welche aus dem Meere hervorragen. Etwa 16—20 Menschen wohnen auf dieser Insel, und wollten wir ihnen einen Besuch abstatten, so könnten wir nicht anders zu ihnen kommen, als dadurch, daß sie uns an einem Seile die steile Küste zu sich hinanzögen. Wir wollen daher lieber in unserem Schiffe bleiben und am südwestlichen Ende der Insel in ein Boot steigen, um uns in eine der merkwürdigsten Höhlen der Welt fahren zu lassen, deren Fußboden das wogende Meer ist. Die Höhle, aus regelmäßigen sechskantigen Basaltsäulen

gebildet, ist von dem gewölbten Eingange bis zum inneren Ende 350 Fuß lang, die Breite am Eingange ist 53 Fuß, die sich am Ende bis zu 20 Fuß verengt, die Höhe des Bogens am Eingange ist über 120 Fuß und im Innern ist das Gewölbe etwa 70 Fuß. Um Dir eine recht deutliche Vorstellung von der Höhe und Weite der Höhle zu machen, nimm die Vergleichung mit einem großen Zimmer zu Hülfe; so habe ich es wenigstens gemacht. Das Innere dieser Höhle, welche man Fingalshöhle nennt, wird durch das von Aussen einfallende Tageslicht bis zum hintersten Ende vollkommen erleuchtet, und es enthüllten sich dadurch eine Menge von Schönheiten. Ebbe und Fluth halten die im Innern der Höhle befindliche Luft in steter Bewegung und sie bleibt daher rein von Dünsten. Das tosende Brechen der Meereswellen an den Wänden und an dem Boden gewährt ein schönes Schauspiel und macht die Höhle furchtbar schön. Das äußerste Ende derselben erreicht man auf einem ganz schmalen Fußsteige, der über abgebrochene Basaltsäulen führt. Eine Reihe Säulen von ungleicher Größe, welche der Vorderseite einer Orgel nicht unähnlich sein soll, bildet die hinterste Wand der Höhle.

Sehen wir diese Höhle auch nicht mit leiblichen Augen, so regen sich in uns gewiß bei Beschreibung derselben die Gefühle der Bewunderung, der Größe und Macht Gottes, der in tausend Wundern auf seiner Erde auch uns zuruft: „Ich bin der Allmächtige! Wandle vor mir und sei fromm!" Mit herzlicher Liebe Dein Freund Eduard Schüler. Bormann.

13. Die Schweiz.

Die Schweiz hat alle Majestät und Pracht eines gebirgigen Landes, allen Reiz mannichfaltig bebaueter Ebenen und ausserdem alle Schreken der nordischen Erdstriche und die ersten Wunder der Natur in den Alpen. Sie ist fast nichts, als eine unaufhörliche Kette von Hügeln, Bergen und Gebirgen; zwischen ihnen liegen die angenehmsten Thäler; die Plänen haben wieder Erhöhungen und Vertiefungen und hängen mit den Bergen durch reizend angebaute Abhänge zusammen. In den Zwischenräumen der Höhen erblickt man entweder Seen oder Flüsse, die durch ihre mannichfaltigen Krümmungen zwischen den Hügeln die entzückenden Aussichten vermehren. In den meisten Gegenden sieht man mit schwindelndem Auge einen Berg über den andern gethürmt, die zuweilen zwei, zuweilen drei und mehrere fürchterliche Absätze haben und neben ihrer weiten Ausdehnung eine Höhe erreichen, die sich über die Wolken hinaus verliert. Bald darauf eröffnet sich wieder ein langes, fruchtbares, von lieblichen Bächen bewässertes Thal oder eine freie Aussicht in gegenüberliegende Berge, die mit Menschen, Kirchen, Dörfern, einzelnen Hütten und Landhäusern, Reben, Obstbäumen und Heerden gleichsam besäet sind. Mannichfaltigkeit, Grösse und Contrast sind der unterscheidende Charakter der Landschaften der Schweiz. Nichts aber zeichnet sich mehr in ihnen aus, als die stärksten Contraste und die seltsamsten und auffallendsten Gegenstellungen. Am Fusse kahler Felsenwände sieht man grüne, kräutervolle Wiesen; in öden Abgründen reifen die schmackhaftesten Baumfrüchte; reizende Landhäuser erheben sich

mitten in der Wildniss; Eisberge thürmen sich am Rande der fruchtbarsten Thäler auf und, indem man mit dem einen Fuss in ewigem Schnee steht, tritt der andere auf einen grünen Teppich, wo die süsse Erdbeere sich röthet; der Reiz des Frühlings und die Fruchtbarkeit des Sommers erscheinen hier ungestört mitten unter der Rauigkeit des Winters und Grönlands Schrecken steigen, tausendfältig vermehrt, über ein Paradies auf, wo tausend Blumen duften. Hirschfeld.

14. Appenzell.

Da sitzen wir 4600 Fuß hoch über dem Meere, an hoher Felsenwand, und betrachten mit Entzücken die reizende Gebirgswelt. Da möchte man Tage lang weilen und scheidet mit schwerem Herzen von diesem erhabenen Schauspiele. Wir wollen aber noch höher, auf die Säntishöhe von 7700 Fuß, um von diesem erhabensten Punkte Appenzell's in die weite Welt zu blicken. Diese Bergfahrt dauert sechs Stunden. Gegen Abend brechen wir, unter Leitung eines kundigen Führers, auf, steigen vier Stunden rüstig bergan und übernachten in einer Sennhütte. An's Schlafen ist nicht viel zu denken, und es macht Freude, das lustige Feuer von dürrem Tannenholz wohl anzuschüren. Mit dem ersten Tagesgrauen steigen wir wieder bergan, um die Gipfel vor Sonnenaufgang zu erreichen. Schon glühen die Alpenhörner Tyrols in riesiger Pracht, immer weiter schreitet das purpurne Licht über die Berggipfel der gegen Süden und Südwesten gelagerten Alpen, während der Fuß der Berge und die Thäler noch vom nächtlichen Grau umschleiert sind. Wir gelangen endlich auf den Gipfel und die Sonne taucht empor über die östlichen Berge, ihre Häupter mit Licht überfluthend; jetzt glänzen die Firsten silberhell, das Dunkel in der Tiefe verschwindet und eine unermeßlich weite Welt liegt ausgebreitet vor dem erstaunten Blicke. Vor Allem stellt sich das Alpengebirge in seiner Großartigkeit vor; von den steierischen, salzburger und tyroler Alpen gleitet das Auge über die bündtnischen zu den glarnischen und die Alpen von Uri bis zu den Riesen des berner Oberlandes, dem Finsteraarhorn, Schreckhorn und der Jungfrau — eine Strecke von mehr als hundert Stunden! Wenn das Weltmeer Wogen von vielen tausend Fuß Höhe aufthürmte und diese plötzlich überstürzend und Flammen gleich wieder aufsteigend, gebrochen und gerundet im Augenblicke zu Eis erstarrten, so möchte das einen ähnlichen Anblick gewähren. Ein Schauer überkommt uns, wenn wir auf diese zertrümmerte Welt blicken, und die Seele erbebt, indem sie die Allmacht Gottes schaut. Bumüller.

15. Venedig.

Venedig liegt im adriatischen Meerbusen, ein Riesenschiff in einem riesigen Hafen vor Anker. Seine engen Strassen, die dadurch, dass sie blos für Menschen bestimmt sind, dass nie weder Wagen noch Lastvieh darin gesehen werden, ein gewisses Ansehen von Häuslichkeit bekommen, als seien es nur Gänge

desselben Gebäudes, lassen sich ohne Zwang dem innern Raum eines Schiffes vergleichen, in welchem der herrliche Markusplatz als Saal, die Riva de' Schiavoni als Verdeck erscheinen. Vom hohen Glockenthurme, des Schiffes würdigem Hauptmast, aus gesehen, erscheinen die andern entfernteren Inseln in den Lagunen nur als Boote und Schaluppen, die zum Dienste des grossen Fahrzeuges besimmt sind. H. Leo.

16. Das Leben in den Straßen Neapels.

Kein bunteres Bild kann gedacht werden, als das Gewühl in der langen, von Süden nach Norden sanft ansteigenden Straße Toledo, der Pulsader Neapels. Zwei selten unterbrochene Reihen hin- und hergehender Equipagen und Miethkutschen, unter die sich noch mehrere Omnibus und viele Reiter mischen, drängen die Fußgänger und einen guten Theil der Pferde, Maulthiere und Esel, welche Früchte und Gemüse in die Stadt und Unrath aus derselben fortbringen, rechts und links an die Häuser. Hier fänden sie aber wenig Raum, wäre nicht die Stadt von ansehnlicher Breite. Denn nicht allein die Besucher der Kaffeehäuser, deren es wie in ganz Italien unzählige gibt, sitzen, der frischen Luft wegen, weit in die Gassen hinein, sondern auch alle Arten von Handwerkern: Schneider, Schuster, Schlosser, Sattler und Blechschmiede arbeiten Tags und bei Licht nicht in, sondern vor ihrer Bude, wenn sie nicht von der Gluth der Mittagssonne, vom Regen oder der Tramontana (Nordwind) verscheucht werden. Die Kleinverkäufer, deren Zahl Legion ist, und die Geldwechsler sind ebenfalls mit ihren Tischen auf der Straße postirt. Eine Menge Garköche, welche hauptsächlich Maccaroni bereiten; Friggitori, welche Küchlein und Fleisch in Oel backen; Aufwärter aus Kaffeehäusern, die Kaffee brennen; Leute, die Kastanien, Pinienkerne und Maiskolben rösten, haben ihre Kohlenbecken und blechernen Oefchen gleichfalls in der Straße aufgepflanzt, und die vielen Stände der Acquajuoli (Eiswasser-Verkäufer) nehmen auch einen nicht geringen Raum ein. Alle diese Leute haben ihr Publikum, welches schmaust und trinkt, gafft und schwatzt. Ueberhaupt drängt Jeder, der Etwas zu verkaufen hat, so weit in die Straße hinein als möglich, damit recht viele Fußgänger dicht an ihm vorüber müssen. Der Glashändler stellt seine Dutzend elender Gläser, man möchte sagen zwischen die Füße der Leute und schiebt ruhig rothes Papier unter, damit sie einen schönen Schein haben. Zertrete ihm ein Vorübergehender eines, er würde einen furchtbaren Lärm machen und das Sechsfache des Werthes begehren. Der Fischhändler, der getrocknete Fische auf einem Karren herumfährt, verweilt im dichtesten Haufen der Auf- und Niedereilenden ein Viertelstündchen, und er wird Jeden auslachen, der ihm sagte, er solle auf einem freien Platze halten. Und so in hundert ähnlichen Fällen. Dazu kommen noch die Landleute, Lazzaroni, Bettler,

welche, theils um auszuruhen, theils um zu gaffen, theils um Erwerb oder Geschenke abzupassen, quer durch die Straße liegen, mit dem Kopfe an den Häusern, so daß man bisweilen über sie wegsteigen muß. Letzteres ist um so weniger erfreulich, da sie oft mit dem Fang von Ungeziefer beschäftigt sind. Diese Leute haben sich so sehr gewöhnt, das Pflaster zum Ruhebett zu haben, daß sie beim größten Lärm in tiefem Schlafe liegen. Oefters fällt es nun gar einem Capitano ein, seine Soldaten gassenbreit marschiren zu lassen. Du wirst das nicht sinnreich finden, aber es geschieht. Flüchten dann nicht Wagen und Fußgänger zu rechter Zeit in die Nebenstraßen, so geht es toll her, und Flüche aus dem Munde der Männer und Anrufungen der Madonna von Seiten der Frauen erschallen überall her.

K. A. Mayer.

17. Die Natur des südlichen Italiens.

Der Himmel erscheint in Süditalien Monate lang ununterbrochen wolkenlos und so blau oder noch blauer, als bei uns in den schönsten Frühlingstagen, wenn die Dünste, welche über der deutschen Erde schweben, zu weissen Wolken zusammengeflossen sind. Die Luft ist so rein, dass meilenweit entfernte Dörfer ganz nahe scheinen. Am Tage sieht man die Sterne und in der Nacht hebt sich das Gebüsch und jeder andere dunkle Gegenstand unglaublich scharf in der Landschaft ab. Beim blosen Schein der schmalen Mondssichel werfen die Körper starke Schatten und die Sterne, die in ungleich grösserer Zahl und Pracht als bei uns erscheinen, geben Licht genug, um lesen zu können. Ueber Himmel, Erd' und Meer ist den Tag über eine Heiterkeit und Klarheit, und bei Sonnenuntergang eine Farbengluth verbreitet, die unaussprechlich ist.

Oft schwimmt, nachdem die goldene Scheibe hinabgesunken, plötzlich Alles in einem Meere von Rosenroth, von dem der Blick sich geblendet abkehrt; Häuser und Flur, Gebirg und Meer, ja die Gesichter flammen, und wenn, wie es manchmal geschieht, gerade ein feiner Regen fällt, so scheint Purpur niederzuträufeln.

Mayer.

18. Der Vesuv bei Neapel.

Dieser merkwürdige Berg ist einige Stunden weit von Portici im Neapolitanischen. Wer ihn besuchen will, der miethet zu Resina, einem Dorfe ganz nahe an dieser Stadt, Maulthiere. Drei italienische Meilen weit reitet man an dem Fuße des Berges über Asche und Lava weg; doch hat man noch zur Seite Felder und schöne Weingärten; bald wird aber der Weg so, daß auch die Maulthiere zurückbleiben müssen. Noch über eine Stunde hat man dann zu klettern, bis man an den Krater oder den Schlund des Berges gelangt, aus welchem beständig Rauch aufsteigt. Man kann daher nur Minuten lang in das Innere schauen, so lange nämlich der

Wind den Rauch nach einer anderen Seite treibt. Es ist aber gefährlich, bis an den Rand der Tiefe zu treten, weil Alles locker ist und oft ganze große Massen sich losmachen und hinabfallen, denn der Rauchfang ist gewöhnlich mit Asche und losen Steinen verstopft, zwischen welchen sich der Rauch durchwindet; aber es möchte doch keine sehr angenehme Ueberraschung sein, so ganz unversehens in den Rauchfang eines Vulkans hinab zu fahren, zumal wenn man kein Seil und keine rettenden Freunde bei sich hätte. Der Grund des ungeheuern Schlundes ist ganz mit Schwefel, Asche, verglaseten Steinen von rothen, weißen, schwarzen Farben überdeckt, die bunt durch einander gemischt sind und einen schönen Anblick geben. Sehr selten raucht der Berg so wenig, daß man den Boden des Kraters sehen kann. Ein starker Wind stößt zuweilen den Dampf auf einmal heraus, und diesen Augenblick muß man abwarten, um hinab zu schauen. Wenn der Berg aber sehr stark raucht, so kann man sich der Oeffnung nicht einmal nähern. Dampft er weniger, so sieht man den Schwefeldampf wie die Flammen von angezündetem Spiritus zwischen den Steinen spielen und aus hundert Ritzen hervordringen. Oft ist der Berg viele Jahre lang ruhig. Unversehens erschreckt er dann die ganze umliegende Gegend durch furchtbare Ausbrüche. Ein solcher Ausbruch erfolgte unter andern auch im Jahre 1794. Die Vorläufer davon waren wellenförmige Erdstöße, die drei Tage nach einander empfunden wurden. Mehrere Monate vorher hatte man weder Rauch noch Flammen an dem Berge bemerkt. Am 15. Junius um 10 Uhr in der Nacht kamen aber neue Erdstöße und in demselben Augenblick that sich der Vesuv an einer Seite in vier, wenig von einander entfernten Oeffnungen auf und schleuderte mit furchtbarer Gewalt Lava und glühende Felsstücke in die Luft. Dicke, mit glühender Asche vermischte Dämpfe verfinsterten den ganzen Horizont. Das Getöse, das er machte, verbunden mit der ununterbrochenen Erschütterung der Häuser und der herabströmenden Lava, setzte alle Bewohner der umliegenden Ortschaften und selbst die Stadt Neapel in Angst und Schrecken. Die Lavaströme, die den Berg herabstürzten, waren zwei. Einer davon war zehn Ellen hoch und eine Viertelstunde breit, kam bis an die Stadt Neapel, wo er sich in drei Zweige theilte. Der eine verheerte alle Wohnungen eines Stadtviertels, stürzte sich in einen breiten Graben, verbreitete sich gegen hundert Schritte innerhalb der Stadt und ergoß sich nach dem Seestrande hinab. Der zweite zerstörte ein anderes Viertel der Stadt, bedeckte die Straßen und floß zischend in das Meer, wo er gegen vierzig Schritte weit vordrang. Der dritte erreichte einen andern Theil der Häuser in dem obern Theile der Stadt und vernichtete den untern Theil des Viertels am Meeresstrande. Am 16. und 17. dauerte der Ausbruch fort; die Erdstöße erneuerten sich, der entzündende Luftkreis schimmerte beständig. Am 18. waren die Erdstöße fürchterlich. Dicker

Rauch und Asche verhinderten den Anblick des Vesuvs, dessen kegelförmiger Gipfel am folgenden Tage nach einem heftigen Krachen einstürzte und in den Krater fiel. Aus diesem Grunde wurde der Hauptberg viel niedriger und der neben ihm stehende viel kleinere Berg wurde höher. Bei diesem Ausbruche sahen sich 18,000 Einwohner der Stadt Neapel genöthigt, ihre Wohnungen zu verlassen, 33 Menschen büßten ihr Leben dabei ein, die Zahl der umgekommenen Thiere belief sich auf 4168. Noch an zwei verschiedenen Orten öffnete sich der Berg und zwei neue Lavaströme strömten hervor. An vielen Orten lag die Asche vier Ellen hoch. Auf der Seite von Giovanni fiel ein heftiger Aschenregen mit siedendem Wasser, kleinen Steinen und Bimssteinen, wodurch großer Schaden verursacht wurde. Auf ein Landhaus stürzte eine feurige Masse in Gestalt einer Kugel, die alles Brennbare im Hause verzehrte. Die Höhlung des Kraters war sechsmal so groß als sonst und aus dieser wälzte sich noch am 19. die Asche mit erschrecklicher Kraft in die Luft, höher als der höchste Thurm, und bildete Figuren wie Blumenkohl, jedoch in großartigerer Gestalt. Unter Donnern und Blitzen endete das Schauspiel. Das Wasser im Meere war von der eingetretenen Lava zwei Tage lang siedend heiß. Den 20. war Alles ruhig; nur dann und wann rollte der Donner noch ein wenig.

19. Konstantinopel.

Mitten vor uns lag die Spitze des Serails, neben welcher sich das prachtvolle Konstantinopel erhebt. Tausende von Häusern sind auf den sieben Hügeln verstreut, auf denen die Stadt gebaut ist, und zwischen denen sich das berühmte goldene Horn, Konstantinopels schöner Hafen, erstreckt. Mitten unter den Häusern erheben sich die schönsten Baumgruppen; eine Menge prächtiger Moscheen, schlanker Minarets bieten sich zu gleicher Zeit den Blicken dar, im klarsten Glanze des südlichen Himmels prangend. Der Anblick war bezaubernd, ich wagte kaum zu athmen; ich meinte in einem lieblichen Traume befangen zu sein und fürchtete, davon zu erwachen. Doch rastlos ruderten wir vorwärts und bald erreichten wir den Hafen. Wir suchten unsern Weg mitten durch einige hundert Kauffahrteischiffe, die hier aus allen Welttheilen zusammenkommen. Wir landeten an einem bedeckten hölzernen Vorbau, wo die Kaiken (sechsruderige Schiffe) gewöhnlich anlegen.

Wir traten in die Stadt. Nun änderte sich die Scene. Die Gassen sind widrig, die Häuser haben einen leichten und unsicheren Bau. Das Pflaster ist ebenfalls abscheulich und die Gassen sind so eng, daß manchmal nur mit Mühe drei Personen darin neben einander gehen können; und dabei sind sie noch bevölkerter, als die Straßen jeder anderen europäischen Hauptstadt. Die lebhafteste Einbildungskraft eines Europäers, der noch keine asiatische Stadt gesehen hat, vermag nicht, sich eine Vorstellung davon zu machen. Was mir zuerst auffiel, war die Mannichfaltigkeit und Weite der Trachten. Man lehrte mich den Rang und die Nationalität der Leute, die mir begegneten, nach ihrem Kopfputz und ihrer Fußbekleidung zu erkennen. Die Muhamedaner tragen gelbe, die Rajas (christliche Unterthanen der Pforte) rothe und die Juden blaue Stiefeln. Ein ähnlicher Unterschied

findet bei den Häusern Statt. Die öffentlichen Gebäude und die, welche dem Sultan gehören, sind weiß, die der Emire grün und die der andern Türken roth; die Häuser der Rajahs und der andern Unterthanen endlich sind grau angestrichen. Die Hunde, welche mir bei jedem Schritte haufenweise begegneten, waren mir eine widerwärtige Erscheinung; ihre Race ist häßlich, der Gestalt und Farbe nach gleichen sie dem Fuchse oder dem Wolfe. Sie leben in den Gassen ohne Herren, ganz wild und vermehren sich auf eine beängstigende Weise; doch hat man kein Beispiel, daß die Tollwuth unter ihnen geherrscht habe. Auf die engen Gassen folgen von Zeit zu Zeit unregelmäßige Plätze, die mit Bäumen besetzt sind. Je mehr ich vorwärts kam, desto außerordentlicher erschien mir das Leben und die Bewegung; die bevölkertsten Quartiere von Paris geben keinen Begriff davon. Ueberall sieht man Buden. Hier werden Sorbets oder Backwerk im Schatten einer Platane verkauft; dort sitzt mit gekreuzten Beinen ein Steinschneider auf seinem Tische, arbeitet, raucht seine türkische Pfeife und bietet seine wunderlichen Ringe und gestochenen Steine den Käufern an. Etwas weiter legt ein Pfeifenhändler seine vergoldeten Köpfe, seine Mundstücke von Bernstein und Porzellanmasse aus; neben ihm verkauft ein Kupferschmied die sonderbarsten Geräthe. Darauf kommt man an einen Kaufmann, der Shawls, orientalische Stoffe und alte Kleider feil hat, und zu einem halbnackten Gärtner, der auf seinen Schultern eine bogenförmige Stange trägt, an deren beiden Enden Körbe mit Küchengewächsen hängen. Im Anschauen dieses Wirrwarrs wird man plötzlich fast umgeworfen durch den breiten Kasten eines Citronenhändlers, zugleich aber ertönt ein klägliches Schreien: es ist ein Verpesteter, den ein Lastträger in das nächste Spital schleppt. Man stellt sich mit Entsetzen auf die Seite, und kaum hat man sich von diesem Schrecken erholt, so läuft man schon wieder Gefahr, in die Rinne geworfen zu werden, die mitten in der Gasse fließt; denn es kommt eine ganze Rotte Esel, die so mit Bauholz beladen sind, daß sie fast die ganze Breite des Raumes einnehmen. Gleich nach ihnen folgen Reiter; dann kommen wieder Kotschis und Arabas, zwei Arten höchst seltsamer mit Musselin bedeckter Kutschen, die man gewöhnlich für Frauenzimmer gebraucht und die theils von Pferden, theils von Ochsen gezogen werden. Mit einem Wort: die Straßen wimmeln von Menschen und Thieren der verschiedensten Art; namentlich sieht man auch viele Bettler mit zerlumpten Turbanen und Kaftanen, viele Blinde und Aussätzige. Bussière.

20. Verheerungen der Pest.

Eine der größten Plagen des türkischen Reiches ist die Pest, denn oft macht sie die volkreichsten Städte zu Wüsteneien. Bisweilen ist die Seuche so allgemein, daß in Städten wie Konstantinopel, nachdem sie vorüber ist, fünfzehn bis zwanzig tausend Menschen weniger leben. Am heftigsten wüthet sie in den Sommermonaten, besonders Mai, Junius und Julius, und täglich trägt man dann ein Paar hundert Todte zur Erde. Oft steigt ihre Anzahl bis zu vier und fünfhundert; und jetzt erst fängt man an unruhig zu werden; wenn aber täglich über tausend Menschen hingerafft werden, dann spricht man ängstlich: es ist eine große Pest!

Derjenige, der davon befallen wird, empfindet einen besonderen Kopfschmerz; das Kreuz thut ihm wehe und Mattigkeit verbreitet sich über den ganzen Körper. Bald darauf folgt ein heftiges Fieber,

bei welchem der Mensch in eine Art von Raserei verfällt, in der er gemeiniglich dahinstirbt. Das Besondere dieser Krankheit ist ihre Wirkung auf die Seele des Patienten, denn er verliert dabei allen Muth und allen Trost. Nach dem Tode bricht erst noch die Pestbeule aus. Ist der Anfall nicht so heftig, so kommt sie vor dem Tode. Das Hinsterben erfolgt immer sehr schnell. Bei Einigen fallen Tod und Krankheit fast immer auf einen Augenblick, bei Andern in den Zwischenraum einiger Stunden oder höchstens dreier Tage. Die Beulen brechen größtentheils an den weichen Theilen des Leibes aus; bald ist es nur eine, bald sind es mehrere. Es gibt zwei deutlich zu erkennende Arten. Bei der bösartigen ist keine Genesung zu hoffen, aber auch bei der gutartigen ist der Patient vierzig Tage lang in Todesgefahr. Die gutartigen Beulen werden, wenn sie gehörig reif sind, geöffnet, woraus alsdann eine stinkende Materie fließt. In jenen vierzig Tagen muß von dem Patienten eine strenge Diät beobachtet werden; denn genießt er in dieser Zeit etwas von Fleisch, Fischen, Butter, Oel, Eiern, so bricht die Pest auf's Neue aus und dann ist er ohne Hülfe ein Kind des Todes. Reis, Kräuter, Nudeln in Wasser gekocht sind seine einzige Nahrung. Aussätzige und mit bösen Ausschlägen bedeckte Menschen sind so ziemlich sicher vor dieser Krankheit.

Wer die Pest einmal gehabt hat, der ist darum ein andermal nicht davon frei. Man weiß Beispiele von Personen, die sie zwölfmal und auch noch öfter bekamen, und am Ende doch noch daran sterben mußten. Ja, gewissermaßen ist Derjenige, der sie einmal gehabt hat, empfänglicher dafür, als ein Anderer. Ein Solcher merkt auch öfter schon zum voraus, wenn wieder eine neue Pest entstehen wird, denn eine gewisse juckende Empfindung an der geheilten Beule sagt es ihm.

Arzneimittel sind bei dieser Krankheit nicht anwendbar. Gleich anfangs gibt man den Patienten ein starkes schweißtreibendes Mittel, um das Hervorkommen der Pestbeule zu befördern. Ist sie von der besseren Art, so ist die Oeffnung derselben und eine gute Diät das einzige Mittel zur Wiederherstellung.

Die Pest verbreitet sich sehr geschwind von einem Orte über ganze Landschaften des türkischen Reichs, denn man weiß daselbst von keiner Sperrung der angesteckten Ortschaften. Die Krankheit ist übrigens wie ein Lauffeuer. Sie wird, so viel man abnehmen kann, nicht durch die Luft fortgepflanzt, denn diese bleibt dabei im Freien so gesund wie vorher; der Gebrauch aber oder die Berührung angesteckter Personen und Sachen ist äußerst gefährlich; wer sich hiervon in Acht nimmt, der bleibt verschont. Und da die Mittheilung so ganz unbemerkt geschieht, so kann man wohl mit David sagen, die Pest sei ein Uebel, das im Finstern schleicht. Durch Alles steckt sie an, Brod, Holz und flüssige Sachen ausgenommen.

Ihr Anfang, Fortgang und Ende ist ungewiß. Oft fängt sie

im Herbste, am gewöhnlichsten aber im Winter an, nimmt im Frühjahr zu und hört mit Ende des Julius auf. In Aegypten und in der Levante läßt sie schon um Johannis nach.

Fragt man nach den Ursachen, warum die Pest so oft in der Türkei wüthe, so finden sich derselben mehrere. Die hauptsächlichste liegt darin, daß die Ausbreitung nie verhindert wird. Die angesteckten Häuser, Oerter und Landschaften werden nie gesperrt, und die dem Anstecken unterworfenen Dinge, als Kleidungen, Betten u. s. w. nie verbrannt, begraben oder wenigstens gehörig gereinigt, sondern öffentlich verkauft, oder, wenn es Erbschaftsstücke sind, einige Jahre lang verschlossen und dann wieder hervorgeholt, wobei denn immer die Pest von Neuem ausbricht. Dieses unvernünftige Benehmen beruht auf dem Religionsglauben der Muhamedaner an ein unvermeidliches Schicksal; sie sind überzeugt, daß das, was dem Menschen mit Gottes Zulassung geschehen soll, ihm auch widerfahren werde, man mag dagegen machen, was man wolle. Daher flieht kein Muhamedaner vor einem angesteckten Hause oder Dorfe. Die Pest ist in seinen Augen ein Pfeil Gottes, der nie sein Ziel verfehlt; sie halten es daher für vergeblich, ihm auszuweichen.

Die christlichen Bewohner des türkischen Reiches, wenigstens die Fremden, sind vorsichtiger und werden daher von der tödtlichen Seuche nicht so leicht angesteckt. Wenn die Pest überhand nimmt, so schließen sie sich in ihre Häuser ein oder flüchten sich auf das Land. Sie lassen nichts in ihre Wohnungen bringen, was nicht durch einen starken Rauch oder Essig oder Wasser erst gereinigt werden kann. Der Handel ist alsdann größtentheils gesperrt, der Gottesdienst und alle Zusammenkünfte unterbleiben. Doch siegt die Gewinnsucht nicht selten über die Sorge für Gesundheit und Leben. Engländer, Holländer, Schweden und Dänen nehmen oft in den schrecklichsten Pestzeiten Waaren in ihre Schiffe auf. Mehrmals wurde auch schon auf solche Art die Pest in christliche Seestädte gebracht, z. B. nach Livorno, Marseille; gleichwohl ist dieses ein sehr seltener Fall und es ist zu verwundern, daß er nicht viel öfter eintritt.

21. Petersburg.

Die Grossartigkeit des Planes der Stadt offenbart, dass man bei ihr auf eine lange Zukunft rechnete. Jetzt reicht die Bevölkerung, so mächtig und schnell sie auch anschwillt, noch immer nicht hin, die grossen Räume mit dem Leben zu füllen, das man in einer grossen Residenzstadt billig erwartet. Wenn auch sämmtliche 500,000 Menschen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auf den Strassen beständig verkehrten, so bliebe doch für Jeden noch immer ein Raum von 400 Fuss und man würde etwa alle zehn Schritt einen Menschen treffen. Darum fällt jedem Fremden die grosse Oede und Leere in den Strassen auf. Er findet hier grosse wüste Plätze, auf denen zuweilen nichts weiter zu erblicken ist, als eine einsame, ihren weiten Weg trabende Droschke wie ein Boot auf weitem Meere verloren; Strassen, an denen Reihen stummer Paläste liegen, nur hier und da von einigen Fussgängern umflattert, wie die Felsen einsamer Gebirge.

Die Bevölkerung von Petersburg ist wohl ohne Zweifel eine der buntesten und mannichfaltigsten, die man sich wünschen kann. Namentlich gehen jetzt die Verbindungen Petersburgs zu Lande so weit, wie die keiner zweiten Stadt der Welt. Wie vielfach sind nicht schon die Volksstämme, die sich hier auf heimischem Boden fühlen, welche Petersburg als ihre Hauptstadt ansehen! Man betrachte nur das Militair. Da gibt es ein eigenes Garde du Corps für die kaukasischen Völker, eine eigene Abtheilung für die Tartaren, wieder eine für die Finnen, mehrere für die Kosaken u. s. w., von welchen Völkern immer Auserwählte als Geisseln der Treue ihrer Brüder in der Residenz zu weilen gezwungen sind. Man sieht den Kosaken, der sein Ross tummelt, mit eingelegter Lanze, als wären Franzosen zu verfolgen, über den Platz traben; den Tscherkessen in seiner reichen Tracht und vollen Rüstung, auf jedem Zoll seines Leibes bewaffnet und bepanzert, der auf den öffentlichen Plätzen seine kriegerischen Uebungen anstellt; den Taurier (aus der Krimm oder Taurien), der seiner Steppen und seines Allah eingedenk gravitätisch durch das Getümmel schreitet; die russischen Soldaten, die geschult und geübt in langen Colonnen durch die Strassen der Stadt vorbeiziehen; alle die verschiedenen Montirungen und Uniformen der russischen Armee, von denen allen eine Probe in der Residenz sein muss, die Garderegimenter, die Husaren, Jäger, Uhlanen, Dragoner, Kürassire und Grenadiere, die Sapeurs, Ingenieurs und Kanoniere, die beständig zu Pferde und zu Fuss, ihre Wachen wechselnd, Kasernen beziehend, zur Parade eilend, durch die Strassen hin- und herziehen.

Oder man erwäge die Kaufmannschaft und den bürgerlichen Verkehr. Da fehlt kein Volk von Europa und fast keines von Asien, nicht der Spanier und Italiener, nicht die Einwohner der grünen britischen Eilande, nicht der Normana aus dem entfernten Thule (Island), nicht die von Seidengespinnst umrauschten Bucharen und Perser, sogar nicht die Indier aus Tabrobane, weder der Schopf des Chinesen noch die weissen Zähne des Arabers.

Oder man betrachte das niedere Volk. Da schlendern die deutschen Bauern zwischen dem Getümmel der lärmenden Bartrussen, die schlanken Polen neben den untersetsten Finnen und Esthen, die Letten mit den Juden, die amerikanischen Matrosen und ihre Antipoden, die Kantschadalen und Tscheremissen, Muhamedaner, Heiden und Christen, weisse Kaukasier, schwarze Mohren und gelbe Mongolen.

J. G. Kohl.

22. Hammerfest, die letzte Stadt im Norden.

In einer Bucht von Qualöe (Wallfischinsel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis sechs Häuser an die Felsenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchthurme und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel nisten, vertheidigt. Dies ist Hammerfest, die letzte Stadt des Nordens. Sie ist größer, als man auf den ersten Anblick glauben sollte; mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thal versteckt, und wenn man an einem Sommermorgen den felsigen Berg besteigt, der sie beherrscht, so öffnet sich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübschen Kaufmannshäusern, ihren rothen Magazinen und ihren

Fischerhütten, die sich wie ein Gürtel am Rande des Wassers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einen Kreis von Hügeln eingeschnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt ist; weiterhin auf der andern Seite der Bucht von Fluglenäs, einer schmalen Landzunge, auf welcher sich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer, auf dem die große carrirte Flagge des norwegischen Schiffes weht und in der Ferne die Gebirge von Sarö mit ihren ausgezackten und ewig beeisten Gipfeln. Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfest ein heiteres und belebtes Gemälde dar; sie sieht im Verlauf einiger Monate fast 200 Fahrzeuge, theils norwegische, theils fremde, ankommen. Sie bringen Mehl, Hanf u. s. w. und nehmen als Austausch Fische, Thran, Rennthierhäute, Eiderdunen, Füchse und Erz mit fort. Aber diese Tage des Sommers sind nur spärlich. Ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Frost beginnt mitten im schönsten Sommer, bald verschwinden die fremden Schiffe eins nach dem andern, die Waarenhäuser werden geschlossen, die Geschäfte hören auf, Alles wird still.

Der Winter ist da. Und welch' ein Winter! Nächte ohne Ende, ein schwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Zwölf Uhr des Mittags muß man im Monat Dezember sich ganz nahe an's Fenster stellen, um einige Zeilen zu lesen. Vom Morgen bis zum Abend ist die Lampe in allen Häusern angezündet, und keine Freude gibt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeiten. Die Post, die dreimal monatlich ankommen soll, erscheint nur noch zu unbestimmten Zeitpunkten. Die, welche die schwedischen Gebirge passirt, ist oft durch die Nacht und die schlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim über's Meer stößt auf noch größere Hindernisse. Die Stadt ist jetzt wie eine Welt für sich, vom ganzen Erdboden getrennt. Die armen Menschen, welche sie bewohnen, suchen dann alle möglichen Mittel hervor, um sich zu zerstreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um sich dänische und deutsche Bücher zu verschaffen. Sie versammeln sich des Abends bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, wenn die Schneewirbel sie nicht verhindern auszugehen. Sie trinken Punsch, sie rauchen, sie spielen Karten. Selbst die Wissenschaftlichsten unter ihnen müssen sich auf jene Zeitvertreibe beschränken, denn anhaltend beim Lampenschein zu lesen oder zu schreiben ist unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen ist, wenn bisweilen der Himmel sich aufklärt, die langen norwegischen Schneeschuhe von Holz anzuschnallen und über die Felsen und Gebirge zu laufen, an denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben. Gegen Ende des Januars beginnen sie am Horizont die ersten Lichtblicke der Sonne zu suchen, welche sie so lange geflohen hat. Anfangs unterscheidet man in dem düstern Gewölk nur einen röthlichen Schein, aber dies ist das wohlbekannte Zeichen, das Alle freudig begrüßen: es ist der Vorbote der Sonne, welche

im Begriff steht, Erde und Menschen wieder zu beleben. Der Erste, welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme und Jedermann läuft auf den Hügel: dieser Tag ist ein Festtag in allen Familien. Nach und nach vergrößert sich der rothe Schein; die unbestimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht und von Woche zu Woche sich mehr über den Horizont erhebt und da verweilt, bis sie drei Monate hintereinander den Nordmenschen leuchtet. Marmier.

23. Jerusalem.

Es war ein feierliches Erwachen am ersten Morgen, der mich in Jerusalem begrüßte. Kaum graute der Tag, so zitterte meine Seele schon vor Erwartung Dessen, was ich sehen sollte. Langsam ging die erste Stunde des Morgens vorüber und wir drangen in unsern Führer, uns dem Heiligthume zuzuführen. Fast bangte mir, festen Fußes aufzutreten, als wir in die Grabeskirche eintraten. Meine Augen waren wie getrübt und meine Seele ergriffen wunderbare, heilige Gedanken, so daß das steinerne Schnitzwerk und alle kolossale Pracht des Gebäudes mir nur vorkam, wie dem Wanderer ferne Burgzinnen, die an grauen Bergen aus dem Nebel steigen. Ohne daß ich wußte, wie mir geschah, war ich aus dem Grabesgeheimnisse herausgetreten und hatte die Terrasse der Kirche erstiegen, von welcher man ganz Jerusalem übersehen kann. Da lag sie vor mir, die Stadt der Jahrtausende, und erschien mir wie eine Wittwe in ihrer Trauer. Die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter sinkenden Oelbäume, die Grabmale mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felsen, das zerstreute Gemäuer, Alles erinnert an die schweren Begebnisse, die diese Stadt erlitten hat. Darum vermeint der Fremdling, es solle still sein in ihr wie in einem Trauerhause und die Menschen sollten mit verhüllten Häuptern auf ihren Gassen einhergehen. Aber auch dieses Trauerhaus von Jahrhunderten ist vom Getümmel der Menschen nicht verschont geblieben, und überall drängen sich Käufer und Verkäufer, zudringliche Führer und gieriges Gesindel. „Sehen Sie," sagte mein Führer, „dieser Weg, der zur Grabeskirche führt, ist der Schmerzensweg." — Hier ist kein Stein und keine

Platte, die nicht Zeugen einer großen Begebenheit wären. Dieser Raum hat den Heiligsten gesehen in all' seiner Schmach, ihn, den Verurtheilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Last des Kreuzes zum Tode Geführten. Welch' heilige Erinnerungen sind mit diesen Steinen eingebaut; wie viele tausend Herzen seit Constantin's und Helena's Zeiten haben über diesen Anblick geblutet, sind, von diesem Anblicke getröstet, wieder von dannen gegangen! „Dort im Süden liegt Bethlehem," sprach der Führer weiter. Bethlehem, die anmuthigste unter den Städten! Sie liegt so freundlich auf dem Berge und die Sonne schaut so ruhig auf sie, daß ich mich nicht erinnere, irgend einen Ort gesehen zu haben, der mit solcher Anmuth solche Majestät verbände. — Dort zur Linken zwischen den Hügeln dehnt sich das Thal der Hirten hin; eng und still liegt es zwischen den Bergen und nur wenige Bäume begränzen seinen Saum. Dort haben in der heiligen Nacht die Heerschaaren des Himmels zuerst den Aermsten unter dem Volke das neue Heil verkündet. Viele Klöster erheben sich über die Häuser von Bethlehem, und die Kuppel, welche am höchsten hervorragt, gehört der durch die Kaiserin Helena erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte steht, da Christus geboren ist.

„Welches Namens ist dort die Burg," fragte ich den Begleiter, „welche nur einige hundert Schritte von hier auf dem Gipfel jenes Hügels steht?" — „Das ist die Davidsburg auf Zion," sagte eintönig der Führer. Hier hat der Mann gewohnt, der größte seiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König. Von hier aus konnte er Jerusalem beschauen und ungestört des Flusses strömende Welle, das stille grünende Thal, die Tarebinthen und Olivenbäume betrachten, wie sie schmücken die Häupter der Hügel. Gegen Südost liegt vor dem Auge des Beschauers das Thal Josaphat, die Moschee auf Moria und weiterhin der Kessel des todten Meeres. — Kein Anblick vermag die Seele mit so trüben Gedanken zu erfüllen, wie das Thal Josaphat, ein enges Thal

zwischen zwei Hügeln, deren einer den Oelberg, der andere die Stadt Jerusalem auf seiner Höhe trägt, von dem fast wasserlosen Kidron durchschlichen. Niemals scheint die Sonne in diese düstere Tiefe; Morgens verbirgt sie sich hinter dem Oelberge und Nachmittags hinter dem Moria. Es ist das Thal der Schatten und der Gräber, und wer über die Brücke geht, die dort den Kidron überbaut, wird von unwillkührlichen Schaudern ergriffen. Rechts von der Brücke befinden sich die Gräber Absalon's, Josaphat's und Sacharja's. Betende liegen an der Stätte dieser Gräber auf dem Boden hingestreckt und eine Masse aufgeschichteter Steine vermehrt das Traurige dieses Ortes. „Dort im Osten," sagte der Führer zu mir, „sehen Sie Bethanien und den Oelberg." — Nächst Bethlehem ist Bethanien gewiß das liebreichste Dörflein und theure Erinnerungen knüpfen sich an diese Stätte. Hier hat Lazarus gewohnt mit Maria und Martha; in ihrem Kreise hat Jesus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte zu sammeln zur Ausführung seines schweren Berufes; hier hat der aus Jerusalem Verstoßene ein Obdach, der Heimathlose eine Heimath, der von seinem Volke Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möchte ich den Ort der stillen Liebe nennen. Es ist so einsam, so traulich an den Berg gebaut, rings von schattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man Wohnung darin machen möchte, umgeben von geliebten Herzen. Lange ruhte mein Blick auf Bethanien, der Heimath der Seelen, welche der Herr so lieb hatte, und meine Seele war bewegt von unbeschreiblicher Wallung. — Mit Bethanien übersieht das Auge den Oelberg. Nahe an ihm liegt Gethsemane, unten an seinem Fuße der Olivengarten und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Wie ein Berg des Friedens ist der Oelberg mit seinen Bäumen anzuschauen. Fast konnte ich mein Auge nicht wenden von den heiligen Hügeln mit ihren unvergeßlichen Erinnerungen.

F. W. Hackländer.

24. Die Wüsten Afrika's.

Einen schönen und ernsten Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Oceans hat man sie erst in neuern Zeiten zu durchforschen gesucht. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schoos der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heisse Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Heerden von Gazellen, schnellfüssige Strausse, dürstende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermesslichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere unentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünenden Ufer die nomadischen Volksstämme schwärmen; so ist der übrige Theil der afrikanischen Wüste als den Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angränzenden gebildeten Völker sie nur zu gewissen Zeiten zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Taffilet bis Timbuctu, oder von Fezzan bis Darfur; kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf dem Dasein des Kameels beruht, des Schiffes der Wüste, wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen. HUMBOLDT.

25. Die Neger.

An der Westküste von Afrika und weiter hinein in dem Inneren dieses Erdtheils wohnen Menschen, ganz schwarz von Hautfarbe, die gar sonderbar absticht gegen ihre hochrothen, aufgeworfenen Lippen. Der Bau ihres Kopfes hat viele Eigenthümlichkeiten, wodurch er sich von andern Menschenstämmen unterscheidet. Die Nase ist platt gedrückt und aufgestülpt, die Backenknochen und die Kinnladen stehen sehr weit vor, die Stirne hingegen ist flach und zurückgedrängt, das Haar aber schwarz und kraus, wie starke Wolle. In ihrer Geistesbildung stehen diese Neger grösstentheils noch sehr tief. Ihre Religion ist ein Gewebe des sinnlosesten Aberglaubens. Sie leben meistentheils nur in Hütten und Höhlen, und von Künsten und Geschicklichkeiten wissen sie nur wenig. Aber dennoch sind sie glücklich und zufrieden in ihren Thälern, an ihren Flüssen, wenn sie nur nicht gestört werden. Sie brauchen wenig, und was sie brauchen, gibt ihnen die Natur und lässt sie keine Noth leiden. Da zimmern sie sich Kähne aus starken Baumstämmen, befahren damit die Flüsse, holen sich Fische zur Nahrung und Korallen, Perlen und Muscheln zum Putz für ihre Frauen und zum Tausch im Handel anstatt unseres Geldes. Oder sie gehen mit Pfeil und Bogen auf die Jagd, erlegen ein Wild für den Hausbedarf und daheim sitzt das Weib, besorgt das Haus und verfertigt Kleider und Putz für die Familie.

Aber die Völker, welche gebildeter und vernünftiger heissen wollen als sie, sind unzufriedener als sie und sind in ihrer Habsucht und Gewinnsucht selbst so weit gegangen, dass sie auch das stille Glück dieser armen schwarzen Menschen nicht unangetastet gelassen haben. Sie haben Schiffe ausgerüstet, sind nach den Küsten hingesegelt, wo die Neger wohnen, und haben dort die Unglücklichen eingefangen. Gefesselt haben sie dieselben dann in alle Länder der Erde und besonders nach Amerika gebracht und sie dort wie Zuchtthiere verkauft, damit sie ihren neuen Herren die Felder bestellen und durch ihren saueren Schweiss den Reichthum der begüterten Leute noch vermehren sollten. Ihr Loos ist traurig. Oft Hunderte von Meilen getrennt von ihrer lieben Heimath, müssen sie ohne Rast unter der Peitsche ihres Aufsehers ihr Tagwerk verrichten, und ihr Lohn ist schlechte magere Kost und ihre Ruhestätte nach den Beschwerden des Tages ein wenig Stroh in schlechter Hütte. Die Engländer haben zwar in neuerer Zeit viel gethan, um dies zum Himmel schreiende Unrecht des Menschenhandels zu hindern, aber trotz aller Vorkehrungen ist es ihnen damit bis jetzt noch nicht vollständig gelungen.

26. Cincinnati.

Cincinnati, „die Königin des Westens," wie sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika allgemein genannt wird, liegt in der südwestlichen Ecke Ohio's, dessen schönste und bedeutendste Stadt sie ist. Erst seit einigen fünfzig Jahren entstanden (denn noch leben Männer, welche 1791 die erste Blockhütte dort bauen halfen), zählt sie jetzt schon an 60,000 Einwohner und hat im Westen dieselbe Bedeutung erlangt, deren sich Neu-Orleans im Süden und Neu-York im Osten rühmt. Da Ohio selbst schon seit etwa 25 Jahren besonders von deutschen Auswandereren angebaut wurde, so breitete sich auch Cincinnati immer mehr und mehr aus, vertheilte nicht allein von dort die den Mississippi und Ohio heraufkommenden Fremden in dem Staat, sondern ward auch zum Mittelpunkt des Binnenhandels, der die Produkte des Nordens, als: Mais, Mehl, Whiskey, eingepöckeltes Schweinefleisch, getrocknete Früchte, Kartoffeln u. s. w. nach dem Süden versandte und dafür die Erzeugnisse der wärmeren Landstriche, als: Zucker, Baumwolle, Tabak, Seesalz, Kaffee und die übrigen Früchte der Tropenländer in Empfang nahm. Zur Erleichterung dieses Zweckes stand es nicht allein durch den Ohio, einen großen schönen Strom, mit dem Osten, sondern auch durch den westlichen Kanal mit Buffalo und den nördlichen Seen Erie, Michigan und Ontario in Verbindung, und gute, nach europäischer Art angelegte Chausseen zweigten sich durch das ganze Land. Durch die Erbauung eben dieser Wege und Kanäle, wie durch die gesunde Lage des Ortes selbst wurde eine sehr große Menge von Deutschen, meistens aus den ärmeren Klassen, veranlaßt, die blühende Stadt

aufzusuchen und sich in ihr oder wenigstens in der Nähe derselben eine Existenz zu gründen. Fast über jeder Thüre hängen Schilde deutscher Wirthshäuser, Schuster, Schneider und anderer Handwerke, die, wenn sie auch wirklich dann und wann englisch geschrieben sind, den deutschen Meister doch stets verrathen. Besonders können sich die vaterländischen Schuster mit ihrem gemalten Stiefel in der Mitte und einem rothen Schuh an der einen, einem schwarzen Schuh an der andern Seite nimmer mehr verläugnen, ebenso wenig die Leute selbst mit ihren langen, blauen, schmalkragigen Röcken und den weißleinenen Taschen, mit dem hoch ausgeschweiften Hut und dem roth geblümten Halstuche. Fr. Gerstäcker.

Fünfter Abschnitt.

Thaten und Schicksale der Menschen.

1. Cyrus, Stifter des persischen Reiches.

Cyrus, der durch Eroberungen das mächtige Perserreich in Asien gründete, wurde in dem Augenblick, als er das Licht der Welt erblickte, von seinem Großvater Astyages dem Hofbedienten Harpagus übergeben, damit er ihn tödte. Dieser nahm das unschuldige Todesopfer weinend mit sich nach Hause. Dort sprach er zu seiner Frau: „Dem Astyages werde ich nicht gehorchen und wenn er noch ärger wüthet, als jetzt; ich werde das Kind nicht tödten. Allein meiner Sicherheit wegen muß das Kind doch sterben; also soll einer von Astyages Leuten sein Mörder sein und nicht einer von den meinigen." Er ließ daher einen der königlichen Rinderhirten kommen und befahl ihm, den Knaben auszusetzen, wo das Gebirge am wildesten ist, damit er so schnell als möglich umkomme. „Wenn du ihn nicht tödtest, sondern auf irgend eine Weise ihn erhältst, wird der König auf's Härteste mit dir verfahren." So entließ er den Rinderhirten. Dieser erzählte seiner Frau, warum ihn Harpagus habe rufen lassen. Beim Anblick des großen und schönen Kindes fing sie an zu weinen. Sie umfaßte ihres Mannes Kniee und bat, es auf keine Weise auszusetzen. Da nun gerade während seiner Abwesenheit sein eigenes Kind gestorben war, so legte er auf Bitten seiner Frau sein gestorbenes Kind in das Kästchen, worin er das andere Kind hergetragen hatte, schmückte es mit allem Schmuck desselben und legte es an den wildesten Ort des Gebirges. Harpagus schickte die Treuesten seiner Leibwache, ließ nachsehen und das Kind des Hirten begraben; das andere aber, welches nachmals Cyrus (Kyros, Koresch = Sonne) genannt wurde, nahm das Weib des Hirten und zog es auf.

Als der Knabe zehn Jahre alt geworden, ward die ganze Sache durch folgenden Umstand entdeckt. Er spielte in dem Dorfe,

wo die Heerden waren, mit anderen Kindern von gleichem Alter auf der Straße. Die Knaben machten bei dem Spiel den angeblichen Hirtensohn zu ihrem König und dieser vertheilte nun unter die Uebrigen die ihnen angemessenen Rollen, trug dem Einen dies, dem Anderen jenes auf. Einer von diesen mitspielenden Knaben, der Sohn eines vornehmen Meders, that nicht, was ihm Cyrus befohlen, und dieser peitschte ihn dafür tüchtig aus. Der Knabe eilte in die Stadt und beklagte sich bei seinem Vater über Das, was er erlitten; der Vater klagte es dem Könige, und dieser ließ den Rinderhirten und dessen Sohn holen.

Der muthige Knabe stellte sich dreist vor seinen unbekannten Großvater. „Wie hast du es wagen können," fuhr dieser ihn an, „den Sohn dieses Mannes, der bei mir der Erste ist, so zu mißhandeln?" — „O Herr," antwortete Cyrus freimüthig, „ich that ihm dieses mit Recht. Die Knaben des Ortes, worunter auch dieser war, hatten mich beim Spiele zu ihrem Könige gemacht. Die anderen Alle thaten, was ihnen befohlen wurde; dieser aber war ungehorsam und dafür ward er bestraft. Bin ich nun deßhalb straffällig, wohlan, ich stehe hier."

Als der Knabe so sprach, erkannte ihn Astyages auf einmal. Die Züge schienen ihm den seinigen zu gleichen und die Haltung edel zu sein. Die Zeit der Aussetzung paßte auch zu dem Alter des Knaben. Bestürzt darüber, blieb er eine Zeit lang stumm. Endlich fragte er den Rinderhirten, wer ihm diesen Knaben gegeben? Der Hirt suchte einige Augenblicke die Wahrheit zu verhehlen, aber nach einer wilden Drohung des Königs erzählte er den Hergang der Sache der Wahrheit gemäß. Astyages kümmerte sich nun um den Hirten weiter nicht, aber dem Harpagus zürnte er heftig und ließ ihn holen. „Harpagus," sprach er, „auf welche Art hast du den Knaben, meiner Tochter Kind, umgebracht, den ich dir übergab?" Harpagus erzählte noch einmal Alles umständlich und sprach wirklich offen die Wahrheit aus. Astyages aber verhehlte den Unwillen, den er über diesen Vorgang gegen ihn hatte, erzählte die Sache, wie er sie vom Rinderhirten gehört, dem Harpagus wieder, und sagte zuletzt, daß der Knabe lebe, und daß ihm der Vorfall recht sei. „Denn," sprach er weiter, „mir that sehr leid, was man mit dem Knaben gemacht, und meiner Tochter Vorwürfe waren mir auch nicht gleichgültig. Da das Glück nun Alles so gut gewendet hat, so will ich, daß du deinen Sohn zu dem neu angekommenen Knaben herschickst, und da ich den Göttern für des Knaben Rettung danken will, daß du bei mir zu Tische kommst." Harpagus ging freudig nach Hause, schickte sogleich seinen einzigen, ungefähr dreizehn Jahre alten Sohn in das Haus des Astyages und befahl zu thun, was dieser ihn heißen würde. Astyages aber schlachtete den Knaben, schnitt ihn in Stücke und kochte einiges von dem Fleische, anderes briete er. Da Alles wohl zugerichtet war, hielt er es bereit.

Als die Zeit des Essens herangekommen war, erschien auch Harpagus. Allen anderen Gästen wurde Schöpsenfleisch vorgesetzt, dem Harpagus aber das Fleisch seines Kindes. Als er satt zu sein schien, fragte ihn Astyages, ob ihm das Mahl geschmeckt? „Vortrefflich,“ versicherte Harpagus. Da brachten die Diener ihm in einem Korbe Kopf, Hände und Füße des Knaben. Bei diesem Anblicke entsetzte er sich nicht, sondern blieb seiner mächtig. Astyages fragte ihn, ob er wüßte, welches Thieres Fleisch er gegessen habe. Er versicherte, daß er es wisse und daß ihm Alles recht sei, was der König thue. So fürchterlich rächte sich Astyages an dem Harpagus. Solche Tyrannen kann nur das Heidenthum großziehen.

Nach Becker.

2. Solon, der Weise und Gesetzgeber Griechenlands.

Einer der edelsten Männer Griechenlands und der vortrefflichsten Menschen überhaupt war der Weltweise Solon. Er lebte um das Jahr 600 v. Chr. Zu jener Zeit gab es noch keinen eigentlichen gelehrten Stand; Jeder trieb ein Gewerbe und suchte sich, wenn er Lust und Liebe zu den Wissenschaften hatte, durch den Umgang mit gelehrten und weisen Männern, durch Reisen und eigenes Forschen zu bilden. Wer sich nur durch vorzügliche Kenntnisse auszeichnete, der wurde von seinen Mitbürgern zu Würden und Ansehen erhoben. Auch Solon war ursprünglich ein Kaufmann und machte in seinem Berufe große Reisen in entfernte Länder. Die Rechtschaffenheit, welche er in seinem Gewerbe bewies, die Einsicht und Weisheit, welche er sich durch Nachdenken und Umgang erworben hatte, verschafften ihm bald in so hohem Grade die Achtung seiner Vaterstadt Athen, daß man ihm nicht nur eines der obersten obrigkeitlichen Aemter übertrug, sondern ihm auch den Auftrag ertheilte, dem Staate ganz neue Gesetze zu geben. Bei seiner Gesetzgebung, die in der Folge anderen Völkern, und insbesondere auch den Römern zum Muster diente, ließ er es nicht blos dabei bewenden, öffentlichen Verbrechen und Lastern vorzubeugen, vielmehr suchte er dadurch die Sitten seiner Mitbürger zu bessern, ihren Sinn zu veredeln und sie zu guten Menschen zu bilden. So setzte er z. B. fest, daß Kinder nicht nur zu Achtung und Gehorsam gegen ihre Eltern, sondern auch zu ihrer Pflege im Alter verpflichtet sein sollen. Wer dies unterließ, wurde durch öffentliche Schande gebrandmarkt. Auf den Vater- und Muttermord setzte er gar keine Strafe, weil er ein solches Verbrechen für ganz unnatürlich und bei gesunden Sinnen selbst für unmöglich hielt. Den Ehebruch hingegen bedrohte er mit Todesstrafen und auf den Undank gegen Wohlthäter setzte er den Verlust des Bürgerrechts. Von Verstorbenen wollte er, daß man entweder gar nicht, oder nicht anders als rühmlich sprechen solle. In einem ähnlichen Geiste waren alle seine Gesetze abgefaßt, und ob sie gleich nicht lange in ihrer Reinheit bestanden, so war doch sein

Ruhm auf immer begründet. Er galt nicht nur in Griechenland, sondern auch in fernen Ländern für den weisesten Menschen.

Auf einer seiner Reisen, die er nachmals unternahm, kam er auch zu Krösus, dem König von Lydien, welcher seinen Stolz darin suchte, nicht nur für den reichsten und mächtigsten, sondern auch für den gelehrtesten Fürsten seiner Zeit zu gelten. Krösus, von der Ankunft des großen Gesetzgebers von Athen benachrichtigt, traf alle Anstalten, um ihm gleich beim Empfang eine große Meinung von ihm und seiner Hoheit beizubringen. Alle Vorzimmer seines Palastes waren mit den reichsten Tapeten behangen, mit den seltensten Kostbarkeiten angefüllt und wimmelten von einer Menge Hofbedienten, deren jeder das Ansehen eines Königs hatte. Der König selbst in asiatischer Pracht mit Purpur, Gold und Edelsteinen bekleidet und mit dem königlichen Stirnband auf dem Haupte, empfing Solon an den Stufen seines blendenden Thrones. Allein statt in den Augen des Weisen von Athen Erstaunen zu lesen, bemerkte er, daß dieser über alle Blendwerke äußerer Herrlichkeit hinwegsah und sich am Throne des mächtigsten Königs eben so benahm, als in der Versammlung der Bürger seiner Vaterstadt.

Dadurch gereizt, fragte ihn der König: „Kennst du wohl irgend einen Menschen, den du glücklicher schätzest, als mich?" Solon nannte, ohne sich lange zu besinnen, erst einen seiner Mitbürger, der im Kreise seiner Familie von Allen geliebt und geachtet, ein stilles und zufriedenes Leben führte und im hohen Alter auf dem Schlachtfelde den rühmlichen Tod für's Vaterland starb; hierauf, als Krösus noch weiter in ihn drang, erklärte er eine Mutter und ihre beiden Söhne für die glücklichsten Menschen. Diese hatten sich nämlich aus kindlicher Liebe vor den Wagen ihrer Mutter gespannt und waren, nachdem sie ihre Pflicht vollbracht und die Mutter Gott für sie um Segen gebeten hatte, zum Erwachen in einer bessern Welt sanft eingeschlummert. Krösus: „Sonderbar! Du zählst also auch die Todten zu den Glücklichen. Aber unter den Lebenden dächte ich doch wohl auch Anspruch auf vorzügliche Glückseligkeit machen zu können." — Solon: „Ich will dir diesen schmeichelhaften Wahn nicht nehmen; allein meiner Meinung nach ist es mit dem Glück eine eigene Sache; man sollte diesseits des Grabes Niemand glücklich preisen, er habe denn glücklich vollendet." — Krösus hatte keine Lust, dieses Gespräch fortzusetzen und entließ Solon, unzufrieden mit ihm und ohne Beweise seiner Gnade. Jedoch nur zu bald mußte er die Wahrheit seines Ausspruches empfinden. Zuerst verlor er seinen geliebtesten Sohn, welcher auf der Jagd von seinem eigenen Erzieher durch einen unglücklichen Wurf, der einem Eber galt, tödtlich getroffen ward. Dadurch schon auf's Schmerzlichste niedergebeugt, erfuhr er bald darauf auch die Unbeständigkeit des äußerlichen Glückes, indem er mit Cyrus in einen unheilvollen Krieg verwickelt wurde. Seine Hauptstadt wurde erobert, er selbst ge-

fangen genommen und nach der barbarischen Sitte des Zeitalters zum Tode auf den Scheiterhaufen geführt. Hier war es, wo das Andenken an jene Unterredung mit Solon so lebhaft in der Seele des unglücklichen Königs aufstieg, daß er im Ausdruck der bittersten Empfindung ausrief: „O Solon! Solon!“ Die Erwähnung des Weltweisen im Angesicht des Todes rettete ihm das Leben; denn Cyrus ließ sich die Veranlassung dieses Ausrufs erzählen, und betroffen von der Wahrheit jenes Ausspruchs des Solon ließ er seinem Gefangenen die Fesseln abnehmen, machte ihn nachmals zu seinem Vertrauten und überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen. Solon dagegen erreichte ein sehr hohes Alter und ward nach seinem Tode durch Denkmäler geehrt, die aber freilich nicht an das Denkmal reichen, das er sich selbst durch sein thätiges Leben und durch seine weise Gesetzgebung bis auf die späteste Zeit gesetzt hat.

Schwabe.

3. Leonidas.

Xerxes, der König von Persien, erklärte gleich nach seiner Thronbesteigung, daß er in eigener Person den Feldzug gegen die Griechen eröffnen und nicht eher ruhen werde, als bis er sie für ihre Verwegenheit bestraft und sie sowohl als ganz Europa, so weit die Sonne scheine, sich unterworfen habe. Mit 1,100,000 wohlgerüsteten Streitern und 3200 Schiffen, dem größten Heere, welches die Weltgeschichte nennt, setzte er sich in Bewegung, schlug für seine Truppen eine Schiffbrücke über die Meerenge zwischen Asien und Europa, durchgrub für seine Flotte den Berg Athos, nahm ohne Schwertstreich das obere Griechenland ein und stand im Begriff, in Attika einzudringen. Da stellte sich ihm bei dem Engpasse von Thermopylä zwischen hohen Gebirgen der Spartanerkönig Leonidas mit einer auserlesenen Schaar von 8000 Griechen, worunter aber nur 300 Spartaner waren, entgegen. Das kleine griechische Heer war so wohlgemuth, daß es sich Kränze flocht und Lieder sang, als ob es zum Kampfspiele zöge. Als Xerxes sie durch einen Herold zur Auslieferung der Waffen auffordern ließ, antwortete Leonidas: „Komm und hole sie selbst!“ Auf die Vorstellung, sein schwaches Heer werde sich nicht gegen eine Armee halten können, die so zahlreich sei, daß ihre Pfeile die Sonne verdunkelten, entgegnete ein Anderer aus der Heldenschaar: „Desto besser, so werden wir im Schatten fechten.“ — Unerschütterlich standen die Tapfern in dem nun beginnenden furchtbaren Kampfe. Wo nur Einzelne von den Griechen fielen, stürzten Tausende ihrer Feinde. Dreimal wurde der Angriff fruchtlos erneuert; Xerxes, der in einiger Entfernung auf einem erhabenen Throne diesem Schauspiel zusah, zitterte vor Wuth, sprang mehrmals im Zorne auf, als seine besten Truppen an dieser ehernen Mauer ihre Kräfte und ihr Leben nutzlos verschwendeten, und verzweifelte schon, von dieser Seite in Griechenland

einzudringen, als ein Verräther sich erbot, der Armee einen verborgenen Felsenweg über die Gebirge zu zeigen und sie den muthigen Vertheidigern des Vaterlandes in den Rücken zu bringen. Vierzig tausend Mann brachen unter seiner Anführung während der Nacht auf und erreichten mit Tagesanbruch die Höhe des Gebirges, an dessen Fuße Leonidas mit seiner Heldenschaar stand. Jetzt war für sie außer in der Flucht, die unter allen Umständen für die Spartaner schimpflich war, an keine weitere Rettung mehr zu denken. Leonidas entließ, um nicht unnöthig das Vaterland der Vertheidiger zu berauben, die übrigen Krieger, die bis auf einige wenige freiwillige Thebaner von ihren Kampfgenossen trauernd Abschied nahmen, und genoß hierauf mit seinen Spartanern die letzte Abendmahlzeit, wobei sie einander die Hände reichten und sich dem Tod für's Vaterland weihten. Noch bei Sternenschimmer brachen sie mit Löwenmuth durch den Hohlweg in das feindliche Lager ein, und nachdem sie Wunder der Tapferkeit gethan, zogen sie sich wieder in bester Ordnung in das Thal zurück. Jetzt aber von allen Seiten angegriffen, mußten sie endlich der Uebermacht unterliegen. Einer der Letzten, welche fielen, war Leonidas. Alle, bis auf Einen, blieben auf der Wahlstatt, und dieser Einzige ward, als er nach Sparta kam, mit allgemeiner Verachtung bestraft; während das Volk und die Angehörigen der Gefallenen jubelten, legte sein Weib Trauerkleider an und seine Mutter wagte aus Scham über die Feigheit ihres Sohnes nicht mehr aus ihrem Hause zu gehen. Xerxes drang nun zwar nach der Niederlage des Leonidas vor, wurde aber dort von demselben Heldengeiste, welcher diesen beseelte, empfangen und mußte am Ende auf einem ärmlichen Fischerkahn fast allein über dieselbe Meerenge flüchten, über welche er im stolzen Selbstgefühle seiner Macht ein Jahr zuvor eine Schiffbrücke zum Uebergange für Hunderttausende geschlagen hatte. Schwabe.

4. Sokrates.

Die Griechen haben sich vor allen Völkern des Alterthums durch ihren Eifer in der Erkenntniss der Wahrheit, durch ihren Sinn für das Schöne ausgezeichnet. Darum bleiben sie auch in dieser Hinsicht ein Muster für Alle, welche einen Werth auf Wissenschaft und Kunst legen.

Unter den Weltweisen Griechenlands hat sich besonders Sokrates, eines Bildhauers Sohn zu Athen, berühmt gemacht. Er ist unstreitig der grösste und ehrwürdigste unter den griechischen Weltweisen. Seine grösste Freude war, durch geschickt aneinander gereihte Fragen und Unterredungen zu bewirken, dass seine Schüler selbst die Wahrheit entdeckten, und durch Belehrung seine Mitbürger weise und glücklich zu machen. Er lehrte unentgeltlich und zwar überall, wo sich

eine passende Gelegenheit dazu fand: auf dem Markte, in Gesellschaften, auf Spaziergängen u. s. w. Die Hauptsätze seiner Lehre waren: Gott ist ein weiser, gütiger Schöpfer; daher ist der Mensch ihm Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen schuldig. Die Seele ist unsterblich. Die Tugend ist eine Fertigkeit, das Gute und Schöne zu empfinden, zu erkennen und auszuüben. Seine Lehren übte er selbst aus, so dass er bald durch seine Genügsamkeit, Bescheidenheit, Geduld, Freimüthigkeit und Tapferkeit die Liebe und Hochachtung seiner Mitbürger im höchsten Masse sich erworben hatte. Seine Schüler hingen mit ausserordentlicher Liebe an ihm. Einer derselben reiste oft vier Meilen weit, um seinen Unterricht zu hören. Sein Schüler Alcibiades sagte von ihm: „Wenn ich sonst den Perikles oder einen anderen grossen Redner hörte, so wurde ich unterhalten und ergötzt, und ich fühlte, dass er schön gesprochen hatte; aber bei keines Sterblichen Rede habe ich Das empfunden, was mich dieser durch blosse Worte bezaubernde Mann hat empfinden lassen. So oft ich ihn höre, bin ich wie bezaubert und angefesselt; meine ganze Seele wird von seinen Worten wie von Schlangenbissen verwundet und ist voll Unwillens, dass sie noch immer so roh und knechtisch gesinnt ist." — Sein Grundsatz war: „Wer am wenigsten bedarf, der kommt Gott am nächsten." Er kleidete sich desshalb höchst einfach und härtete seinen Körper so ab, dass er ohne Beschwerde Nachtwachen und starke körperliche Anstrengungen ertragen konnte. Als aber einer seiner Schüler seine Gleichgültigkeit gegen äussere Güter durch seinen zerrissenen Mantel beweisen wollte, rief ihm Sokrates zu: „Freund! Freund! durch die Löcher deines Mantels schimmert überall deine Eitelkeit hervor." — Seine Gattin Xantippe setzte seine Geduld oft auf eine harte Probe. Bei ihren Schmähungen blieb er ruhig. Als sie es aber einmal zu arg trieb, entfernte sich Sokrates schweigend aus dem Hause. Da goss das erbitterte Weib einen Topf voll Wasser aus dem Fenster auf den Fortgehenden. Lächelnd sagte Sokrates zu einem staunenden Nachbar: „Das dachte ich wohl, ein Donnerwetter ist nicht ohne Regen." Einst wollten seine Schüler einen Menschen schlagen, der den Sokrates im Vorbeigehen heftig gestossen hatte. „Nicht doch," sagte der Weise, „wenn ein Esel mit einem Sacke euch begegnet und an euch stösst, werdet ihr ihn da prügeln? Ich hätte ihm sollen aus dem Wege gehen?" —

Als er schon sehr alt war, wurde er von seinen Feinden angeklagt, er verachte die Götter und verderbe die Jugend. Sokrates vertheidigte sich vor dem Gerichte und berief sich auf sein tadelloses Leben. Dessen ungeachtet wurde er als Religionsverächter und Volksverführer verurtheilt, den Giftbecher zu trinken. Da sprach er gelassen zu seinen Richtern: „Ich danke

euch, dass ihr mich verurtheilt habt; ihr befördert dadurch mein Glück; ich freue mich, bald bei den Geistern der edlen Männer der Vorwelt zu sein.“ Einer seiner Schüler weinte, dass sein Lehrer unschuldig sterben müsse; da fragte ihn Sokrates: „Wolltest du, dass ich schuldig stürbe?“ Seine Schüler wollten nicht, dass er sich einem so ungerechten Gerichte unterwerfe, und beabsichtigten, ihn aus dem Gefängniss zu befreien. Schon waren alle Anstalten zur Flucht getroffen, die Wächter waren bestochen, die Thüre stand offen. Doch Sokrates ging nicht, und belehrte seine Schüler, dass man der Obrigkeit unbedingten Gehorsam schuldig sei. Am letzten Tage seines Lebens sprach er mit seinen weinenden Schülern über die Unsterblichkeit der Seele und das Wiedersehen nach dem Tode. Gegen Abend brachte der Gerichtsdiener den Becher, angefüllt mit Schierlingssaft. Mit grosser Seelenruhe nahm ihn Sokrates und trank ihn aus. Als die tödtlichen Wirkungen des Giftes ihm fühlbar wurden, hüllte er sich tiefer in seinen Mantel und starb. Dieser gerichtliche Mord an Sokrates geschah im Jahre 399 v. Chr. — Das wankelmüthige Volk der Athener sah erst nach seinem Tode die Unschuld des Weisen ein, verurtheilte seine Ankläger zum Tode oder vertrieb dieselben und errichtete ihm eine Bildsäule.

Hepp.

5. Demosthenes.

Demosthenes war der berühmteste griechische Redner. Er lebte zur Zeit des Unterganges der griechischen Freistaaten zu Athen und warnte die Athener vergeblich vor dem eroberungssüchtigen Könige Philipp von Macedonien. Demosthenes ist ein hinreißendes Beispiel für Alle, welche bei der Vorbereitung auf einen Lebensberuf mit abschreckenden Hindernissen zu kämpfen haben. Niemand schien weniger zu einem Redner sich zu eignen als er; denn er hatte eine schwache Stimme, eine schleppende und unverständliche Sprache und lächerliche Geberden. Aber sein eiserner Wille besiegte alle diese großen Hindernisse. Um seine schwache Stimme zu kräftigen, ging er an das Ufer des Meeres und suchte die brausenden Wellen zu überschreien, oder er stieg laut redend einen steilen Berg hinauf. Drei Monate lang verschloß er sich in seine Wohnung, übte sich im Reden und suchte mit Gewalt das lächerliche Achselzucken unter einem herabhängenden Schwerte sich abzugewöhnen. Nach diesen schweren Vorübungen erschien er vor dem Volke als Redner. In der Erwartung, daß es, wie bei seinen früheren Versuchen, wieder Etwas zum Lachen gebe, versammelten sich die ärgsten Spötter. Aber Erstaunen fesselte die Zuhörer, als sie eine schöne und kräftige Rede vernahmen. Von nun an gab es in Griechenland keinen größeren Redner, als Demosthenes.

Hepp.

6. Fabricius.

In dem Kriege, den die Römer gegen die Tarentiner und ihren Verbündeten, den König Pyrrhus von Epirus führten, zeichnete sich der Römer Fabricius durch seine Tugenden aus. Er befand sich bei der Gesandtschaft, welche die Römer an Pyrrhus schickten. Schon vorher war er dem Könige als ein Mann geschildert worden, der bei der höchsten Armuth wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit zu Rom in der größten Achtung stände. Pyrrhus nahm ihn freundlich auf und bat ihn, ein reiches Geschenk, wofür er keine niederträchtige Gefälligkeit verlange, blos als ein Zeichen seiner Hochachtung und Gastfreundschaft anzunehmen. Fabricius schlug es aus. Am folgenden Tage wollte Pyrrhus die gerühmte Geistesgegenwart des Mannes auf die Probe stellen. Er ließ zu dem Ende vorher insgeheim seinen größten Elephanten, ein Thier, deßgleichen Fabricius nie gesehen hatte, hinter einen Vorhang führen. Nach geendeter Unterredung gab er ein Zeichen, der Vorhang ward weggezogen und der Elephant streckte mit einem entsetzlichen Gebrüll seinen Rüssel über des Römers Kopf hin. Pyrrhus beobachtete begierig die Mienen des Fabricius, aber dieser wandte sich gelassen um und sagte lächelnd: „So wenig mich gestern dein Geld gereizt hat, so wenig schreckt mich heute dein Elephant.“ Noch verschiedene Versuche machte Pyrrhus, diesen heldenmüthigen Mann zu bewegen, als sein Freund und erster Feldherr bei ihm zu bleiben, die bei einem Römer natürlich nichts fruchteten. Um ihm indeß einen Beweis seiner Achtung zu geben, erlaubte er sämmtlichen römischen Gefangenen, zu dem bevorstehenden Feste der Saturnalien nach Rom zu gehen, dort mit den Ihrigen fröhlich zu sein und sich nachher wieder in seinem Lager als Gefangene einzustellen. Sie gingen und kehrten zur festgesetzten Frist zurück; ja der Senat setzte Todesstrafe darauf, wenn Jemand von ihnen zurückbliebe.

Als Fabricius das Jahr darauf als Consul mit seinen Collegen das Heer wider den Pyrrhus führte, erhielt er einen Brief von des Königs gewissenlosem Leibarzte, worin dieser sich erbot, seinen Herrn gegen eine angemessene Belohnung zu vergiften. Die Consuln sandten sogleich den Brief dem Pyrrhus, der vor Erstaunen ausrief: „Eher könnte die Sonne von ihrem Lauf abgelenkt werden, als Fabricius vom Wege der Rechtschaffenheit.“ Er strafte den Arzt, wie er's verdiente, und sandte den Römern zur Dankbarkeit alle Gefangenen ohne Lösegeld zurück. Zugleich bot er von neuem Frieden an, erhielt aber die vorige Antwort: erst müsse er Italien verlassen, ehe an Verträge zu denken sei. Für die Gefangenen erhielt er eben so viele gefangene Samniter und Tarentiner zurück. Becker.

7. Regulus.

Die Carthager hatten in einem blutigen Treffen das römische Heer aufgerieben und den römischen Feldherrn Regulus gefangen genommen. Des Krieges satt, hofften sie nach den jüngst erhaltenen Vortheilen die Römer billiger denn vorher zu finden und beschlossen, Gesandte nach Rom zu schicken, welche theils neue Friedensvorschläge thun, theils über die Auswechselung der Gefangenen unterhandeln sollten. Regulus, der jetzt schon vier Jahre in Ketten und Banden unter ihnen geschmachtet hatte, glaubten sie, würde der Brauchbarste zu diesem Geschäfte sein. Der langen Einsperrung müde, hofften sie, würde er sein Möglichstes thun, um seine Landsleute zur Schließung eines Friedens zu bewegen, der seiner mühseligen Gefangenschaft ein Ende machen würde. In dieser Erwartung

schickten sie ihn mit ihren Gesandten nach Rom, doch nicht ohne ihm vorläufig das Versprechen abgenommen zu haben, daß er, im Falle er nichts ausrichtet, in sein Gefängniß zurückkehren wolle. Man gab ihm sogar zu verstehen, daß sein Leben von dem Erfolge dieser Unterhandlungen abhinge. Regulus kam in seine Vaterstadt und rieth zum Erstaunen Aller nicht zum Frieden, sondern zum Krieg. Er versicherte den Senat, daß die Hilfsquellen der Carthager erschöpft, daß der Adel uneins und das Volk der Beschwerden des Krieges müde sei; daß ihre besten Feldherrn in der Gewalt der Römer wären, während Carthago nur den Auswurf des römischen Heeres besitze; daß Roms Vortheil nicht nur, sondern auch sogar seine Ehre die Fortsetzung des Krieges erfordere, indem ihre Altvordern nie anders, denn als Sieger, Frieden geschlossen hätten.

Ein so unerwarteter Vortrag verwirrte den Senat nicht wenig. Er sah die Richtigkeit desselben ein, allein er sah auch die Gefahren, denen der edelmüthige Greis sich dadurch preis gäbe; er schien von der Nützlichkeit des fernern Krieges überzeugt, die einzige Schwierigkeit war nur, Denjenigen zu retten, der zur Fortsetzung desselben gerathen hatte; er bedauerte und bewunderte einen Mann, der wider sein eigenes Privatinteresse so viel Beredsamkeit verschwendet hatte, und konnte sich nicht zu einer Maßregel entschließen, die mit dessen Untergang enden müsse. Aus dieser Verlegenheit riß Regulus ihn heraus, indem er allen weitern Unterhandlungen ein Ende machte, aufstand und sich rüstete, zu seinem Kerker zurückzukehren. Umsonst fleheten der Senat und seine theuersten Freunde ihn an, zu bleiben. Umsonst füllten sein Weib und seine kleinen Kinder die Stadt mit ihrem Klaggeschrei und baten nur um den einzigen Trost, ihn sehen zu dürfen. Standhaft beharrte er auf Erfüllung seines Versprechens, und wiewohl der Martern sattsam kundig, die bei seiner Rückkehr seiner harrten, schied er, ohne die Seinigen zu umarmen oder von seinen Freunden Abschied zu nehmen, von dannen und zog mit den Gesandten nach Carthago zurück. Nichts glich der Wuth und Befremdung der Carthager, als sie von ihren Gesandten erfuhren, daß Regulus, statt den Frieden zu befördern, die Fortsetzung des Krieges bewirkt habe. Mit den auserlesensten Martern beschlossen sie seine große That zu vergelten. Sie schnitten ihm die Augenlieder ab und stürzten ihn in seinen dunklen Kerker zurück. Dann mit einmal stellten sie sein entblößtes Angesicht den stechenden Sonnenstrahlen bloß. Dann verspündeten sie ihn in ein Faß, das nach innen mit spitzen Nägeln ausgeschlagen war, und in dieser martervollen Lage ließen sie ihn umkommen.

Goldsmith nach Kosegartens Uebersetzung.

8. Cäsar's Tod.

Der Rest von dieses ausserordentlichen Mannes Leben ward zum Nutzen seines Vaterlandes verwandt. Er schmückte die Stadt mit prächtigen Gebäuden, schickte Colonien ab, um Carthago und Corinth wieder aufzubauen. Er unternahm es, verschiedene Berge in Italien

zu ebenen, die pontinischen Sümpfe in der Nähe Roms auszutrocknen u. s. w. Mit rastloser Thätigkeit ersann er Entwürfe, zu deren Ausführung das allerlängste Leben nicht hätte ausreichen können. Sein Lieblingsgedanke war die Züchtigung der Parther, die seinen alten Freund Crassus tief in ihr Land gelockt, überwunden, gefangen und auf eine grausame Art hingerichtet hatten, indem sie ihm zur Ersättigung seiner Habsucht geschmolzenes Gold in den Mund gegossen. Von Parthien aus war er Willens, längs den Ufern des caspischen Meeres in die Nordländer einzufallen, durch Germaniens unermessliche Waldungen sich einen Weg nach Gallien zu öffnen und so nach Rom zurückzukehren. Dies waren die weitaussehenden Absichten dieses Welteroberers. Die Eifersucht weniger Menschen machte ihnen allen ein Ende.

Eines Tages, als der Senat ihm einige vorzügliche Ehrenbezeugungen zuerkannt hatte, vernachlässigte Cäsar von seinem Sitze aufzustehen; und von diesem Tage an schwor man seinen Untergang. Von nun an ward ausgesprengt, dass Cäsar Willens sei, sich zum Könige zu machen. Und wiewohl er alle Macht eines Königs besass, so konnte das Volk, das den Namen des Königs tödtlich hasste, es doch nicht dulden, dass er diesen Namen angenommen hätte. Ob es wirklich seine Absicht gewesen, den Vorurtheilen seines Zeitalters so offenbar zu trotzen, wird für immer ein Geheimniss bleiben. Als seine Freunde ihn von der Eifersucht einiger seine Macht beneidende Personen benachrichtigten, sprach er, er wolle lieber einmal durch Meuchelmörder umkommen, als in unaufhörlicher peinigender Besorgniss ähnlicher Anschläge sich quälen. Als einige ihm riethen, sich vor Brutus, auf den er seit einiger Zeit all' sein Vertrauen gesetzt hatte, in Acht zu nehmen, entblösste er seine narbenbedeckte Brust, und — „könnt ihr glauben," sagte er, „dass es Brutus um diesen armen Leichnam zu thun sei?" Als einst beim Abendessen über die leichteste Todesart gestritten ward, entschied er für die schnellste und unerwartetste. Um jedoch der Welt zu zeigen, wie wenig er sich vor seinen Feinden fürchte, beurlaubte er seine spanische Leibwache und erleichterte dadurch die Anschläge auf sein Leben.

Schon war von nicht weniger denn sechzig Senatoren ein tief versteckter Plan wider sein Leben angelegt worden. An der Spitze der Verschwörung stand Brutus, dessen Leben Cäsar in der pharsalischen Schlacht geschont, und Cassius, dem er bald nachher verziehen hatte. Um ihrem Vorhaben einen Anstrich von Gerechtigkeit zu geben, verschoben die Verschworenen die Ausführung ihrer Absicht bis zu den Idus des März (d. i. der 15. März), dem Tage, da Cäsarn die Krone sollte angeboten werden. Die Augurn[1]) hatten vorhergesagt, dass ihm dieser Tag gefährlich sein werde; und in der Nacht vorher hörte er sein Weib Calpurnia im Schlafe wehklagen, und beim Erwachen bekannte sie, dass ihr geträumt habe, man ermorde ihn in ihren Armen. Diese Vorbedeutungen erschütterten seinen Entschluss, heute in den Senat zu gehen, ein wenig. Als aber einer der Verschworenen hereinkam, ihm vorstellte, wie lächerlich es sei, wenn Cäsar zu Hause bleibe, bis sein Weib bessere Träume gehabt habe, und von den Anstalten, die man zu seinem Empfang getroffen habe, ihm Vieles erzählte, so versprach er zu kommen. Während er zum

---

1) *Wahrsager aus dem Fluge und Geschrei der Vögel, römische Priester.*

Senatshause ging, versuchte ein Sclave, der ihm die Verschwörung zu entdecken eilte, zu ihm zu kommen, vermochte es aber nicht vor dem Gedränge. Artemidorus, ein griechischer Weltweiser, der den ganzen Plan entdeckt hatte, überreichte ihm einen Aufsatz, der die Hauptpunkte seiner Entdeckung enthielt; aber Cäsar übergab, wie bei Dingen dieser Art gewöhnlich war, das Papier mit verschiedenen andern ungelesen seinem Geheimschreiber. Als er endlich in das Senatshaus einging, wo die Verschworenen schon bereit waren, ihn zu empfangen, erblickte er den Spurius, einen Augur, der die Gefährlichkeit dieses Tages vorausgesagt hatte, und rief ihm lächelnd zu: „Nun, Spurius, die Idus des März sind da.“ „Ja,“ erwiederte jener, „aber nicht vorüber.“ — Sobald er Platz genommen, drängten die Verschworenen, als wollten sie ihn bewillkommen, sich um ihn her, und einer von ihnen, Namens Cimber, näherte sich in einer flehentlichen Stellung und fing an, für seine verbannten Brüder um Gnade zu bitten. Die Verschworenen unterstützten ihn mit grossem Eifer. Im Feuer des Fürbittens, wie es schien, ergriff Cimber den Saum von Cäsars Gewand und hielt ihn dergestalt, dass er nicht aufstehen konnte. Dies war die verabredete Losung. Casca, der hinter ihm stand, versetzte ihm den ersten Stoss, verwundete ihn aber nur leicht in die Schulter. Nun stürmten die Verschworenen allzumal auf ihn ein und umringten ihn; eine unbekannte Hand durchstiess ihm die Brust, Cassius hieb ihm in's Angesicht. Noch immer vertheidigte sich Cäsar mit grosser Lebhaftigkeit, wand sich los, stürzte unter sie, warf zu Boden, was ihm widerstand, und kämpfte, bis er auch seinen Liebling Brutus herbeieilen und ihm den Dolch in den Schenkel stossen sah. Von diesem Augenblick an verlor er allen Muth und alle Lust zu leben. „Du auch, mein Sohn,“ sprach er mit einem festen Blicke auf seinen Mörder, verhüllte sein Angesicht, breitete sein Gewand vor sich aus, um desto anständiger zu fallen, und sank am Fussgestell von Pompejus Bildsäule nieder, nachdem er drei und zwanzig Wunden von Händen empfangen hatte, die er glaubte durch seine Wohlthaten entwaffnet zu haben. Cäsar starb im sechs und fünfzigsten Jahre seines Alters und im vierzehnten ohngefähr nach seinem ersten Aufbruche, um die Welt zu erobern. Erwägen wir seine Geschichte, so werden wir kaum entscheiden können, ob wir mehr seine ausnehmenden Fähigkeiten oder sein ausnehmendes Glück bewundern sollen. *Goldsmith.*

9. Augustus.

Augustus, des ersten römischen Kaisers Streben ging dahin, seine Mitbürger menschlich zu machen. Sein eigenes Beispiel trug dazu nicht wenig bei. Er war vertraut mit Jedem und duldete es mit äußerster Gelassenheit, wenn man ihm Vorwürfe machte. Bei einer Gelegenheit ersuchte ihn einer seiner Veteranen um sein Vorwort. Augustus verwies ihn an einen Anwalt. „So,“ versetzte der alte Krieger, „hab' ich etwa bei Actium durch einen Dritten für dich gefochten.“ Diese Antwort gefiel Augustus so sehr, daß er in Person hinging, seine Sache führte und sie gewann. Er war äußerst leutselig und gesprächig, und erwiederte den Gruß auch des geringsten Menschen. Eines Tages überreichte ihm Jemand eine Bittschrift, aber mit so vieler Schüchternheit, daß Augustus sein Kleinmuth mißfiel. „Wie so, Freund,“ rief er, „stellst du dich doch an, als wenn du einem Elephanten etwas überreichtest und nicht einem Menschen? Sei dreister!“ Ein andermal saß er in einer Stimmung zu Gerichte, die

denen, so er zu richten hatte, gefährlich zu werden drohte. Mäcenas bemerkte es, und da er vor dem Gedränge des Volkes nicht zu ihm kommen konnte, warf er ihm ein Papier in den Schoos, auf dem er die Worte geschrieben hatte: „Steh' endlich einmal auf, Scharfrichter!" Weit entfernt, eine solche Freiheit übel zu nehmen, stand er augenblicklich auf und sprach Diejenigen los, die er schon im Begriff gewesen war zu verdammen. Noch rühmlicher für ihn ist die Begnadigung, die er Cinna, Pompejus Enkel, angedeihen ließ. Dieser hatte sich in eine Verschwörung wider ihn eingelassen, die jedoch entdeckt wurde, ehe sie zur Ausführung kam. Augustus war eine Zeitlang mit sich uneins, wie er die Verschworenen behandeln sollte, aber endlich siegte seine Milde. Er ließ die Schuldigen holen, gab ihnen einen Verweis und beurlaubte sie. Cinna beschloß er durch noch größeren Edelmuth zu besiegen. „Zweimal," sagte er unter vier Augen zu ihm, „habe ich dir das Leben geschenkt, einmal als einem offenen Feinde, dann als einem geheimen. Ich gebe dir jetzt das Consulat. Laß uns Freunde sein, Cinna! Laß uns wetteifern, wer von uns Beiden den Sieg davon tragen werde, du mit deiner Treue oder ich mit meinem Zutrauen?" Dieser so glücklich angebrachte Edelmuth bewirkte, daß von der Zeit an alle Verschwörungen wider ihn aufhörten.

In der Uebung solcher Tugenden verstrich Augustus lange, mehr denn vierzigjährige Regierung, während welcher die Glückseligkeit der Völker mit der seinigen auf's Innigste verschmolzen war. Nicht als ob in den fernen Provinzen des Reiches die Kriege während seiner Regierung jemals aufgehört hätten. Allein es waren im Grunde mehr Maßregeln, um Empörungen zu ersticken, als Versuche, die römische Herrschaft auszubreiten, indem Augustus es sich zum Grundsatz gemacht hatte, nie für den Ehrgeiz, sondern blos für die Sicherheit des Staats Krieg zu führen. In der That scheint er der erste Römer gewesen zu sein, der sich durch die Tugenden des Friedens einen Namen zu erwerben wußte, und der die Zuneigung der Soldaten ohne eigene kriegerische Tugenden gewann. Nichtsdestoweniger wurden unter seinen Legaten die römischen Waffen mit ihrem gewöhnlichen Erfolge gekrönt. Augustus überlebte alle seine nächsten Verwandten. Jetzt hatte er sein 74. Jahr erreicht. Ernstlich begann er nun daran zu denken, wie er sich den Geschäften allmälig entziehen und Tiberius zu seinem Vertreter machen möchte. Er ersuchte den Senat, ihn nicht länger wie sonst in seinem Palast zu besuchen, noch es übel zu nehmen, wenn er nicht mehr auf dem bisher gewöhnlichen Fuß mit ihm umginge. Von der Zeit an nahm er Tiberius zum Mitbefehlshaber der Provinzen an und bekleidete ihn mit beinahe gleichem Ansehen. Es war ihm jedoch nicht möglich, den Geschäften gänzlich zu entsagen, die durch die vieljährige Gewohnheit ihm zum Bedürfniß geworden waren. Bis zum letzten Augenblicke seines Lebens blieb er der Freund seines Volkes und der aufmerksame Beförderer alles Dessen, was zu seinem Wohlstande dienen konnte. Da es ihm in seinem hohen Alter schwer ward, in den Senat zu gehen, so verlangte er, daß ihm ein Ausschuß von zwanzig Privaträthen auf ein Jahr sollte zugeordnet werden, und es ward beschlossen, daß alle Maßregeln, worüber sich diese mit den Consuln vereinigen würden, gesetzliche Kraft haben sollten. Augustus schien sein bevorstehendes Ende zu ahnden. Er machte sein Testament und übergab es den vestalischen Jungfrauen. Dann feierte er die Volkszählung und fand, daß die Zahl der römischen Einwohner sich auf 4,137,000 Seelen belief, so hoch folglich, als die Volksmenge dreier der volkreichsten Städte unseres Zeitalters. Während diese Feierlichkeit bei einem ungeheuern Zusammenlaufe des Volkes im Marsfelde vollzogen wurde, soll ein Adler verschiedenmale um den Kopf des Kaisers herumgeflogen sein, dann nach

einem benachbarten Tempel seinen Flug genommen und sich über Agrippa's Namen niedergesetzt haben, eine Erscheinung, die die Auguren als eine Vorbedeutung von des Kaisers nahem Tode auslegten. Kurz nachher begleitete Augustus den Tiberius auf seinem Zuge nach Illyrien bis gen Benevent, wo er an einem Durchfall erkrankte. Er kehrte zurück und erreichte Nola in der Nähe von Capua. Da er sich hier übler denn jemals befand, ließ er schleunig den Tiberius sowohl, als seine übrigen vertrautesten Freunde und Bekannten holen. Er schmeichelte sich nicht länger mit der Hoffnung, noch einmal zu genesen. Ueberzeugt, daß sein Ende nahe sei, erwartete er es mit Standhaftigkeit. Wenige Stunden vor seinem Tode ließ er sich einen Spiegel bringen und sein Haar sorgsamer denn gewöhnlich ordnen. Dann fragte er die Umstehenden, ob er seine Rolle gut gespielt habe. Sie bezeugten es. „Nun," sagte er, „so klatscht mir euren Beifall zu" und starb im 76. Jahre seines Lebens und im 41. seiner Regierung.

Des Kaisers Tod verursachte im ganzen Reiche eine unbeschreibliche Bestürzung und sein Leichenbegängniß wurde mit außerordentlicher Pracht gefeiert. So starb Augustus, dessen Regierung mit dem Blutvergießen der Nation anhob und mit ihrer Beglückung endete. Man sagt mit Recht von ihm, daß es gut für die Menschen gewesen sein würde, wenn er entweder nie geboren worden oder nie gestorben wäre. Sehr wahrscheinlich ist es, daß jene Grausamkeiten, die sein Triumvirat schändeten, das Anstiften seiner Gehülfen gewesen; oder wähnte er vielleicht, daß Cäsars Schatten eine so blutige Rache heische? Gewiß ist es, daß solche Strenge einigermaßen zur Widerherstellung der öffentlichen Ruhe nöthig war; denn so lange der alte Römergeist nicht gänzlich ausgerottet war, konnte auch die Monarchie nicht sicher sein. Augustus gab der Verfassung eine Gestalt, die dem Genius der Zeiten angemessen war. Er ließ seinen Unterthanen die glänzende Außenseite eines Freistaates, während er sie mit allen gründlichen Vortheilen einer klüglich verwalteten Monarchie beglückte. Klugheit war in der That eine seiner hervorschimmerndsten Eigenschaften, und könnten wir den Octavianus vom Augustus trennen, so würde er einer der fehlerlosesten Fürsten der Geschichte sein. Der lange Frieden, dessen seine Unterthanen unter ihm genossen, war gänzlich das Werk seiner Mäßigung, und um die Mitte seiner Regierung sah sich die eine bessere Hälfte des Menschengeschlechtes unter der Herrschaft Eines Herrn vereinigt und mit der andern in tiefen Frieden. Dies was die Zeit, in welcher Jesus Christus, der Heiland der Welt, die Erde betrat. Er ward geboren im 752. Jahre Roms, im 25. der Regierung des Augustus und 4003. Jahre der Welt nach der gewöhnlichsten Zeitrechnung. Goldsmith.

10. Zerstörung Jerusalems.

Ein wichtiges Ereigniß, weil es der Heiland vorausgesagt hatte, weil von ihm die schnellere Verbreitung des Christenthums abhing und weil in ihm die Strafe des Himmels über die hartnäckigen Juden ausgesprochen liegt, ist die völlige Zerstörung Jerusalems. Es gingen in Erfüllung die Worte des Herrn: „Deine Feinde werden dich mit einem Wall umgeben und zu Boden schmettern, dich und deine Kinder, darum, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast." Der Druck der römischen Herrschaft, besonders unter dem Landpfleger Florus, der Haß der Juden gegen die Herrschaft der Fremden, und viele Betrüger, die sich für

Christus ausgaben, veranlaßten viele Empörungen im jüdischen Lande. Kaiser Nero sandte den tapferen Feldherrn Vespasian zur Unterdrückung des Aufstandes nach Judäa. Da starb Nero und Vespasian wurde auf den kaiserlichen Thron erhoben. Er ernannte nun seinen Sohn Titus zum Anführer der römischen Macht im jüdischen Kriege. Im Jahre 70 zog der neue Feldherr Titus mit großer Heeresmacht vor die heilige Stadt, in welcher, weil es gerade um Ostern war, sich an drei Millionen Menschen befanden. Statt nun einig zu sein gegen die mächtigen Römer, entspann sich ein blutiger Bürgerkrieg im Innern der Stadt. Ueberspannte, herrschsüchtige Volksführer, wie Johann von Gischala und Simon, plünderten und verheerten die Stadt und zwangen die Einwohner zu blutigen und schrecklichen Auftritten. Der Bürgerkrieg im Innern und die Belagerung von Außen versetzten die Einwohner in gränzenloses Elend, und der Hunger und die Pest rafften viele Tausende hinweg, welche erstere Uebel verschont hatten. Täglich wurden von den Römern über fünfhundert Juden, die bei den häufigen Ausfällen gefangen wurden, gekreuzigt; Anderen schnitt man lebendig den Leib auf, um verschlucktes Gold in den Gedärmen zu suchen. Die Hungersnoth in der Stadt war so groß, daß man nicht nur an dem Leder der Schilde nagte und Heu aß, sondern auch das Fleisch der schon begrabenen Leichname verzehrte; ja eine Mutter kochte sogar ihr eigenes Kind zur Speise. Die Todten konnten nicht mehr begraben werden und wurden entweder über die Stadtmauern hinausgeworfen oder blieben in den Häusern liegen. Ein Augenzeuge sagt: „Keine Stadt hat je so viel gelitten. Gott selbst war es, der das ganze Volk verdammt hatte, aber es war auch nie ein lasterhafteres Volk auf Erden, als dieses.“ Schon waren mehrere Stadttheile von den Römern erobert; aber die Juden ergaben sich nicht. Nun wurde die Stadt in Brand gesteckt; nur der Tempel sollte auf Titus Befehl erhalten werden. Doch ein Soldat, über den hartnäckigen Widerstand der Juden ergrimmt, schleuderte eine brennende Fackel in den Tempel und das Heiligthum der Juden wurde von den Flammen verzehrt. Titus befahl zwar zu löschen, aber Niemand gehorchte. So war denn an der Stadt und an dem Tempel die Weissagung des Herrn wörtlich in Erfüllung gegangen und kein Stein auf dem andern geblieben; denn selbst das Fundament des Tempels wurde aus dem Boden gehoben. Niemand durfte sich auf dem Orte, wo Jerusalem gestanden, anbauen. Die Ueberwundenen wurden theils hingerichtet, theils als Sklaven verkauft oder für den Triumph des römischen Feldherrn nach Rom abgeführt. Das verblendete Volk war seiner Bestimmung untreu geworden und deßhalb zog der Herr seine Hand von ihm ab. Das Blut Jesu war über sie und ihre Kinder gekommen. Diejenigen, welche der Rache der Römer entkamen, zerstreuten sich in alle Welt als lebendige Zeugen menschlicher Verblendung

und göttlicher Gerechtigkeit. Die Christen aber, welche zu Jerusalem wohnten, waren schon vor der Belagerung der heiligen Stadt über den Jordan in das Städtchen Pella gegangen nach der Ermahnung Jesu: „Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung sehet, dann fliehe Jeder auf die Berge.“ Hepp.

11. Züge aus den Christenverfolgungen.

Zu Karthago in Afrika starben am 7. März 202 die Frauen Perpetua und Felicitas einen glorreichen Martyrertod. Hart wurde besonders Perpetua, eine Frau von vornehmer Herkunft, geprüft. Ihr heidnischer Vater kam zu ihr in den Kerker und beschwor sie unter Thränen, Christus zu verläugnen und den Göttern zu opfern. Als sie aber standhaft blieb, ging der geängstigte Greis nach Hause, nahm ihr unmündiges Kind auf den Arm und bat sie in Gegenwart des Richters, aus Liebe zu ihrem Kinde ihr Leben zu retten, so daß selbst der Richter ausrief: „Wie, du solltest dich nicht rühren lassen durch die grauen Haare deines Vaters, durch die Unschuld dieses Kindes, das dein Tod zur mutterlosen Waise macht? Opfere für das Glück der Kaiser!“ Perpetua aber antwortete: „Nie werde ich opfern, denn ich bin eine Christin.“ Beide Frauen wurden nun nebst anderen Christen verurtheilt, wilden Thieren vorgeworfen zu werden, von welchen sie auch schrecklich zerfleischt, aber nicht getödtet wurden. Da bat das umstehende Volk, von Mitleid bewegt, für dieselben, und der Richter ließ sie abführen und nach von einander genommenem rührendem Abschiede enthaupten.

Zu Rom starben unter Kaiser Valerianus (253—260) der Bischof Sixtus und sein Diakon Laurentius den Martertod. Laurentius hatte auf Befehl seines Bischofs die kirchlichen Geräthschaften, welche die habsüchtigen Heiden rauben wollten, verkauft und unter die Armen den Erlös vertheilt. Als er nun von dem Richter aufgefordert wurde, die goldenen und silbernen Leuchter und Gefäße und das Opfergeld auszuliefern, stellte er die Armen und Kranken in Ordnung vor der Kirche auf und sagte zu dem enttäuschten, zornentbrannten Richter: „Siehe hier die Schätze der Kirche!“ Da wurde der Heilige auf einem eisernen Rost, der über halbglühende Kohlen gestellt war, langsam verbrannt. Mit der größten Standhaftigkeit duldete er schreckliche Schmerzen, bekehrte viele Heiden und gab seinen Geist auf. — Zu derselben Zeit vergossen in Afrika viele Christen ihr Blut für Christus. Zu Karthago wurde der Bischof Cyprian, groß an Geist, Frömmigkeit und Thatkraft, durch das Schwert enthauptet. Seine ganze Gemeinde war Zeuge seines standhaften Todes. Auf dem Richtplatze entkleidete er sich, band sich selbst die Augen zu, knieete nieder und betete. Und betend empfing er den Todesstreich. Die Christen aber fingen sein Blut in leinenen Tüchern auf und begruben seinen Leichnam unter großen Feierlichkeiten.

Theodotus, ein Christ zu Smyrna in Asien, wurde seines Glaubens wegen von dem Statthalter auf die Folter gespannt und schrecklich gemartert. Da redete ihm der Statthalter zu, seinen Glauben zu verläugnen, indem er die Schmerzen der Folter nicht ertragen könne. Theodotus aber erwiederte: „Du irrest! Siehe vielmehr auf bessern Gehorsam deiner Diener; denn diese ermatten schon. Erfinde neue Marter, um mich zu erproben; oder vielmehr erkenne den Muth, welchen mir Jesus Christus gibt, und der mich dich verachten läßt als einen feilen Sklaven, dich und deinen Kaiser mit dir!" Als ihm der grausame Statthalter die Kinnladen und die Zähne mit Steinen zerschlagen ließ, rief ihm Theodotus zu: „Magst du mir auch noch die Zunge ausschneiden lassen, Gott hört auch das Schweigen seiner Diener!" Nach großen Leiden wurde er enthauptet im Jahre 303. — Der Diakon Vincenz zu Saragossa in Spanien wurde von den Folterknechten, die man durch Schläge zu größerer Grausamkeit reizte, schrecklich gefoltert und dann auf einem glühenden Roste langsam geröstet. Aber der Heilige schwieg. Nun trat der Statthalter zu dem Martyrer und sprach die höhnenden Worte: „Nun, Vincenz, wie geht es? Wie befindest du dich und wo bist du jetzt mit deinem jammervollen Körper?" Mit der Ruhe eines Engels erwiederte ihm Vincenz: „Mein Geist schwebt bereits in höheren Welten; auf diese niedere Welt, auf dich und alle deine Martern sehe ich mit Stolz und Freude herab." Der Statthalter kam dadurch zur Ueberzeugung, daß eine überirdische Kraft in Vincenz wohne, fühlte sich überwunden und ließ den mit Blut überlaufenen Martyrer in ein gräßliches Gefängniß werfen, wo er sanft im Herrn entschlief am 22. Januar 304. — Erschütternd sind die Worte, welche ein Martyrer auf dem Richtplatze zu den umstehenden Heiden gesprochen, die ihn und seine Leidensgefährten scharf in's Gesicht faßten. „Merkt euch unsere Züge ja recht genau, damit ihr uns bei jenem Gerichte, welches nach allen menschlichen Gerichten kommt, wieder erkennen möget!" Hepp.

12. Der Martyrtod des heiligen Bonifacius.

Was dem jugendlichen Manne nicht gelungen, das wollte nun der Greis vollenden, die Bekehrung Frieslands. Was Bonifacius noch in Deutschland that, war Vorbereitung zu diesem Werke. Er übertrug dem Lullus, seinem eifrigsten und tüchtigsten Schüler, die Verwaltung des Bisthums Mainz und verwendete sich mit warmem Eifer bei dem König Pipin für seine Schüler und Mitarbeiter, damit sie nach seinem Tode nicht verlassen werden, sondern sich des königlichen Schutzes zu erfreuen haben. In der Ahnung, daß er für die Bekehrung der Friesen sein eigenes Leben zum Opfer bringen werde, besuchte er nochmals die Kirchen in Thüringen und den übrigen deutschen Provinzen, in welche er das Licht des Evangeliums getragen, und berief ein Concil nach Mainz, auf welchem

er den versammelten Geistlichen den Lullus als Erzbischof von Mainz vorstellte. Dann sprach er zu Lullus: „Ich gedenke jetzt daran, wie ich meine Pilgerfahrt vollenden will, und kann von dem Vorhaben dieser meiner Reise nicht ablassen. Denn schon steht der Tag meiner Auflösung bevor und die Zeit meines Todes nahet. Ich werde die körperliche Hülle ablegen und zur ewigen Ruhe eingehen. Du aber, mein vielgeliebter Sohn, vollende den von mir in Thüringen angefangenen Bau der Kirchen; rufe mit unabläßigem Eifer das Volk von den Wegen des Irrthums ab; vollführe den Bau der begonnenen Basilika an der Fulda und dorthin bringe einst meinen unter der Last der Jahre erlegenen Körper. — Sorge nun auch, mein Sohn, mit deiner weisen Umsicht für Alles, was mir auf dieser Reise von Nutzen sein kann, und lege in meine Bücherkisten auch das Todtentuch, in welches einst mein Leichnam gehüllt werden möge."

Bonifacius bestieg nun mit zweiundfünfzig Genossen ein Schiff, fuhr den Rhein hinab und landete auf der Ostseite des Zuydersees. Durch seine Predigt und seine persönliche Erscheinung — sein weißes Haupt, seine ehrwürdige Gestalt — gewann er Unzählige für die Kirche Christi. Da, wo jetzt die Stadt Dockum liegt, am Flüßchen Bordne, ließ Bonifacius Zelte aufschlagen, um dort länger zu verweilen und das heilige Sacrament der Firmung an die Neugetauften auszuspenden. Er hatte dafür den 5. Juni bestimmt. Da vernahm sein Ohr wildes Kriegsgeschrei statt der frommen Lieder der Firmlinge. Es war eine Rotte blutdürstiger heidnischer Feinde. Seine Diener, die sich schnell bewaffneten, mahnte er: „Lasset ab, meine Kinder, ich bitte euch, lasset ab vom Streite und fern sei aller Kampf und Krieg gegen unsere Feinde. Lehrt uns doch die heilige Schrift, daß wir nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern Gutes erweisen sollen für das Böse. Der lange ersehnte Tag ist da, und die Zeit ist gekommen, wo wir von den Mühsalen und Leiden dieses Lebens zu den Freuden der ewigen Seligkeit abberufen werden." Stehend, betend und das Evangelienbuch über sein Haupt haltend empfing Bonifacius den Todesstreich. Mit ihm starben zweiundfünfzig Genossen den Martyrtod. Es war der 5. Juni 755. — Die Mörder durchsuchten nun die Zelte der Missionäre und hofften reiche Beute zu finden. Vom gefundenen Wein berauscht, geriethen sie über die Vertheilung der Beute in blutigen Streit, so daß viele todt auf dem Platze blieben. Die Anderen erbrachen die Kisten und warfen im Zorne, nur Bücher gefunden zu haben, dieselben in das Schilf der Sümpfe, wo sie wieder gefunden und in den Kirchen aufbewahrt wurden. Die über diese Gräuelthat erbitterten Christen fielen in die heidnischen Gauen ein, tödteten viele der Mörder und schenkten nur Jenen das Leben, die das Christenthum annahmen. So wurde auch hier das Blut der Martyrer der Samen des Christenthums. Durch dieses Opfer wurde die Bekehrung Frieslands

vollendet. Der Leichnam des heiligen Bonifacius wurde anfangs nach Utrecht, dann auf Bitten des Erzbischofs Lullus nach Mainz gebracht. Da es aber der Wille des Verstorbenen war, zu Fulda begraben zu werden, und der Abt Sturm deßwegen nach Mainz kam, um an diesen Willen des Verstorbenen zu erinnern, so wurde der Leichnam unter der Begleitung unermeßlicher Schaaren von Trauernden nach Fulda gebracht und mit der größten Feierlichkeit da beigesetzt, wo jetzt der Haupteingang der Domkirche ist. Hepp.

13. Karl der Große.

Karl hatte ein ehrfurchtgebietendes Aeußere. Er war sieben Fuß groß und dabei so stark, daß sein kaiserlicher Ornat einen Mann unserer Tage zu Boden drücken würde. Auf seiner Stirne, dem Abbilde seiner hohen und erhabenen Gedanken, thronte Majestät. Sein Angesicht war heiter; er hatte große und lebhafte Augen und einen durchbohrenden Blick, wenn er zornig war. Sein Gang war fest, seine durchaus männliche Haltung verkündete den Helden, den mächtigen Weltbeherrscher.

Obschon Karl bei feierlichen Gelegenheiten, besonders beim Empfang der Fürsten und Gesandten barbarischer Nationen, mit einer beinahe morgenländischen Pracht sich umgab, so liebte er doch für sich die Einfachheit. Seine Kleidung war die vaterländische. Wie der gemeine Franke trug er Wams und Hose von Leinen, darüber einen Rock mit seidener Borte eingefaßt. Des Winters deckte ein Wams von Otterfellen Brust und Schultern. Stets war er mit einem Schwerte umgürtet, dessen Griff und Wehrgehenk von Gold war und das ein solches Gewicht hatte, daß ein Mann unserer Tage es nur mit Mühe heben könnte. Bei festlichen Gelegenheiten ging er mit einem golddurchwirkten Rocke, in Schuhen mit Edelsteinen besetzt, in einem Mantel, den eine goldene Spange zusammenhielt, und mit einem Diadem von Gold und Edelsteinen geschmückt einher. — Die eitlen Kleider seiner Umgebung waren dem einfachen Manne zuwider. Eines Tages lud er seine Hofleute zur Jagd ein und befahl ihnen, im besten Schmucke zu erscheinen. Es war aber ein kalter Tag und regnete heftig, daß es den Eitlen trübselig erging. Als man nach Hause kam, sprach Karl scherzhaft: „Bis zum Schlafengehen darf keiner seinen Pelz ausziehen, damit sie besser auf dem Leibe trocknen.“ Beim Schlafengehen brachen die gedorrten und zusammengeschrumpften Kleider wie dürres Reis. Am anderen Morgen mußten sie in denselben Kleidern erscheinen. Karl ließ nun seinen Schafpelz ausreiben und hinbringen; der hatte seinen alten Glanz wieder. „Ihr Narren,“ sprach er, „wo gibt's wohl ein köstlicheres Pelzwerk und das kostet mich kaum einen Gulden, eure dagegen viele Pfund Silbers.“

Wie Karl einfach war in der Kleidung, so war er auch mäßig in Speise und Trank. Die Trunkenheit verabscheute er höchlich.

Die tägliche Mahlzeit bestand aus vier Schüsseln, außer dem Braten, den die Jäger an dem Bratspieße hereinzubringen pflegten und den er lieber als jede andere Speise aß. Während der Mahlzeit ließ er sich die Geschichten und Heldenthaten alter Zeiten, besonders aber die herrliche Schrift des heiligen Augustinus vom Staate Gottes vorlesen. Seinen Schlaf unterbrach Karl einigemal, wo er dann zu Gott betete oder über Regierungsgeschäfte nachdachte oder auch nach den Sternen sah.

Die christliche Religion hat er auf's Heiligste und mit der höchsten Frömmigkeit und Ehrfurcht gepflegt und geehrt. Für die Ausbreitung des Christenthums führte er Kriege und erweiterte mit seinem Reiche das Reich Jesu Christi, das Reich der ächten Menschenbildung unter den rohen Völkern jener Zeit. Die Gesetze, die er diesen Völkern gab, wurzeln sämmtlich in dem Boden des christlichen Glaubens; denn der weise Fürst wußte, daß keine Achtung vor Menschensatzungen zu suchen sei, wo keine Ehrfurcht vor Gott ist. Der kindlich fromme Sinn des großen Mannes erbauete sich zu Aachen ein prächtiges Münster, ein herrliches Gotteshaus von gar großer Schönheit und schmückte es mit Gold und Silber. Frühe und spät, zur Messe und zur nächtlichen Andacht ging er — so lange es sein Gesundheitszustand erlaubte — stets unverdrossen in die Kirche und trug Sorgfalt, daß Alles darinnen mit möglichster Wohlanständigkeit geschah.

In Unterstützung der Armen bewies sich Karl sehr fromm. Nicht blos in seinem Reiche ließ er an Arme Geld austheilen, sondern auch über das Meer nach Jerusalem, Alexandria und Karthago sandte er milde Gaben an Christen, die in Armuth lebten. Er suchte in dieser Absicht die Freundschaft nicht christlicher Fürsten, um den unter ihrem Scepter wohnenden Christen Schutz und milde Behandlung zu verschaffen. Besonders ehrte er durch reiche Geschenke an Gold, Silber und Edelsteinen die Kirche des heiligen Petrus zu Rom. Er wollte, daß sie nicht blos gesichert und beschirmt, sondern auch durch seine Schätze vor allen Kirchen geschmückt und bereichert werde.

Karl war ein zärtlich besorgter Vater seiner Kinder. Die tüchtigsten Lehrer mußten sie in den Wissenschaften und Künsten unterrichten. Die Söhne mußten sich nach der Franken Weise in den Waffen und der Jagd üben, während die Töchter zu allen häuslichen Arbeiten angehalten wurden. Er ließ sie an's Wollenweben gewöhnen, auch den Rocken und die Spindel fleißig handhaben, „damit sie nicht in eitlem Müßiggange hinstarreten.“ Er liebte seine Kinder so zärtlich, daß er daheim niemals ohne sie bei Tafel gesessen, niemals ohne sie eine Reise gemacht. Wie Karl gegen seine Kinder voll Liebe, so war er gegen seine Mutter Bertha, die bis in ihr hohes Alter bei ihm lebte, voll Ehrfurcht. — Gegen seine Freunde trug er eine zärtliche Liebe. Als Papst Hadrian,

den er besonders liebte, starb, weinte er so, als ob er den Bruder oder den liebsten Sohn verloren. Er ließ ihm eine goldene Grabschrift auf Marmor setzen, viele Messen lesen und Almosen austheilen, nicht als ob er zweifele, daß Hadrians Seele in der seligen Ruhestätte wohne, sondern damit er seine Treue und Liebe gegen einen geliebten Freund beweise. — So steht denn Karl in der Geschichte der Welt und insbesondere der christlichen Kirche da als eine große, ehrwürdige und zugleich herzgewinnende Gestalt, groß als Feldherr, Gesetzgeber, Beförderer der Wissenschaften und Künste, ehrwürdig als frommer, christlicher Kaiser, herzgewinnend durch einfache Sitten, durch seine Milde und Liebe gegen Arme, gegen seine Familie und seine Freunde. Hepp.

14. Der heilige Stephanus, König von Ungarn.

Das schöne und fruchtbare Ungarn war bis gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts von Heiden bewohnt. Von da an warf das Licht des christlichen Glaubens seine Strahlen auch über dieses Land. Christliche Glaubensboten kamen und predigten den Gekreuzigten. Mehrere tausend Ungarn und unter ihnen Geisa, der Herzog des Landes, ließen sich taufen. Der größere Theil des Volkes aber betete noch die Götzen an und selbst die zu Christus Bekehrten thaten nicht vollständig allen heidnischen Aberglauben von sich. Erst Geisa's Sohn und Ungarns erster König, der tapfere und fromme Stephan, führte das ganze Volk zum Glauben an Christus und befestigte die christliche Kirche in seinem Reiche. Er ist der Apostel Ungarns.

Geboren 977 zu Gran, der damaligen Hauptstadt Ungarns, folgte Stephan seinem Vater im Jahr 997 in der Regierung. Bei diesem Thronwechsel empörten sich die zahlreichen Heiden des Landes gegen ihren christlichen Herrscher; allein Stephan, obgleich erst zwanzig Jahre alt und nur von einem kleinen Heere umgeben, zog den Empörern im Vertrauen auf den göttlichen Schutz entgegen und schlug sie bei Veszprim vollständig auf's Haupt. Nach dieser Niederlage hielt das Christenthum seinen triumphirenden Einzug in Ungarn. Heidnische Tempel und Götzenbilder verschwanden, christliche Kirchen und Klöster erhoben sich an den Hauptpunkten des Reichs. Fromme Missionäre durchzogen alle Provinzen, predigten das Kreuz und tauften die Schaaren. Stephan war selbst zum Missionär geworden. Er durchreiste alle Gegenden seines Reichs, versammelte das Volk um sich und suchte es durch liebreiche Vorstellungen zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Nachdem nun die meisten Ungarn getauft waren, theilte er das ganze Reich in zehn Bisthümer und ernannte fromme Priester zu Bischöfen, damit unter ihrer Obhut der allerwärts ausgestreute Same des göttlichen Wortes zu einer fruchtreichen Ernte heranreifen könne. Papst Sylvester II. bestätigte diese kirchlichen Einrichtungen und übersandte Stephan, den sein Heer gleich nach der Schlacht bei Veszprim zum König ausgerufen hatte, eine goldene

Königskrone und ein goldenes Kreuz, das ihm gleich einem Apostel vorangetragen werden sollte. „Gewiß verdient Derjenige," sagte der Papst, „der ein so zahlreiches Volk Christo gewonnen hat, ein Apostel genannt zu werden."

Wie für das Seelenheil seiner Unterthanen, so war Stephan auch für das irdische Wohl derselben eifrig besorgt. Er gab seinem Volke das erste geschriebene Gesetzbuch und setzte einen obersten königlichen Richter oder Pfalzgrafen, Palatinus genannt, ein, der in Streitigkeiten zwischen dem König und dem Volke zu entscheiden hatte. Er theilte das Reich in Gespannschaften oder Grafschaften und setzte über jede derselben einen Vorsteher, Obergespann, damit Recht und Ordnung in dem weiten Reiche gehandhabt werde. Weil die Nation aus verschiedenen Volksstämmen bestand, wovon jeder seine eigene Sprache hatte, so ordnete er an, daß bei den Gerichten und in allen öffentlichen Verhandlungen die lateinische Sprache die einzig herrschende sein sollte. So hat Stephan durch die Einführung des Christenthums, durch weise Gesetze und Einrichtungen und durch die Tapferkeit und Kraft seines Armes, womit er alle feindliche Angriffe niederschlug, die Nation der Ungarn aus dem Zustande der Wildheit und Rohheit zu einem gesitteten und achtunggebietenden Volke erhoben.

Die letzten Tage des frommen und tapferen Königs waren harte Prüfungen seiner Geduld und religiösen Ergebung. Alle seine Kinder und darunter sein hoffnungsvoller Sohn Emmerich, des Vaters Stütze und Trost, starben vor ihm dahin. Schmerzhafte Krankheiten warfen ihn öfters auf das Krankenlager und der Undank und die Treulosigkeit der Seinen machten das Maß seiner Leiden voll. Einige Grafen machten den schmachvollen Versuch, den kranken König im Bette zu ermorden. Mit christlichem Starkmuth trug er diese Leiden als Schickungen Gottes zur Läuterung seiner Seele. Mit doppeltem Eifer erfüllte er seine Pflichten als Regent und bereitete sich durch gottselige Uebungen zum Tode vor, an dessen Nähe die zunehmende Schwachheit seines Lebens ihn mahnte. Er starb am 15. August 1038 und wurde von dem Oberhaupte der Kirche unter die Zahl der Heiligen versetzt.

Hepp.

15. Die heilige Lanze von Antiochia.

Auf dem Zuge, welchen die Christen unter Anführung des frommen Herzogs Gottfried von Bouillon, des Grafen von Toulouse und anderer Fürsten antraten, um das heilige Land und Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, gelangten sie nach Antiochia und belagerten die Stadt. Nach sieben Monaten sah man jedoch noch keinen Erfolg. Die Angriffe der Feinde, der Mangel an Lebensmitteln und ein furchtbares Erdbeben erzeugten große Noth im Lager der Christen.

Es war daselbst unter ihnen Petrus, ein Pilger, arm und geringer Herkunft, aber fromm. Er konnte weder lesen noch schrei-

ben; doch das Vater unser, den Glauben, das Gloria und das Benedictus betete er mit einfachem Sinne, wie man es ihn gelehrt hatte. Einsam ruhte dieser einst in seinem Zelte und rief in schlafloser Nacht, von großer Furcht bedrängt: „Herr, hilf! Herr, hilf!" — Da traten zwei Männer zu ihm mit leuchtenden Kleidern: der ältere hatte einen langen, braunen Bart und schwarze, durchdringende Augen; der jüngere war schlanker, man mochte sein Antlitz mit keiner anderen Bildung vergleichen. Jener aber hub an: „Ich bin Andreas der Apostel, fürchte dich nicht, sondern folge mir nach." Der Pilger stand vom Lager auf, jene beide gingen voran zur Kirche des heiligen Petrus. Zwei Lampen brannten nur in dem weiten Gewölbe, und doch war es so hell wie am Mittage. Der Apostel sprach: „Warte ein wenig," und ging hinweg. Petrus setzte sich an eine Säule auf die Stufen, welche von Mittag her zum Hochaltare führten; der jüngere Begleiter stand in der Ferne, auch an den Stufen des Altars. Nach einer Weile kam der heilige Andreas aus der Tiefe hervor, trug eine Lanze in der Hand und sprach zu Petrus: „Sieh, mit dieser Lanze ist die Seite geöffnet worden, aus welcher das Heil geflossen ist für alle Welt. Gib Acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme Antiochiens dem Grafen von Toulouse nachweisen könnest; zwölf Männer müssen graben, bis man sie findet. Jetzt aber verkünde dem Bischofe von Puy, er möge nicht ablassen von Ermahnung und Gebet; denn der Herr sei mit euch Allen." Als der Apostel so gesprochen, führte er mit seinem Begleiter den Pilger über die Mauern der Stadt zurück in sein Zelt. Dieser aber wagte nicht zu dem Bischofe zu gehen und das Geschehene zu erzählen, sondern zog nach Roja, um Lebensmittel zu sammeln. Da erschien ihm um die Zeit, wenn der Hahn zum ersten Male kräht, am ersten Tage der großen Fasten wiederum der Apostel mit seinem Begleiter; ein heller Glanz füllte das Zimmer. Jener sprach: „Petrus, schläfst du?" Petrus antwortete: „Nein, Herr! ich schlafe nicht." — „Hast du gethan, was ich dir befohlen habe?" fragte Andreas weiter. „Ich habe mich gefürchtet," erwiederte der Pilger, „denn ich bin arm und gering, Keiner wird meinen Worten glauben." Da sprach der Apostel: „Weißt du nicht, wie die Armen und Geringen das Reich Gottes erwerben, und hat euch nicht der Herr auserwählt zur Erlösung seines Heiligthums? Siehe, die Heiligen selbst möchten den Himmel verlassen und Theil nehmen an eurem Beginnen. Gehe hin und thue, was ich dich geheißen!" — Petrus zögerte noch immer, er wollte gen Cypern segeln; ein Sturm warf ihn an's Land zurück; er erkrankte. Während dessen war Antiochia eingenommen durch Hülfe christlich gesinnter Bewohner; aber ein neues Heer der Türken belagerte nunmehr die Kreuzfahrer und größere Noth entstand, als je zuvor. Da erschienen jene zwei zum dritten Male dem Pilger, und der Apostel sprach: „Petrus, Petrus, du hast noch nicht verkündet, was dir

vertraut worden!" Dieser aber sagte: „O Herr, erwähle einen Weiseren, einen Reicheren, einen Edleren; ich bin unwürdig solcher Gnade." — „Der," antwortete der Heilige, „ist würdig, welchen der Herr erwählet; thue, was dir befohlen ward, damit die Krankheit von dir weiche." — Ernst war des Apostels Blick, mild aber und wie von himmlischem Lichte umflossen das Antlitz seines Begleiters. Da faßte Petrus Muth und sprach: „Wer ist dein Begleiter, der noch nimmer gesprochen hat, zu dem mich aber Liebe hinzieht und Sehnsucht, der mein Inneres löset von jedem Zweifel, der meine Seele füllt mit Vertrauen und himmlischer Ruhe?" Der Apostel antwortete: „Du magst ihm nahen und seine Füße küssen." Petrus trat hinzu und knieete nieder; da sah er blutige Male an den Füßen, er fiel auf sein Angesicht und rief: „Mein Herr und mein Gott!" — Es breitete Christus über ihn die Hände und verschwand.

Der Pilger verkündete das Gesicht. Zwölf Männer gruben vom Morgen bis zum Abend, da zeigte sich die Lanze. Durch ihre Wunderkraft gestärkt, siegten die Christen über alle Feinde, und die Erzählung ist aufbewahrt worden, damit ein kindlich Gemüth sich an Dem erbaue, was den Verständigen dieser Erde verborgen ist.

Raumer.

16. Friederich, der Rothbart.

Der alte Barbarossa, der Kaiser Friederich,
Im unterirdischen Schlosse hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben, er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern, darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern, darauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse, er ist von Feuerglut;
Ist durch den Tisch gewachsen, worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume, sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben: Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen verzaubert hundert Jahr. Rückert.

17. Das Ritterthum.

Anfänglich bestanden die Heere größtentheils aus Fußgängern. Der Reiter waren nur wenige, aber fast alle mit Helm und Panzer schwer gerüstet. Wegen der Kosten konnten nur die Reichen zu Pferde dienen; der Reiterdienst gab deßhalb eine Art von Ansehen und Adel. Sie waren die besten und geübtesten Krieger. Körperliche Kraft und Gewandtheit ging

damals über Alles, geistige Bildung galt wenig. Mancher Adelige konnte nicht einmal seinen Namen schreiben; dagegen lernte er von Jugend auf ein wildes Roß tummeln und Lanzen und Schwert mit Gewandtheit führen. Von ihrem Reiterdienste bekamen die Vornehmen den Namen Ritter. Mit der Zeit bildeten diese einen besonderen Stand, dessen Blüthe in die Zeit der Kreuzzüge fällt. Religion, Ehre, Tapferkeit und Hochachtung gegen die Frauen waren die vier Haupttugenden der Mitglieder. Die Aufnahme in diesen Stand erforderte eine vieljährige Vorbereitung und war mit großen kirchlichen Feierlichkeiten verbunden. Schon im siebenten Jahre ward der Knabe von edler Herkunft in das Schloß eines andern Ritters gebracht. Hier wartete er als Bube bei der Tafel auf, hielt seinem Herrn beim Aufsteigen den Bügel und übte sich im Fechten, Schießen und Reiten, um seinen kleinen Körper gewandt und stark zu machen. Im vierzehnten ward er durch die Umgürtung eines Schwertes wehrhaft. Nun hieß er Knappe (Knabe). Von nun an begleitete er seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäfte, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, so wie in den Ernst der Schlacht. Treue Anhänglichkeit an seinen Herrn war die erste Pflicht. Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Uebungen das ein und zwanzigste Jahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Zu dieser wichtigen Handlung mußte er sich durch Fasten und Beten und durch den Empfang der heiligen Sacramente vorbereiten. Man führte ihn zum Altar und ließ ihn schwören: die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion und ihre Diener, so wie alle Wittwen und Waisen zu beschirmen, keinen Schimpf gegen Edelfrauen zu dulden und alle Ungläubigen zu verfolgen. Nachdem er hierauf aus der Hand eines Ritters oder einer Edelfrau Sporn, Handschuh und Panzer erhalten hatte, kniete er vor einem Ritter nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug, — das war der Ritterschlag. Nun schmückte man den jungen Ritter auch mit Helm, Schild und Lanze und führte ihm ein Streitroß vor, auf welches er sich sogleich schwang und dasselbe durch die frohlockende Menge der Zuschauer tummelte. Glänzende Feste beschlossen die Feier des Tages. Von nun an durfte er die geringste Beleidigung nicht ungerächt lassen. Der Zweikampf galt als die ehrenvollste und ritterlichste Entscheidung. Warf einer dem andern seinen Handschuh vor die Füße, so war das das Zeichen der Herausforderung, so wie das Aufnehmen desselben ein Zeichen des angenommenen Zweikampfes. Wenn nun der Ritter mit vollem Harnisch einherritt, so daß das vorgeschobene Visir selbst das Gesicht verdeckte, so war es ganz unmöglich, ihn zu kennen. Es war deßhalb ein äußeres Abzeichen nöthig, um sich den Seinigen im Kampfe kennbar zu machen. Hiezu wählte man das Bild eines Löwen, Hirsches, Bären oder auch des Kreuzes. Das ist der Ursprung der Wappen (Waffen), die vom Vater auf den Sohn erblich übergingen. Damit man aber die verschiedenen Seitenlinien, die dasselbe Wappen im Schilde führten, von einander unterscheiden könnte, so brachte man noch besondere Verzierungen am Helme an, die man Kleinode nannte. Jetzt brauchte man nur den Schild und das Helmkleinod zu sehen, und man kannte sogleich den Ritter. Früher nannte man jeden Ritter nach seinem Vornamen, Rudolph, Gottfried 2c., wie dieses zum Theil jetzt noch in Spanien üblich ist. Seitdem aber die kleinen Lehne erblich geworden waren, wurde gewöhnlich noch der Name ihrer Besitzung oder Burg beigefügt, wie Rudolph von Habsburg, Gottfried von Bouillon u. s. w. Unterstützt und befestigt wurde das Ritterthum durch die Turniere oder Waffenspiele, die mit aller Pracht gefeiert wurden. Sie gaben den Rittern eine erwünschte Gelegenheit, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit abzulegen, und so Beifall

und Ruhm von einer schaulustigen Menge öffentlich einzuerndten. Kein Ritter wurde zu diesen Waffenspielen gelassen, der sich nicht durch Gottesfurcht und Gehorsam gegen den Kaiser und durch ein musterhaftes Betragen auszeichnete und wenigstens vier Ahnen aufweisen konnte. Manche Ritter aber vergaßen die Würde ihres Standes so sehr, daß sie fast nur von Streitfehde, von Raub und Plünderung lebten. Da hingen an allen Felsen hundert und hundert trotzige Burgen, die wie eine große Sklavenkette sich durch das ganze Land zogen. Aus ihren luftigen Wohnsitzen überfielen diese Raubritter mit ihren Reisigen den Wanderer, den Bauer und Städter, warfen Knechte nieder und führten den Raub frohlockend mit sich fort auf ihre Burg. Auch an den Felsenufern der Flüsse erhoben sich drohend ihre Burgen, die jetzt friedlich über den Strom hinschauen. Nicht selten wurden auch in den häufigen Fehden der Ritter unter einander die blühendsten Saatfelder, des friedlichen Landmannes ganzer Wohlstand, von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten. Gegen solchen Uebermuth und solche Räubereien vermochten die damaligen schwachen Kaiser keinen Schutz zu gewähren. Auf ihren festen Felsenburgen trotzten jene allen kaiserlichen Befehlen. Sie betrachteten ihr ehrloses Handwerk als ein Recht des Stärkeren. Das war die traurige Zeit der rohen Gewalt, die man das Faustrecht nannte, weil eine tüchtige Faust statt des Rechtes galt. Erst die Erfindung des Pulvers und das dadurch völlig umgestaltete Kriegswesen machte dem Ritterthum ein Ende. Welter.

18. Das Fehmgericht.

Aus den alten Gaugerichten gingen die berüchtigten Fehmgerichte hervor, deren vorzügliche Wirksamkeit in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert fällt. Man nennt sie auch heimliche, Frei- und Stuhlgerichte und, weil ihr Hauptsitz Westphalen war, westphälische Gerichte. Der Vorsitzer hieß Freigraf, die Beisitzer Freischöppen, der Ort der Sitzung Freistuhl. Der Hauptstuhl war zu Dortmund. Der Erzbischof von Köln war als Herzog von Westphalen des Kaisers Stellvertreter und oberster Stuhlherr. Nur die Theilnehmer dieses Gerichts, die Schöppen, kannten die Einrichtung und das Verfahren desselben und hießen Wissende. Sie waren durch einen feierlichen Eid zur Geheimhaltung verpflichtet; sich selbst aber erkannten sie an geheimen Zeichen und Losungen. Die Vorladung geschah durch einen Brief mit sieben Siegeln — des Freigrafen und sechs Schöppen. Dieser Brief wurde von den Frohnboten an das Haus des Verklagten oder das nächste Heiligenbild angeschlagen. Konnte der Verklagte sich nicht vertheidigen, oder erschien er nach mehrmaliger Vorladung nicht, so wurde er für verfehmt erklärt, d. h. den Wissenden oder Freischöppen preisgegeben. Wer von diesen ihn fand, knüpfte ihn an den nächsten Baum auf oder stieß ihn mit einem Messer nieder, ließ aber das Messer mit dem Zeichen der Fehme neben dem Gemordeten liegen, als Beweis, daß er als Opfer der heiligen Fehme gefallen sei. Der eine Schöppe war dem andern Hülfe zu leisten verpflichtet. Nicht leicht konnte der Verbrecher seiner Strafe entrinnen; denn wohin er sich auch wenden mochte, überall war er von heimlichen Richtern umgeben, und früher oder später wartete seiner ein sicherer Tod.

Diese Gerichte führten mit der Zeit zu großen Mißbräuchen; denn der Willkühr der Richter war zu große Gewalt eingeräumt. Da erhoben sich von allen Seiten Klagen, sogar förmliche Verbindungen gegen dieselben. Erst die Einführung einer besseren Rechtspflege im sechszehnten Jahrhundert und die festere Begründung der Landeshoheit der Fürsten beschränkten den furchtbaren Wirkungskreis dieser Gerichte und ließen sie endlich, als nicht mehr angemessen der vorangeschrittenen Bildung der Zeit, völlig untergehen. Welter.

19. Die Schlacht am Hasenbühl bei Göllheim.

Endlich nach einer kurzen Sommernacht und einer noch kürzeren Ruhe graute der Tag. Es war das Fest Unserer Lieben Frauen in der Erndte, Mittwoch der 2. Juli des Jahres 1298. Mit dem ersten Morgenstrahl riefen die Lärmtrompeten in beiden Heeren das Volk wach, und Jeder erhob sich behend vom Lager und eilte in die Rüstung. Der verhängnißvolle Tag sollte mit Gott begonnen werden. Die Feld-Capläne bestiegen den Zeltaltar und erflehten, Messe lesend, den Waffen ihres Königs Heil und Sieg. Alle hörten die Frühmesse mit Andacht, bei welcher da manch brünstiges Gebet aus bewegter Brust zum Herrn der Heerschaaren emporstieg. Nach Beendigung des Gottesdienstes saßen die Ritter zu Roß; die Knechte rückten aus ihren Herbergen zum Sammelplatze. Albrecht[1]) ließ seine Hauptleute in einen Ring treten und wiederholte seine schon in der Nacht gegebenen Weissungen zur Schlachtordnung. Nachdem er den Zug geordnet, stieg er zu Roß. Die einfache Ritterrüstung verhüllte in ihm den König; er wollte, so zwar den Seinen bekannt, aber vom Feinde übersehen, der Schlacht beiwohnen. Dagegen kleidete er mehrere seiner getreuen Lehensleute in den königlichen, mit dem schwarzen Adler geschmückten Wappenrock, und ließ ihren Streithengsten solche Satteldecken auflegen, in welche ebenfalls der Reichsadler gestickt war, um dadurch den Gegner irre zu führen. Sodann ließ er das Reichsbanner erheben — es war von rother Farbe mit einem weißen Kreuze in der Mitte — gab das Zeichen und die Schaaren rückten aus dem Lager auf den Wiesengrund vor bis zum Hasenbach.

Zu gleicher Zeit, als dies im Lager Albrechts vorging, rüstete auch Adolph schon seit Sonnenaufgang zum Angriff. Nachdem seine Leute ebenfalls Messe gehört, bezogen sie aus ihren Herbergen den bestimmten Sammelplatz. Das Heer zählte nicht über 14,000 Mann, war aber wohlbewaffnet. Die Reisigen und Schildknechte trugen eiserne Gugelhauben und Waffenkoller von Linnen, mit Hanf oder alten Wollenlumpen gesteppt, und darüber ein Panzerhemd, aus eisernen Ringeln gewoben, durch welches kein Pfeil schlagen konnte. Die Ritter waren in stählerne Harnische, Beinschienen und Eisenhandschuhe gekleidet, und stählerne Helme, hellglänzend und mit

1) Albrecht, Sohn des Kaisers Rudolph von Habsburg, kämpfte gegen den rechtmäßigen deutschen König Adolph von Nassau bei Göllheim in der Rheinpfalz.

schönen Helmzierden geschmückt, schützten ihr Haupt. Dabei saßen sie auf hohen mächtigen Streithengsten, von denen viele gleichfalls durch eiserne Decken, welche aus metallenen Ringeln bestanden, gegen Hieb und Stich gesichert waren. Das Reichsbanner, von rother Farbe, mit dem weißen Kreuze darin, ganz wie es drüben im Lager des Gegenkönigs wehte, vertraute er der Hand des Grafen von Hanau. Hierauf bestieg auch er sein Roß, aber, wie er es dem Reichsoberhaupte an einem so großen Tage geziemend glaubte, in königlicher Rüstung. Ein glänzender Helm mit der Königskrone geziert, deckte sein Haupt und ein goldener Harnisch die Brust. Einen Wappenrock von reichem Tuche von gelber Farbe, darinnen man viele schwarze Adler gewirkt sah, hatte er über Panzer und Beinschienen geworfen, und eine Roßdecke, dem Wappenrocke gleich an Zeichen und Farbe und ebenfalls mit eingewirkten Adlern dicht besäet, war über seinen ganz in Eisen starrenden Schlachthengst gebreitet. Zu stolz, sich unter der Rüstung eines Vasallen zu verhüllen, und zu hochherzig, um einen Andern unter seinem Wappenschilde einem gewissen Tod entgegenzujagen, wollte er im Königsschmucke mit dem treuebrüchigen Lehensmanne rechten, und als König gekleidet siegen oder fallen; auch sollte daran sein Heer den königlichen Führer im Getümmel der Schlacht erkennen. Adolph, nachdem er sein Heer, das ihm gegen die Menge der Feinde zu klein vorkam, ängstlich überblickt hatte, sprach beklommen zu seiner Umgebung: „Ihr habet wahr geredet, daß unsere Macht zu schwach sei — Weh uns! der Tag nimmt kein gutes Ende. Unsere Freunde, oder besser unsere Feinde haben uns den Widersachern in die Faust geliefert; denn fliehen wir jetzt, so sind wir Alle verloren, und streiten wir, so weiß nur Gott des Streites Ausgang." Die Räthe erwiederten, jetzt sei es zu spät, zurückzugehen. Adolph schaute in düsterer Unschlüssigkeit zu den Bergen empor, die sich immer mehr mit feindlichen Schaaren bedeckten. Da fiel sein Blick auf seinen Sohn Rupert, der an seiner Seite hielt, und zu der peinlichen Unentschlossenheit gesellte sich nun noch väterliche Besorgniß. „Kehre zurück, mein Sohn," sprach er zu diesem, „du sollst dein junges Leben nicht wagen; denn unser Kampf ist heute ein Strauß auf Leben und Tod." „Nimmermehr, mein Vater," rief Rupert; „ich weiche nicht von Eurer Seite und folge Euch zum Leben oder Tod." Des Sohnes muthige Rede gab auch dem Vater die erschütterte Zuversicht zurück. „In Gottes Namen denn, sie sollen uns eher todt, als lebendig haben!" sprach er und wendete mit wieder erwachtem Muthe seine ganze Aufmerksamkeit auf die vom Feinde besetzten Berghöhen. Droben auf der Bergkoppe und unten im Thale harrte man des Kampfsignals. Die Ritter verstürzten die Helmfenster. Es war zwischen acht und neun Uhr.

Da schmetterten in beiden Heeren die Trompeten das Zeichen zur Schlacht, und ein mächtiges Kriegsgeschrei hallte hier und dort an den Bergen wieder. Die Pfälzer unter ihrem Herzog Rudolph

legten die Lanzen ein und sprengten in geschlossenen Geschwadern den Hasenbühl hinan. Zu gleicher Zeit aber fielen auch die Kärthner und Steyrer in gedrängten Haufen von der Höhe herab. In der Hälfte des Abhanges prallten die Schaaren auf einander. Von dem gewaltigen Stoße wurde die Vorderreihe der Pfälzer durchbrochen und Roß und Reiter unwiderstehlich niedergerannt. Herzog Heinrich von Kärnthen saß, den Streit lenkend, hoch zu Roß, und warf Alle, die sich ihm entgegenstellten, mit gewaltiger Lanze aus dem Sattel. Vom ersten glücklichen Gelingen noch muthiger gemacht, sprengte er, die Seinen durch Zuruf und Beispiel anfeuernd, mit verhängten Zügeln auf die zweite Linie und hatte auch hier, von Glück und Boden begünstigt, gleichen Erfolg. Viele Pfälzer stürzten; manche, um nie wieder aufzustehen. Ueber sie weg setzte der Sieger in ungestümer Streitbegierde; allein seine Hitze hatte ihn bald zu weit geführt. Das Glück wendete sich, als er auf ebenerem Boden, im Thalgrunde angekommen, von Otto, dem Herzoge der Bayern, mit gleicher Kraft empfangen wurde, indem die Bayern, fester zusammengeschlossen, mit ihren schweren Panzerhengsten in die Kärnthner brachen und Roß und Mann zu Boden rannten. In Kurzem waren der Steyrer und Kärnthner so viele bügellos, daß ihr Herzog, zu schwach das Feld zu halten, auf seine Sicherheit dachte und nur schwer sich aus dem Getümmel heraushauend, mit Hinterlassung vieler Kampfunfähigen zur Höhe des Hasenberges zurückwich. Die Bayernfürsten sammelten die zersprengten Schaaren und drängten rachedürstend nach. Allein der Oesterreicher hatte schon auf dem Bergrücken einen neuen Schlachthaufen aufgestellt, der jetzt mit ungeschwächter Kraft herniederstürmte. Die Pfälzer empfingen aber diesmal den ersten Stoß mit besserem Glücke, als vorher und behaupteten das gewonnene Feld. Da das Rennen keinen Ausschlag gegeben hatte, warf man die Lanzen weg und zog die Klingen blank. Es entbrannte jetzt ein harter Kampf, Mann gegen Mann. Die Schwerter erklangen auf Helm und Harnisch, Hieb wurde mit Hieb gewechselt, und Wunde bezahlt für Wunde. Mit äußerster Erbitterung stritt man hin und wieder, aber der Sieg blieb lange ungewiß und die Schale der Entscheidung schwankte auf beiden Seiten. Adolph, der im zweiten Treffen hielt, sah anfänglich dem Streite und seinen Wechselfällen mit dem prüfenden Blicke des Feldherrn zu. Als aber das Getümmel wieder wild ward, und das Geschrei der Kämpfenden immer lauter und das Schwertergeklirr mit stets steigender Heftigkeit zu ihm herüberschallte, schlug sein Herz höher vor Kampfeslust und seine Brust hob sich in freudigem Muthe. „Hei, wie die Bayerfürsten sich so rüstig geberdten gegen ihren Oheim, den Kärnthner!“ sagte er zu den ihn umgebenden Herren; „wie lustsam ist das zu hören und zu schauen! Hört ihr nicht ihre Schwerter so wacker herüber klingen? Wie wär's, wenn auch wir darein sprengten?“ „Herr,“ erwiederten die Dienstmannen warnend, „es frommt

nicht, daß der Feldhauptmann, statt die Schlacht zu lenken, in der Vorhut Reiterdienst thue. Ihr sollt hier bei Eurer Schaar bleiben!" „Nein, ich muß hin!" rief der König ungeduldig; und seiner Kampflust nicht länger mehr mächtig, drückte er seinem Hengste die Sporen ungestüm in die Seite und flog schlachtbegierig über den Wiesengrund dem Wahlplatze zu. Muth und Rache trugen den kühnen Reiter in so mächtigem Fluge, daß er bald den Seinen weit voraus war und diese ihm nur mit Mühe folgen konnten. Allein unversehens strauchelte sein Roß, ob von allzu hastigem Spornen, oder von unsicherem Wiesenboden, stürzte über und über und schleuderte den König so heftig aus dem Sattel weithin zur Erde, daß er, vom Falle betäubt und besinnungslos, liegen blieb. Seine Leute eilten erschrocken hinzu, hoben ihn auf und trugen den Bewußtlosen hinter die Schaar, wo sie ihn in sitzender Stellung an den Stamm eines Baumes anlehnten und ihm den Helm losbanden, damit der erfrischende Morgenwind ihm die Besinnung zurückbringe. Nach einiger Zeit erwachte Adolph wieder aus der schweren Betäubung. Er blutete aus einer Kopfwunde und fühlte sich von dem harten Falle wie in allen Gliedern gebrochen; allein alles Dieses ergriff ihn nicht so heftig, als die ihm schreckliche Nachricht, daß, während er betäubt darniederlag, die Schlacht sich zum Vortheile seines Todfeindes gewendet habe. Albrecht hatte neue Schlachthaufen von den Berghöhen in's Thal herabgeschickt, welche die ermattenden Bayern und Pfälzer immer heftiger bedrängten. Dazu bedienten sich die Feinde, auf ihres Herrn Befehl, eines Mittels, welches, als bisher ungebräuchlich, auch als unritterlich galt, und dessen sich drum die Bayern nicht versehen hatten. Die Oesterreicher hatten ihre Schwerter, gegen Kriegsgebrauch und Kriegsrecht, zum Stechen zugeschliffen, und stachen damit, statt auf Ritter und Reisige einzuhauen, nur ihre schweren Rosse nieder, wodurch viele Herren und Knechte zu Boden stürzten und, ihrer Pferde beraubt, fast wehrlos gefangen, getödtet oder im Kampfgetümmel überritten wurden. Die Bayerfürsten hatten daher einen harten Strauß und ihre Noth ward mit jedem Augenblicke größer. Der König erschrack, als er den Stand der Schlacht erfuhr; allein die Gefahr brachte auch seinen Muth wieder zurück. Hastig rief er nach einem anderen Rosse, schwang sich darauf und sprengte mit dem ganzen Treffen vorwärts. Seine Ungeduld, auf den Feind zu treffen, war so stark, daß er nicht daran dachte, den Helm wieder aufzusetzen, sondern ihn mit der Buckelkette an den Sattelknopf hing. Auch mochten die Wunde und die steigende Hitze der Julisonne, welche glühend in den Thalkessel herabbrannte, den Helm nicht mehr leiden. Baarhäuptig, mit blankem Schwerte in der Faust und die Brust voll Rachegluth und Schlachtbegierde flog er mit verhängten Zügeln zur Wahlstatt.

Es war hohe Zeit. Die Bayerfürsten hatten schon ihre Rosse verloren und setzten den Kampf zu Fuße nur mit größter Anstrengung fort, als Adolph unwiderstehlich in den Feind brach. Nach allen

Seiten hin fielen seine verdoppelten Streiche und verbreiteten Verwirrung in den feindlichen Reihen. Bestürzt wichen sie zurück, erholten sich jedoch schnell wieder und standen zur entschlossensten Gegenwehr. Vor Allen stellte sich jetzt dem Könige ein Ritter entgegen, der des Oesterreichers Rüstung und Feldzeichen trug. Adolph mochte drum einen Augenblick glauben, der verkappte Streiter sei Albrecht selbst und, von dem verhaßten Anblicke entflammt, sprengte er auf ihn zu und schmetterte ihn mit einem gewaltigen Hiebe aus dem Sattel. Sogleich wendete er sich weiter und fand einen Zweiten in gleicher Rüstung und mit gleichem Feldzeichen. Der schnelle Fall des Ersten hielt den neuen Kämpen nicht ab; der hohe Preis, welchen Albrecht darauf ausgeboten hatte, wer den abgesetzten König todt oder lebendig einbringe, und die Ehre, eines Königs Sieger zu werden, waren lockend genug, das Leben daran zu wagen, und er drang drum mit kühnen Hieben auf Adolph ein. Doch der erwiederte sie mit gleicher Kraft, so daß der Kampf eine Zeit lang unentschieden schwankte, bis des Königs gewaltiges Schwert auch diesem eine tiefe Wunde schlug und ihn vom Pferde zu Boden warf, wo er von den Hufen der Rosse zertreten wurde. Der zweifache Sieg erfüllte seine Getreuen mit wachsendem Muthe und mit neuem Vertrauen schwangen sie die Schwerter, des Sieges fast schon gewiß. Allein die Freude war von kurzer Dauer. Adolphs Stern ging unter; das treulose Waffenglück schien ihm den Sieg nur deßhalb zeigen zu wollen, um ihn in desto tieferem Falle zu verderben. In den Reihen der Oesterreicher erhob sich eben ein furchtbar freudiges Kriegsgeschrei; denn neue Schaaren rollten sich den Kriegsberg herab ihnen zu Hülfe, und zu gleicher Zeit tönte der feindliche Schlachtruf zur Rechten und Linken, fast im Rücken. Von dem Kriegsberge senkten sich breite Schlachthaufen in die Ebene nieder und aus dem Ritterthale brach unversehens eine starke Heersäule aus wohlberechnetem Hinterhalte in die linke Flanke. Bei diesem Anblicke entfiel den letzten Reihen des königlichen Heeres das Herz; sie wendeten erschrocken um und stürzten, ihren Herrn verlassend an den Mauern des nur um fünfhundert Schritte entfernten Städtchens Göllheim vorüber, in wilde Flucht und ließen dadurch dem Feinde freien Weg, den König vollständig zu umzingeln, was auch in wenigen Augenblicken vollführt war. Die erhöhte Gefahr erschütterte aber Adolphs Entschlossenheit nicht, sondern stählte seinen Muth zum todtverachtenden Trotze. Gerade aus spornte er sein Roß in die dichtesten Haufen, und wie die Bärin, so man ihr die Jungen raubt, aus Waldesklüften daherwüthet, oder der brüllende Leu sich auf den herausfordernden Tiger wirft, so stürzte er todesmuthig in den Feind. Doch der zog seine Kreise immer enger um den König und seine ihm zur Seite gebliebenen Getreuen und bedrängte die ermatteten Kämpfer immer heftiger. Der bis jetzt regelmäßige Kampf wurde nun zum furchtbarregellosen Gewühl und die Wahlstatt wandelte sich zum wilden Tummelplatze, über dem die auf-

gewühlten dichten Staubwolken, mit dem Geschrei und dem Schwertgeklirre der Kämpfenden und dem Aechzen der Sterbenden, die Stätte andeuteten, auf welcher zwei Könige sich um eine Krone schlugen. Beide Heere hatten sich zu einem wilden Knäuel in einander eingeklemmt, so daß man Brust an Brust focht, und Schwert und Kolbe und Dolch, ihres sicheren Zieles nur selten verfehlend, manches Haupt spalteten und manche Brust zerbrachen. Adolph war von mehreren Feinden umringt und wehrte sich wie ein Verzweifelter gegen die Uebermacht. Seine mächtigen Hiebe schlugen jeden Streich, der sein unbedecktes Haupt bedrohte, siegreich ab. Plötzlich erkannte er in dem Gewühle, nicht weit entfernt neben der Hochstraße, seinen Gegner Albrecht. Des Todtfeindes Nähe und Anblick machten das Blut in seinen Adern kochen. Er, seines Zornes nicht mehr Meister, setzte seinem Rosse die Sporen in die Seite und, gewaltsam durch den Feind sich Bahn brechend, in mächtigen Sätzen zu ihm hin. „Heute," rief er ihm donnernd entgegen, „heute wirst du mir nicht wieder entlaufen; allhie sollst du mir Reich und Leben lassen!" — „Das steht in Gottes Hand!" erwiederte Albrecht und, durch eine geschickte Wendung den gewaltigen Hieb des Königs vermeidend, traf er diesen, bevor er zu einem neuen Schlage ausholen konnte, so heftig in's unbeschützte Gesicht, daß ihm eine Auge herausbrach und ein Blutstrom nachschoß. In demselben Augenblicke führte auch der Wild- und Rauhgraf dem Könige von der anderen Seite her einen zerschmetternden Hieb auf's unbedeckte Haupt, wovon er zum Tode verwundet und ohnmächtig im Sattel wankte. Das Schwert entsank kraftlos seiner vom langen Kampfe und vom Todesnahen gelähmten Rechten, und als seine Linke, sich festhaltend, krampfhaft in die Zügel griff und darüber sein Roß sich bäumend emporstieg, zerhieb diesem ein Unbekannter die Vorderfüße, daß es verstümmelt zusammenbrach und seinen sterbenden Reiter in den Sand warf. Geschwind sprang ein reisiger Knecht aus dem Sattel zur Erde, lüftete dem schon halb bewußtlos am Boden Liegenden den Ringkragen und durchschnitt ihm, nach Scharfrichterart, den Hals, wovon er in wenigen Augenblicken verschied. In den benachbarten Klöstern Rosenthal und Dreisen und vom Thurme des nahen Städtchens Göllheim verkündeten die Glocken die Mittagsstunde.

Der Kampf dauerte mit steigender Heftigkeit fort, und dort und hier stürzten viele Ritter und Knechte. Als aber die Kunde von Adolphs Tod überall hin erscholl, zogen sich die Pfälzer und Bayern in geschlossenen Gliedern zurück und die Niederlage war vollendet. Es war drei Uhr vorüber. Sechs Stunden lang hatte die erbitterte Schlacht gedauert. Albrecht hatte einen so vollständigen Sieg gewonnen, wie er ihn kaum wohl mochte gehofft haben. Die Getreuen Adolphs, welche waren gefangen worden, kamen nun vor den neuen König und baten um Verlaub, die Leiche ihres gefallenen Herrn nach Speyer, der Todtenstadt der römischen Könige, führen

zu dürfen. Allein der übermüthige Sieger schlug dieses in seiner Erbitterung geradezu ab. Man trug daher die Leiche zur benachbarten Nonnenabtei Rosenthal und begrub sie dort in die Klosterkirche.

So fiel König Adolph in der Feldschlacht am Hasenbühl. Ein finsteres Geschick riß den lebenskräftigen Helden und biederritterlichen Fürsten seiner trüben Stunde entgegen und stieß ihn, in der Vollkraft des männlichen Alters, von dem ersten Throne der Welt in die Gruft einer einsam gelegenen Klosterkirche, während es seinen Gegner, an seiner Stelle, zu Macht und Ehren erhob. Im Vergleiche zu Letzterem wäre er wohl eines besseren Looses werth gewesen!

Johann v. Geissel,
Cardinal-Erzbischof von Köln.

20. St. Johannes von Nepomuk.

1330. — † 16. Mai 1383.

„Ha, Priester, zitt're! Nicht verhöhnen
Läßt sich des Königs Machtgebot!
Sprich, willst du meinen Zorn versöhnen,
Der deinem Trotze furchtbar droht?
Dein Fürst befiehlt, du mußt gehorchen,
Es ist des Unterthanen Pflicht,
Sonst schwör' ich dir, du siehst schon morgen
Des Tages gold'ne Jugend nicht.

Die finstern Zweifel, die mich quälen,
Ich löse sie mit mächt'ger Hand;
Umsonst versuchst du's zu verhehlen,
Was beichtend dir mein Weib bekannt.
D'rum nenne frei die Last der Sünden,
Die schwer Johannens Busen drückt,
Daß mir die Höllenqualen schwinden,
Wenn ihre Schuld ich klar durchblickt!"

So sprach mit wuthentbranntem Grimme
Der Böhmenkönig zu Johann,
Dem Diener Gottes, und die Stimme —
Sie kündet donnernd Unglück an;
Doch treu der Kirche heil'gem Orden
Bleibt jener vor des Herrschers Thron,
Und spricht mit männlich ernsten Worten
Zu Kaiser Karls gewalt'gem Sohn:

„„Herr, nimmer löst der Beichte Siegel
Ein Staubgeborner frevelnd auf;
Denn ewig birgt ihr eh'rner Riegel,
Und hemmt des freien Wortes Lauf
Zum Dienst der Kirche auserkoren,
Wie Gott und Welt mir Zeuge war,
Hab' ich Verschwiegenheit geschworen
Am glanzerfüllten Hochaltar.

D'rum wolle nicht den Diener richten,
Der solch' Bekenntniß dir versagt,
Und in Erfüllung seiner Pflichten
Der Erdengüter größtes wagt.
Bedenke, daß der Weltgebieter
Als Richter herrscht im Königshaus;
Er winkt und Thronen stürzen nieder
Und Völker tilgt sein Donner aus.

Doch hast du Aend'rung nicht beschlossen,
Wohl, so versöhne dich mein Blut!
Viel reineres ward einst vergossen
Zum Heil der Welt, für höheres Gut!""
Hier schwieg er. — Haß und Rache kochen
In Wenzels Brust, er brüllte laut:
„Dein Urtheil hast du selbst gesprochen,
Dem leeren Wort zu viel vertraut!"

„D'rauf winkt er seiner Knechte Schaaren,
Ein Kerker schließt den Priester ein, —
Der, seinen Eid getreu zu wahren,
Trägt heldenkühn die schwere Pein;
Heiß betend unter süßen Schauern,
Erfleht er Gnade nur von Gott,
Nicht Rettung aus den düstern Mauern,
Trotz seiner Feinde bitt'rem Spott.

So kommt die Nacht auf dunkeln
Schwingen,
Andächtig kniet der Fromme dort;
Die Angel knarrt und näher bringen
Die Henker ihm, bereit zum Mord.
Die Hände, die vor wenig Stunden
Der Messe Opfer dargebracht,
Sie werden schmachvoll ihm gebunden
Durch Wenzel's zügellose Macht,
Und zu des Moldaustromes Brücke
Schleppt ihn die Menge stürmisch
hin,
Denn so befahl des Wüthrichs Tücke:
„Er finde seinen Tod darin!"
Die Sterne deckt ein Nebelschleier,
In tiefer Stille ruht die Flur;
Des Gottgeweihten Leichenfeier
Begeht die trauernde Natur.

Wild brausend wälzen sich die Flu-
then,
An's Ufer spritzt der Wellen Schaum,
Die drängend nicht im Kampfe ruh-
ten,
Als wär' zu eng des Bettes Raum;
Allein die Priestermörder stählen
Wie Erz die Brust. In's feuchte Grab,
Gehorchend ihres Herrn Befehlen,
Wirft ihn die Rotte kalt hinab.

Urplötzlich schweigt das grause To-
ben
Des Fluthenmeer's, das ihn errafft,
Von Wellen sanft emporgehoben
Schwebt er dahin voll Wunderkraft.
Der Himmel strahlt, mit Festes Pran-
gen
Des Priesters Geist aus düst'rer Gruft
In Engelchören zu empfangen
Und: heilig! tönt es durch die Luft.

Da sinken zitternd Wenzel's Scher-
gen,
Das Wunder schauend, niederwärts
Zur Erde, ihre Schuld zu bergen,
Gefoltert von der Reue Schmerz;
Und siegend aus der Wasserhöhle
Schwingt sich der Geist des Heil'gen
los,
Und Engel tragen sanft die Seele
Hinauf in Gottes Vaterschoß.

21. Die Eroberung Konstantinopels, 1453.

Noch war der Tag nicht angebrochen, noch funkelten hie und da die Sterne, als der Sturm begann. Die erste Linie der Osmanen, die schwächsten Truppen des ganzen Heeres, welche Mohamed absichtlich vorausgeschickt hatte, wurde sogleich zurückgeworfen; haufenweise stürzten die Osmanen von den zum Theil schon erklimmten Mauern herab, ihre Belagerungsmaschinen wurden zertrümmert und der erste Sieg blieb an diesem verhängnissvollen Tage noch in den Händen der Romäer und ihrer Genossen. Aber unverzüglich ziehen neue Haufen heran, das ganze Lager, von einem Meere zum andern, wälzt sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, auf einmal gegen die Mauer und der Sturm wird auf allen Seiten zugleich unter furchtbarem Schlachtgeschrei erneuert. Zwei volle Stunden halten die Belagerten in diesem Kampfe der Verzweiflung noch Stand gegen die Uebermacht des hundert Mal stärkeren Feindes. Von beiden Seiten sind die Verluste gleichbedeutend: auf Seiten der Osmanen durch die Masse der Erschlagenen, welche sich unter den Mauern zu immer grössern Haufen aufthürmten; auf Seiten der Griechen durch die Unmöglichkeit, ihre gelichteten Reihen wieder mit neuen Streitern auszufüllen, doch ist die Hoffnung des endlichen Sieges selbst jetzt noch auf Seiten der Letztern. Mit unendlichem Jubel sehen sie die Reihen der Janitscharen noch einmal zurückweichen. Aber Mohamed kann diesen Anblick nicht ertragen, er lässt sie mit Gewalt durch seine mit eisernen Ruthen bewaffneten Trabanten nach der Mauer zurücktreiben und der Angriff wird mit erhöhter Wuth zum dritten Male erneuert. Durch eine Bresche dringen die Feinde in die Stadt ein. Mit Blitzesschnelle verbreitet sich von einem Ende zum andern der Weheruf: „Die Stadt ist genommen, das Panier der Feinde weht auf den Mauern, auf der Burg!" Sobald Kaiser Constantin dies hört, stürzt er sich mit eini-

gen Getreuen in den dichtesten Haufen der hereinbrechenden Osmanen, macht Alles, was er mit seinem Schwert erreichen kann, nieder, und hält, mit Wunden bedeckt, fast allein noch den Kampf eine Weile aus. Er wollte das Unglück seines Hauses und die Schmach dieses Tages nicht erleben und wich keinen Fuss breit von der Stelle. Nur hätte er gern den Todesstoss nicht von den Schwertern dieser Ungläubigen, sondern von der Hand eines Christen gehabt. „Ist kein Christ hier?“ rief er in wehmüthiger Verzweiflung, als ihm das Blut schon in Strömen von Händen und Füssen floss und seine Getreuen rund um ihn herum als Leichen den Boden deckten; „ist keiner hier, der mir das Haupt abschlage?“ — Da dringen drei Janitscharen zu gleicher Zeit auf ihn ein; der eine zerfleischt ihm von vorn das Gesicht, der zweite spaltet ihm das Haupt und der dritte gibt ihm den Todesstoss in den Nacken. Da sich der Kaiser vorher der Zeichen seiner Würde entkleidet hatte, so blieb sein Körper, von Niemand erkannt, unter den Leichen der übrigen Erschlagenen liegen. Das war das Ende des letzten Beherrschers des byzantinischen Reiches, Constantin Dragases, welcher damals kaum sein vierzigstes Jahr überschritten hatte und schon durch die Art, wie er das Unglück seines Reiches, welches, gleichsam das traurige Erbtheil der Jahrhunderte, auf ihm lastete, zu ertragen wusste, den Bessern seines Stammes würdig zur Seite steht. Im Innern der Stadt dauerte indessen das Blutbad fort. Denn die Osmanen machten anfangs in dem Glauben, dass die Besatzung wenigstens 50,000 Mann stark gewesen sein müsse, Alles nieder, was ihnen begegnete. Erst als sie ihres Irrthums inne wurden, zogen sie es vor, lieber die ganze Bevölkerung in Fesseln zu schlagen und in die Sklaverei zu schleppen. Wer in den Häusern oder in den Strassen den Osmanen in die Hände fiel, wurde auf der Stelle in Fesseln geschlagen und ins Lager geschickt. Eine ganze Prozession von Männern und Weibern, welche, vielleicht kaum ahnend, dass der Untergang der Stadt so nahe sei, eben in Festkleidern und mit Wachskerzen ausgezogen war, um das Fest der heiligen Theodosia, welches auf den 29. Mai fiel, feierlich zu begehen, theilte dieses Schicksal. Im Ganzen sollen mehr als 60,000 Seelen zu Sklaven gemacht worden sein. Nur wer nach den Schiffen oder nach Galata entkommen konnte, rettete sich für den Augenblick. Jedoch war dieses Glück nur Wenigen beschieden; denn alle Schiffe ergriffen auf die Kunde von dem Falle der Stadt in solcher Verwirrung die Flucht, dass mehrere Fehrzeuge, auf welchen sich in der esten Bestürzung Alles zusammengedrängt hatte, noch in der Nähe des Hafens unter der Last ihrer Ladung untergingen; die meisten erreichten fast leer das offene Meer. Erst in den Mittagsstunden des 29. Mai, als sein Heer der Stadt schon völlig Meister war, hielt Mohamed, umgeben von seinen Vezieren und Leibwachen, lauter Leuten von herkulischem Körperbau, seinen Einzug in Konstantinopel. Nicht ohne Staunen weilte er in den prachtvollen Räumen der Sophienkirche, liess die noch mit der Zerstörung dieses Heiligthums beschäftigten Soldaten daraus vertreiben und verrichtete sein Gebet auf dem Hochaltar. Dann war seine erste Sorge, sich nach dem Schicksale des Kaisers zu erkundigen. Dennoch ging das Gerücht, er sei nicht im Kampfe gefallen, sondern entweder noch in der Stadt verborgen oder mit den Schiffen entkommen. Der Leichnam ward aber bald, noch an der kaiserlichen Fussbekleidung erkenntlich, von zwei Janitscharen, welche ihn niedergehauen haben wollten, an dem Orte gefunden, wo er gefallen war, und das bluttriefende Haupt zu den Füssen des Sultans niedergelegt. Er liess es den Tag über auf einer Säule zur Schau ausstellen, am

Abend aber schon wieder herabnehmen, um es dann später, gereinigt und mit Stroh ausgefüllt, den Fürsten Asiens als Zeichen des Sieges zuzuschicken. Nur der Körper ward den noch gegenwärtigen Christen zur feierlichen Bestattung überlassen. J. W. Zinkeisen.

22. Kaiser Maximilian I.

Im rüstigen Mannesalter, vierunddreißig Jahre alt, übernahm Maximilian die Reichsregierung, nachdem er gegen acht Jahre als römischer König an den wichtigsten Verhandlungen Theil genommen. Fast in Allem das Gegenbild seines Vaters, gibt er den Geschäften einen rascheren Schwung. Sein hoher, ritterlicher Sinn, der kühne, helle Blick, die Gestalt, die Gesichtsbildung erinnern an den Ahnherrn Rudolph I. Durch Leutseligkeit und heitere Scherzreden gewann er wie jener die Liebe aller Stände. An Feinheit der Sitten ist er weiter voraus als sein Zeitalter vor jenem. So wenig man sich in der Kindheit von ihm versprach, da er im fünften Jahre erst deutlich reden lernte, dann bei Meister Engelbrecht an der Grammatik erlag, so gewaltig entwickelte sich hernach, unter besseren Lehrern, in ihm eine Wißbegierde, die Alles zu umfassen brannte. Er sprach das Lateinische, Französische und Italienische mit Fertigkeit. Sein Vater ließ ihn in den sieben freien Künsten, in der schwarzen Kunst und in der Arzneikunde unterrichten, und wiewohl er diese Laufbahn bald verließ, so behielt er doch eine ungemeine Liebe zu den Wissenschaften und beschäftigte sich im Umgange mit Gelehrten mit der Erdbeschreibung und Geschichte, mit Malerei, Baukunst, Musik und mit der Bergkunde. Im Kriegswesen machte er Erfindungen wie Rudolph I., er legte selbst Hand an als Harnischmacher und Geschützmeister. Nichts unversucht lassend, gab er seinem Körper eine außerordentliche Gewandtheit und Stärke. In unzähligen Gefahren auf der Jagd und im Kriege, zu Wasser und zu Lande kam er als Waghals durch Muth und Geistesgegenwart immer glücklich durch. In Tyrol war er der verwegenste und glücklichste Gemsenjäger; im Roßlauf gewann er schon im fünfzehnten Jahre zu Straßburg den zweiten Preis mit einer Armbrust, da er auf der Reise zu Karl dem Kühnen war; auf seinem ersten kaiserlichen Reichstage warf er im Turnier den französischen Ritter Claudius von Barre, mit dem es keiner aufzunehmen wagte. Seinen Hof könnte man den letzten Nachklang von der Zeit der Tafelrunde nennen. Im Reichsrathe wählte er die verständigsten und thätigsten Fürsten und Städtebotschafter aus und trat mit ihnen in Freundschaft. Mit so großer und vielfacher Unternehmungslust ist nicht leicht ein Kaiser dieser späteren Zeit aufgetreten. Pfister.

23. Die Martinswand.

Kaiser Maximilian ging einst hinaus, um Gemsen zu jagen und viele Jäger gingen mit ihm. Da sah er eine Gemse und folgte ihr nach auf die Berge, und stieg höher und höher, und von Fels

zu Fels, und da er wieder zurückkehren wollte, vermochte er es nicht. Seine Jäger sahen ihn stehen zu höchst auf der Felsenwand, und keiner konnte ihm helfen. Da ward der Kaiser traurig in seinem Herzen und zog heraus seine Schreibtafel und schrieb darauf die Worte: „Es ist kein Mensch, der mir helfen kann. Ich vermag nicht hinabzusteigen zu euch, und ihr vermögt nicht heraufzusteigen zu mir. Ich muß hier verschmachten. Auch vermag kein Priester heraufzukommen, mir das heilige Sacrament, ehe ich sterbe, zu reichen. Da ich aber großes Verlangen nach dem heiligen Sakramente trage, so holet einen Priester herbei, der es mir zeige von Ferne und mich segne damit. Bringet meiner Frau Gemahlin, der Kaiserin, meinen letzten Gruß und betet für meine arme Seele." Darauf nahm der Kaiser seine goldene Kette, ergriff einen Stein, band die Schreibtafel an den Stein und warf ihn in die Tiefe. Der Stein fiel hinab mit großem Gekrach an den Ort, wo die Jäger waren. Die lasen und eilten des Kaisers letzten Willen zu thun. Alsbald kam ein Priester mit viel Volk herbei, der hielt in seinen Händen das heilige Sacrament und segnete ihn. Und der Kaiser kniete nieder auf dem Felsen oben und betete an und flehte, Gott möge seine Seele zu sich nehmen in den Himmel und abkürzen die Qual seines Todes. Die unten waren, beteten gleicher Weise mit dem Kaiser und er hörte der Betenden Schall aus der Tiefe, die Worte aber, die sie sprachen, verstand er nicht. Also thaten sie drei Tage. Am Abende des dritten Tages ward der Kaiser schwach und konnte nicht mehr knien und legte sich nieder auf den Felsen zu sterben. Da betete er: „Du allein, o Gott und Herr, bist allmächtig und groß, und Alles, was ist, ist dir unterthan. Könige und Fürsten sind Staub vor dir, und ohne dich vermögen sie nichts. Verzeihe mir um deines Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi willen, dessen heiligen Leib ich nimmer empfangen kann, meine Sünden, und nimm auf meinen Geist aus dem irdischen Reiche in dein himmlisches Reich. Erbarme dich meines Volkes und tröste meine Gemahlin!" Wie der Kaiser also betete, stand auf einmal ein Knabe vor ihm auf dem Felsen. Der war schön und hatte goldene Haarlocken und rothe Wangen, schöner denn Rosen. Er neigte sich zu ihm und lächelte und sprach: „Herr Kaiser, folget mir." Und er reichte dem Kaiser die Hand. Der aber stund auf und folgte dem Knaben, und er führte ihn hinab von der Felsenwand in die Tiefe, leicht und ohne Mühe. Da sie unten waren, verschwand der Knabe. Der Kaiser aber sah dastehen den Priester, das heilige Sacrament in den Händen, und hörte beten das Volk mit lauter Stimme. Er trat zu ihnen, und sie schwiegen Alle, er aber rief: „Gepriesen sei Gott der Herr, seine Barmherzigkeit währet ewig. Sehet, ich bin es; ein Engel hat mich herabgeführt von der Felsenwand." Deß wunderten sich Alle, und sie

knieten nieder, der Kaiser und das Volk, und dankten Gott dem Herrn, der nimmer verläßt Die, so auf ihn bauen.

Und der Kaiser ließ einen Weg machen auf die Felsenwand und ein Kreuz an die Stelle pflanzen, wo er große Noth litt, damit Alle, die vorübergehen, den Herrn preisen möchten. Das Kreuz steht bis auf den heutigen Tag, die Felsenwand aber, darauf der Kaiser stand, heißt im Lande Tyrol die Martinswand.

Werfer.

24. Thomas More.

Thomas More, Lordkanzler von England, einer der gelehrtesten und edelsten Männer seiner Zeit, wurde von dem gottlosen König Heinrich VIII. seines katholischen Glaubens wegen zum Tode verurtheilt.

Am Morgen des 6. Juli 1535 kam Pope, More's vertrauter Freund, und eröffnete ihm des Königs Befehl, daß er an diesem Tage, um neun Uhr, enthauptet werden sollte. More antwortete: „Ich danke euch recht herzlich für eure gute Botschaft. Immer war ich Seiner Majestät sehr verbunden für die Gnaden und Ehrenstellen, die sie mir verliehen. Jetzt bin ich dem König — dies versichere ich euch — noch mehr verpflichtet, daß er mich hieher gesetzt, wo ich alle nur mögliche Zeit und Gelegenheit gehabt habe, auf mein letztes Ende zu denken, und bei Gott, am meisten bin ich ihm hiefür Dank schuldig, daß er geruht, mich sobald von den Kümmernissen dieser schlechten Welt zu befreien.“ — „Auch ist es des Königs Wille,“ sprach Pope „daß ihr euch aller Anreden an das Volk enthaltet.“ „Es ist gut,“ erwiederte er, „daß ihr mich in diesem Stücke von des Königs Willen unterrichtet; denn ich hatte mir vorgenommen, bei dieser Gelegenheit etwas zu sprechen, aber nicht von Dingen, wodurch Seine Majestät oder sonst Jemand beleidigt worden sein sollte. Willig werde ich dem Befehle meines Herrn Folge leisten und ich ersuche euch nur, guter Pope, bei Seiner Majestät zu bewirken, daß meine Tochter Margaretha bei meinem Begräbnisse sein dürfe.“ „Der König hat bereits erlaubt,“ sagte Pope, „daß euere Frau, Kinder und Freunde die Freiheit haben sollen, dabei gegenwärtig zu sein.“ — „O wie sehr verpflichtet bin ich Seiner Majestät,“ erwiederte More, „daß sie so gnädige Rücksicht auf mein armes Begräbniß nehmen!“ Als Pope weinte, tröstete ihn More. „Seid nicht betrübt,“ sprach er, „denn ich vertraue zu Gott, daß wir uns dereinst freudvoll wieder sehen und in ewiger Seligkeit uns lieben werden.“ Um den Freund durch seine Gemüthsruhe zu trösten, fühlte er sich den Puls und sagte heiter: „Ich sehe keine Gefahr für den Patienten. Er könnte wohl noch länger leben, wenn es dem Könige so gefallen hätte.“ — Auf die Kunde: „Thomas More wird hingerichtet,“ strömte das Volk in Masse nach dem Tower. Um neun Uhr Morgens öffneten sich die Thore des Towers. Thomas More,

der gewesene Lordkanzler, der größte und edelste Mann Englands, wurde zum Richtplatze geführt. Er trug einen Rock von schlechtem Frieß, sein Bart war lang, sein Antlitz bleich und mager, in den Händen ein rothes Crucifix, die Augen öfters gegen Himmel gerichtet. — Als er am Hause eines frommen Weibes vorbei kam, trat diese mit einem Becher Weines heraus, welchen er mit den Worten ausschlug: „Christus trank nicht Wein, sondern Essig und Galle." Ein anderes Weib schrie ihn an und forderte Papiere zurück, die sie in seinen Händen gelassen, als er noch Lordkanzler war. „Gute Frau," erwiederte er, „nur noch eine Stunde Geduld und der König wird mich von der Sorge für jene Papiere sowie für alle anderen Dinge befreien." Wieder ein anderes Weib folgte ihm scheltend nach und klagte über großes Unrecht, welches er ihr während seines Kanzleramtes gethan. „Ich erinnere mich recht wohl Euerer Sache," antwortete er, „hätte ich indessen jetzt noch zu entscheiden, so würde ich denselben Spruch thun."

Am Fuße des Blutgerüstes angekommen, sagte er zu einem Sheriffsdiener: „Bitte, helft mir hinauf, fürs Herunterkommen laßt mich selbst sorgen." Oben angelangt, blickte er ruhig auf die versammelte Menge. Da ihm der König verboten hatte, das Volk anzureden, so sprach er nur diese Worte: „Ich sterbe als ein getreuer Unterthan des Königs im ächten katholischen Glauben. Betet für mich!" Hierauf knieete er nieder und betete mit großer Andacht den Psalm: „Erbarme dich meiner." Als er geendigt, erhob er sich heiter und sagte dem ihn um Verzeihung bittenden Scharfrichter, indem er ihn umarmte: „Du wirst mir heute den größten Dienst erweisen, der in eines Menschen Macht steht. Nur Muth und zage nicht, dein Amt zu verrichten. Mein Hals ist sehr kurz, daher nimm dich in Acht, damit du nicht schief hauest, sondern Ehre davon hast." Als ihm der Henker das Haupt verhüllen wollte, sagte er: „Das will ich selbst thun" und band sich ein Tuch um die Augen. Er knieete nieder, legte seinen Kopf auf den Block und hieß den Scharfrichter so lange einhalten, bis er seinen Bart bei Seite geschoben; „denn," sagte er, „der hat keinen Verrath begangen." — Ein Streich der Axt trennte den Kopf vom Rumpfe. Wie viele tausend edle Herzen in ganz Europa verwundete dieses Mordbeil! — Sein Leichnam wurde in einer Kapelle begraben; sein Haupt aber ließ die liebende Tochter Margaretha einbalsamiren, und als sie neun Jahre nach dem Tode ihres Vaters starb, wurde sie in der St. Dunstanskirche begraben, des theueren Vaters Haupt im Arme, wie sie es ausdrücklich verlangt hatte.

So endete Thomas More, die Zierde seines Landes und Jahrhunderts, ein treuer Zeuge der katholischen Kirche, an christlicher Tugend und ächter Geistesgröße nicht leicht von irgend einem Helden übertroffen, jedem Zeitalter ein erhabenes Vorbild. Hepp.

25. Der Brand Magdeburgs im Jahre 1631.

Eine Begebenheit aus dem dreissigjährigen Kriege.

Schon seit langer Zeit gährte in Magdeburg unter der Maske der Treue Aufruhr wider den Kaiser. Man verdrängte mit Gewalt die kaiserlich gesinnten Senatoren und setzte an deren Stelle unerfahrene, leichtsinnige und kühne Männer, die das Ansehen des Kaisers verachteten und bei dem Schwedenkönig Schutz und Hülfe suchten. Die treulosen Bürger huldigten dem Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, der auch kam und mit grosser Feierlichkeit in den Besitz des Erzstifts eingeführt wurde, wodurch der Bruch zwischen dem Kaiser und dem Markgrafen offen und klar hervortrat. Als aber die kaiserliche Reiterei unter Pappenheims Commando vor Magdeburg sich gelagert, sandte der erschrockene Markgraf Eilboten an den Schwedenkönig, worauf Gustav Adolph seinen Obersten, Dietrich von Falkenberg, nach Magdeburg abgehen liess, dem auch insgeheim einige Truppen nachgefolgt waren. Tilly, der Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres, war unterdessen vor Magdeburg angekommen. Weil er herzliches Mitleiden mit den irregeführten Bürgern trug, gab er sich unendliche Mühe, die Magdeburger auf friedlichem Wege zur Unterwerfung zu bewegen; allein seine wohlwollenden Absichten scheiterten stets an dem Aufruhrgeschrei der Parteihäupter.

Nachdem Tilly die Ueberzeugung gewonnen, dass auf friedlichem Wege die Stadt zur Unterwerfung nicht bewogen werden könne, gab er endlich am 5. April 1631 den Befehl, die Stadt enger einzuschliessen und förmlich zu belagern. Die Bemühungen der Belagerer waren stets sieggekrönt. Dessenungeachtet wiesen die verblendeten Bürger alle Friedensanträge Tillys zurück. Am 19. April hörte das Kanoniren gegen die Stadt auf. Und dies war der verhängnissvolle Tag, an welchem der Stadt Untergang beschlossen wurde. An diesem Tage nämlich trat Falkenberg in den Senat und befahl: «dass wenn der Feind wider alles Vermuthen die Stadt stürmen sollte und man sehen würde, der Kampf sei unglücklich: so sollen sie die Stadt dem päpstlichen Feinde durch angelegtes Feuer entreissen.» Seinem Waffenträger jedoch befahl er, ihn auf den Fall, dass er in die Hände des Feindes fiele, zu erschiessen.

In Tillys Lager schien Alles ruhig. Tilly brachte die meisten Stunden der Nacht vom 19. auf den 20. im Gebete zu, nur eine schenkte er der Ruhe; dann diente er, wie er es gewohnt war, bei zwei heiligen Messen, besichtigte das Lager, ermuthigte die sieghoffenden Soldaten und gab endlich an die Generale seine Befehle. Zum Wahlspruch gab er seinen Soldaten die bedeutungsvollen Namen: Jesus, Maria; hiess sie eine weisse Binde um den Arm winden und die Stadt, sobald sie den Donner des groben Geschützes hören würden, sofort zu stürmen.

Falkenberg und die Magdeburger, durch die anscheinende Ruhe in Tillys Lager getäuscht und durch Anstrengungen und Wachen ermüdet, wollten sich durch Ruhe stärken. Der Sturm begann. Eine Musketenkugel traf Falkenberg; er fiel und mit ihm auch Magdeburgs Hoffnung. Die Soldaten durchwateten die Graben bis an die Schulter im Wasser, nahmen die Bollwerke, schlugen die Besatzung und rückten in die Stadt ein. Die Magdeburger aber wollten sich nicht ergeben; ja mit Steinen warfen sie aus den Häusern nach dem siegreichen Feinde, dessen Erbitterung hierdurch auf's Höchste sich stei-

gerte. Plündernd und mordend ergoss er sich über die eroberte Stadt und schonte Niemanden, der mit Waffen ihm begegnete. Das Elend erreichte die höchste Stufe, als plötzlich nach Falkenbergs Anordnung am alten Ring in einem Hause dicht neben der Apotheke, wo eine grosse Menge Pulver aufbewahrt war, Feuer ausbrach, das, durch zerstreutes Pulver genährt, rasch um sich griff. In derselben Stunde brannte es an mehreren Orten.

Das klägliche Bild der durch Schwert und Feuer verwüsteten Stadt vermochte der Sieger Tilly nicht zu tragen. Er durchritt die Stadt nach allen Richtungen und zwang die Soldaten durch Versprechungen und Drohungen, abzulassen vom Morden und die Flamme zu löschen. Dem Pater Silvius, einem geachteten Klostergeistlichen um den sich das Volk, weil durch das weisse Gewand leicht bemerkbar, Schutz suchend schaarte, rief er französisch zu: «Mein Vater, rette, befreie, entreisse, soviel du kannst, dem Verderben.» Und er selbst stieg ab vom Pferde und hob einen Knaben auf, der an der Brust der entseelten Mutter lag, sprechend: «Das sei meine Beute!» Thränen benetzten des greisen Kriegers Angesicht. Allein alle seine Bemühungen, die Stadt zu retten, scheiterten an dem Wahnsinne der Magdeburger. Das verzehrende Feuer hatte bereits alle Schranken durchbrochen und nicht mehr konnte man es bewältigen. Das Traurigste dabei war, dass die Ruinen nicht blos Jene begruben, die aus Furcht vor dem Feinde ihre Wohnungen zu verlassen sich nicht getrauten, sondern auch Jene, die in den Kellern und tiefsten Verstecken der Häuser sich geflüchtet hatten; und wohin das Feuer nicht dringen konnte, dorthin fand der Qualm Zutritt und die fürchterliche Hitze, die selbst die Geschütze schmolz. In wenig Stunden fanden beinahe 25,000 *Menschen ihren Tod und die übrig gebliebenen* 5000 *suchten des Siegers Schutz, der ihnen auch gewährt wurde.*

Dass von den rohen und erbitterten Soldaten viele Gräuel in der rebellischen Stadt begangen worden sind, bleibt wahr. Unwahr und eine Erfindung späterer Zeit aber ist es, dass Tilly das Morden und Brennen gebilligt oder gar befohlen habe. Nach den hist, polit. Blättern.

26. Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683.

Die Türken, diese ehemals so mächtigen Feinde der Christen, zogen im Jahre 1683 mit einer ungeheuren Heeresmacht durch Ungarn und belagerten Wien. 200,000 Mann unter den Befehlen des Großvezíers Kara Mustapha umgaben in einem Umkreis von sechs Stunden die Vormauer der Christenheit. Der Anzug dieser Schaaren und die Einschließung der Stadt geschah mit solcher Eile, daß der Kaiser Leopold I. nur mit Noth nach Linz flüchten konnte.

Der tapfere Commandant zu Wien, Graf von Stahremberg, vertheidigte die Stadt mit großem Heldenmuthe und wurde von den Bürgern kräftig unterstützt. Alle Angriffe und Stürme der Türken wurden zurückgeschlagen. Die Türken beschossen die Stadt fürchterlich und sprengten einen Theil der Mauern durch Pulverminen. Dennoch kamen sie nicht in die Stadt, desto schrecklicher mißhandelten sie das Land: 50,000 Kinder, 6000 Männer, 11,000 Weiber und 51,000 Jungfrauen schleppten sie aus Oesterreich als Gefangene nach der Türkei. Die Noth in der Stadt wurde immer

größer und am 10. September ward durch eine neue Pulvermine der Riß in der Stadtmauer so groß, daß mehrere Feinde auf einmal eindringen konnten. Die abgematteten Vertheidiger und Einwohner erwarteten am 11. angstvoll einen neuen Sturm.

Als aber eben die Noth am größten war, am Abend des 11. Septembers, erschien der tapfere Polenkönig Johannes Sobiesky mit 12,000 Reitern und 3000 Fußgängern auf der Höhe des Kahlenberges, und gab den Belagerten seine Ankunft durch drei Kanonenschüsse und viele Raketen zu erkennen. Mit dem polnischen Heere hatte sich auch eine beträchtliche Anzahl Reichstruppen vereinigt. Am 12. September mit Tagesanbruch stieg das Heer von den Anhöhen herab in die Ebene. Sobiesky fiel wie ein Sturmwind mit seiner leichten Reiterei über die Türken her und zwang sie nach einem ungeheuren Verluste am Abend das Feld zu räumen. Die Türken flohen in wildester Flucht davon. Sie ließen 20,000 Todte auf dem Schlachtfelde und hatten während der Belagerung schon 30,000 Soldaten verloren. Das ganze reiche Lager fiel in die Hände der Sieger, die Kriegskasse mit 2,000,000 Thaler und 300 Kanonen. Sobiesky wurde bei seinem Einzug in die freudig bewegte Stadt als Wiens Retter mit begeisterter Liebe begrüßt. Man drängte sich zu ihm, um seine Hand, seine Stiefel, seinen Mantel zu küssen. Ueber diesen Empfang schrieb er an seine Gemahlin: „Der wienerische Statthalter, Graf von Stahremberg, kam mit vielem Volke hohen und niederen Standes mir entgegen; Jedermann hat mich geherzt, geküsset und seinen Erlöser genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrei: Es lebe der König! Als ich nach der Tafel wieder hinaus in's Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen zum Thore hinaus. — Für diesen uns zugesandten höchst vortrefflichen Sieg sei dem Höchsten Lob, Preis und Dank gesagt in Ewigkeit." Hepp.

27. Prinz Eugen.

(Geb. 18. Oktober 1663, † 1736.)

Bei dem Entsatze Wien's unter Sobiesky zeichnete sich auch Prinz Eugen aus, nachmals kaiserlicher General-Feldmarschall und der größte Held seines Jahrhunderts, der noch jetzt im Munde des Volkes lebt. Er war zu Paris geboren, wo sein Vater Eugen Moritz, aus dem Hause Savoyen, die Schweizergarde befehligte. Seine kleine Statur und sein schwächlicher Körperbau schienen ihn nicht für den Kriegsdienst zu eignen. Als Eugen den König Ludwig XIV. von Frankreich um die Erlaubniß bat, in kaiserliche Dienste zu treten, wurde er verächtlich entlassen. Leopold, der Kaiser, nahm ihn wohlwollend auf und schickte ihn nach Raab in Ungarn. Hier lernte Eugen den Dienst von unten auf und bewies in allen Gefechten die größte Kaltblütigkeit. Nach dem Entsatz Wien's wurde er Oberst eines Dragonerregiments, das lange Ziel seiner Wünsche.

In vier darauf folgenden Türkenkriegen legte er mit seinen Dragonern so großen Ruhm ein, daß ihn der Kaiser zum Feldmarschall ernannte.

Eugen war ein tapferer Soldat und ein frommer Christ. Nie wollte er sich über Andere erheben. Mitten im Kugelregen stand er so ruhig, als säße er an seinem Schreibtische. Menschenblut hielt er für heilig und nicht einen Mann opferte er unnütz auf. In den Hospitälern sah er täglich selbst nach den Kranken, und fragte sie, ob ihnen etwas abgehe, und wehe den Wärtern und Aerzten, wenn die Klagen der Kranken begründet gefunden wurden! War Zahlungstag, so erhielt jeder Soldat pünktlich sein Geld, sollte Eugen auch aus seiner Kasse vorstrecken müssen. In den Winterquartieren verschaffte er seinen Soldaten alle möglichen Bequemlichkeiten und Erholungen. Für diese Sorgfalt ward er auch als Vater von ihnen geliebt. Gewöhnlich schlief er nur drei Stunden, den Rest der Nacht benutzte er zum Studiren oder er betete.

Das Aeußere dieses großen Mannes fiel nicht sehr auf; doch hatte sein kleiner Körper viel Gewandtheit, sein Auge viel Feuer, seine Haltung war heldenmäßig, seine Stimme männlich, stark, und im Gespräche faßte er seinen Mann scharf in's Auge. Er hatte schwarze Haare, schwarze Augen und eine lange Nase, die immer mit Spaniol gefüllt war, weßhalb er seinen Mund offen hielt, um athmen zu können. Sein schwarzes Haar wurde früh grau, und da trug er eine große Alongeperücke nach dem Geschmacke des Zeitalters.

Im Sommer 1716 rückten die türkischen Schaaren an der Donau herauf und Prinz Eugen ihnen entgegen. Bei Peterwardein trafen sie sich. Eugenius zog in die Schanzen ein, die er im Jahre 1697 hatte aufwerfen lassen, und schon in einer der folgenden Nächte warfen die Türken ihre Bomben in sein Lager in solcher Menge, daß er vor Ungeduld den Morgen nicht erwarten konnte. Kaum war es Tag, so rüstete er sich und brach dann mit Macht hervor, und schon die erste Schlacht gewann er. 30,000 Türken lagen todt auf dem Schlachtfelde, und unter ihnen der Großvezier. Ungeheure Beute war des Sieges Preis und die Einnahme von Temeswar.

Immer noch lag's in seiner Seele, was das Lied sagt:

Er wollt' dem Kaiser wied'rum geben
Stadt und Festung Belgarad.

Das hatte er ja übrig gelassen im früheren Kriege und wollte es nun nachholen. Der Feldzug von 1717 begann, und Belgrad zu nehmen, ehe der neue Großvezier heranrückte, war seine Absicht.

Der Großvezier hatte 200,000 Mann in der Nähe; aber er wollte die Christen erst durch Mangel und Seuchen in dem ungesunden Lande sich erschöpfen lassen, ehe er käme, sie zu vernichten. Als darum Eugenius die Stadt schon tüchtig beschossen hatte und eben stürmen wollte, nahte das ungeheure Heer. Der Türke hatte gut ge-

rechnet. Eugen's Heer litt außerordentlich durch Krankheiten und der Feldmarschall selbst lag krank darnieder. Er hatte nur noch 60,000 Mann und seine Reiterei war fast unbrauchbar. Der Großvezier wartete noch ein Tartarenheer von 30,000 Mann ab, dann wollte er die Christen in ihrem Lager erdrücken. Schlimmer hatte es noch nicht gestanden um den „edlen Ritter," als jetzt, aber Eugenius war Einer von den Männern, deren Muth mit der Gefahr wächst, weil er auf dem festen Grunde des Glaubens ruht. Er raffte sich auf. Er blickte betend nach oben und sein Entschluß stand fest: Sieg oder Tod! — 20,000 Mann ließ er im Lager, um die Besatzung von Belgrad im Zaume zu halten. Mit den übrigen 40,000 wollte er frischweg den ungeheuer überlegenen Feind angreifen. In der Nacht vor der Schlacht schloß er kein Auge. Ueberall im Lager erschien er selbst und redete Muth in die Seelen der Soldaten, die alle neues Leben gewannen, als sie ihn sahen und riefen: „Mit Prinz Eugenius für Gott und Vaterland! Sieg oder Tod!" Hierauf wurde es mäuschenstille im Lager, ja, Prinz Eugenius, begünstigt vom dichten Nebel, würde die Türken überrumpelt haben, wäre nicht ein Theil seines Heeres auf Türken gestoßen, die eine Schanze aufwarfen. Jetzt entspann sich der Kampf; er war furchtbar. Als endlich um 11 Uhr am 16. August die Schlacht zu Ende war, sah Eugenius, der seine dreizehnte Wunde in dieser Schlacht erhalten hatte, nichts mehr von der entflohenen türkischen Armee — als Todte und Gefangene! Nach dieser schweren Niederlage ergab sich die Besatzung von Belgrad ohne Schwertstreich und zog ab. Hepp.

28. Zerstörung Speyers durch die Franzosen 1689.

Begebenheit aus dem pfälzischen Erbfolgekrieg.

Die Franzosen hatten beschlossen, die Stadt Speyer mit ihrem ehrwürdigen Kaiserdome sollte in den Flammen vergehen. Monclar, der französische General, vertheilte 24 Mann Mordbrenner in die verschiedenen Stadtviertel, aus welchen die Bewohner geflohen waren. Die Flammen aller Häuser aus 47 Gassen, in einem Umkreise von 3/4 Stunden, schlugen himmelhoch in einem allgemeinen Feuermeere zusammen. Des heiligen römischen Reichs uralte freie Stadt Speyer verging unter den Brandfackeln des vierzehnten Ludwigs, den seine Hofleute den Großen nannten, den aber die Tafeln der Geschichte den Menschlichen nicht nennen können.

Jetzt war's Mitternacht. Der gluthende Feuerregen dauerte fort und wuchs mit der weiterschreitenden Flamme. Da floh ein glühender Feuerbrand, den der Wind durch die Luft davontrug, in die Kuppel des Domes, zündete und die Flamme schlug auf. Der ganze Dom war nun ein Feuerball. Drinnen sauste der Wind durch die gesprungenen Fenster und jagte die Flamme umher durch die Pfeiler, Gewölbe und Seitenhallen, und draußen senkten sich langsam die Dächer der Chöre und des Langhauses, gleichfalls die beiden Kuppeln und brachen in sich selber zusammen. Die Glockenstühle waren allmälig durchgebrannt, sie wichen aus dem Gefüge, hielten nicht länger, krachten und stürzten sammt den Glocken mit donnerndem Getöse herab. Der Brand färbte den Himmel auf einen Umkreis von

vielen Stunden blutig roth und verkündete, bis zu den beiden Gebirgsketten hinüberleuchtend, den Untergang von Speyer. Die Franzosen sahen die auffliegenden Häuser, sahen die fallenden Stadtgebäude, hörten das Einbrechen der Kloster- und Stiftsthürme, hörten den Sturz der mit lautem Krachen niederfahrenden Kuppeln am Münster — und freuten sich des gelungenen Mordbrandes. Sie kehrten nun in die öde Stadt zurück. Durch die noch rauchenden Balkentrümmer des Domes kamen sie an die Gräber der Kaiser. Da erinnerten sie sich der alten Sage, wie daß die deutschen Herrscher mit großen Schätzen hier versenkt worden, und alsbald erwachte die Habsucht in ihren Gemüthern. Die Scheue vor den Todten hielt die Vandalen nicht ab, und die allen Völkern heilige Ruhe der Verstorbenen wehrte nicht dem Durste nach Golde. Sie zerschlugen die Särge, so aus köstlichem Marmor bestanden, rissen das eiserne Gitter nieder, das diese seither gegen Verletzung schützte, brachen die Gräber auf und wühlten hinab. Emsig suchten sie umher, rissen die Leiche des Kaisers Albrecht heraus und streuten, vielleicht aus Muthwillen, vielleicht ob getäuschter Erwartung erbost, seine Gebeine in den Schutt. Gleiches Schicksal traf die Kaiserin Beatrix, des Domes Wohlthäterin. Deßgleichen erbrachen sie auch noch andere Gräber, warfen die noch unverwesten Körper im Dome umher und raubten die Särge, den Schmuck und was sie sonst an Metall fanden.

Auch bis in's Marienchor war das Feuer gekommen. Die Altäre waren dahin; doch wundersam! zu den Füßen der gnadenreichen Madonna hatte sich seine Wuth gebrochen, als wollte das Bild seinen alten Ruf behaupten. Unsere Liebe Frau allein überlebte den ungeheuern Brand und blieb, obschon vom Dampfe geschwärzt, noch lange eine seltene Zierde des Münsters.

Zehn Jahre lag Speyer mit seinem Dome darnieder, still und grauenvoll, wie ein Ort, auf dem der Fluch lastet, oder wo Nachtgeister ihr unheimliches Wesen treiben — ein trauriger Aufenthalt der Steinkäutze und Eulen.

Johannes v. Geissel,
Kardinal-Erzbischof von Köln.

29. Gewaltsame Wegführung des Papstes Pius VII.

Am 17. Mai 1809 erließ Napoleon aus seinem Lager von Wien ein Decret, das alle Staaten des Papstes mit dem französischen Kaiserreich vereinigte. Die Stadt Rom ward zu einer kaiserlichen und freien Stadt erklärt und dem Papste eine jährliche Rente von 2,000,000 Franken angewiesen. Darauf verhängte Papst Pius VII. den Bann über Jene, welche Gewaltthaten im Kirchenstaate ausüben. Napoleon ist nicht namentlich genannt. Die Bulle wurde in allen Ländern der Christenheit mit lautem Beifalle begrüßt; vergebens suchte Napoleon ihre Verbreitung zu hindern.

Nach Bekanntmachung der Excommunicationsbulle hatte sich der Papst in seinen Palast Quirinal zurückgezogen und die Haupteingänge vermauern lassen. Man fürchtete jeden Augenblick, die Franzosen würden den Papst gefangen nehmen. Der General Miollis hatte den General der Gensdarmerie Radet zu sich beschieden und ihm den Befehl ertheilt, den Cardinal Pacca und im Falle eines Widerstandes den heiligen Vater selbst zu verhaften und sie unmittelbar auf der Post nach Florenz abzuführen. Um einen Aufstand der

Einwohner zu verhindern, wurden in der Nacht vom 5. zum 6. Juli, die zu dieser verabscheuungswerthen That ausersehen war, die Straßen nach dem Palaste durch starke Soldatenabtheilungen abgesperrt. Gegen drei Uhr bei Tagesanbruch bestiegen Gensdarmen und einige rebellische Unterthanen mit Leitern den Palast. Pacca hatte die Nacht hindurch gewacht und da er bei Tagesanbruch keine Gefahren mehr fürchtete, sich in sein Gemach zurückgezogen, um einige Stunden zu ruhen. Aber kaum hatte er sich niedergelegt, so eilte sein Kammerdiener herbei und meldete, die Franzosen seien im Palaste. Der Cardinal trat schnell ans Fenster und sah eine Menge bewaffneter Leute, mit angezündeten Fackeln in den Händen, durch die Gärten laufen und die Thüren suchen, um in die Zimmer einzudringen; Andere stiegen längs der Mauer hinab, wo Leitern angelehnt waren. Sie schlugen die Fenster mit Beilen ein, drangen durch und eilten die Pforten zu öffnen, um einer ziemlich bedeutenden Anzahl Soldaten Eingang in den großen Hof zu verschaffen. Pacca sandte auf der Stelle seinen Neffen, Johann Tiberius Pacca, den heiligen Vater zu wecken und bald eilte er dann selbst zu ihm. Der Papst stand mit großer Heiterkeit des Geistes auf, bedeckte sich mit seinem Gewande, mit der Mozzetta (einem purpurfarbenen seidenen Kleide) und Stola und kam in den Saal, wo er Audienz zu geben pflegte. Dort versammelten sich um ihn Pacca und der Cardinal Despuig, einige Prälaten, die im Palaste wohnten, und einige Beamte und Schreiber der Staatskanzlei. Die Stürmenden schlugen indessen alle Thüren mit Beilen ein, und kamen so in den Thronsaal, wo vierzig Mann Schweizer unter Befehl eines Hauptmannes aufgestellt waren. Radet forderte sie auf, das Gewehr zu strecken, was sie ohne Widerrede thaten, weil sie dazu Befehl erhalten hatten. Radet trat nun in den Audienzsaal und fand daselbst den Papst von seinem Hofe umgeben. Er hatte nur mit großem innerem Widerstreben den Befehl des Generals Miollis übernommen und es erfüllte eine heilige Ehrfurcht sein ganzes Wesen und alle Kräfte seiner Seele, als er vor dem geheiligten Haupte der Christenheit stand.

Der Papst erhob sich nun von seinem Sitze, stellte sich vor den Tisch, beinahe mitten in's Zimmer, umgeben von den Cardinälen Pacca und Despuig, den Prälaten und Beamten. Einige Minuten hindurch herrschte tiefe Stille. Endlich sprach der General Radet mit blassem Angesichte und zitternder Stimme, indem er nur mit Mühe Worte finden konnte, zum Papste, er habe einen unangenehmen und peinlichen Auftrag; weil er aber dem Kaiser den Eid der Treue und des Gehorsams geleistet habe, dürfe er von der Pflicht sich nicht freisprechen, seinen Befehl zu vollziehen. Er müsse also im Namen des Kaisers ihm ankündigen, daß er der weltlichen Herrschaft über Rom und den Kirchenstaat entsagen solle, und im Falle Seine Heiligkeit dieses zu thun sich weigere, so habe er Befehl, ihn zum General Miollis zu führen, welcher ihm den Ort seiner Be-

stimmung andeuten würde. Der Papst erwiederte mit fester Stimme und voll Würde: „Wenn Sie, Herr General, geglaubt haben, solche Befehle des Kaisers ausführen zu müssen wegen des ihm geleisteten Eides der Treue und des Gehorsams, so bedenken Sie auch, wie Wir die Gerechtsamen des heiligen Stuhles aufrecht erhalten müssen, an welchen Wir mit so vielen Eiden gebunden sind. Wir können nicht abtreten, noch auf Etwas verzichten, was Uns nicht gehört. Die weltliche Herrschaft gehört der römischen Kirche und Wir sind nur der Verwalter derselben. Der Kaiser kann Uns in Stücke hauen lassen, aber dieses wird er nie von Uns erlangen. Nach allem Dem aber, was Wir für denselben gethan haben, waren Wir auf eine solche Behandlung nicht gefaßt!" — Der General Radet sagte darauf: „Ich weiß, heiliger Vater, der Kaiser hat gegen Sie viele Verbindlichkeiten." — „Mehr als Sie wissen," erwiederte der Papst in sehr lebhaftem Tone, und fuhr dann fort: „Sollen Wir allein gehen?" Der General antwortete: „Euere Heiligkeit können Ihren Minister, den Cardinal Pacca, mit sich nehmen." — Pacca begab sich darauf in das angrenzende Zimmer und legte das Chorhemd und die Mozzetta an, weil er glaubte, den heiligen Vater in den Palast Doria zu begleiten, wo der General Miollis wohnte. Während dessen schrieb der Papst eigenhändig die Liste der Personen, von welchen er wünschte, begleitet zu werden, und ordnete Einiges in seinem Zimmer. Radet, dieses bemerkend, sagte zu ihm: „Heiliger Vater, fürchten Sie nicht, man wird nichts von Allem anrühren." Der Papst aber gab ihm zur Antwort: „Wer seines eigenen Lebens nicht achtet, der legt noch weniger Werth auf die Dinge dieser Welt." Bei seiner Rückkehr fand Pacca, daß sie den heiligen Vater bereits gezwungen hatten, abzugehen, ohne den Kammerdienern zu gestatten, einige Wäsche einzupacken. Er holte den Papst noch in seinen Gemächern ein und nun schritten Beide, von Gensd'armen und rebellischen Unterthanen umgeben, über die Trümmer der eingeschlagenen Thüren und kamen an die Hauptpforte, wo der Wagen des Generals Radet stand. Der Papst und sein Staatssecretär stiegen ein. Auf der Seite, wo der Papst saß, hatte man die Jalousien vernageln lassen. Ein Gensd'arme schloß mit einem Schlüssel die beiden Kutschenschläge, Radet und Cardini, ein Gensd'armeriewachtmeister, setzten sich auf den Sitz des Kutschers und gaben Befehl abzufahren. Der Wagen fuhr zur Stadt hinaus, wo Postpferde vorgespannt wurden. Bei dem Wechseln der Pferde, machte der Papst dem General sanfte Vorwürfe über die ihm gesagte Lüge, daß er Befehl habe, ihn zum General Miollis zu führen und beklagte sich über die gewaltsame Weise, wie man ihn zwinge von Rom abzureisen, ohne Gefolge, von Allem entblößt und mit dem einzigen Gewande, das er anhabe. Der General antwortete, das Gefolge, das Seine Heiligkeit bezeichnet habe, würde mit allem nothwendigen Geräthe bald nachkommen.

In der folgenden Nacht wurde zu Rom im Namen des Papstes eine rührende Bekanntmachung angeschlagen, worin es unter Anderem heißt: „In Unserem Schmerze finden Wir einen rührenden Trost darin, daß Wir Jenes erfahren, was unser Herr dem heil. Petrus ankündigte, als er zu ihm sprach: „Wenn du wirst alt geworden sein, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird dich binden und dich dahin führen, wohin du nicht willst.“ Wir überlassen Unsere priesterlichen Hände der Gewalt, die Uns bindet, um Uns anders wohin zu führen; und Wir erklären die Urheber dieser That vor Gott für alle Folgen dieses Verbrechens verantwortlich. Unsererseits verlangen Wir einzig, und rathen und ordnen an, daß Unsere getreuen Unterthanen, daß Unsere besonderen Schäflein von Rom, daß Unsere allgemeine Heerde der katholischen Kirche die Gläubigen des ersten Jahrhunderts eifrig in dem Umstande nachahmen, wo der heil. Petrus im Gefängniß verschlossen war und die Kirche niemals abließ, für ihn zu beten. Ob auch ein sehr unwürdiger Nachfolger dieses glorreichen Apostels, leben Wir dennoch des Vertrauens, daß alle Unsere so geliebten Kinder ihrem gemeinsamen Vater diese fromme und letzte Pflicht erzeigen werden.“

Ueberall, wohin die Reise führte, strömte eine große Menschenmenge aus den Städten und Dörfern herbei, stürzte sich auf den Wagen und begehrte den Segen. Der heilige Vater rief ihnen die Worte zu: „Muth und Gebet!“ Viele weinten, streckten die Arme nach dem Wagen und schrieen: „Sie entführen uns den heiligen Vater!“ Bei der schrecklichsten Sonnenhitze, im geschlossenen Wagen, in Hunger und Durst setzte man die Reise fort und übernachtete auf dem Berge Radicofani in einem schlechten Wirthshause, wo Pacca im Cardinalsgewande das Bett und den Tisch für den heiligen Vater bereitete. Am anderen Tage, den 7. Juli, traf das Gefolge des Papstes ein und nun reiste man die ganze Nacht hindurch und kam am 8. mit Tagesanbruch bei den Thoren der Stadt Siena an. Nachdem man die Postpferde gewechselt hatte, setzte man mitten unter einer unermeßlichen Volksschaar die Reise fort. Durch die Unachtsamkeit der Postknechte brach ein Rad und der Wagen warf mit großem Ungestüm um. „Heiliger Vater!“ schrie das Volk und hob im Augenblicke den Wagen auf. Die Gensd'armen mit erblaßtem Angesichte und den Säbel in der Hand suchten das Volk zu entfernen, das von Zorn entflammt sie anschrie: „Hunde! Hunde!“ Der Papst stieg aus und ward auf den Armen des Volkes getragen, das in großer Menge sich um ihn drängte. Die Einen fielen mit dem Angesichte auf die Erde, die Anderen küßten ihm die Füße, Andere berührten mit Ehrfurcht seine Gewande, und Alle gleichsam in Verzweiflung fragten ihn, ob er in seinem Falle Schaden genommen habe. Der heilige Vater dankte mit freundlichem Lächeln und Pacca schrie der zur Wuth gereizten Volksmenge zu, es sei Gottlob kein

Unglück geschehen. In einem elenden Wagen fuhr man nun weiter und überall, wo man vorüber kam, begehrte das Volk unter Thränen den Segen und küßte die Hände des heiligen Vaters, der genöthigt war, solche zum Wagen hinaus zu halten. Um ein Uhr Nachts kam man auf der Carthause zu Florenz an. Kaum aber hatten sie sich einige Stunden niedergelegt, so traf der Befehl ein, der Papst solle augenblicklich weiter reisen und Pacca von ihm getrennt werden. Der Cardinal, den man zuerst weckte und von diesem grausamen Befehl in Kenntniß setzte, trat tiefbetrübt in das Zimmer des heiligen Vaters und fand ihn ganz erstaunlich ermattet. Sein Angesicht war wie von grüner Farbe überzogen, mit allen Anzeichen eines Mannes, der in den tiefsten Schmerz versenkt war. Sobald er Pacca erblickte, sagte er: „Wir bemerken, daß diese durch alle diese Strapatzen uns zu tödten suchen; wir sehen voraus, daß wir ein solches Leben nicht lange aushalten können.“ Tief betrübt hörte er, daß Pacca, dieser Simon von Cyrene, der ihm sein Kreuz tragen half, von ihm getrennt werde. Pacca begleitete ihn bis zu seinem Wagen und kehrte heftig bewegt, daß er die geheiligte Person des Papstes in den Händen fremder Militärpersonen lassen mußte, in sein Zimmer zurück. Auf der Reise durch Piemont empfing der Papst überall die Zeichen der innigsten Verehrung und Theilnahme. In einem Dorfe segnete er die Einwohner, die auf den Knieen lagen. Da bat er die Leute, man möge ihm ein wenig frisches Wasser bringen. Die ganze Menge erhob sich auf einmal. Man bot dem heiligen Vater Erfrischungen aller Art und da er nicht Alles annehmen konnte, was man ihm darbot, so mußte er es wenigstens berühren. „Ich, ich, heiligster Vater, auch ich!“ riefen die guten Leute. Mehrmals wollte man ihn aus den Händen der Gensd'armen befreien, allein der heilige Vater bat flehentlich, man möge keinen Widerstand leisten. Hepp.

30. Heldentage der Tyroler.

Als Oesterreich den neuen Kampf vom Jahre 1809 begann, erhoben sich die Tyroler aus angeerbter Anhänglichkeit gegen ihr Herrscherhaus und Haß gegen ihre neuen Herren, die Bayern, an deren König, gemäß einer Bestimmung des Preßburger Friedens, Tyrol gekommen war, in Masse, um ihr Land von den Fremdlingen zu befreien. — Der bayrische General Kinkel wurde mit seinen 4000 Mann überfallen, eingeschlossen und gefangen genommen; ein gleiches Loos erfuhr die Besatzung von Innsbruck; die geflüchtete bayrische Reiterei konnte bei Wiltau ein Carré der blos mit Heugabeln bewaffneten Bauern nicht sprengen und mußte sich ergeben. In kurzer Zeit war ganz Tyrol in der Gewalt der tapfern Landleute, die siegestrunken die Wiederherstellung der österreichischen Macht verkündeten und an deren Spitze sich der gleich redliche, als muthige Andreas Hofer, der Sandwirth zu Passeyer, gestellt hatte.

Leider wurden ihr Muth und ihre Kühnheit wegen der Niederlagen, welche die Oesterreicher unter Erzherzog Karl erlitten, nicht belohnt. Denn nun rückten Lefebre im Mai 1809 mit einem französischen und Wrede mit einem neuen bayrischen Heere in Tyrol ein, drangen unter Verübung vieler Grausamkeiten vor und hofften das „Bauerngesindel" zu Paaren zu treiben; aber sie täuschten sich gewaltig. Am Berge Isel wurden die Franzosen, 12,000 Mann stark, durch die Tapferkeit der Tyroler unter Hofer, Speckbacher und dem Kapuziner Haspinger mit einem Verluste von 3000 Mann zurückgeschlagen, und das verlorene Innsbruck ward wieder befreit. Da sandte Napoleon eine Armee von 40,000 Mann; die Tyroler aber zogen sich in das Innere ihres Gebirgslandes zurück, entschlossen zum äußersten Widerstand. Auf dem Hute einen Rosmarinstrauch oder eine Pfauenfeder, im Arm den fernhintreffenden Stutzer, strömten sie zusammen, machten sich Kanonen von Lerchenholz mit eisernen Ringen, mit denen sie sehr gut zu schießen wußten, thürmten Verhaue auf, sprengten Felsen, legten ungeheure Steinmassen auf den äußersten Rand der schroffen, die Thäler beherrschenden Berge, um sie auf den eindringenden Feind hinabzuwälzen, und zertrümmerten durch hinabgeschleuderte Baumstämme die wichtigsten Päffe und Brücken. Am vierten August begannen 2000 Sachsen die im Eisackthale verschanzten Bauern anzugreifen; zwei Compagnien und eine Abtheilung Reiter wurden unter den herabgerollten Felsen begraben, der übrige Theil wurde erschossen oder gefangen. Auch die anderen französischen und bayrischen Heerhaufen hatten kein besseres Schicksal. Am fünften, sechsten und siebenten August wurde der Kampf noch blutiger, und Speckbacher, Hofer und der Kapuziner wetteiferten in der Vertheidigung des theuern Vaterlandes. Ueberall wurden die Franzosen zurückgeworfen, und Lefebre sah sich nach einem abermals vergeblichen Versuche, den Kapuziner zu überwältigen, zum Rückzuge gezwungen. Mitten in der Nacht des neunten August brach er ganz still auf; aber die Tyroler wurden gewahr, was vorging, und wälzten plötzlich mitten in der Finsterniß ungeheure Felsen auf die Brücke, über welche die Flüchtlinge zogen, und zertrümmerten Kanonen, Pferde und Menschen. Nach vielen blutigen Gefechten, besonders am Berge Isel, wo allein 400 Bayern dicht nebeneinander mit Kolben todt geschlagen wurden, war Tyrol abermals frei. Von allen Truppen, die hineingezogen waren, kam überhaupt nur ein Dritttheil heraus. Aber alle diese Heldenthaten blieben ohne Frucht; denn als die Nachricht vom Abschlusse des Wiener Friedens bekannt ward, da wurden die Tyroler uneins unter sich, indem die einen zur Fortsetzung des Kampfes, die anderen aber zu Unterhandlungen mit den, von Italien und Bayern aus neuerdings mit großer Macht eingedrungenen Feinden riethen. Unter den letzteren befand sich Hofer. Trotzdem fuhr ein Theil der Bauern fort, die Franzosen zu bekämpfen; aber der Wider-

stand war nicht mehr allgemein, und der französischen Uebermacht gelang es, endlich das Volk zu entwaffnen und die Anführer gefangen zu nehmen. Ueberall wurden die tapfersten Bauern erschossen oder gehenkt. Andreas Hofer floh in eine Hütte auf den höchsten Alpen, wurde verrathen, nach Mantua geschleppt und dort schnell erschossen. Sein Benehmen war des Führers eines Heldenvolkes würdig: stehend und mit unverbundenen Augen commandirte er selbst den Soldaten: Feuer! Speckbacher kam nach Ueberstehung der größten Gefahren und fast wie durch ein Wunder nach Oesterreich, ebenso der Kapuziner Haspinger. Dies war der traurige Ausgang des Tyroler Aufstandes.

31. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging,
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua,
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrath'nen, deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finst're Thor;
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: „Das thu' ich nit'!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz.
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal;
Dann ruft er: „Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade mein Land Tyrol!"

Mosen.

32. Der Kaiser und die Leiche.

Einst zog zu Wien aus seinem Schloss
In früher Morgenstunde
Der Kaiser Franz mit wen'gem Tross
Und machte seine Runde.

Und ihm begegnet an dem Thor
Ein ärmlich schwarzer Karren;
Drei Bretter sahen d'raus hervor,
Kaum werth, sie einzuscharren.

Ein Klepper, der den Fuhrmann trug,
Ein mag'rer Hund zur Seite —
Das war der ganze Leichenzug,
War alles Grabgeleite.

„Wer zieht so einsam hier zur Gruft
Durch Wiens belebte Gassen?"
Voll Mitleid Franz, der Kaiser, ruft,
„Im Tode so verlassen?"

„„Ach, Herr, es ist ein armer Mann,“‟
Der Knecht beginnt, — „„beim Armen
Kommt es nicht auf's Gefolge an,
Sein wird sich Gott erbarmen.

Er hatte Niemand auf der Welt,
Den Hund nur, ihn zu lieben.
Längst war sein einz'ger Sohn im Feld
Für Fürst und Land geblieben.“‟

Da sprach die Majestät: „Wohlan!
Er soll allein nicht gehen;
Wenn keiner folgt dem armen Mann,
Will ich zur Seit' ihm stehen.“

Und drauf geleitet bis zum Grab
Die schlechte Bahr des Armen
Der Kaiser und sein hoher Stab
Mit christlichem Erbarmen.

Und Alle, die den Kaiser seh'n
So hoch die Armuth ehren,
Auch Alle mit der Leiche geh'n,
Das Grabgeleit zu mehren.

Hätt'st, Armer, du geseh'n im Tod
Noch diese letzte Ehre,
Versüsst hätt' vieler Jahre Noth
Dir eine Freudenzähre.

33. Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß:

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand:
Sie steigen aus ihren Gräbern
Und nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor.
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'!

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtchen leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah!
„Frankreich ist die Parole,
Die Losung: Sankt Helena!“

Dies ist die große Parade
Im elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Zedlitz.

34. Clemens August, Erzbischof von Köln.

Der Schmerz der Gefangenschaft, die Besorgniß, der Streit über die gemischten Ehen möchten der Kirche noch größere Nachtheile und Leiden bereiten, hat die sonst rüstige Gesundheit des greisen Erzbischofs gebrochen. Darum gestattete ihm der König, von Minden nach Darfeld zu seiner Familie sich zu begeben. Er gebrauchte die Bäder zu Lippspringe und Unna und reiste darauf, ziemlich hergestellt, in heiliger Sehnsucht, den Vater der Christenheit kennen zu lernen, nach Rom. Seine Reise dahin war der Triumphzug eines großen Feldherrn im Dienste Jesu Christi. Ueberall wurde er mit Jubel begrüßt und Schaaren Volkes verlangten den Segen des großen Glaubensbekenners. Zu Rom wurde er mit der höchsten Auszeichnung empfangen. Am Palaste Quirinal stand der Tragsessel des Papstes und die Träger, um den Erzbischof die Stiege hinauf zu tragen. Der schlichte Mann wies tief gerührt diese Ehren ab und stieg, gestützt auf seinen Führer, langsam die hohen Treppen hinauf. Im Audienzsaale umarmte Gregor XVI. unter vielen Thränen den weinenden Clemens August. Lange hielten sie sich umarmt, der Kirche Haupt und sein treuer Sohn — beide ehrwürdige Greise in feierlichem Schweigen. In Demuth will der siebenzigjährige Erzbischof niedersinken vor dem Statthalter Jesu Christi; allein Gregor hält ihn aufrecht und führt ihn zum Sitze neben sich.

Gregor ehrte den würdigen Erzbischof mit hohen Ehren. Nur den höchsten fürstlichen Personen pflegt der Papst einen Gegenbesuch abzustatten. Am 28. September besuchte er in feierlichem Aufzuge den Erzbischof von Köln. Ein Regiment Garde-Cavallerie begleitete den päpstlichen Wagen. An der Wohnung des Erzbischofs stand die päpstliche Leibgarde mit gezogenem Schwert. Der Erzbischof bewohnte die obersten Zimmer. An der Treppe empfing er den heiligen Vater, der ihn in den Arm nahm und die Treppe mit ihm hinaufstieg. Lange unterhielten sie sich, dann umarmte der Papst den Erzbischof in inniger Herzlichkeit und im Bewußtsein, daß sie sich auf Erden nicht mehr sehen. Clemens wollte längere Zeit zu Rom bleiben, allein das heiße Clima schwächte seine Gesundheit und darum trat er die Rückreise an. Er schlug seinen Wohnsitz zu Münster auf, lebte sehr zurückgezogen, nur den Uebungen der Frömmigkeit sich widmend, und bereitete sich vor auf den großen Schritt in die Ewigkeit. Er ordnete dann seine zeitlichen Angelegenheiten, und als das Wechselfieber, das ihn schon eine Zeitlang ergriffen hatte, einen bedenklichen Charakter annahm, ließ er sich durch seinen Beichtvater, Domcapitular Kellermann, die heiligen Sterbsacramente reichen. In den schmerzlichsten Augenblicken seiner Krankheit bewahrte er die christliche Geduld und schöpfte Trost aus dem Leiden des Erlösers. Oft betete er: „Christi Leiden, Kreuz und Tod, sei mein Trost in jeder Noth.“ Als die Stunde seines

Todeskampfes nahete, sprach er unter Seufzern: „Herr Jesu! Herr Jesu! richte mich nicht! Ich glaube an Dich! Du bist wahrhaftig der Sohn Gottes! Erbarme Dich meiner nach Deiner großen Barmherzigkeit.“ Dann rief er laut: „Herr Jesu! komme, komme bald!“ und verschied. Es war eines Sonntags Morgens nach fünf Uhr, den 19. October 1845. Hepp.

35. Das heilige Grab.

Die Frage des heiligen Grabes ist in der Gegenwart eine Weltangelegenheit geworden. — Um aber einzusehen, wie es mit dieser Angelegenheit heute stehe, wie sie in die Lage gekommen sei, in der sie sich zur Stunde befindet, warum heutzutage die katholische Kirche in der höchsten Gefahr schwebe, das unschätzbare, durch so viele Jahrhunderte von ihr bewahrte Grab des Herrn nebst der Stätte seiner gnadenreichen Geburt im Fleische, und den übrigen Orten, die durch sein Wandeln in Knechtsgestalt Heiligthümer der Christenheit geworden sind, unwiederbringlich zu verlieren — um dieses einzusehen, müssen wir unsere Blicke auf die Vergangenheit des heiligen Grabes richten.

Als die Herrschaft der Christen im heiligen Lande sich zu ihrem Ende neigte, wurden die Söhne des heiligen Franziscus von Assisi als Wächter des heiligen Grabes bestellt. Als Jerusalem — zum zweiten Male — in die Hand der Muhamedaner fiel, als Ptolemais, das letzte Bollwerk der Christenheit im heiligen Lande, verloren ging — 1291, wurden alle anwesenden Mitglieder des Ordens des heiligen Franziscus ermordet. Allein die Marterkrone, die dieselben sich erworben, lockte und zog neue Ordensglieder in das heilige Land, um zu wachen, um zu sterben an dem Grabe des Herrn. Die Muhamedaner, welche allmälig einsahen, daß diese armen Männer mit keinen Eroberungsplanen sich trugen, welche Zeugen ihrer Frömmigkeit, Demuth, Sanftmuth und Armuth waren, ließen dieselben gewähren; sie räumten ihnen sogar eine Wohnung auf dem Berge Sion und einen Platz beim heiligen Grabe ein. Der König Robert von Sicilien und seine Gemahlin Sancha kauften die heiligen Orte um eine große Summe dem Sultan von Aegypten ab, um sie gegen die Muhamedaner zu schützen. Papst Clemens VI. übertrug durch seine Bulle vom 21. November 1342 den Franziscanern für alle Zeiten die Wache des heiligen Grabes. Mehr als fünf Jahrhunderte sind seitdem verflossen, zahlreiche Geschlechter und Völker sind seitdem ausgestorben. Aber das unsterbliche Geschlecht der Söhne des heiligen Franziscus ist nicht ausgestorben; es hat durch alle Tage und alle Nächte der letzten fünf Jahrhunderte die treue Wache am Grabe des Herrn gehalten — und es hat mit zahlreichen Blutzeugen dieses heilige Grab umwallt, die an der Stelle freudig ihr Leben hingegeben, wo ihr Herr und Meister aus dem Tode zum

neuen, zum unsterblichen Leben auferstand. Die erwähnte Königin Sancha hatte auf dem Berge Sion ein Kloster bauen lassen und für zwölf Priester und drei Laienbrüder eine Schenkung ausgesetzt. — Allein die Wuth der Muhamedaner hatte nur geschlummert. Im Jahre 1391 wurden alle Ordensglieder von den Türken ermordet. Mehrfach fielen Mitglieder des Ordens als Schlachtopfer der Türken. Im Jahre 1561 wurden sie gänzlich vom Berge Sion vertrieben; doch konnten sie in der Stadt bleiben. Ja es gelang ihnen sogar später, das Kloster und die Kirche des heiligen Erlösers den Türken abzukaufen. In Folge der Glaubensspaltung in Europa verschwand das heilige Land fast ganz aus der Erinnerung des Abendlandes. Aber die treuen Wächter, obgleich verlassen von aller Welt, verließen doch nicht das ihnen anvertraute Grab des Herrn. Sie widerstanden ebenso der unbarmherzigen Gleichgiltigkeit der Christen, wie der erbarmungslosen Grausamkeit der Türken. Sie sammelten vielmehr die wenigen zerstreuten Gläubigen im heiligen Lande, errichteten Klöster, Spitäler und Schulen und übten Gastfreundschaft an den vielen, meistens armen Pilgern, die das heilige Land besuchten. Während die Türken sie nach und nach in Ruhe ließen, entstanden ihnen allmälig neue und gefährlichere Feinde: es waren die verschiedenen christlichen Secten, die ihnen das rechtmäßige Eigenthum des heiligen Grabes streitig machten. Aeußere Gewalt und Gold stand ihnen im Ueberfluß zu Gebote: mit Geld konnten sie bei den türkischen Behörden mehr ausrichten, als die Söhne des heiligen Franziscus mit ihrem durch Jahrhunderte verjährten Rechte und ihrer Gottes- und Nächstenliebe. Doch verlassen und sich aufopfernd, immer mehr verlassen von dem christlichen Europa, das in das Jahrhundert der Aufklärung eingetreten war, mußten diese armen Mönche mit ihrem guten Rechte vor dem Gewichte des Goldes weichen.

In diesem Jahrhundert kam ein schreckliches Unglück über die Wächter des heiligen Grabes und damit über die Christenheit. Gott ließ es in seinen unerforschlichen Rathschlüssen zu, daß die Kirche des heiligen Grabes am 12. Oktober 1808 von den Flammen verzehrt wurde. Da aber die Mittel zum Neubau der heiligen Grabeskirche meistens aus den Händen der Griechen und Russen flossen, so suchten diese auch mit scheinbarem Rechte die Katholiken zu verdrängen. Ehedem die einzigen Besitzer des größten Theiles der heiligen Orte, sahen sie sich nun genöthigt, diesen Schatz von unnennbarem Werthe, dessen Besitzer sie so lange Zeit allein gewesen, und den sie mit Aufopferung ihres Blutes und Lebens gegen die Türken allein vertheidigt hatten, mit Fremden zu theilen; ja sie stehen in Gefahr, von den Fremden sogar aus diesem Mitbesitze verdrängt zu werden. Die Lage der katholischen Kirche in der heiligen Stadt ist über allen Ausdruck traurig geworden.

Nach der Deutschen Volkshalle.

Zweite Abtheilung.

Naturkunde.

Einleitung.

Alles, was Gott erschaffen hat, das Firmament mit der erleuchtenden und erwärmenden Sonne sammt den zahllosen Sternen, die Erde und Das, was in ihr verborgen ist, die Pflanzen, die aus ihr hervorsprossen, die Thiere, welche darauf leben und sich bewegen, mit einem Worte, die Werke Gottes, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können, nennt man die **Natur**. Wir wissen, daß der allmächtige Schöpfer noch zahllose Wesen in's Dasein gerufen hat, die wir mit unseren Sinnen nicht wahrnehmen können, die geheimnißvolle Welt der **Geister**. Natur und Geist sind Gegensätze, die aber auf wunderbare Weise verbunden sind in dem vornehmsten und edelsten aller Geschöpfe der Erde, in dem **Menschen**.

Die **Naturkunde** belehrt uns über die Werke Gottes, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können. Man theilt diese in zwei Hauptheile, in Naturgeschichte und in Naturlehre. Die **Naturgeschichte** oder richtiger **Naturbeschreibung** lehrt uns die Geschöpfe Gottes kennen, indem sie dieselben nach ihren Merkmalen und Kennzeichen eintheilt und nach Gestalt, Wohnort, Nahrung, Eigenthümlichkeit, Nutzen und Schaden beschreibt. Die **Naturlehre** macht uns bekannt mit den Kräften, welche in den Werken Gottes liegen, mit den Erscheinungen, welche durch sie bewirkt werden, und mit den Gesetzen, nach welchen sie stattfinden. Diesen zwei Theilen der Naturkunde fügen wir einen dritten Theil hinzu, welcher sich mit der leiblichen und geistigen Natur des Menschen beschäftigt. Sonach zerfällt das ganze große Gebiet der Naturkunde oder Naturwissenschaft in drei Abschnitte, wovon der erste die **Naturgeschichte**, der zweite die **Naturlehre** und der dritte die **Lehre von der leiblichen und geistigen Beschaffenheit des Menschen** enthält.

Die Naturkunde ist für den Menschen überaus lehrreich. Wir lernen die Dinge, von denen wir beständig umgeben sind, zu unserm Nutzen gebrauchen oder vor Schaden, den sie uns bringen können, uns sichern. Wir bewahren uns vor abergläubischer Furcht bei manchen Naturerscheinungen, wie z. B. der Irrlichter, des Nordlichtes, des Gewitters, der Sonnen- und Mondsfinsternissen. Die Schönheit und Pracht, die Ordnung und der Zusammenhang der Natur gewähren uns ein unschuldiges Vergnügen. Die Unermeßlichkeit der Natur und der Gedanke, daß uns noch Manches dunkel ist, lehren uns Demuth und Bescheidenheit. Aus den Geschöpfen erkennen wir den Schöpfer; sein unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen aus seinen sichtbaren Werken. Alles ruft uns zu: Siehe, auch hier ist Gott!

Ihn predigt Sonnenschein und Sturm,
Ihn preist der Sand am Meere;
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt unserm Schöpfer Ehre!
Mich — ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich — ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre.

Erster Abschnitt.

Naturgeschichte.

Die Naturgeschichte oder Naturbeschreibung beschreibt die Naturkörper, nämlich die Mineralien, Pflanzen und Thiere. Die Mineralien, also genannt von den Minen oder unterirdischen Gruben, worin sie gewöhnlich gefunden werden, sind leblose, meistens feste Naturkörper, die keine Werkzeuge zur Aufnahme und Verdauung von Nahrungsmitteln und deßhalb auch kein Leben und keine Empfindung haben. Sie vergrößern sich nur durch äußeren Ansatz und lösen sich in Staub auf oder verwittern durch den Einfluß der Luft. Die Mineralien bilden die unterste Stufe im Reiche der Natur. Auf höherer Stufe stehen jene Körper, die eine Art von Leben, aber keine freie Bewegung haben, die Pflanzen. Sie haben unzählige kleine Oeffnungen, durch welche sie Nahrung zu sich nehmen und dieselbe in vielen Röhrchen in Säfte verwandeln. In dem Umlaufe dieser Säfte besteht ihr Wachsthum und Leben. Noch höher, als die Pflanzen, stehen die Thiere, welche nicht nur belebt, sondern auch beseelt sind. Sie nehmen durch Eine Mundöffnung Nahrung zu sich und können sich willkührlich bewegen. Auf der höchsten Stufe der irdischen Geschöpfe steht der Mensch, den Gott mit einem unsterblichen Geiste begabt und zum Herrn der Schöpfung in seinem Namen ernannt hat.

I. Mineralien.

Alle Mineralien kann man in vier Klassen eintheilen: 1) Erd- und Steinarten; 2) Salze; 3) brennbare Mineralien; 4) Metalle.

Erste Klasse.

Erd- und Steinarten.

1. Kieselerde.

Unter der großen Menge von Mineralien, woraus die feste Masse der Erde besteht, findet sich keins so häufig, wie die Kieselerde. Denn nicht blos zahlreiche ausgedehnte Felderstrecken aus Sandboden, sondern bei weitem die meisten und höchsten Gebirge mit ihren gewaltigen Felsblöcken sind aus derselben zusammengesetzt. Wer dies nicht sobald auf den ersten Blick sieht, der kann sich durch Betrachtung der Erde auf dem Grunde und an den Ufern der abfließenden

Bäche davon überzeugen, die Kieselsteine verschiedener Art und Sand aus den Gebirgen mit sich führen. Meilenweite Strecken des Meeresgrundes bestehen aus Sand, und die furchtbaren Sandmeere oder Wüsten heißer Erdstriche, sowie die Steppen, was sind sie anders, als solche Strecken? Sogar in das Gewächsreich findet die Kieselerde ihren Weg. Mit Sauerstoff verbunden bildet sie die Kieselsäure, und diese ist ein Nahrungsmittel mancher Pflanzen, wie des Schilfes und der Grasarten. Die Ursache, warum man sich an manchen derselben verwunden kann, sind kleine Kieselkrystalle, welche sich an deren Blatträndern abgelagert haben. Sämmtliche Getreidearten und Gräser bedürfen mehr oder weniger der Kieselerde als Nahrung. Die Gehäuse verschiedener Muschelthiere, sowie die panzerartige Hülle mancher Infusionsthierchen bestehen aus dieser Erdart.

Nach Glanz, Farbe, Durchsichtigkeit und Härte werden die Kieselarten unterschieden, und da ist ihre Mannichfaltigkeit groß; darum kann nur Bekanntes hier angeführt werden. Der Feuerstein kommt in verschiedenen Ländern in Kalkhügeln vor, wie in England, auf der Insel Rügen, in Tyrol, Steiermark und Frankreich. Seit dem Gebrauch der Reibzündhölzchen und der Einführung der Zündhütchen an den Flinten hat er viel von seiner früheren Wichtigkeit verloren und ist deßhalb seltener geworden. Indeß wird er noch häufig als Zusatz zur Masse des Steinguts, Glases und Porzellans gebraucht und selbst zu Dosen und Gefäßen verarbeitet. Der Kieselschiefer, durch eingemengte Kohlen grau oder gräulichschwarz, dient zum Straßenbau, als Wetzstein und Probirstein, d. h. um zu untersuchen, wie viel reines Gold oder Silber und wie viel Zusatz die rohen oder verarbeiteten Metalle dieser Art haben. Alte Völkerschaften des Nordens fertigten ihre Streitäxte aus Kieselschiefer. Manche Edelsteine liefert die Kieselerde, wie den milchweißen oder weingelben Opal, den fleischrothen Carneol, den Achat, den gelblichen Hyacinth, den violblauen Amethyst, den Chalcedon, woraus die Spielkugeln (Glücker) für die Knaben gedreht werden, und den Bergkrystall. Dieser findet sich u. a. in den Alpen der Schweiz und Tyrols und ist wasserhell. Vom Rhein werden kleine Stücke, die Rheinkiesel, aus dem Gebirge weggeführt. Aus diesem Steine fertigt man schöne Leuchter, Gefäße und selbst Schmucksteine. Sehr wichtig ist die Kieselerde zur Bereitung des Glases, eines Gegenstandes, welcher sich des Daseins in der Hütte der Armuth, wie im Palaste erfreut. Hier könnte von der Glashütte, dem Glasblasen, der Art, durch Metallfarben dem Glase die freundlichen Farben zu geben, sowie von der Glasmalerei, den prachtvollen Glasgemälden der alten Dome noch manches Schöne und Interessante erzählt werden; auch die Brille, das Fernrohr, der Glaspalast zu London und der Spiegel, dieser Freund und treue Maler so vieler Gesichter, verdienten eine nähere Beschreibung, für welche hier aber der Raum nicht ausreicht. Doch soll zum Schlusse noch des Arznei-

gläschens gedacht werden, durch dessen Inhalt die Schmerzen auf dem Krankenlager gestillt werden, in welchem aber auch der letzte, oft bittere Trank für dieses Leben gereicht wird. Vergleiche I. Abtheilung S. 102.

2. Thonerde.

Lager von Thonschichten birgt die Erde in allen Ländern, und in der That macht man auch allenthalben wichtige Anwendung von der Thonerde zu den verschiedensten Zwecken. Sie ist dem Menschen ein schätzbares, wohlfeiles Material zur Aufführung und Ausbesserung seiner Wohnung. Dach und Fach derselben, die ihn gegen Regenguß, Schneefall, Kälte und die brennenden Sonnenstrahlen schützen, bestehen daraus, und die unentbehrlichsten Gefäße und Geschirre zur Bereitung und Aufbewahrung von Speise und Trank sind aus Thon gefertigt. Was den Menschen aber täglich umgibt und von ihm stets als unentbehrlich gebraucht wird, das übersieht er aus Gewohnheit sehr häufig, und dies trifft auch bei oben genannter Erdart ein. Sie rundet und formt sich in seiner Hand zu einer Reihe der verschiedensten Gegenstände des täglichen Gebrauches oder Vergnügens. Zwischen der einfachen Tasse, woraus der Frühtrank genommen wird, und dem porzellanenen Tafelgeräthe mit der Goldverzierung und den freundlichen Farben, dem irdenen Blumenbecher am Fenster mit dem Frühlingsstrauße oder dem schlichten Weihwassergefäßchen im Schlafkämmerlein und der edel geformten Vase, ausgeführt mit Allem, was Geschmack und Kunst vermögen, ist ein großer Unterschied.

Wodurch die Thonerde so schätzbar und nützlich ist, das beruht auf folgender Eigenschaft. Rührt man sie mit Wasser an, so läßt sie sich kneten, zeigt sich dann bildsam, und ohne zu zerreißen, kann sie dann leicht zu dünnen Platten ausgedehnt, geformt, geschnitten und auf der Scheibe gedreht werden. Im Ofen verliert solcher Thon das aufgenommene Wasser, ohne zu springen, wird fest und häufig so, daß er am Stahl Funken gibt. Dies ist ein Kennzeichen desselben. Ein anderes Merkmal der Thonerde ist, daß sie im trockenen Zustande an der Zunge oder feuchten Lippe klebt und beim Anhauchen einen eigenthümlichen Geruch ausgibt.

Die verschiedenen Arten dieses Minerals weichen nach Feinheit und Brauchbarkeit sehr von einander ab. Die gewöhnlichsten Sorten sind der Lehm und Letten. Aus ihnen werden in der Ziegelei Backsteine und Ziegel, wohl auch gröbere Töpferwaaren verfertigt. Die braune Farbe derselben rührt von den Eisentheilen her, welche als Rost oder Oxyd im Lehm vorkommen und in der Hitze des Ofens hervortreten. Dadurch ist der Lehm dem Röthel ähnlich, welcher aus Thon und Eisenoxyd besteht. Zu dem schöneren irdenen Geschirre sind indeß viel reinere Abänderungen des Thons erforderlich, welche aber nicht überall und in gleicher Güte vorkommen. Daher haben auch die irdenen Waaren mancher Länder und einzelner Gegenden einen

besondern Ruf. Wir wollen hier nur an das Marburger Geschirr erinnern. Je mehr sich die Töpferwaaren in ihren Eigenschaften dem Glase nähern, desto besser sind sie; daher wird auch von der kundigen Hausfrau beim Einkaufe der Klang zur Bestimmung der Güte zu Rathe gezogen und auf lebhafte Glasur Rücksicht genommen. Letzteres ist besonders wichtig; denn die Glasur, welche die Gefäße überzieht und dem Eindringen der Flüssigkeiten widersteht, besteht aus Bleioxyd oder Silberglätte. Ist nun die Verglasung nicht vollständig von Statten gegangen, so kann durch die Farben eine Vergiftung der Speisen entstehen. — Das Steingut und die Fayence (spr. Faijans) sind vermöge der Beimengungen von Gyps, Schwerspath und fein gemahlenem Feuerstein bedeutend fester, als die gewöhnlichen irdenen Geschirre, und die englischen Töpfereien waren lange Zeit durch dieselben am meisten berühmt. Der Sohn eines gewöhnlichen Häfners in England suchte Alles auf, was zur Veredlung und Verbesserung seines Handwerks diente, und durch ihn erhob sich sein zur niedern Handarbeit gesunkenes Gewerbe zur Kunst. Er war später Herr einer Fabrik, welche jährlich für 1 Million Gulden Waaren absetzte.

Fast ganz reine Thonerde ist der Porzellanthon, der in ausgedehnten Fabriken zu Gegenständen mannichfaltigster Form verarbeitet wird. Was die Geschicklichkeit des Menschen in Fertigung des Porzellans zu leisten vermag, läßt sich ähnlich wie beim Glase in den Läden der Städte am besten wahrnehmen. Die Chinesen kannten seit alter Zeit die Bereitung des Porzellans; für Europa erfand solche ein Mann Namens Böttcher in Meissen, indem er der Kunst, Gold zu machen, nachforschte. Zwar brachte er es nicht zum Goldmachen, was nicht möglich ist, da Gold sich nicht aus andern Stoffen zusammensetzen läßt; aber er fand dafür Das, was Goldes werth ist und woran er anfangs nicht dachte. Bald nach Auffindung des Porzellanthons in Sachsen wurden Lager davon in verschiedenen Theilen Deutschlands entdeckt und die großen Fabriken zu Wien, Prag, Berlin, Nymphenburg bei München angelegt. Auch Frankreich, England und andere Staaten Europa's schätzten die neue Erfindung und lernten von unserm Landsmanne. Die Thonerde wird außer dem Genannten noch als wichtiges Material in der Färberei gebraucht, indem die Zeuge, welche man färben will, vorerst in eine Auflösung von Thon kommen, der die Farben später fester damit verbindet; ferner ist sie nothwendig bei der Darstellung verschiedener Farben. Die Walkererde wird zum Reinigen von Wollenzeugen angewendet, da sie die fettigen Theile derselben einsaugt und die Tücher fester macht; außerdem bereitet man mit Terpentin und Seife die Fleckkugeln daraus. Von den irdenen Tabakspfeifen soll die Rede nicht sein, wohl aber davon, daß man aus einem Gemenge von Thon, Sand, gepulverten Kohlen und Wassermörtel sogar Pflastersteine gebrannt hat, welche große Härte besitzen. Einige der schönsten Edelsteine gehören der Thonerde an, wie der Rubin, Sapphir, Smaragd und Granat.

Wir begegnen dieser Erdart somit unter sehr verschiedener Gestalt und bei mannichfaltiger Verwendung. Sie durchwandert Werkstätten, Fabriken, Gießereien, wo sie zu Formen dient, Baustätten, beschäftigt Künstler und Handwerker, erscheint hier als eitler Schmuck und dort als nützlicher Hausrath.

3. Kalkerde.

Was im großen Haushalte der Natur oder im kleineren des Menschen am nöthigsten ist, das hat der gütige Schöpfer mit wohlthätiger Hand reichlich und nicht selten im Ueberfluß gegeben. Das häufige Vorkommen der Kalkarten liefert davon ein schönes Beispiel. Abgesehen von den vielen Lagerstätten dieses Minerals zum Bedarf des Bauens kommt es in ausgedehnten Gebirgen vor. Die stolzen Alpen der Schweiz und Tyrols, der fränkische Landrücken, die Rauhalp, der Harz, Taunus, Jura, das Küstenland Dalmatien, die Hügel Rügens und Englands, sowie die Apenninen liefern Kalkgestein in großer Mannichfaltigkeit. Eigenthümlich ist, daß die Kalkfelsen in den Gebirgen große Höhlen bilden, die bald als Behälter des Wassers jenen Quellen Nahrung geben, welche oft reichlich fließen und dann auf einige Zeit versiegen, oder die vielgestaltigen Tropfsteine oder selbst Thiergebeine, namentlich Ueberreste von Bären enthalten.

Bei weitem der meiste Kalk enthält einen ziemlichen Betrag von Kohlensäure, d. i. die für das Athmen untaugliche und tödtlich wirkende Luft, welche an manchen Stellen aus der Erde dringt, im Wasser der Sauerbrunnen enthalten ist, in jeder Quelle in geringem Maße vorkommt, der Luft beigemischt ist und sich aus gährendem Wein und Bier entwickelt. In der Hitze entweicht die Kohlensäure aus dem Kalk, was durch das Brennen in Kalköfen bewerkstelligt wird, und derselbe erlangt dann als Material zum Bauen große Brauchbarkeit. Denn abgelöscht und mit Sand zu Mörtel oder Mauerspeise bereitet, ist er das unentbehrlichste Bindemittel des Mauerwerks. Zum vollständigen Austrocknen des Mörtels gehören, je nach der Dicke der Mauer, 20, 30, ja selbst 100 Jahre, daher an sehr alten Bauwerken der Mörtel von bewunderungswürdiger Festigkeit gefunden wird. Gebrannter sowie gelöschter Kalk zieht indeß bald wieder Kohlensäure aus der Luft an, wodurch er seine Brauchbarkeit verliert. Um dies zu verhüten, wird er von Maurern in Gruben gebracht und mit Erde bedeckt.

Bei Wasserbauten bedient man sich eines Mörtels aus Kalkbrei mit einem Zusatze von gebranntem und fein gepulvertem Thon, eine Mischung, welche unter Wasser sehr bald erhärtet. In manchen Gegenden, wie in der Eifel und dem Habichtswalde, kommt dieser Wassermörtel von der Natur gebildet vor und ist unter dem Namen Traß bekannt. Da der Kalk ätzend ist, so wendet ihn der Gerber an, um die Haare von den Häuten wegzubeizen; nebstdem hat ihn der Färber nöthig, besonders aber der Seifensieder zur Bereitung der

ätzenden Lauge, worin sich der Talg auflöst. Aus der dadurch entstehenden breiartigen Masse wird dann die Seife geschieden. Bei der Glasfabrikation ist Kalk als Zusatz erforderlich, um das weiße oder Milchglas zu erhalten, woraus die Schirme der Lampen gemacht werden. Unrecht wäre es, hier nicht auch der Kreide gedenken zu wollen, welche in so vielen Unterrichtsstunden zur Hand sein muß. Aber hierdurch erfüllt sie ihren Zweck noch nicht ganz; denn verschiedene Handwerker bedürfen ihrer zum Zeichnen auf Holz und Stein. Sie dient zum Tünchen, zum Grund für Holzverzierungen, als Ueberzug für Pergament und mit Leinöl vermischt zu Glaserkitt.

Von allen Kalksteinen ist der Marmor von jeher wegen seiner Verarbeitung am meisten geschätzt worden. Unter dem Meißel des Bildhauers wird er zum schönen Standbilde; als Verzierung in Kirchen und Prachtgebäuden kommt ihm kein anderes Gestein gleich. Säulen, Altarplatten, Gesimse, Grabsteine, Urnen, Leuchter, Tischplatten und viele andere Gegenstände aus Marmor zeichnen sich durch Schönheit und Kunst aus. Bisweilen sind die innern Wände der Kirchen mit einer Marmorbekleidung belegt. Am gesuchtesten ist das Mineral von weißer Farbe; jedoch kommt es nicht häufig vor, da eingemengte Kohle und Metalloxyde es sehr abändern. Hin und wieder wünscht man farbigen Marmor und beizt ihn zu manchen Schattirungen. Kleinere solcher Stückchen setzten die Künstler der alten Römer auf Fußböden und Wänden zu Bildern und Figuren zusammen, wovon man bei Ausgrabungen heutigen Tages noch Ueberreste auffindet.

Eine wichtige Anwendung des Kalksteins findet in der Lithographie Statt. Der Lithograph gräbt mittelst eines stählernen Griffels Bilder in die wohlgeebnete Steinplatte und solche werden mit schwarzer Farbe überfahren und abgedruckt. Gleicherweise werden die Landkarten verfertigt. Die lithographischen Steine von Solenhofen und Pappenheim bei Eichstätt sind für diesen Zweck berühmt. In ganz anderer Hinsicht erscheint ein Produkt des Kalksteins auf den Spielplätzen der Knaben, wenn die Frühlingssonne den Schnee weggeräumt und die Straßen getrocknet hat. Da, wenn der Finkenschlag den Garten wieder belebt, das Bachstelzchen auf dem Dache seinen Lockton hören läßt, Veilchen und Schneeglöckchen aus dem kahlen Gebüsche nach dem Frühlingslichte hinaufsehen, werden die Glücker, auch Marmel oder Schusser genannt, herbei geholt, und sie rollen, den kleinen Gewinn zu erlangen, dem Ziele zu. Bekanntlich fehlt es dabei nicht an lebhafter Unterhaltung, mitunter wird sie auch ein wenig laut. Die Spielkugeln werden in eigenen Mühlen aus Gesteinbrocken gefertigt und selbst in Menge nach fremden Erdtheilen geführt, wo Wilde sie gegen ihre Landeserzeugnisse gierig eintauschen. Eine beträchtliche Anzahl wird auch aus Thon gemacht.

Im Ackerboden erlangt die Kalkerde eine besondere Wichtigkeit als Nahrungsmittel der Pflanzen und bildet in dieser Hinsicht mit

Thon die fruchtbaren Mergelfelder. Wirklich findet sie sich im Waizen, Korn, der Gerste, den Bohnen, dem Reis und am reichlichsten in den Erbsen. Indem wir diese Getreidearten genießen, erhält unser Körper den Stoff, woraus die Knochen, Zähne und zum Theil das Blut bestehen. So wird gleichsam das starre Mineral lebendig und erfüllt sehr wichtige Bestimmungen, woran Mancher nicht denkt. Jede Mahlzeit wiederholt demnach täglich den ernsten Spruch ohne Buch und Buchstaben: Mensch, du bist aus Erde, und was du aus derselben nimmst, mußt du ihr einst wieder geben. Die Natur redet oft sehr verständlich, nur muß man ihre Sprache ein wenig verstehen. — Erhalten die Hausthiere ausschließlich solches Futter, worin kein Kalk vorkommt, wie Wurzelgewächse und Oelkuchen, so werden sie knochenbrüchig, was nicht der Fall ist, wenn obigem Futter Heu und namentlich Klee beigegeben wird. Hühner und Tauben, überhaupt alle Vögel, fressen Kalk, weil er ihnen zur Bildung der Eierschalen nothwendig ist. Muscheln und Korallen bestehen aus Kalk, den die Thiere zur Bildung ihrer Wohnungen reichlich von sich geben. Da das mineralarme Holland Mangel an Kalk hat, so glüht man daselbst die Muscheln des Meeres in erstaunlich großer Menge und gewinnt dadurch den Bedarf zu einem ausgezeichneten Mörtel. Wunderbar! Die unscheinbare Kalkschale, welche ein noch unscheinbareres Thierchen, das keinen Laut der Freude oder des Schmerzes hat, in der Meerestiefe schützte, wohin kein Sturm dringt, befestigt die Wohngebäude volkreicher Städte mit geräuschvollen Straßen, geschäftigen Menschen, ihrem Reichthum und Erwerb, wie ihren Sorgen und Mühen.

Zweite Klasse.

Salze.

7 Als unscheinbares Geschenk des Erdenschoßes sprudelt die Salzquelle an's Tageslicht, aber sie enthält ein kostbares Gut, werthvoller als die gesammten Edelsteine mit all' ihrer Herrlichkeit. Es ist nicht eitles Geschmeide, nicht prunkender Luxus und Tand, nicht ein Gegenstand verweichlichender Bequemlichkeit und Verwöhnung, was die Quelle aus der Tiefe bringt, sondern die nicht zu missende Beigabe und Würze der Speisen, ein nothwendiges Mittel zur Erhaltung und Gedeihlichkeit unseres Körpers. Seit den ältesten Zeiten ist das Salz im Gebrauch und täglich, mag die Mahlzeit reich oder spärlich bereitet werden, darf es eben so wenig fehlen, als das Wasser zum Trank oder die Luft zum Athmen. Nebstdem befriedigt es unzählige Bedürfnisse durch seine wichtige Anwendung in der Hand des Menschen. Wo aber hat der weise, gütige Baumeister und Herr der Welt die Vorrathshäuser errichtet, aus denen die Völker der Erde seit so langer Zeit schon die kostbare Spende des Salzes beziehen? Da, wo des Bächleins Wiege steht, aus welcher es so munter, klar und frisch in die Welt läuft und Wohlthaten aller Art ertheilt, hier die Würzelchen

der Gewächse, dort den Menschen oder das durstende Thier tränkt, bald ausgelassen über den Abhang setzt, und bald wieder in der Ebene verweilt, gleichsam um auszuruhen und der Welt ruhig in's Auge zu schauen.

Große Lager von Salz, felsenfest, befinden sich an verschiedenen Orten des Innern der Erde und bilden das Steinsalz, welches in großen, fast durchsichtigen Würfeln, bald farblos, bald herrlich blau oder rosa gefärbt vorkommt. Von allen Salzbergwerken der Erde ist keins so groß, als jenes unter Wieliczka, dem kleinen inmitten eines Gebirgskessels liegenden Bergstädtchen der Karpathen. Die älteren Gruben befinden sich theilweise unmittelbar unter der Stadt. Der reiche Steinsalzschatz, schon über sechs Jahrhunderte entdeckt, ist jedoch keineswegs auf diesen Ort allein beschränkt; denn man hat nach verschiedenen Richtungen hin Lagerungen aufgefunden und so eine Ausdehnung von 100 Meilen lang, 20 Meilen breit und 1200 Fuß Dicke berechnet, so daß es scheint, als zöge eine ungeheuere Salzmasse unter dem Fuße der Karpathen her. Der Bau zu Wieliczka hat mehr als die zweifache Höhe des Stephansthurmes in Wien; alle Gänge, Stollen und Gruben zusammen sind an 86 Meilen lang und in der Tiefe, welche 300 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt, beschäftigen sich 800 — 900 Menschen, die jährlich 1 Million Zentner Salz an das Tageslicht fördern. Ueber das unterirdische, emsige Leben, die Ordnung und Einrichtung im Bergwerke, den Gottesdienst in der aus Salz gehauenen Kapelle mit Bänken, Kanzel, Ampel, Leuchtern, Altar und was zur Kirche gehört — diese Geräthe sind ebenfalls aus Salz gefertigt — ließe sich sehr viel Interessantes erzählen. Merkwürdig ist, daß in den Gruben eine auffallende Trockenheit herrscht. Holz, welches man zum Auszimmern, zur Sicherung gegen Einstürze gebraucht, erhält sich unverdorben, während solches in andern Bergwerken oft nach Verlauf von 20 Jahren schon vollkommen zerstört ist. Siehe I. Abthl. S. 101.

Groß ist der Salzreichthum des deutschen Vaterlandes, besonders in Oesterreich. Die berühmten Bergwerke zu Hall in Tyrol, Salzburg, Hallein, Hallstadt und Ischel liefern jährlich über 600,000 Zentner Salz. (Durch „Hall" bezeichneten unsere ältesten Vorfahren Orte, wo Kochsalz gesotten wird, daher der Name so vieler deutschen Städte.) Da das hier gefundene Salz mit verschiedenen erdigen Theilen gemischt ist, so wird es im Wasser aufgelöst und dann die Soole, wenn sie 16 Grade hält, d. h. $26^3/_4$ ℔ im Zentner vorkommen, versotten. Oft wird dieselbe, wie bei Berchtesgaden, in Röhren viele Stunden weit geleitet, bis sie an den Ort kommt, wo das Brennmaterial nicht so rar ist und die Kosten des Siedens sich sonach nicht so hoch belaufen. Wo Salzquellen entspringen, da liegt Steinsalz in der Bodentiefe, über welches das Wasser läuft und seines Inhaltes durch Auflösung des Minerals theilhaft wird. Demzufolge besitzen Nord- wie Süddeutschland einen unterirdischen Vorrath, wie kaum andere Länder.

Denn die preußische Provinz Sachsen, die Gegend von Lüneburg, Salzungen, Schmalkalden, ferner Westphalen, Braunschweig, Bayern, das Großherzogthum Hessen (bei Wimpfen), Baden, Württemberg haben Quellen und nach dem Ausspruche von Sachverständigen reichen die unterirdischen Schätze von Salz in Deutschland für den Bedarf von Jahrtausenden aus.

Die Ausscheidung des Salzes aus dem Wasser der Quellen geschieht in den Salinen, indem das Salzwasser der Verdunstung ausgesetzt wird, wobei die Salztheilchen sich zu Krystallen vereinen. Zur Ersparung von Brennmaterial wird ein ansehnlicher Theil Wasser in den Gradirwerken verdunstet. Der sudwürdige Theil kommt in große Pfannen, unter denen ein mäßiges Feuer brennt. Die sich bildenden Salzkörner von der Größe der Schneeflocken werden abgeschöpft und in Körben auf den Trockenboden gebracht. Die feste Salzkruste auf dem Boden der Pfanne enthält Glaubersalz und Gyps; die zurückbleibende dicke Flüssigkeit dient zu Bädern. Nicht nur in der Küche, sondern auch in Werkstätten, Fabriken und in der Heilkunde findet das Salz unglaubliche Verwendung. Durch Scheidung desselben ergeben sich das Chlor, die Salzsäure, Soda und das Glaubersalz und der Salmiak. Daß die Viehzucht ohne Salz nicht bestehen kann, ist dem Landmann eine bekannte Sache. Das Wild bedarf desselben gleichfalls und sucht sich seinen Bedarf, indem es solche Gewächse frißt, worin Salz enthalten ist; denn dasselbe kommt im Pflanzenreiche vor, weil es ein Nahrungsmittel vieler Gewächse ist.

Das Meerwasser hat durchschnittlich in hundert Theilen Wasser drei Theile Salz. Diese aus der großen Wassermasse des Oceans zusammengenommen und in Pfunde oder Zentner verwandelt, geben eine große Summe. Denn würde alles Seewasser in Dunst verwandelt werden können, so bliebe auf dem Meeresboden eine Salzschicht zurück von 850 Fuß Dicke. Könnte diese gleich hoch auf die Oberfläche der fünf Erdtheile gelegt werden, so bedeckte sie dieselben 2500 Fuß hoch, da das Trockene nur ein Drittel, das Meer aber doppelt so viel von der Erdoberfläche einnimmt. Die Küstenbewohner der warmen Länder gewinnen viel Salz, indem sie Gruben oder Teiche an den Küsten anlegen, worin das eingelassene Seewasser verdunstet, das Salz aber zurückbleibt. Die Ebenen in Südamerika, sowie die Steppenländer am kaspischen Meere sind stellenweise mit Bittersalz bedeckt. Oft werfen die Vulkane Salz aus. Der Vesuv hat es als Anflug in seinen Klüften und Spalten, wo es von armen Leuten gesammelt wird. Bei Ausbrüchen des Hekla führen die Bewohner Islands oft Wagen voll Salz fort, welches der ungestüme Berg bereitet, um gleichsam mit dieser Gabe die armen Insulaner für den erlittenen Schaden und die ausgestandene Furcht wieder mit sich auszusöhnen.

„Ihr seid das Salz der Erde," sprach Jesus zu seinen Jüngern, als er ihnen das Erhabenste und Edelste mitgetheilt hatte, welches sie den Völkern der Erde zum Segen und Glück verkünden sollten. Ueber

den Sinn dieser bildlichen Rede mag der junge Leser eine kleine Betrachtung anstellen.

Dritte Klasse.

Brennbare Mineralien.

1. Die Steinkohle.

So lange die Wälder ihre Sendungen hinlänglich abliefern, ist die reinliche Holzfeuerung in der Haushaltung vorzuziehen; aber nicht überall erfreut man sich des Reichthums an Holz und bei zunehmender Bevölkerung wird der Verbrauch desselben stärker und es entsteht in manchen Gegenden Mangel. Wo aber ein dringendes Bedürfniß herrscht, da sinnt der Mensch auf Mittel zur Befriedigung, und es wurde ihm in diesem Falle um so leichter, da die Natur den Fingerzeig gab. An manchen Stellen der Erde reichen unterirdische Kohlenlager bis zur Oberfläche; man grub nach und fand überreichlich in der Tiefe, was das Land von der Außenseite verweigerte. Bei so glücklichem Erfolg suchte man weiter und entdeckte Fundgruben in den verschiedenen Ländern Europa's, später auch in den übrigen Erdtheilen; es zeigte der Boden einen Reichthum, den man früher nicht geahnt hatte. Gegenden, die an Waldungen eben nicht reich sind, versorgen gegenwärtig andere mit dem wirksamsten Brennstoffe.

Die unterirdischen Kohlen liegen in Schichten, deren Dicke oft nur einige Zoll, in seltenen Fällen jedoch 40 Fuß beträgt. Da mitunter ganze Baumstämme in Kohlengruben gefunden werden, ist es wahrscheinlich, daß in einer Zeit, von deren Begebenheiten kein Mensch Zeuge war, große Wälder untersanken und in der Gluth der Erde verkohlten. Der Schöpfer legte zur selben Zeit in den Erdenschoß wichtige Güter zum Gebrauch der Menschen, noch ehe diese ihren nunmehrigen Wohnplatz betraten. Friedlich pflügt und pflegt eben der Landmann seinen Acker, der Bürger fördert seine Arbeit in der Werkstätte und Kinder spielen auf derselben Stelle, welche einst die schauerliche Stätte des Unterganges und der Zerstörung war.

Das deutsche Land ist der Steinkohlen in manchen Gegenden theilhaft geworden, wie in den Rheingegenden, an der Ruhr, bei Aachen, am Hundsrück; im Odergebiete in Schlesien; an der Elbe in Böhmen, Sachsen, am Harz und in Mähren. Am meisten kommen sie aber in England und Belgien vor, und die großen Fabriken beider Länder verdanken ihr Bestehen hauptsächlich den Steinkohlen. In England hat man Gruben, die von der Küste aus bis unter das Meer geführt worden sind, so daß oben der Fischer, unter diesem der Bergmann seiner Beschäftigung obliegt. Keiner sieht und hört dabei den Andern. Der unten merkt Nichts davon, wenn sein Landsmann oben mit Sturm und Wellen kämpft oder sich über einen glücklichen Fang freut; der oben spürt Nichts von dem Einsturz der Grube, die vielleicht jenen begräbt. So Etwas kann dem Bergmanne an seinem nächtlichen Aufenthaltsorte begegnen und noch mehr. In den Gängen der Bergwerke entwickelt sich oft das Grubengas, eine brennbare Luft, welche sich am Lampenlichte der Arbeiter schnell entzündet und mit der Heftigkeit des brennenden Pulvers wüthet, ihnen zum Verder-

ben. Denn an der Stelle des Schreckens haben die Unglücklichen nicht Zeit, ihre Seele dem lieben Gott zu empfehlen, oder an die lieben Angehörigen daheim noch Etwas zu bestellen. Rasch vertritt der Tod den Ausweg zur Flucht und schlägt das Leben in die kalten Fesseln. Zur Verhütung solcher Unglücksfälle dient die Sicherheitslampe. Das Leuchtgas, welches in neuerer Zeit wegen seiner hellen Flamme in Städten Aufnahme findet, wird in eigenen Fabriken dargestellt, indem Steinkohlen in Röhren geglüht werden, wodurch sich dieses Gas entwickelt. Wegen seiner raschen Entzündlichkeit ist Vorsicht beim Gebrauche nöthig. Daß man die Luftballone damit füllt, ist bekannt.

Der Verbrauch der Steinkohlen nimmt alljährlich zu. In Europa allein werden jedes Jahr Hunderte von Millionen Zentner verbraucht; denn der Wohlstand ganzer Staaten beruht vielfach auf diesem Mineral, da es den Betrieb unzähliger Beschäftigungen fördert und in großartigster Weise in's Leben eingreift. Manche Kohlengruben bringen daher mehr ein, als Silber- und Goldbergwerke von nicht guter Ausbeute. Gute Steinkohlen müssen sich leicht entzünden, nicht blos glühen, sondern mit Flamme brennen. Je weißer und leuchtender die Flamme, desto werthvoller sind die Kohlen.

2. Die Braunkohle.

Geringer ist der Werth der Braunkohlen. Dieselben sind in Deutschland vielfach verbreitet, wie in der Wetterau, Kurhessen, Würtemberg, Sachsen und Böhmen. In den Braunkohlengruben kommen ziemlich erhaltene Baumstämme noch öfter vor, als in den Gruben der Steinkohlen. Manche sind oben abgebrochen und am unteren Ende eingewurzelt; dabei bewahrten sie in einzelnen Fällen Blätter, Bast, Blüthenkätzchen und Samen. Obgleich die Wirkung der Braunkohlen als Brennstoff weit hinter der der Steinkohlen bleibt, mit denen sie den üblen Geruch gemein haben, so sind sie immer noch sehr werthvoll und es muß als eine Wohlthat Gottes angesehen werden, daß sie oft da vorkommen, wo erstere fehlen. Einzelne Landstriche wurden indessen mit beiden nützlichen Erzeugnissen bedacht. Hie und da entstehen Brände in Stein- und Braunkohlenwerken, die oft nicht gelöscht werden können. Erreicht das Feuer, namentlich in Steinkohlengruben, einen beträchtlichen Umfang, so ist der Anblick, besonders bei Nacht, seltsam und großartig. Flammend schlägt dasselbe bis über die Oberfläche, erscheint in mannigfaltigen Farben, roth, gelb und weiß. Rauch und Dämpfe steigen wolkenähnlich in die Luft; die innere Gluth gibt sich an den weit geöffneten Spalten und Schlünden zu erkennen, welche mit einer Schwefelrinde bekleidet sind.

3. Der Torf.

Der Torf ist ein Mittelding zwischen Mineral und Pflanze. Er besteht aus einer gemengten Masse von erdigen Theilen, abgestorbenen Sumpfpflanzen, besonders Moosarten, die sich oft auf den ersten Blick unterscheiden lassen. Stark verbreitet kommt er in Niederungen, am Ufer der Flüsse, die keinen schnellen Lauf haben, in Gebirgsthälern, überhaupt da vor, wo stehendes Wasser ist. In Starkenburg wird er häufig in der Ebene gewonnen, durch welche der Neckar früher

seinen Lauf hatte. Torf bildet sich noch jetzt aus Pflanzenresten, wie man an schon ausgebeuteten Gruben bemerkt, worin nach 30 — 50 Jahren auf's Neue wieder zum Stiche geschritten werden kann. Beim Gewinnen wird er mit den Stichschaufeln in viereckige Stücke gestochen, oder wenn die Masse geringen Zusammenhalt hat, als Brei in Formen gedrückt und dann an der Sonne getrocknet. Auf die Güte des Torfes hat die Witterung zur Zeit, wenn er gewonnen wird, großen Einfluß. Starke Regengüsse laugen ihn zu sehr aus. Schwerer, guter Torf ist ein wirksames Heizmittel; man irrt aber, wenn man das Gewicht allein als Maßstab zur Prüfung der Güte anlegt, da oft viele erdige Theile darin enthalten sind. Auf Färbung und Inhalt der Asche ist sicherer zu gehen. Je weniger von letzterer entsteht und je stärker braun sie ist, desto besser der Torf. Die Asche ist ein Dungmittel.

Merkwürdig sind die Ueberreste von Thieren und andere Gegenstände, welche in Torfgruben gefunden wurden. Dazu gehören Geweihe und Zähne von Elennthieren und Hirschen, Hauer von Ebern, Tatzen mit Klauen und Haaren von Bären; selbst Menschengebeine kamen mitunter vor. Von Werken aus Menschenhänden sind Pfeilspitzen, kleine Aexte aus Feuerstein, Kupferlanzen und kupferne Gefäße, wie sie alte Völker im Gebrauche hatten, und Münzen zu nennen. Manchmal werden auch Stämme von Eichen, Erlen, Fichten und Weiden in Torfmooren angetroffen, oft fast aufrechtstehend oder liegend und die Spuren von Axthieben tragend.

4. Das Reißblei.

Eine mineralische Kohlenart ist auch das Reißblei, gleichwohl wird es nicht zum Brennen gebraucht, sondern zur Verfertigung von Bleistiften und gepulvert zu Ofenschwärze. Im Feuer ist es äußerst schwer verbrennlich, darum ist es zu Schmelztiegeln für Metallarbeiter geeignet. Dieses Mineral kommt in sehr ungleicher Güte vor, wie sich schon an den Bleistiften wahrnehmen läßt, wovon die schlechteren wegen der erdigen Beimischung leicht brechen und bröckeln. Das an Mineralien aller Art so reiche Oesterreich hat nebst England das beste Reißblei.

5. Der Diamant.

Kohle hat am wenigsten Aehnlichkeit mit den Edelsteinen und doch besteht der kostbarste von allen daraus. Dies ist der Diamant. In der That verbrennt derselbe in großer Hitze, ohne ein Ueberbleibsel von Asche zu hinterlassen; denn er ist reinster krystallisirter Kohlenstoff. Was aber krystallisiren soll, muß vorher flüssig sein, und dazu haben die Menschen bei all' ihrer Geschicklichkeit die Kohle noch nicht bringen können. Indessen fand sie sich im früheren Alter der Erde in flüssigem Zustande. Aehnlich verhielt es sich mit der Thonerde, woraus sich die schon vorher genannten Edelsteine bildeten. Wer das Mittel besäße, die Kohle flüssig zu machen, könnte auch Diamanten darstellen. Dieses Geschäft wäre so übel nicht.

6. Der Schwefel.

Jedermann kennt den Schwefel von Haus aus und weiß, daß er am Streichhölzchen die Phosphorflamme empfängt und selbe dem Holze mittheilt. Dies ist jedoch noch ein geringer Dienst in Betracht der großen Brauchbarkeit, die er in anderer Hinsicht erlangt hat. Würde der Schwefel der Hand des Menschen entzogen, so wären Tausende ohne Arbeit. Denn in Fabriken, Werkstätten, Apotheken, bei Bereitung des Pulvers u. s. w. ist er unumgänglich nothwendig. Besonders wichtig erscheint die Schwefelsäure, welche aus Schwefel bereitet wird und das vorzüglichste Produkt desselben ist. Unsere Kleiderstoffe vom Fuß bis zum Kopfe werden mehr oder weniger damit behandelt, bis sie ihre Verwendung erlangen. Fast in jedem Ackerboden ist Schwefel und dient den Pflanzen zur Nahrung; daher stehen Gewächse so üppig, wenn die Aecker mit Gyps bestreut werden, in welchem stets Schwefel enthalten ist. Nebstdem ist auch der Kalk als Dungmittel von vortheilhaftem Einflusse auf die Pflanzen. Manche Mineralquellen, wie die zu Weilbach und Aachen, enthalten Schwefelwasserstoffgas, welches an sich giftig, in dieser Mischung sich aber in manchen Krankheiten wohlthätig erweist. Beim Reinigen der Abtritte und Abzugskanäle ist Vorsicht nöthig, da dieses Gas sich an diesen Orten sammelt und beim Einathmen tödtlich wirkt.

Vierte Klasse.

Metalle.

1. Das Gold.

An sich ist ein Stück Gold nicht so viel werth, als ein gleich großes Stück Eisen, da dieses nützlicher ist, und doch nimmt Gold im Verkehre eine höhere Stelle ein. Diese verdankt es seiner Seltenheit; anderseits gefällt sein schöner Glanz manchen Leuten leider nur zu sehr, und sie wagen oftmals zur Erreichung dieses gleißenden Metalls Dinge, welche Goldes halber nicht unternommen werden sollten. Gold oxydirt oder rostet nicht, wenn es unvermischt ist. Diese Eigenschaft haben außer ihm noch Silber, Quecksilber und Platin, welche vier edle Metalle heißen. In der Münze prägt man verschiedene Goldstücke, wie Karolin, Dukaten, Friedrichsd'or, Guineen und Rubel. Es läßt sich bei dem Werthe des Goldes (ein Pfund gilt etwa 430 Thaler) eine schöne Summe mit wenig Pfund aufbewahren; daher sind Geldsendungen mittelst Goldmünzen bequem. Viel Gold wird zu Gegenständen des Schmuckes verarbeitet, überdies vermöge seiner großen Dehnbarkeit zu Draht gezogen, zu Goldschaum geschlagen, welcher zu Vergoldungen dient. Die Spitzen der Blitzableiter werden darum mit Gold überzogen, damit sie nicht rosten.

Deutschlands Gebirge liefern in Vergleich mit denen anderer Länder wenig Gold; außer Ungarn und Siebenbürgen ist das übrige Europa ebenfalls nicht reich daran. Wohl führen Rhein, Eder, Isar, Donau und Inn einiges, aber die Körnchen sind so klein, daß die

Mühe des Sammelns spärlich belohnt wird. Anders ist es in dieser Hinsicht im asiatischen Rußland, Ostindien, Afrika und Amerika, woher auch das meiste Gold kommt. In neuerer Zeit entdeckte man in Californien und Australien sehr reiche Goldlager. Da nahmen denn auch Goldsucher aus aller Herren Länder den Wanderstab und eilten, die Schätze zu heben. Und wirklich glückte es Vielen in kurzer Zeit, aber ihr mühseliges, gefahrvolles und abenteuerliches Leben möchte wohl Mancher nicht mit ihnen getheilt haben. Das Unternehmen gleicht einem Lotteriespiel, bei welchem das Leben eingesetzt wird. Gar Viele verließen den heimathlichen Boden mit der Hoffnung auf reichen Gewinn, unterzogen sich den fürchterlichsten Strapatzen und Entbehrungen und fanden am Ziel im Goldsande — ein Grab, das ihnen das Vaterland auch ohne diese Anstrengungen gegeben hätte.

2. Das Silber.

Sind die vorhin genannten Goldstücke einem großen Theil der Menschen auch nur dem Namen nach bekannt, so macht sich dagegen das Silbergeld nicht so rar, sondern wandert in Münzen unterschiedlichen Werthes von Hand zu Hand, ein rechtes Bild der Unstätigkeit, es sei denn, daß man den unruhigen Reisenden auf einige Zeit unter Schloß und Riegel bringt, was bisweilen geschieht. Könnte ein alter Thaler, an dem wie bei allen unruhigen Wanderburschen das Gewand Noth gelitten, Bild und Inschrift abgegriffen und unkenntlich geworden, reden und er würde gefragt: „Freund, was hast du schon all' erlebt, welches sind deine Reisen und Erfahrungen, seitdem du neu und blank die Münze verließest, bis zum heutigen Datum?" so würde er eine Erzählung beginnen, welche sehr unterhaltend, bald lustig und kurzweilig, bald traurig wäre. Er würde die Menschen beschreiben von der schönen, edlen, sowie von der schlimmen Seite.

Reines Silber ist zur Verarbeitung zu weich, daher wird ihm Kupfer zugesetzt, wodurch es härter wird. Ein halbes Pfund oder eine Mark wird nach der Güte bestimmt, indem man die Loth Silber zählt, welche darin enthalten sind und den Zusatz als werthlos betrachtet. 14 löthig heißt demnach eine Mischung, wenn in je $^1/_2$ Pfund derselben 14 Loth reines Silber und 2 Loth Kupfer enthalten sind. Aus 16 Loth reinem Silber mit entsprechendem Zusatz prägt man in den Staaten des süddeutschen Münzvereins $24^1/_2$ fl., in Norddeutschland aber 14 preußische Thaler und in Oesterreich 20 fl. Aus dieser Verschiedenheit erklären sich die Ausdrücke 24 und 20fl. Fuß.

Scheidemünzen haben weniger Silbergehalt als grobe, wie man an Kreuzern und Groschen schon sieht, an denen das Kupfer häufig vorscheint. Sonach haben $24^1/_2$ fl. in kleiner Münze nicht den Silberwerth dieser Summe in grober Münze.

Gold wird ebenfalls legirt. Hierbei wird die Mark in 24 gleiche Theile zerlegt, davon jeder ein Karat heißt. Wann wird also die Mischung z. B. 19karatig heißen? Gold- und Silberarbeiter

müssen den Gehalt an den daraus gemachten Gegenständen durch Zahlen angeben. Durch Auflösung des Silbers in Scheidewasser entsteht der Höllenstein, der dem Wundarzt nöthig ist. Aufgelöster Höllenstein gibt die unauslöschliche Tinte, womit die Namen auf Weißzeug gezeichnet werden.

Sämmtliche Erdenländer liefern Silber. In Deutschland findet es sich im Harz, Erzgebirge, in Nassau, Baden und am meisten in Oesterreich. Das silberreichste Land ist wohl Mexiko in Amerika. Die Leute dort schätzen aber den leicht zu erwerbenden Reichthum gar oft wenig, verlegen sich auf unsinniges Glückspiel, und Mancher, der ein Millionär ist, verarmt dadurch in wenigen Jahren.

3. Das Quecksilber.

Dieses Metall ist in gediegenem Zustande flüssig, insofern es nicht einer Kälte ausgesetzt ist, wie solche zur Winterzeit in Sibirien und anderen Nordländern herrscht. Denn hier gefriert es, läßt sich dann biegen und klingt ein wenig, wenn man darauf schlägt. Das Thermometer und Wetterglas, wenn solche mit Quecksilber gefüllt sind, zeigen dann nicht mehr an, was sie sollen, und zerspringen. Vermöge seiner Flüssigkeit läßt sich das genannte Metall in großer Hitze verdampfen, doch reicht auch schon, wie bei dem Wasser, die gewöhnliche Temperatur dazu hin, nur bilden sich die Dünste langsamer. Dieselben, so wie alle aus Quecksilber gemachten Zubereitungen sind giftig, daraus läßt es sich erklären, warum die Arbeiter in Quecksilbergruben schon in kurzer Zeit an der Gesundheit Schaden erleiden und bei längerem Aufenthalte daselbst siech werden und frühe sterben. Quecksilber erfordert beim Gebrauche stets vorsichtige Behandlung; wird es in einem Zimmer verschüttet, so läßt es sich bei seiner beweglichen Natur nicht mehr vollständig einsammeln, und das, was liegen bleibt, hat dann wegen der Verdunstung üble Folgen. Dem Arzt ist es bei vielen Krankheiten ein wichtiges Heilmittel; ebenso werthvoll ist es, Holz gegen Fäulniß zu schützen, was bei Schiffen, Eisenbahnschwellen und Balken in Häusern, wenn solche den Schwamm haben, nöthig wird. Das meiste Quecksilber kommt in der Erde, mit Schwefel verbunden, als Zinnober, einer geschätzten rothen Farbe, vor, woraus es auch durch Scheidung dargestellt wird. Im Ganzen gehört es zu den seltenen Metallen und ist daher ziemlich theuer. Ein Pfund kostet 3—3$^1/_2$ fl. und bei seiner bedeutenden Schwere geht nicht viel auf ein Pfund. Eins der wichtigsten Quecksilberwerke ist das bei Idria, das berühmteste in Europa aber findet sich in Spanien.

4. Das Eisen.

Ein Volk, welches sich in Verarbeitung des Eisens besonders geschickt und der vielartigen Anwendung desselben kundig ist, hat ein entschiedenes Uebergewicht über ein weniger darin geübtes. Denn

Fertigung und zweckmäßiger Gebrauch von Gegenständen dieses Metalles führen den Menschen zum Nachdenken und Erfinden und um so mehr, da die wesentlichsten Vortheile damit verbunden sind. Fast unsere sämmtlichen Unternehmungen und die Möglichkeit der Ausführung gründen sich auf Mittel, die uns das Eisen verschafft und in Betracht dieses muß man ihm nicht nur einen großen Theil unserer Beschäftigung und unseres Wohlstandes, sondern auch unserer Bildung zuschreiben. Eine Vergleichung der Wilden fremder Erdtheile mit ihren erbärmlichen Werkzeugen aus Kupfer oder Stein und der Mangelhaftigkeit ihrer Wohnungen, Geräthe, Waffen u. dgl. mit Europäern, die mittelst des Eisens hierin vorzüglich ausgestattet sind. macht dies anschaulich. Keiner unter den Stoffen, welche der Mensch verarbeitet, erfordert aber auch so viel Fleiß und Mühe, als Eisen, und es läßt sich wohl als Bild der Arbeit betrachten. Dagegen nützt und lohnt es auch mehr als Gold, Silber und edles Gestein, bei deren reichlichem Besitz oder Ueberfluß das Arbeiten und damit viel Gutes leicht verlernt wird. Die vielnamigen Gegenstände, wozu unser Metall verwendet wird, sollen nicht aufgezählt werden; wer sich in der nächsten Umgebung umsieht, trifft deren genug an. Ebenso kann man die Art und Weise der Eisengewinnung im Bergwerke, des Reinigens, Schmelzens, Gießens, Walzens des Eisens und vieles Andere, was damit vorgenommen werden muß, bis es zur endlichen Bestimmung kommt, nicht in wenigen Zeilen beschreiben. Wohl dürfen die Arbeiter vom Bergmanne im dunkeln Schacht an bis zum geschickten Handwerker in der Werkstatt, der sich mit Verarbeitung des Eisens beschäftigt, stolz darauf sein, daß sie mit Fleiß und Schweiß der Menschheit manches Gut bereiten, ohne welches unser Leben dem der Halbwilden gleich käme. Man hat aus Eisen Werke aufgeführt, die Staunen erregen und beweisen, welch mannigfaltiger Verwendung dasselbe fähig ist. Brücken aus Draht, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Häuser und Kirchen mit prächtigen Verzierungen wurden daraus errichtet. Ein dreistöckiges eisernes Haus mit 10—12 Zimmern kostet etwa 10,000 fl. In Gegenden, wo oft Erdbeben eintreten, sind solche Häuser die sichersten Gebäude.

In der Erdrinde ist das Eisen in großer Fülle enthalten. So kommt es in den meisten Steinen und Erdarten in verschiedenen Verbindungen vor und bestimmt deren Farben. Auflösungen davon im Wasser mancher Quellen bilden die Stahlbrunnen. Ebenso findet es sich in den meisten Pflanzen und ist ein Bestandtheil des Blutes. Seine ihm von der Vorsehung gegebene Bestimmung geht weiter, als man glaubt.

5. Das Kupfer und Zinn.

Der Gebrauch von Kupfer und Zinn reicht weit in die Vorzeit hinauf; unstreitig diente ersteres seiner leichten Verarbeitung wegen unter allen Metallsubstanzen dem Menschen am ersten. Von letzterem aber

wissen wir, dass es die Phönizier schon kannten und aus England holten. Kupfer ist sehr dehnbar, so dass es sich zu dünnem Blech hämmern lässt, das grosse Haltbarkeit besitzt. Da es schwer schmilzt, so lassen sich solche Geräthe daraus fertigen, welche beim Gebrauche grosser Hitze ausgesetzt werden. Der Rost greift es weit weniger an, als Eisen, daher es zum Beschlagen der Schiffe, zur Bedeckung der Thürme und Dächer geeignet ist. Mit Säuren und Sauerstoff verbunden liefert es schätzbare Farben in Grün und Blau. Alle diese Farben sind giftig, wesshalb Gefässe aus Kupfer reinlich zu halten sind, damit sich kein Grünspan bilde, der aus einer Verbindung des Metalles mit Säuren entsteht. Als wirksames Gegenmittel bei Vergiftungsfällen sind Eiweiss und Milch anzuwenden. Um Unglücksfälle dieser Art zu verhüten, werden Kupfergeschirre mit Zinn überzogen, da dies den Säuren widersteht und sich an der Luft, sowie im Wasser lange blank erhält. Dessenungeachtet wirken sauere Speisen und Getränke in gewissem Masse auflösend auf zinnerne oder verzinnte Gefässe und es sollte darum ein für allemal in der Haushaltung die nicht zu überschreitende Regel gelten: in kupfernen, überhaupt Metallgefässen Speisen nie längere Zeit aufzubewahren.

Sonst waren Küchengeschirre aus Zinn mehr im Gebrauche, als jetzt; dagegen wird dieses Metall eben mehr in Handwerken und Künsten benützt. Der Zinngiesser setzt ihm stets einen Antheil Blei zu: doch kann er diesen nicht willkürlich bestimmen, da die Menge in den meisten Ländern vorgeschrieben ist, und etwa $^1/_9$ bis $^1/_6$ des Ganzen beträgt. Aus Zinn werden schöne Farben dargestellt. Fundorte dieses Metalls gibt es in England, Böhmen, Frankreich und Ostindien.

6. *Blei und Zink.*

Beide sind sehr verbreitet. Das erstgenannte, wohl das billigste Metall, ist von grosser Wichtigkeit. Dass zierliche, aber durchaus friedliche Soldaten und andere Spielwaaren daraus gemacht werden, bedarf kaum der Erwähnung; grössere Bedeutung hat es im Kriege zur Vertheidigung des Vaterlandes, ferner auf der Jagd zur Erlegung des Wildes, welches Angriffe auf den Menschen und dessen Eigenthum macht. Denn mittelst Pulver und Blei konnte man reissende Thiere verdrängen und dann mit Sicherheit dem Ackerbau und der Viehzucht sich hingeben. In anderer Weise wird dieses Metall zu vielen Zwecken verwendet. Bleiplatten dienen zum Dachdecken, zur Bekleidung feuchter Wände; gewalztes Blei wird zur Verpackung von Tabak, Thee und Kaffeesurrogat gebraucht, und Röhren daraus geben Pumpen und Wasserleitungen. Gegen die Gesundheit tritt Blei feindselig auf, daher Farben, wie Bleiweiss, Mennige, Silberglätte, sowie andere Bereitungen aus Blei im Körper des Menschen nachtheilige Wirkungen hervorbringen, die sich oft erst nach Jahren einstellen. Demnach gehört dieses Metall zu den schleichenden Giften.

Wichtig sind die Mischungen der obigen Metalle. Kupfer und Zinn in verschiedenem Masse zusammen geschmolzen liefern Glockengut und Geschützmetall. Aus Kupfer und Zink erhält man Messing; Bronce besteht aus den dreien, in bestimmten Portionen genommen. Nimmt man aber Kupfer, Zink und Nickel, so lässt sich eine schöne Mischung, das Neusilber, darstellen, welches an Farbe 12löthigem Silber gleichkommt. Bemerkenswerth ist noch das Schnellloth der Spengler, das aus Zinn und Blei besteht; aber ungleich wichtiger ist die Mischung von Blei und Antimon oder Spiess-

glanz, weil aus derselben die Buchstaben oder Lettern gegossen werden, womit Bücher, Zeitungen, überhaupt Schriften aller Art gedruckt werden.

Anhang.

Felsarten.

Will man die Erde mit einem großartigen Gebäude vergleichen, so sind als dessen Fundament und Mauerwerk die Felsen zu betrachten, welche in der ungemessenen Tiefe anheben, in den Bergen sich fortsetzen und wie Säulen himmelanstreben. Es sind keine Verzierungen mit dem Meißel in dieselben gegraben, kein todtes Laubwerk und Figuren menschlicher Erfindung erheben sich darauf, wohl aber trägt das Felsengestein grünes lebendiges Gezweige und farbiges Moos. Es klettert der Epheu hinauf und bekleidet seine Wände; üppiges Farrenkraut, hängende Beerensträucher und vereinzelte Blumen drängen sich aus den Spalten oder zieren treppenartige Gesimse. Hebung und Senkung, Licht und Schatten, Vertiefung und Erhöhung, Schlucht und Vorsprung folgen immerdar, und aus der kühlen Höhlung rinnt das klare Wasser oder stürzt wie ein Silberguß über das Geklüfte und Gerölle, um hinunter nach den Wohnungen, Saaten und Geschäften der Menschen zu eilen. Bewurf und Anstrich der Gipfel und Abhänge werden regelmäßig erneuert ohne Meister und Gesellen, ohne Gerüste, Pinsel und Farbentöpfe. Der Frühling wirft in wenigen lauen Nächten geräuschlos über die Höhen den leichten, frischen, bunten Mantel; man sieht freudig hinauf und kann sich an der Herrlichkeit nicht genug erschauen. Der Sommer bemalt sie mit Himmelblau und umsäumt die Wipfel mit Morgen- und Abendröthe; dann kommt der Herbst und verändert das Sommergewand der Berge nach seiner Art. Der Winter aber nimmt es ganz weg, doch nicht aus Mißgunst oder Geiz, sondern um das reinste, weißeste zu bringen, das in der Natur bereitet wird. Es ist das Kleid der Unschuld frommer Jugendzeit und die Berge legen es an und erwarten den heiligen Weihnachtstag.

Die Felsmassen an sich sind jedoch nicht eintönig von Farbe. Bald erscheinen sie gesprenkelt oder gewürfelt, bald braun oder röthlich; da sehen sie bläulich, weiß oder grau, und dort in unbestimmter Schattirung aus dem Erdboden. Der **Granit**, **Syenit** und **Gneis** sind leicht an der körnigen und blätterigen Zusammensetzung kenntlich; aber ihre genaue Unterscheidung von einander ist nicht leicht. Steine dieser Art finden sich im westlichen Odenwalde und bilden Felsenmeere, wie das bekannte am Felsberge, wo die Riesensäule liegt. Der **Basalt**, einer der gewöhnlichsten Pflastersteine, steht im Innern mancher Berge in großen Säulen, wie Orgelpfeifen. So findet er sich in einigen Brüchen in dem Vogelsberg und der Wetterau. Besonders nutzbare Felsen sind die **Schieferarten**, wovon sich manche zu Schiefertafeln und zu Platten spalten lassen. Manche sind durch beigemengten Quarz ziemlich hart und werden zum Schleifen, Abziehen und Wetzen der Messer gebraucht. Die schwarze Kreide enthält reichlich Kohlenstoff und gibt ein Material zum Zeichnen. Im Alaunschiefer findet sich Alaun und es wird dieses Salz aus demselben bereitet. Durch Verwitterung liefern die genannten Felsarten fruchtbaren Boden für Ackerland und Waldungen. Der **Sandstein** kommt hinsichtlich der Farbe in mehrfachen Abänderungen vor; in der Zusammensetzung aus Quarzkörnern, Glimmerblättchen und anderen Bestandtheilen aber stimmen alle Arten dieses Gesteins überein. Sie werden sämmtlich zum Bauen verwendet. So sind die meisten Brücken aus Quadern von Sandstein; Kirchen und sonstige Gebäude bestehen häufig daraus. Ist aber der Zusammenhalt gering, so

schneidet jeder Regenguß tiefe Furchen ein und führt die Sandkörnchen hinweg. Als häufig vorkommende Felsen sind noch zu nennen: der körnige Kalkstein, die Grauwacke, der Quarzfels, Porphir und Trachyt. Aus letzterem sind die älteren Theile des Kölner Domes erbaut.

II. Pflanzen.

1. Von den Pflanzen im Allgemeinen.

Eine unergründliche Allmacht und Weisheit hat in das Samenkorn die Kraft gelegt, im Boden zu keimen, Wurzeln zu treiben, sich zum Gewächse zu entfalten und Blüthen und Samen zu bringen. Inneres Leben wirkt in den Pflanzen, wie im Thiere, aber kein menschlicher Verstand vermochte noch zu begreifen, worin diese Lebenskraft besteht und was das eigentliche Wesen derselben ausmacht. Die Natur hat ihre geheimnißvolle Werkstätte dem Scharfsinne verborgen; nur Das, was daraus hervorgeht, kann angeschaut, bewundert und so die Größe des Schöpfers geahnt werden.

Das Gewächs durchläuft dieselben Lebensstufen wie das Thier. Es hat seine Jugend, darauf folgt die Zeit, worin es vollständig ausgewachsen ist, und nach dieser erscheint die des Alters und Absterbens. Viele vollenden diesen Lauf in einigen Sommermonaten und heißen einjährige Gewächse, bei anderen, den zweijährigen, sind zwei Jahre nöthig, und wieder andere erreichen eine Dauer von vielen, oftmals Hunderten von Jahren, und heißen ausdauernde Pflanzen. Obwohl innere Lebenskraft die Pflanzen erfüllt, so sind sie doch nicht fähig, sich von der Stelle zu bewegen, wie die Thiere; doch ist dem Gewächsreiche ein gewisser Grad von Empfindung eigen. Schließt sich nicht die Blume, sobald die Abendkühle eintritt, und neigt sich nicht der Blumenstock am Fenster, sowie der Keim von Kartoffeln im Keller dem Lichte zu? Manche Gewächse falten ihre Blätter schon bei bloser Berührung zusammen und erst nach einer Weile nehmen diese ihre vorige Stellung wieder ein.

Mit unverwüstlicher Kraft treibt die Pflanzenwelt ihre Gebilde über alle Theile der Erde. Kaum hat die Witterung das feste Gestein gelockert, so finden sich Moose und Flechten ein. Bald siedeln sich andere Gewächsarten an, dringen mit ihren Wurzeln in die zerbröckelte Felsmasse und vollenden die Verwitterung. So ist die Pflanze im Bunde mit dem Wetter in fortwährendem Angriffe auf das Mineral des Erdbodens begriffen und stets erbeutet sie neuen Raum. Nur der eisige Frost der Einöden des Nordens oder die sengende Gluth in den Wüsten südlicher Erdstriche beschränken ihre Gränzen. Vielfach bestimmt der üppige Pflanzenwuchs die Witterung der Länder durch Schatten, Ausdünstung, Feuchtigkeit und Kühlung. Frische Waldungen, Wiesengründe, Saatfelder, Stauden und Kräuter geben der Landschaft einen bleibenden Ausdruck, den die Thiere wegen ihrer steten Beweglichkeit und ihrer Wanderungen nicht gewähren. Ein vollkommener Stillstand ist jedoch auch bei den Pflanzen nicht

anzutreffen. Manche verbreiten sich von bestimmten Standorten allmälig weiter dahin, wo sie vorher nicht angetroffen wurden. Dies ist z. B. bei manchem Unkraut der Fall, das eine Art Wanderung beginnt, wobei ihm Luft, Wasser, Thiere und manches Andere behülflich sind.

Der Reiz und die Zierde, welche die Fülle der Gewächse dem Erdboden verleihen, wirkt auf unser Gemüth mit unwiderstehlicher Gewalt. Wenn der Frühling in Keim und Knospe sich regt, die zarten Grasspitzen am warmen Abhange aufschießen, vereinzelte Blümchen im Sonnenlichte sich öffnen und das Saatfeld auf's Neue Farbe und Frische gewinnt; so fühlt der Mensch mit den zahllosen Gewächsen, die zum Lichte emporstreben, auch neues Leben. Der Allmächtige wiederholt ja gleichsam das Schöpfungswort: Es werde! wie im Anfange. Es hebt sich das Leben aus der Tiefe, es rauscht und tönt in der Natur weit hin durch die Erdenländer. Das sinnige Gemüth folgt mit tiefer Empfindung der Verwandlung und ahnt die Allmacht des Ewigen, der durch die Schöpfung geht. Ohne Kalender weiß der aufmerksame Beobachter mit ziemlicher Gewißheit, in welchem Monat er sich befindet; sagen es ihm ja die Blüthen der einzelnen Kräuter und Sträuchen, die ohne Regellosigkeit ihre Zeit einhalten. Wehmüthige Gefühle ergreifen uns beim Abschiede der grünen Flur, wenn die Waldungen auf den Höhen wie mattes Abendroth sich färben, auf der Ebene die graulichen Stoppelfelder sich ausdehnen, überall ein düsterer Ausdruck im Gewächsreiche die Scheidestunde verkündet, der Herbststurm daherbraust und die fallenden Blätter durcheinander wirbelt. Nur der Tannenforst bewahrt dann noch einen schwachen Ueberrest von dem dagewesenen Glanze.

Ohne Pflanzenwuchs gäbe es kein Thierreich, die Erde wäre ohne denselben nicht zum Aufenthalte für den Menschen geeignet. Was bereiten wir uns aus den Samenkörnern, dem Stroh, den Wurzeln, dem Holz, Harz, Safte, Obste, der Rinde und anderen Erzeugnissen der Pflanzen? Eine Art genügt oft schon zur Ernährung von vielen Hunderttausenden von Menschen. Ohne Pflanzen also keine Thiere und keine wohnliche Stätte auf Erden für den Menschen.

2. Bedingnisse zum Leben und Gedeihen der Gewächse.

Erdboden, Wasser, Luft, Wärme und Licht ist den Pflanzen zur Erzeugung und Gedeihlichkeit nothwendig. Fehlt ihnen davon eins, so kränkeln und welken sie und gehen dem sichern Absterben entgegen. Aus dem Erdboden empfangen die Pflanzen ihre mineralischen Bestandtheile. Die Ackererde ist in steter Umwandlung begriffen; dabei verwesen die darin enthaltenen Stoffe aus dem Thier- und Pflanzenreiche, die mineralischen aber verwittern. Diese Verwitterung geht aber auch noch tiefer in der Erdrinde vor, wo Luft und Wasser Zutritt erhalten. Die aufgelösten Stoffe, vorzüglich Salze, theilen sich dem Wasser mit, aus welchem sie die Pflanzen durch die Wurzeln aufnehmen. Das Wasser versorgt dieselben mit Sauer- und Wasserstoff. Diese werden nicht allein durch die Wurzel, sondern auch

durch die Blätter eingesogen. Der weite Luftkreis enthält Kohlensäure, deren die Pflanzen gleichfalls bedürfen und durch die Blätter aufnehmen. Auch der Boden enthält durch Verwesung organischer Stoffe diese Nahrung und aus ihm müssen die jungen Pflanzen, ehe sie Blätter genug haben, ihren Bedarf davon nehmen. Verwesen Pflanzenstoffe, so entsteht Ammoniak, eine Verbindung des Stickstoffs mit Wasserstoff. Dasselbe ist flüchtig und entweicht in die Luft; doch ziehen es Thon- uud Dammerde an. Ueberdies schlagen Thau, Schnee und Regen das Ammoniak nieder und machen es den Pflanzen zugänglich. Nichts geht daher in der Natur verloren. Was abstirbt und verfault, ist nicht vernichtet; es löst sich nur in Theile auf, von welchen die meisten luftartig sind und alsbald wieder den Pflanzen als Nahrungsmittel dienen. Tod und Leben wechseln daher nirgends so augenscheinlich, wie im Pflauzenreiche. Die farbigen Blumen, das schattige Laub und die mannichfaltigen Gräser, welche die Erde diesen Sommer schmücken, kehren nach ihrer Umwandlung schon im folgenden Frühling wieder und kleiden Flur und Wald auf's Neue. Auf wunderbare Weise werden die eingenommenen Nahrungsmittel in den Gewächsen zu den verschiedensten Stoffen verarbeitet. Der bittere Wermuth wächst neben dem Obstbaume voll süßer Früchte, die Giftpflanze steht in selbem Boden mit dem nahrhaften Getreide, und welche Verschiedenheit zeichnet dieselben aus!

3. Pflanzen mit undeutlicher Blüthe.

Wer würde den Schimmel am Brode oder der feuchten Wand für eine Pflanze halten, wenn er ihn nicht ein wenig genauer angesehen hätte, und doch ist er eine und dazu noch eine sehr zierliche, wie man durch das Mikroskop wahrnehmen kann. Wo sich Schimmel ansetzt, da ist ein Grad der Verwesung eingetreten. Größere Arten des Schimmels sind die Schwämme, gleichfalls Begleiter der Fäulniß. Sehr schnell entwickeln sich deren Keime oder Samenkörner überall, wo das Leben von Pflanzen oder Thieren aufhört. Ihr Gebrauch ist für den Menschen so gering. Daß Trüffeln und Morcheln, die als Speise sehr schwer verdaulich sind, auf die Tische der Reichen kommen, sei hier nur erwähnt. Bei weitem die meisten Schwämme sind giftig und selbst die unschädlichen können es je nach dem Standorte werden. Wer die brauchbaren nicht genau kennt, thut daher am besten, wenn er gar keine genießt. Der schönste ist der Fliegenschwamm. Sein Gebrauch ist bekannt; die Bewohner Nordrußlands genießen ihn, um sich zu berauschen. Er wirkt auf die Nerven so aufregend, daß dadurch betäubte Personen die drolligsten Dinge reden und treiben. Merkwürdig ist, daß im hohen Norden die Giftschwämme viel von ihrer Schädlichkeit verlieren.

Die Moose sind von zierlicher Gestalt und häufig von angenehmer, grüner Farbe, welche sie selbst im strengsten Winter nicht ablegen und somit dem Waldboden dann noch ein frisches Aussehen verleihen, wenn Wiesen und Felder längst von der Kälte gebleicht sind. Ein niedliches Mooskränzchen tritt alsdann an die Stelle des Blumenstraußes, und am Weihnachtsabend bedecken die Mooskränzchen das Gärtchen oder Krippchen am Christbaume. Doch auch

weiterhin reicht ihr Gebrauch; denn zur Streu, zum Ausstopfen und Verpacken wird das Moos verwendet. An Stämmen der Obstbäume werden Moose, sowie Flechten schädlich, denn sie entziehen ihnen Säfte und dienen schädlichen Insekten zum Aufenthalte; daher werden Obstbäume mit Kalkmilch bestrichen, mit Lauge und Salz gewaschen, wohl auch gebürstet. Das isländische Moos ist nicht nur im Norden, sondern auch auf den hohen Gebirgen Deutschlands einheimisch. Gar oft wird es in nördlichen Gegenden Europa's, wo Getreidebrod oft rar ist, gepulvert und ist dann die spärliche Kost der Menschen. Flechten südlicher Länder geben Farben. Zahlreich wachsen die Farrenkräuter in schattigen Waldungen, auf feuchtem Boden, am Gemäuer und in Brunnenkammern. Ihre großen gefiederten Blätter oder Wedel, sowie die Stengel haben einen unangenehmen Geruch und bitteren Geschmack. Aus der Wurzel bereitet man Arznei, die Blätter aber werden gesammelt und als Streu gebraucht. Auf den Inseln der Südsee erreichen diese Gewächse die Höhe von Bäumen und bilden Wälder. Im früheren Alter der Erde waren sie wohl überall in solcher Größe verbreitet; damals war die Witterung in den verschiedenen Erdtheilen wahrscheinlich auch eine andere als jetzt. Eigenthümlich ist bei den Farrenkräutern, daß sie den Samen an der Rückseite der Blätter tragen, wo man ihn als braune Wärzchen findet.

4. Gräser.

Bildung und Form der Grasarten sind so auffallend, daß sie auch der ungeübte Beobachter bald von den übrigen Gewächsen unterscheidet. Der durch Knoten unterbrochene und von scheideartigen Blättern umgebene hohle Stengel oder Halm, die faserige Wurzel und die Stellung der Blüthen in Aehren oder Rispen, die Auszeichnung der Blüthen selbst, welchen die, bei andern Pflanzen sehr hervortretenden, Blumenkronen mangeln, so daß die ziemlich langen Staubfäden sich am meisten bemerklich machen — das Alles sind Kennzeichen der großen Familie der Gräser. Die einzelnen Arten sind sehr zahlreich und ihre Abänderungen nach Bildung und Gestalt erstaunlich. Darin und in dem schönen Grün liegt der Reiz und die Schönheit der von ihnen bewachsenen Wiesen, Matten und Niederungen, auf welchen sie sich ausbreiten; wie die Wälder auf den Höhen. Eben diese Verschiedenheit ist es auch, was ihre Kenntniß erschwert, daher auch die meisten Gräser im Munde des Volkes keine bestimmte Namen haben. Dies macht im Ganzen auch die Hauptsache nicht aus. Der herrliche Wiesengrund gefällt deßhalb nicht minder, und wenn in der Fülle des Sommers auf der grünen Fläche sich die unzähligen Halme hervordrängen und die Rispen in unermüdlicher Abwechslung im milden Luftstrom sich beugen und wiegen, hier ein Revier bräunlich, dort lila, weiterhin gelbweiß und von da an grau, dunkel oder bläulich, immer wieder anders und der Blüthenstaub wie leichter Nebel über den weiten Plan

schwebt und die Kleider der Vorübergehenden färbt: so drängt sich dem Auge zu viel dar, als daß es Gestalt, Farbe und Zierlichkeit des Einzelnen festzuhalten vermag.

Manches Gras ist indessen so ausgezeichnet, daß es sich unter der Menge bemerklich macht und ziemlich bekannt ist. Dazu gehört das Zittergras mit den hängenden, herzförmigen Aehrchen, das hohe Kneulgras, die wuchernde Quecke, der Wiesenfuchsschwanz, das Ruchgras, welches dem Heu den angenehmen Duft gibt, der als Unkraut auf Saatfeldern häufig vorkommende Windhalm, das Honiggras, der weiche Hafer und der Schwingel. Die Binsen, Rohrgewächse, Simsen und Riedgräser oder Seggen weichen zwar von den eigentlichen Gräsern ab, sollen ihnen aber doch hier angereiht werden. Beschreibungen sind zur Kenntniß der Gräser, wie überhaupt aller Pflanzen, nicht ausreichend; man muß sie durch Anschauung kennen lernen, und zwar die meisten. Dadurch gewöhnt man sich, zugleich auch mehr auf die Schönheiten der Schöpfung und damit auf Gottes Größe zu achten.

Aeußerst wichtig ist die Familie der Gräser als Futter für das Vieh und als Nahrung für den Menschen. Denn sämmtliche Getreidearten, deren Anpflanzung den größten Theil der Bewohner eines Landes beschäftigt und alle ernährt, gehören hierher. Ihr Anbau, wenn Vortheil dabei erzielt werden soll, erfordert Kenntniß und Behandlung des Bodens, Versuche über Anpflanzung einzelner Fruchtgattungen, Bekanntschaft mit den schädlichen Einflüssen auf die Feldwirthschaft und der Art, wie solchem entgegen gewirkt werden kann, und noch vieles Andere. In Anbetracht der Wichtigkeit des Landbaues sind talentvolle gelehrte Männer in neuerer Zeit fortwährend thätig, Entdeckungen zur Förderung desselben zu machen. Stillstand oder Schlendrian in nützlichen Beschäftigungen sind schädlich, und sowie der strebsame Handwerker auf Verbesserung und Vervollkommnung in seinem Fache bedacht ist, so muß es auch der Landwirth in seiner Weise sein. Mit Betrieb des Feldbaues begann erst die wahre Gesittung der Menschen, sie legten damit die umherschweifende Lebensweise ab, das Familienleben veredelte sich und geordnete Staaten mit allen wohlthätigen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft konnten entstehen.

5. Doldengewächse.

Am Blüthenstande des Kümmels oder der gelben Rübe kann man sehen, was eine Dolde ist. Von der Spitze des Stengels und der Aeste gehen von ein und demselben Punkt viele Blumenstiele aus, verbreiten sich strahlenförmig und tragen die Blüthen, deren Vereinigung eine gewölbte Fläche darbietet, ähnlich einem Sonnenschirm. Die Blätter aller Doldenpflanzen sind meist getheilt, der Stengel ist hohl und knotig, die Wurzel lang und faserig, der Same klein und der Länge nach mit Riefen versehen. Die Samenkörnchen haben fast durchgängig einen starken Geruch, welches von einem Oele herrührt, wel-

ches bald gewürzhaft, bald widerlich ist. Aehnliches zeichnen auch die Stengel und Blätter aus, und der widerliche, scharfe Geruch mancher verräth ein Gift, das entweder in dem ganzen Gewächs oder in der Wurzel allein enthalten ist.

Die Doldenkräuter sind überall verbreitet und blühen deren vom Frühjahre an bis in den späten Herbst. Wiesen, Felder, Wald, Berg, Thal, das Trockene wie das Wasser, alle Arten von Boden geben ihnen Standorte. Thun sich ihre Blüthen auch nicht durch schöne Farben und Wohlgerüche hervor, so fallen sie doch durch ihre Menge auf; denn in manchen Monaten sind ganze Wiesen davon bekleidet, und die weißen oder gelben Blüthenkreise mit den zahlreichen Blümchen gleichen einem leichten Ueberzug über das niedrigere Gras. Einige Doldenarten sind Nutzpflanzen. Am wichtigsten ist die gelbe Rübe oder Möhre, deren saftige, süße Wurzel bekanntlich als Gemüse und Viehfutter dient. Sie gedeiht auf leichtem mit Sand vermischten Boden, welcher tief umgegraben und äußerst kleinkörnig gemacht sein muß, damit die Wurzeln beim Herabwachsen kein Hinderniß finden, welches sie gabelförmig machen und zum Treiben von Seitenzweigen bringen würde. Die Milch der mit Mohrrüben gefütterten Kühe hat nie einen unangenehmen Geschmack, während zu gleicher Zeit eine größere Menge erzielt wird. Daß die Rüben nicht leicht faulen, kommt von ihrem Zuckergehalte her; doch läßt sich nach angestellten Versuchen kein Zucker daraus gewinnen. Das Einzige, was man dabei erhält, ist eine syrupähnliche Flüssigkeit.

Sellerie, Petersilie, Körbel und Dill kommen in jedem Gemüsegarten vor und sind so häufig in der Küche im Gebrauch, daß sie wohl keiner Beschreibung hier bedürfen; deßgleichen sind Fenchel und Koriander nicht selten. Zu wünschen wäre, daß die giftigen Schierlingsarten von Jedem gekannt wären, zumal sie meist diejenigen Pflanzen sind, durch deren Genuß Unkundige zu Schaden kommen. Der Gartenschierling (Hundspetersilie) wächst gern unter der gebräuchlichen Petersilie und ist in der Jugend mit dieser leicht zu verwechseln. Seine Blätter, auf der obern Seite tiefgrün, unten bläßer, haben einen starken Glanz und nicht den angenehmen Geruch der Petersilie. Die Pflanze schießt bald und dann stehen die unter der Blüthe befindlichen Hüllblättchen abwärts. Der gefleckte Schierling steht in der Nähe der Wohnungen, auf Schutthaufen, in Gärten, an Hecken und Gräben. Sein hohler Stengel ist mit schmutzig rothen Flecken besprengt; diese sowie der widerliche Geruch, den man wahrnimmt, wenn die Pflanze gerieben wird, lassen ihn bald erkennen. Noch giftiger, als die vorigen, ist der Wasserschierling, der an Bächen und Sümpfen, z. B. am Altrhein, an der Wetter und andern Gewässern Oberhessens, dagegen in Starkenburg selten vorkommt. Vergiftungsfällen wird am besten durch Aufmerksamkeit beim Gebrauch der diesen ähnlichen Nahrungspflanzen vorgebeugt. Jeder sollte sich bestreben, in dieser Hinsicht Nützliches von Schädlichem unterscheiden zu lernen.

Doldengewächse, welche häufig vorkommen, sind u. A.: der Kälberkropf, die Engelwurz (Angelika), der Girsch, die Pastinak, Bieberneile, der Merk, die Borstendolde.

6. Lippenblumen.

Eine große Zahl von Pflanzen, theils im Garten angebaut, theils in Feld und Wald wild wachsend, trägt Blumen von rachenförmiger Gestalt, mit Lippen versehen, wie die Löwenmäulchen oder die taube Nessel, weßhalb sie den Namen lippenblüthige Gewächse erhielten. Ist dieser Name nun auch in der Volkssprache nicht gebräuchlich, so sind darum die nützlichen unter diesen Gewächsen nicht weniger bekannt und angebaut, und der angenehme Geruch mancher wild wachsenden zieht die Aufmerksamkeit selbst auch auf diese hin. Unsere Felder verdanken einen großen Theil ihres Wohlgeruches diesen duftenden Kräutern. Derselbe wird durch ein stark riechendes, ätherisches Oel verursacht, welches in vielen punktirten Drüsen in den Blättern dieser Pflanzen enthalten ist. Die Bekanntschaft mit dem Quendel, Wiesensalbei, der Doste, Gundelrebe und der an Wassergräben stehenden Münze macht Jeder bald, wenn er auch kein großer Pflanzenkenner ist, vielleicht auch mit der Betonie, der gelbblühenden Goldnessel, dem Günsel, der Brunelle, oder es fallen ihm als lästige Unkräuter der Kuhwaizen, Hahnenkamm und Augentrost auf. Ist dies nicht der Fall, so läßt sich jedenfalls als gewiß voraussetzen, daß der Rosmarin, Thymian, das Bohnenkraut, der Lavendel, die Pfeffermünze, der Majoran, das Citronenkraut, die Melisse, der Ysop und Basilikum auf dem Gartenbeete ein bescheidenes Plätzchen einnehmen und keine Fremdlinge sind. Dieselben finden als wohlfeile Gewürze ihren Verbrauch in der Küche und geben außerdem geschätzte Arzneimittel ab. Durch Destillation erhält man aus ihnen das flüssige Oel. Geschmack und Geruch dieser angebauten Pflanzen lassen auf eine ursprünglich wärmere Heimath, als Deutschland, schließen, und wirklich wurden sie auch aus südlichen Ländern zu uns gebracht und vollständig eingebürgert.

Der rothe und gelbe Fingerhut, beide Giftpflanzen, werden in der Hand des Arztes wirksame Heilmittel. Bisweilen pflanzt man den ersten wegen seiner schönen rothen Blumenähren als Ziergewächs in Gärten an.

7. *Kreuzträger.*

Die vier Blumenblättchen der einfachen Levkoje und des Goldlacks sind wie ein liegendes Kreuz gestellt. Wer diese Stellung als Merkmal festhält und unter den blühenden Gewächsen eine Musterung vornimmt, wird finden, dass die beiden Genannten daselbst eine zahlreiche Verwandtschaft haben. Alle tragen ihren Samen in theils breiten, theils langen Schoten und sind desshalb unter dem Namen Schotengewächse bekannt. Wir begegnen in dieser Abtheilung gewichtigen Culturpflanzen. Als Oelfrucht kommt der Reps, auch

Rübsamen oder Kohl genannt, in ausgedehntem Anbau vor. Seine herrlich gelbe Blüthe gibt dem Felde im Frühlinge Schmuck und Wohlgeruch und den Bienen reichlichen Honigsaft. Der Winterreps ist für die Oekonomie am einträglichsten, daher am häufigsten; seine Körner sind dicker und reicher an Oel, als die des Sommerkohls, der auch den kräftigen Wuchs des ersteren nicht erreicht. Das Rüböl ist zum Brennen am gebräuchlichsten; es wird zur Bereitung der Seife und in grosser Menge in Fabriken benutzt, daher es als Handelswaare von grosser Bedeutung ist. Es besitzt den Vorzug, bei viel niedriger Temperatur flüssig zu bleiben, als die meisten andern Oele. Welcher Veränderung die Pflanzen durch Anbau fähig sind, zeigt sich an mehreren dieser Familie. Die Blätter des K o p f k o h l s, *woraus das Sauerkraut bereitet wird, schliessen sich zu Häuptern von oft erstaunlicher Grösse; dabei werden die Blätter durch den Druck bleich und so der ursprünglichen natürlichen Farbe untreu. Die vielen Spielarten, wie der braune Blattkohl, der Rosenkohl, das Rothkraut, der Zuckerhut, Wirsing und Blumenkohl, sollen von ein und derselben Pflanze abstammen, die in manchen Ländern noch jetzt wild wächst. Der Anbau der Kohlpflanzen fand schon sehr frühe bei den Griechen und Römern Statt, auch die alten Deutschen liebten sie als Speise, daher die Verschiedenheit so gross geworden ist. Hier sind die weisse Rübe und Kohlrabi (Kohlrübe) anzuführen, deren Wurzeln im Haushalte, sowie als Nahrung für das Vieh von Belang sind. Dessgleichen geschehe Erwähnung des Rettigs, Radieschens, Senfes, sowie des Meerrettigs, der so manche unfreiwillige Thräne entlockt.*

Unter den wild wachsenden Schotengewächsen sind auf Aeckern hier freilich Unkräuter, das Hirtentäschlein, Hungerblümchen, der wilde Rettig und die Arten des Hederichs sehr gemein. Das Wiesenschaumkraut ist eine der ersten Frühlingsblumen, welche das Wiesengrün unterbricht und später in Menge an Gräben und Bächen blüht. Auch die Brunnenkresse liebt die Nähe des Wassers und wächst an Quellen und Bachufern, wo sie aufgesucht wird; denn ihre Blätter werden als Salat gegessen. Dieser ist ein Mittel gegen Scorbut oder Scharbock. Als solches ist auch das Löffelkraut und Sauerkraut bekannt. Doch seitdem man die Heilkräfte des Citronensaftes in dieser Krankheit erkannt hat, wird letzteres von vielen Schiffen nicht mehr in so grossen Quantitäten auf Seereisen mitgenommen, wie früher.

8. Schmetterlingsblumen (Hülsenfrüchte).

Es gehört wenig Phantasie dazu, die Blüthen der Hülsenfrüchte einem Schmetterlinge mit ausgebreiteten Flügeln ähnlich zu finden. Man betrachte die Erbsenblüthe etwas genauer, stelle den Vergleich an, und sie wird so ziemlich die Probe bestehen. Ein anderes Merkmal dieser Pflanzenfamilie ist die Frucht, eine Hülse ohne innere Scheidewand. Durch den Mangel der letztern unterscheiden sich die Hülsen von den Schoten, die durch eine solche in zwei Theile getrennt sind. Nach dem Getreide und den Kartoffeln sind die Hülsenfrüchte wohl die wichtigsten der eßbaren Pflanzen, daher ist deren Verbreitung allgemein, und viele, die sich nicht zur menschlichen Nahrung verwenden lassen, werden immer noch mit Vortheil als Futter der Hausthiere gebraucht.

Als die wichtigsten Arten sind die Erbsen, Bohnen und Linsen bekannt. Die Erbse ist eine Kletterpflanze, welche am Stengel Ranken treibt, und sich damit in aufrechter Lage zu erhalten weiß, was sie theils an den gegebenen Stützen, theils durch Verschlingung der Stengel unter einander thut. Man unterscheidet sehr viele Abarten, von denen die Feld- und Gartenerbsen am nützlichsten sind. Unter letzteren sind die Zuckererbsen diejenigen, deren unreife Hülsen als Gemüse genossen werden, während von den Pflückerbsen die unreifen grünen Körner zur Benutzung kommen. Da beide schon auf kostspieligere Weise gezogen werden, als die Ackererbsen, so können sie vom Volke nicht allgemein zur Nahrung gebraucht werden, wie diese oder die Linsen. Die Stangenbohne windet sich von der Linken zur Rechten um ihre Stütze und läßt sich in dieser Gewohnheit nicht ändern; denn wird sie anders angeheftet oder die Stange nach der unrechten Seite gesteckt, so fällt sie zur Erde zurück. Bei günstiger Witterung sind sie, besonders die rothblühenden, ungemein ertragreich. Die Samen der Bohnen, sowie aller Hülsenfrüchte gehören zu den nahrhaftesten Pflanzenstoffen.

Unter den Hülsengewächsen finden wir die nützlichsten Futterkräuter; so die Wicken und sämmtliche Kleesorten, wie den deutschen Klee, die Luzerne mit violetter und die Esparsette mit mennigrother Blüthe. Von beiden letzteren hält eine Aussaat mehrere Jahre lang vor, nur verlangt die Luzerne fruchtbaren Boden, während die Esparsette auch mit dürrem, kalkigem vorlieb nimmt. Der kriechende Klee, mit weißer Blüthe, wird zeitlich von den Bienen besucht; auf Wiesen wächst er am üppigsten, wenn dieselben mit Asche bestreut werden. Oftmals erscheint er nach diesem Dungmittel an solchen Orten, wo man ihn vorher nicht bemerkte, da die Pflänzchen wegen Mangels der ihnen zuträglichen Nahrung sich vorher nicht gehörig entwickeln konnten.

Zur Zierde liebt man in Gärten und Anlagen die Akazie, den Goldregen, die spanische Wicke und die Lupine oder Feigbohne; wogegen der wohlriechende Steinklee als Arzneimittel und der Färbeginster zum Gelbfärben dient. Manche, wie die Hauhechel, einige Wickenarten, darunter besonders die Vogelwicke, sind zudringliche Unkräuter. Letztgenannte überzieht in feuchten Sommern die Kornfelder.

9. Rosen.

Um die Zeit des längsten Tages prangt der Garten im anmuthigen Rosenschmucke und entzückt mit unwiderstehlichem Reize das Auge. Aus vollen Knospen quillt die Blättermenge in sanftem Roth, überdeckt in wenig Tagen Hecke und Stock, das Laub tritt zurück und bildet den schönen Grund, auf welchem sich die Pracht des Rosenflors ausbreitet und die Luft mit lieblichem Geruche erfüllt. Der Gärtner sieht mit Vergnügen und Stolz auf die schöne Blume, die sich durch seine Pflege in Farbe und Gestalt mannichfaltiger Art erschließt. Er

ladet die zahlreichen Freunde derselben ein, um seine Bewunderung mit ihnen zu theilen oder Käufer zu finden; denn Rosensträuße finden der Liebhaber viele. Wem gefiele auch die herrliche Centifolie nicht, welcher man von jeher den Preis der Schönheit zuerkannt und sie als Sinnbild der Freundschaft, Unschuld und Verschwiegenheit genommen hat!

Auch das Feld geht während der Rosenzeit nicht leer aus, und wenn gleich die wilde Rose an Schönheit und Geruch weit hinter den Schwestern im Garten zurückbleibt, so freut sie doch den Vorübergehenden und ziert oft den Hut des Heumachers oder der Heumacherin.

Nicht selten werden Stämmchen der Feldrosen in Gärten verpflanzt und durch Pfropfen und Okuliren veredelt, um neue Spielarten der Blüthen zu erzielen. Durch Aehnlichkeit der Blüthen sind viele Gewächse mit dem Rosenstrauch verwandt. Vor allen müssen die Obstbäume genannt werden, welche unter denselben am nützlichsten erscheinen. Merkwürdig ist, daß man in der herben Haferschlehe die Stammart unserer Pflaumen und Zwetschen, in dem wilden Apfelbaum und dem wilden Birnbaum aber die der verschiedenen Aepfel- und Birnsorten zu erkennen glaubt. Hat diese Vermuthung ihre Richtigkeit, so liefern unsere sehr zahlreichen und an Güte so vielfach abweichenden Obstsorten den Beweis von der großen Anlage zur Veredlung der genannten wilden Stämme. Schon frühe wurde damit in den wärmeren Ländern Asiens begonnen, und nachdem von dorther bessere Arten zu uns gebracht worden waren, und man gelernt hatte, wie diese Fruchtbäume behandelt werden müssen, begann erst in unserer Heimath die eigentliche Obstzucht. Wie in nördlichen Gegenden noch jetzt, mußten vorher die Beeren des Waldes Stellvertreter der Baumfrüchte sein. Als solche gehören die Himbeere, Erdbeere und Brombeere hierher, sämmtlich beliebt und gesucht, die beiden ersten sogar in Gärten angebaut. Wo sie in Waldungen häufig vorkommen, geben sie armen Leuten Anlaß zu Verdienst, indem diese Körbe und Töpfe voll in die Städte tragen und verkaufen. Der schön blühende Weißdorn und die Eberesche, beide mit rothen Früchten, ferner die Spierstaude, der Odermönich, das Fingerkraut und die Nelkenwurz sind Gewächse, welche, der Familie der Rosen angehörig, noch genannt werden sollen.

10. Zusammengesetzte Blumen.

Die Gewächse, welche hier gemeint sind, tragen ihre Blüthen nicht einzeln und jede auf einem besonderen Stiele, wie es im Gewächsreiche am gewöhnlichsten ist, sondern sie bringen dieselben in gedrängter Masse, so daß jede Blume ein gefülltes Blumenkörbchen vorstellt. An diesem sitzen als Verzierung viele Deckblättchen wie Schuppen, und in den meisten Fällen ist der Rand noch mit anders gefärbten Blättern besetzt, als der flache oder gerundete Boden mit den dicht stehenden Blümchen, wodurch das Ganze eine gefällige Einfassung erhält. Besieht man die Blümchen, meist sind sie gelb und in regelmäßiger Anordnung gestellt, genauer; so

wird man gewahr, daß sie einblätterig und bald wie ein Röhrchen, bald wie ein Trichterchen oder zungenförmig gestaltet sind. Die Staubfäden aber bilden oben ein Ringlein, aus welchem der in zwei Theile ausgehende Griffel reicht. An dem Samen sind meist eine Menge feiner Fasen befestigt, einem Federchen ähnlich, und dadurch wird derselbe von dem Winde manchmal auf weite Strecken fortgetragen. Nebst den Gräsern ist keine Pflanzenart so zahlreich, wie die hier in Rede stehenden; nach ungefährer Schätzung schlägt man ihre Menge auf den zehnten Theil des ganzen Pflanzenreiches an, während die Gräser nur halb so viel betragen. Wirklich sieht man Blüthen, wie sie eben im Allgemeinen bezeichnet wurden, überall in Menge und fast das ganze Jahr hindurch; denn das Gänseblümchen blüht selbst unter dem Schnee und ebenso trifft man die Kreuzwurzel, welche als Futter den Kanarienvögeln an den Käfig gehängt wird, in der rauhen Jahreszeit blühend an.

Die Vielheit dieser Pflanzen erschwert ihre Kenntniß dann und wann selbst Dem, welcher sich der Pflanzenkunde widmet; daher müssen wir uns hier an Bekanntes halten, und solches findet sich allenthalben. Beginnen wir mit dem Garten. In demselben fehlen der Lattich und die Endivie, in vielen Fällen auch die Schwarzwurzel oder Scorzonera nicht. Daß dies Nahrungspflanzen sind, weiß Jeder. Der Milchsaft der beiden ersteren wird aber auch in der Arzneikunde gebraucht. Den stattlichen Sonnenblumen, dem Maßliebchen, den Georginen oder Dalien gönnt man als gern gesehenen Blumen ihren Platz neben den Gemüsearten, obwohl sie Nichts für die Küche liefern. Das Gleiche gilt von den Ringel- und Sammetblumen, welche in manchen Gegenden auch Todtenblumen heißen, weil man sie auf die Gräber pflanzt. Kraut und Blumen beider haben wohl etwas Bitteres, was an den Tod erinnern kann, hingegen sind sie hierin noch nicht mit dem Wermuth zu vergleichen, welchen man mitunter auch an Friedhöfen sieht, und der in dieser Absicht besser entspricht.

Auf dem Ackerfelde zieht die schöne blaue Kornblume die Aufmerksamkeit auf sich, dessenungeachtet ist ihr häufiges Vorkommen daselbst kein gutes Zeichen, indem sie trotz der schönen Farbe ein Unkraut ist, und außer zierlichen Kränzchen und Sträußen nichts Brauchbares liefert. Dagegen dient die Wurzel der Cichorie zu Kaffee-Surrogat, weßhalb diese Pflanze in manchen Gegenden in ziemlich ausgedehntem Anbau vorkommt. Die Disteln bedürfen zu ihrem Gedeihen, wie die Erfahrung lehrt, der menschlichen Pflege nicht und das Wort vom Paradiese her geht treulich bei ihnen in Erfüllung. Wie mit dem Uebel selbst, führt der Landmann gegen sie den steten Kampf, und ist er dabei ein wenig lässig, so überwuchern sie ihm bald die Aecker. Wiesen, Wälder, Raine, Abhänge, die Ufer der Wassergräben, sowie Sandstrecken tragen zusammengesetzte Blumen in Menge. Der Leser mag bei Aufzählung der folgenden aufmerksam sein, ohne Zweifel wird ihm mancher bekannte Name aufstoßen: Der Löwenzahn (Kuhblume), der Rheinfarn, die Schafgarbe, Kamille, der Alant, Beifuß, die Wohlverleih, das Beruffkraut (Franzosenkraut), die Klette, Wucherblume (Johannisblume), Geldruthe, Hundeblume, der Bocksbart, das Habichtskraut, Ruhrkraut (Immortelle), der Huflattich. Haben sich Bekannte darunter gefunden und lohnt es sich, manche der Brauchbarkeit wegen kennen zu lernen?

11. Lilien.

Auf die Lilien des Feldes, die nicht arbeiten und spinnen und doch in ihrer Herrlichkeit alle Pracht der Könige übertreffen, machte schon der Heiland aufmerksam, als seine Zuhörer vom Berge aus die

blühende Gegend vor sich hatten. Und wirklich hat die weiße Lilie auch eine solche Schönheit, daß sie sich, wie sie es verdient, nicht beschreiben läßt. Doch zur Augenlust allein öffnet sich die herrliche Blume nicht, das gefühlvolle Gemüth wird auch von ihrer Anmuth eigenthümlich angeregt. Es fällt bei ihrem Anblicke dem Betrachter der obige Spruch ein; er denkt an Den, welcher das unschuldige Weiß mit der edlen Gestalt der Lilien vereinigte und in ihr der Blumenwelt eine unvergleichliche Zierde zugesellte, die auf dem schmalen Gartenbeete Zeugniß von seiner Allmacht gibt so gut, wie das glänzende Gestirn im endlosen Himmelsraume. Man hat in der Lilie eine Blüthe desjenigen Landes vor sich, an das sich der theuren Erinnerungen so viele knüpfen. Das Auge, welches sich am Kreuze schloß, sah mit Wohlgefallen auf die reine Blume; sie wurde aus so vielen der blühenden Flur erwählt, die Vorsehung und immer fortwährende Liebe des Vaters im Himmel gegen die Menschen augenscheinlich und gleichsam handgreiflich zu machen. Dies allein schon gibt ihr einen Vorzug vor allen Blumen und hat sie wohl nebst der Schönheit zum Liebling der Künstler und Dichter erhoben, welche den Engeln und Verklärten den blühenden Lilienstengel in die Hand geben als Sinnbild der Reinheit und des ewigen Friedens. Wirklich steht sie im weißen Gewande auch wie ein Englein unter den übrigen Blumen des Gartens da, freundlich und hold. Die zerstreut stehenden Blätter des Stengels schmiegen sich an diesen an und erscheinen gleichsam darum als sparsame Beigabe der Pflanze da zu sein, damit der Blick desto mehr auf die Blumenkrone selbst gelenkt werde. Wenn sich dieselbe vollständig entfaltet hat und du trittst, junger Leser, in der Frühe eines heiteren Sommermorgens in den Garten, wo die meisten Blumen noch im geschlossenen Kelche schlummern, während der Himmel im rothen Lichte strahlt, die einzelnen farbigen Wölkchen über Saaten und Aernten dahin schweben und in den Tag einziehen, dem die Lerche entgegen jubelt; so ist der blühende Lilienstock gewiß nicht das Letzte, zu welchem du gehst. In den zarten Glocken reihen sich die sechs Staubfäden im Kreise um den Stengel, und der gelbe Blumenstaub an den Spitzen sticht angenehm zu den weißen Blättern ab, die von glänzenden Thautropfen übergossen sind. Du erfreust dich des wohlriechenden Duftes der Lilie, siehst wohl unwillkürlich dabei zum heiteren Himmel, unter dem die Stimmen der Vögel laut werden, betrachtest wieder die schöne Blume auf dem Beete und denkst Etwas, das sich leicht errathen läßt. Besäße ich ein Hausgärtchen, der Lilienstock dürfte keinesfalls darin fehlen.

Die Liliengewächse haben an der Wurzel eine Zwiebel. In der Reihe dieser Pflanzen findet sich nebst der gelben Feuerlilie und dem in Gebirgswaldungen wachsenden Türkenbund noch beliebte Blumen, wie die Hyacinthen, Tulpen, die stattliche aber giftige Kaiserkrone, die Zaunlilie und die gelbe Vogelmilch. Auch die Arten des Lauchs und die Zwiebel wollen wir hier anführen, ebenso die Narcissen, Ta-

zetten, das bekannte Schneeglöckchen, die Schwertlilien, die giftige Herbstzeitlose und die Orchisarten, obwohl nicht alle eine Zwiebel an der Wurzel haben.

12. Zapfenbäume oder Nadelholz.

Die Blätter der Zapfenbäume weichen von denen der übrigen Gewächse auffallend ab; sie sind schmal, spitz wie Nadeln und dabei nicht so zart, saftreich und glänzend grün, wie jene. Am meisten zeichnen sie sich aber dadurch aus, dass sie mit wenig Ausnahme nicht jedes Jahr abfallen, sondern selbst in der strengsten Winterkälte ausdauern. Diese Eigenthümlichkeit verdanken sie dem harzigen Safte, welcher nicht so schnell und fest gefriert, wie der wässerige Saft der übrigen Gewächse. Daher kommt auch das Nadelholz in allen Ländern der nördlichen Erde, sowie auf den höchsten Bergen in der Nachbarschaft des immer liegen bleibenden Schnees fort und wird somit da gefunden, wo dem Pflanzenwuchs von der Natur Gränzen gesetzt sind. Alle Nadelbäume bedürfen weniger des feuchten Bodens, als das Laubholz, und aus diesem Grunde erklärt es sich, dass die magersten Sandebenen der nördlichen Erde mit Waldungen dieser Holzarten bepflanzt werden können, welche auf diesem Boden gedeihen und zu bedeutender Höhe heranwachsen.

Als Waldbäume kommen die Tanne, Fichte, Weisstanne und Lärche am gewöhnlichsten vor. Diese Bäume unterscheiden sich in Manchem, wovon Folgendes als Kennzeichen nicht schwer zu behalten ist. Die Tanne, zuweilen auch Kiefer oder Föhre genannt, hat ihre Nadeln zu zwei in einer kurzen häutigen Scheide; die Schuppen ihrer Zapfen sind nach vorne holzig verdickt; die Rinde ist rothbraun, und am unteren Theile alter Stämme sehr dick und gleichsam blätterig. Aus Stücken derselben machen sich die Knaben oftmals Schiffchen. Bei der Fichte oder Rothtanne sind die dunkelgrünen, kurzen Nadeln zugespitzt; die Zapfen hängen nach der Blüthe über und bleiben noch am Baume, wenn der Same schon ausgefallen ist; die Aeste werden nach oben immer kleiner. Die Weisstanne hat eine weissgraue Rinde, die in der Jugend glatt ist, wie die jungen Laubbäume. Ihre Blätter sehen denen des Rosmarins ähnlich, haben an der Spitze einen Einschnitt und an der untern Seite zwei vertiefte weisse Striche und stehen nach zwei Reihen hin ab, einem Kamme ähnlich. Die Lärche ist schon desshalb nicht mit den vorigen zu verwechseln, weil sie jeden Herbst ihre Nadeln verliert und im Frühjahre frisch ausschlägt.

Da die Zapfenbäume rascher wachsen, als die meisten Laubbäume und der Masse nach auch grösseren Ertrag liefern, dabei mit magerem Boden vorlieb nehmen, wenig Aufwand beim Anbau erfordern und durch ihr Holz sehr nützlich werden, so nehmen sie unter unseren Waldbäumen eine sehr wichtige Stelle ein. Ihre Wichtigkeit wird augenscheinlich, wenn man bedenkt, dass sie das unentbehrlichste Bau- und Werkholz liefern. Denn ausser Balken, Dachsparren, Brettern und Mastbäumen werden Möbel aller Art, Schachteln, und musikalische, namentlich Saiteninstrumente daraus gemacht. Als Brennholz hat es geringeren Werth, als Laubholz, dagegen ist es aber auch billiger und folglich von dem Unbemittelten eher zu kaufen, als z. B. das theurere Buchenholz. Der Werth des harzigen Saftes ist nicht so gering anzuschlagen. Man erhält aus demselben den Terpentin, das Terpentinöl, Geigenharz oder Kolophonium, den Theer und das Pech. Der Kienruss wird beim Ver-

brennen der bei Gewinnung dieser Genannten übrig bleibenden Rückstände erhalten. In manchen Gegenden beschäftigen sich viele Leute mit Gewinnung von Produkten aus dem Safte der Nadelbäume. Von dem ausgedehnten Handel mit Nadelholz erhält man einen Begriff, wenn man die vielen grossen Flösse auf dem Rhein und Main betrachtet: Tausende von Stämmen werden jährlich auf diese Weise aus den Waldungen Süddeutschlands nach anderen Gegenden gebracht.

13. Der Nadelwald.

Mit der Schönheit des Laubwaldes kann sich der Nadelwald zwar nicht messen und muß in der Frühlings- und Sommerzeit diesem den Vorzug lassen; aber er hat auch sein Schönes, worin ihm jener nicht beikommt. Jahr aus, Jahr ein trägt er durch alle Monate dieselbe Farbe und bleibt sich gleich wie ein treuer Freund, mag die Erde sich auch ringsum verändern. Und wenn der Schnee alles Grün begräbt, so widersteht ihm der Nadelforst und rettet unter Sturm und Gestöber die Farbe des Pflanzenreiches. Wie im Wetter der Schlacht der brave Fahnenträger nicht weicht, so hält auch er das grüne Banner den andringenden dunkeln Schneewolken kühn entgegen und verläugnet sein Abzeichen nicht, dem Winter zum Trotz und gleichsam der Pflanzenwelt zur Ermunterung. Wohl gereicht ihm diese Beständigkeit zum Verderben; die Schneemassen lagern sich auf seine Gezweige; unter ihrer Schwere krachen die Aeste und mancher Baum steht verstümmelt unter den verschont gebliebenen Bäumen da, wenn der wiederkehrende Frühling unter dem Jubelruf der Sänger in Feld und Wald seinen Einzug hält, der Winter aber das Feld geräumt hat und nur noch die Bergesspitzen besetzt hält. So erscheint auch der tapfere, aber verwundete Krieger neben seinen Kameraden, an welchen die feindliche Kugel glücklich vorüber flog, wenn nach der gewonnenen Schlacht der lustige Siegesmarsch erklingt und der fliehende Feind aus der Ferne noch vergebens seine Geschütze donnern läßt. — Wer unter allen Bäumen bewahrt dem heiligen Weihnachtsfeste den grünen Strauß, wenn es die Tanne oder Fichte nicht thäte! In den Tagen der Blüthe aber duftet der Nadelwald und putzt sein Haus so schön, als man es eben verlangen kann. Immergrün aller Art, die Karthäuser- und Pechnelke, Ginster, wohlriechende Orchis, Sauerklee, zarte Grashalmen, Wachholdersträucher, wilder Spargel, Haidekraut, Hundsveilchen und Sonnenröschen bedecken den Boden. Bisweilen nimmt junges Laubholz darauf Platz; denn die verfaulten Nadeln haben den mageren Boden verbessert und zum Gedeihen desselben tauglich gemacht. Betrachtet man die Fichte, wenn die rothen Blüthen in Menge die Zweige bedecken und der Baum in schönster Regelmäßigkeit in die Luft hoch aufstrebt; so möchte ich einen im Walde sehen, der sich besser ausnähme. Der Nadelforst auf seinem dürftigen Boden gibt ein Beispiel, daß auch ohne Ueberfluß Schönes und Großes gedeihen kann. In der schlanken Tanne aber trifft man Wiege und Sarg vereinigt; denn aus ihrem Holze macht der Schreiner beide.

14. Kätzchenträger, Laubholz.

Die Blüthen unserer meisten Laubbäume sind länglich. Es sitzen an gemeinsamen Stielen viele Blüthchen und bilden die bekannten Kätzchen, welche nach dem Verblühen meist abfallen. Wer hat nicht schon Gelegenheit gehabt, dieselben in Menge unter Pappeln, Buchen oder Eichen zu finden? Oder wem sind die Blüthen der Weiden unbekannt? Macht es nicht den Knaben Vergnügen, solche kurz vor dem Palmsonntag an Bachufern, Teichen oder im Walde aufzusuchen, um daraus nebst einer Beigabe von Buchs die Palmzweige zu binden? Jeder Besitzer von Bienenstöcken kennt die wohlriechende Blüthe der Salweide, da selbe in den ersten Tagen des Frühlings den Bienen eine gute Nahrung bietet. Die Kätzchen des Hasselnußstrauches erscheinen um diese Zeit ebenfalls und ziehen diese fleißigen Insekten nicht minder an. In den Laubwaldungen nehmen die Kätzchenträger die erste Stelle ein. Da finden sich nebst den eingangsgenannten Bäumen noch die Hainbuche, Birke, und auf feuchtem Boden Erlenschläge. Auf dem Felde und an Wegen pflanzt man aus dieser Familie den Nuß- und Kastanienbaum, doch verlangen beide schon milde Gegenden. Die Platane kommt in Alleen, Anlagen und in Häfen vor, weil sie ein schöner Baum und des Schattens wegen beliebt ist.

Es ist wohl überflüssig, an den Nutzen zu erinnern, den uns diese Bäume durch Holz, Rinde und Früchte gewähren. Wollte man nur die Gegenstände nennen, welche zu unserem gewöhnlichen Gebrauche aus dem Holze verfertigt werden, so würde es eine ziemlich große Zahl geben; ungleich größer wüchse sie aber an, falls man die vielnamigen Arbeiten der Schreiner, Drechsler, Korbmacher, Wagner, Zimmerleute, Bildschnitzer, Formschneider genauer angeben und dabei den Schiff- und Brückenbau nicht vergessen wollte. Ueberdies ließe sich mit Zuziehung der andern genannten Stoffe noch Manches anführen, was der Färber, Gerber, Apotheker und die Köchin von den Laubbäumen gebrauchen.

15. *Der Laubwald.*

Von der Schönheit des grünen Waldes überhaupt, wie von der einzelner Baumarten haben die Dichter schon manches schöne Liedchen gesungen. Darüber ist sich nicht zu verwundern. Fühlt sich nicht Jeder, wenn er in den Tagen des Mai das schattige Waldrevier besucht, heiter gestimmt? Selbst von fern macht der Anblick auf die grüne Wölbung der unzähligen Wipfel, deren Blätter in dem Frühlingssonnenlicht glänzen, einen eigenthümlichen, erhebenden Eindruck auf das Gemüth. Am freundlichsten ist unstreitig der Buchwald. Die kräftigen Stämme, von silbergrauer Rinde umgeben, deren Aussehen da und dort von grünem Moose und rankendem Epheu eine angenehme Abwechslung erhält, steigen schlank auf und breiten die belaubten Aeste leicht zum schattigen Dache aus. Himmelblau und Sonnenschein unterbrechen an lichten Stellen die Wölbung, die zarten Blätter schimmern grüngolden, wie farbige Glasscheibchen im Tageslichte. Dichtes Moos überkleidet einzelne Stellen des Bodens

und sticht durch sein frisches Grün gegen den braunen Laubfall vom vorigen Jahre angenehm ab, aus welchem die weissen Maiglöckchen, der wohlriechende Waldmeister oder andere Laubkräuter, sowie Glockenblumen sich emporheben und da oder dort ein altes Blatt, welches den Weg versperrte, auf der Spitze tragen. Auf Hügeln und an Abhängen liegen Felsballen unter einem Moosüberzuge; unter ihnen quillt kühles Wasser zu Tage und sucht sich den Weg zum nahen Bächlein, welches wie ein silbernes Band über den bunten Boden des Waldes zieht, den Weg zu den Wiesen zeigend, die sich in den Thalungen ausbreiten und vom Buchengrün unnachahmlich schön eingefasst werden. Bunte Schmetterlinge segeln unsicheren Fluges daher, schlagende Finken beleben die Aeste der kräftigen Bäume und von fern schallt das Klopfen des Spechtes am hohlen Stamme; dazwischen lassen sich der flöthende Ton der Goldamsel und die Stimmen anderer Sänger des Waldes hören. Neigt sich die Sonne dem Niedergange, so leuchtet und strahlt es zwischen den Stämmen in den wunderbarsten Farben. Allmälich werden sie blässer, das weite Feld liegt vor der waldigen Höhe im Zauberlichte des scheidenden Tages; der Gesang der Amseln, Drosseln und der Ruf des Kuckucks verlauten noch einzeln, und aus dem nahen Dorfe schwebt der Klang der Abendglocke über das grüne Gefilde dem Walde zu, der ein verhallendes Echo zurücksendet.

Als Laubbäume verdienen noch genannt zu werden: die Linde, Ulme, der Ahorn und die Esche. — Aus der Familie der Nachtschatten sind die Kartoffeln und das Wallkraut nützlich, dagegen sind giftig das Bilsenkraut, der Stechapfel, die Tollkirsche, sowie der schwarze Nachtschatten und das Bittersüss. Der Tabak gehört in diese Familie. Die Familie der Ranunkeln enthält u. a. als Bekanntes die Anemone, den Hahnenfuss oder die Butterblume, das Scharboekskraut, die Dotterblume, den Schwarzkümmel (Gretchen im Grünen), Rittersporn, Sturmhut, Akeley und die Essigrose. — Hanf, Flachs und Mohn dürfen nicht mit Stillschweigen übergangen werden, da sie bekanntlich von besonderem Nutzen sind. Wohl liesse sich von wichtigen Gewächsen südlicher Erdstriche Manches sagen, indess mag Das genügen, was unsere Heimath darbietet, und wovon das Wichtigste bereits besprochen oder erwähnt worden ist.

III. Thiere.

1. Von den Thieren im Allgemeinen.

Schon in der ersten Zeit seines Daseins auf Erden wurde der Mensch auf die Thiere aufmerksam und fand die ihm zum Unterhalte und anderweitigen Gebrauche vorzüglich nützlichen bald heraus. Doch so viele derselben die göttliche Liebe und Allmacht zum Gebrauche des Menschen erschuf, so machen sie doch nur einen mäßigen Theil von der unübersehbaren Reihe von Thiergestalten aus, welche auf dem Erdboden leben und weben, und noch kein Mensch, wäre er auch selbst der scharfsinnigste, fleißigste Beobachter, der bis in's hohe Alter in diesem Theile von Gottes Schöpfung forschte, konnte sagen, daß er die Mannichfaltigkeit und Zahl dieser Geschaffenen genau erkannt habe. Dies ist leicht begreiflich. Sieh dich nur, Freund Leser, ein wenig innerhalb der Gränzen deiner Heimath um, und du wirst mir bei-

stimmen. Wenn die Frühlingssonne die Schneedecke wegnimmt und das Grüne auf der Ebene und die Quellen des Hochgebirges wach werden, so erhebt sich auch das Thierreich zu neuem, kräftigen Leben. Es wimmelt und kriecht auf dem Boden in allerlei Farben und Gestalt; jedes Thierchen sucht und findet den gedeckten Tisch und eilt zu den Geschäften, welche der Herr der Natur ihm für die Jahreszeit zugetheilt hat. Es kehren die Zugvögel von der weiten Reise zurück, und die Sänger unter ihnen grüßen in bekannten Weisen die wieder gefundene Heimath; in ihre Melodien mischen sich die Stimmen derjenigen Vögel, welche bei Kälte, Eis und Schnee des Winters bei uns aushielten. Das Hausgeflügel belebt den Hof und Bach; dort streicht ein Flug Tauben über die Dächer dem Felde zu. In Gräben und Teichen regt es sich, und von dorther erschallt an warmen Abenden das vielstimmige Quacken der Frösche weithin; in Bächen und Flüssen heben sich die Fischlein oder spielen auf dem kühlen Grunde, über welchen nun die klaren Wellen ohne die Fessel des Eises leicht dahin gleiten. Am sonnigen Abhange liegt geringelt die Eidechse oder Blindschleiche; schnell entweichen sie unter das dürre Laub oder in's Gebüsche, wenn der nahende Fußtritt des Vorübergehenden sie schreckt. Auf der Weide grast die Rinder- und Schafheerde; das Lämmchen springt lustig um die Mutter oder blöckt, ängstlich sie suchend, wenn es dieselbe unter der Heerde verloren hat. Die Ziegen des Hirten erklettern den nahen Abhang und suchen das junge Laub oder die weichen Grasspitzen, welche das milde Frühlingswetter aus Knospen und Rasen trieb. In den Schneisen oder auf der Waldwiese weidet das scheue Reh; von weitem bemerkt es den kommenden Spaziergänger, sieht ihn eine Weile fest an, und mit raschen Sätzen flieht es in's Dickicht. Stolz führt der Hirsch sein Rudel aus dem Vorholz in's Innere des Hochwaldes den Höhen zu, wo die Stille der Waldeinsamkeit herrscht, bisweilen nur von dem Geschrei des Raubvogels unterbrochen, welcher in weiten Bogen über den Kuppen und Thalungen kreist. Dämmert der Abend, so verlassen die nächtlichen Thiere das Versteck. Eule und Fledermaus jagen im Halbdunkel nach Beute; der Igel, Marder und Iltiß sind geschäftig, ihren Raub zu erlangen. Keine Tageszeit tritt ein, wo die Thierwelt gänzlich unthätig wäre.

Der vorstehende Ueberblick ist ein sehr oberflächlicher; denn er umfaßt nur solche Thiere, welche sich dem Blicke wenig entziehen. Wie viele aber leben unter der Erde, im Wasser und an andern nicht leicht zugänglichen Orten dem Auge verborgen! Welche Menge wird der Kleinheit wegen nicht bemerkt! Auf jedem Gang in's Feld, bei jeder Arbeit auf Acker, Wiese, im Weinberge, Wald und Garten zertritt der Fuß des Menschen viele lebende Geschöpfe, deren Dasein er nicht ahnte, oder die er nicht bemerkte. Unbedeutend, ja verschwindend ist aber die Gemarkung eines Dorfes und das Gebiet einer Stadt gegen die große Erdoberfläche, welche allerorts von Thieren bewohnt ist; denn vom eisigen Norden, wo man glauben sollte, daß das Leben

erstarren müsse, bis zu den lichtreichen südlichen Zonen, wo kein Winterfrost herrscht, wird sich kaum ein Plätzchen finden lassen, das nicht von Thieren belebt wäre, und je nach dem Aufenthalte in Luft, Wasser, auf der Höhe wie in der Tiefe haben sie von Natur sowohl die innere Einrichtung, als auch die äußere Bedeckung auf das Angemessenste erhalten, und die milde Hand des Herrn thut sich überall bereitwillig auf, ihnen Speise zu geben zu rechter Zeit.

Pflanze und Thier nehmen als lebendige Geschöpfe Nahrung zu sich und bilden solche zu Stoffen ihres Körpers um. Doch unterscheidet sich das Thier in Vielem wesentlich von der Pflanze. So nimmt es seine Nahrung in den meisten Fällen durch eine Mundöffnung zu sich, während das Gewächs solches durch unzählige Poren an Wurzeln, Blättern und Stengeln vermag. Nur wenige Thierarten, nämlich die am unvollkommensten entwickelt sind, haben hierin Aehnlichkeit mit den Pflanzen. Dann hat das Thier die Fähigkeit zu empfinden und sich nach eigenem Belieben zu bewegen, indeß das Gewächs an derselben Stelle in Ruhe verharrt, bis es durch irgend eine Ursache in Bewegung gebracht wird. Die Empfindungsfähigkeit der Thiere ist schon in hohem Grade entwickelt, und daher sind dieselben vielfacher Thätigkeiten fähig, die zu beobachten wir täglich Gelegenheit haben. Durch die Umgebung und Einwirkung des Menschen kann die Empfindung einzelner Thierarten sehr ausgebildet werden, was uns dieselben zum Gebrauche schätzbar macht. Groß ist der Nutzen der Thiere für den Menschen. Was wäre er ohne Pferd, das ihm seine Arbeit erleichtert, die Feinde vertreiben und so den Frieden sichern hilft! Was entbehrte er ohne Rindvieh, von dessen Milch und Fleisch er sich nährt! Woher sollte er den Stoff zur schützenden Kleidung nehmen, wenn ihm die Wolle des Schafes fehlte! Was sollte ihm die Federn ersetzen, die ihm ein warmes Bett bei rauher Winterzeit geben, wenn die Vögel nicht wären! Ohne Fische würden ganze Völkerstämme nicht leben können, und manche Inseln und Küsten unbewohnt sein. An die Bienen und Seidenraupen dürfen wir hier auch erinnern, sowie an manche Muscheln und Schnecken, die sich als nützlich erweisen.

Doch nicht als blose Vorrathskammer zur Stillung des Hungers und Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse überhaupt hat Gott das Thierreich erschaffen. Von sehr vielen Geschöpfen desselben können wir den Nutzen nicht angeben, und doch sind sie da; sie gehören zum Ganzen des Geschaffenen auf Erden. Ohne sie wäre eine Lücke vorhanden und die Schönheit und Harmonie desselben unterbrochen. Schön sagt ein Dichter [1]):

1. Mensch, es ist der Schöpfung Pracht
Nicht für dich allein gemacht.
Einen Theil hat sich zur Lust
Die Natur hervorgebracht.

1) Rückert.

2. Darum singt die Nachtigall,
Wo du schlummerst in der Nacht;
Und die schönste Blume blüht,
Eh' des Tages Aug' erwacht.

3. Und der schönste Schmetterling
Fliegt, wo Niemand sein hat Acht.
Perle ruht im Meeresschoß
Und der Edelstein im Schacht.

4. Kind, da reichlich Aug' und Ohr
Dir mit Füllen ist bedacht,
Gönn' der Mutter etwas auch,
Das sie zum Geschmeid sich macht.

Das Heer der Lebendigen, das uns umgibt, sich aller Enden regt und nach bestimmten Gesetzen sich richtet, weist auf die unerforschliche Allmacht und Größe des Schöpfers hin. Diesen zu erkennen, im Staube anzubeten, seinem heiligen Willen zu gehorchen, ist nur Einem unter den Geschöpfen der Erde vergönnt, und dieses ist der Mensch, das Ebenbild der ewigen Gottheit.

2. Infusionsthierchen.

Die Erfindung des Vergrößerungsglases machte es möglich, mit dem Blicke nicht nur zu vorher ungesehenen Fernen des Himmels zu reichen, sondern auch in nächster Umgebung Thierchen wahrzunehmen, von deren Dasein man früher keine Ahnung hatte. Wie das Meer im Großen von unzähligen Geschöpfen belebt ist, so der Tropfen stillstehenden Wassers im nächsten Graben, der abgestandene Essig, überhaupt jede Flüssigkeit, worin Pflanzen- und Thierstoffe in Verwesung begriffen sind, wogegen reines Brunnen- und Quellwasser sie weniger oder nicht enthält. Gestalt und Bewegung dieser an Kleinheit wunderbaren Geschöpfe beobachtet man am besten mittelst des Sonnenmikroskops, unter das man einen Tropfen oben genannter Flüssigkeiten bringt. Ein Gewimmel von Thierchen sonderbarster Bildung stellt sich dem Blicke dar; einige sind schlangen-, andere kugel- oder scheibenförmig, wieder andere wie eine Glocke, Urne, Trompete oder ein Rachen gestaltet. Mit Blitzesschnelle schießen die Schlangen hin und her, verfolgen die anderen und verschlingen sie. Ist das Wasser durch die Sonnenstrahlen erwärmt und damit in Verdunstung begriffen, so ermatten die Thierchen, sinken hin; das Mittel ihres Aufenthaltes verschwindet endlich und mit ihm das kurz vorher so mannichfaltige Leben. Die Infusionsthierchen pflanzen sich durch Eier fort, von deren Kleinheit wir kaum eine Vorstellung haben. Unzählige derselben schweben überall in mäßiger Höhe über der Erde und entwickeln sich, wo das zum Leben der werdenden Thierchen Erforderliche sich findet; daher erscheinen dieselben auch überall. Viele sind mit einer kiesel- oder kalkartigen Hülle umgeben, welche in allen möglichen Mustern geschmiedeter Waffenstücke erscheinen. Merkwürdig ist, daß ganze Erdschichten und gewisse Gesteine nichts anders sind, als die Schalen dichtgedrängter Massen von Infusionsthierchen, welche übrig blieben, während die Thiere abstarben und verwesten. Die Erde, welche zu Kugeln geballt auf den westindischen Inseln von den Negern als Leckerbissen gegessen wird, deßgleichen diejenige, welche zur Zeit einer Hungersnoth in mehreren Gegenden Schwedens genossen wurde, besteht aus solchen Ueberresten. Oft sind sie Mitursache der Verschlammungen von Seehäfen.

Nebst den erwähnten winzigen Geschöpfen, welche durch ihre ungeheure Anzahl Großes zu erzeugen vermögen, verdienen die Polypen, Bewohner des Wassers, unsere Aufmerksamkeit wegen des außerordentlich zähen Lebens und der Wohnungen, welche manche Meerpolypen errichten. Diese Gehäuse bestehen aus Kalk, den die Thierchen ausschwitzen, und der

verhärtet. Mit der Zeit erheben sich dieselben vom Grunde bis zur Oberfläche des Meeres und sind unter dem Namen Korallenriffe bekannt. Diese veranlassen oft die Entstehung von Inseln. Häufig sind sie die Ursache der Zerstörung. Das Schiff, eines der stolzesten Werke der Geschicklichkeit des Menschen, dem er Leben und Eigenthum anvertraut, auf dem der kühne Seefahrer den Küsten ferner Länder zusteuert, kann an Korallenbänken verunglücken.

3. Muscheln und Schnecken.

Der Körper dieser Thiere ist weich und von einer schlüpferigen Haut umgeben, weßhalb sie auch Weichthiere heißen. Die Natur würde dieselben stiefmütterlich behandelt haben, wenn sie nur deren zarte innere Theile mit bewundernswürdiger Kunst ausgearbeitet, oder vernachläßigt hätte, sie gegen Beschädigungen von Außen zu schützen. Dies hat sie jedoch nicht gethan, sondern dieselben theils in eine derbe Haut gehüllt oder mit Schalen bedeckt, welche Reibungen und Stöße aushalten können. Diese Bedeckungen sind an Gestalt und Farben sehr mannichfaltig und werden wegen ihrer Schönheit gesammelt und in Zimmern als Zierde aufgestellt oder in Sammlungen aufbewahrt. Aber der fleißigste Sammler besitzt am Ende doch nur einen Theil von Dem, womit die Welt geschmückt ist. Gewiß entgeht auch ohne diese Liebhaberei den meisten Menschen die Zierlichkeit der Schneckengehäuse, sowie deren Zweckmäßigkeit zum Schutze des Thieres nicht, und es läßt sich über eine kleine Baumeisterin mit ihrem Häuschen auf dem Rücken wohl eine Betrachtung anstellen. Trägt sie es nicht leicht und sicher auf Weg und Steg, über den flachen Boden, wie an Bäumen, Hecken und Mauern hinauf, wohin es ihr beliebt! Bekommt es eine schadhafte Stelle, so bessert sie es aus; denn das Material dazu führt sie stets mit, verschließt es wohl auch, wenn der Winter naht oder wandert damit unter die schützende Erde. Uebereilt sie sich beim Bauen nun auch nicht, so macht sie dabei auch keinen Fehler; überdies ist ihr Gebäude ein Kunstwerk, zu welchem sie Zeit nöthig hat.

Die größte Zahl der Weichthiere, und unter denselben auch die schönsten und nützlichsten, lebt im Meere. Daselbst gibt es die Perlmuschel, welche wegen der in ihr enthaltenen Perlen in Menge aus dessen Tiefe geholt wird. Das Gehäuse selbst liefert das schöne Perlmutter, wovon Messerstiele, sowie Knöpfe und andere Drechslerarbeiten verfertigt werden. Manche, wie die große Porzellanschnecke, die bei uns zur Verzierung der Pferdegeschirre, in Indien aber als Scheidemünze gebraucht wird, sind bekannt. Wichtiger sind die Austern; sie erscheinen als Leckerbissen auf den Tafeln reicher Leute und werden an den Küsten von England, Frankreich, Deutschland und Italien zu Tausenden gefischt und versandt.

Unter den einheimischen Weichthieren sind die Ackerschnecken sehr häufig, und dies ist es eben, was in manchen Jahren beklagt wird; denn sie werden in Gärten und auf Feldern sehr schädlich und

müssen oft abgelesen oder durch Einstreuen von Asche oder Sägemehl vermindert werden. Wenn man Enten in den Garten läßt, so verzehren sie eine große Menge. Auch die Kellerschnecken werden lästig, nicht nur weil sie an ihrem Aufenthaltsorte Unreinlichkeit verursachen, sondern auch das eingeschlagene Gemüse fressen. Die Weinbergsschnecke ist in manchen Gegenden Süddeutschlands ein geschätztes Essen und wird daselbst sogar gemästet. Sie kommt in Gärten, Weinbergen und Wäldern vor; in letzteren gibt es bekanntlich auch die großen gelben nnd schwarzen Waldschnecken.

4. *Die Biene.*

Wenn der Landmann im Frühlinge den Samen zu so Manchem aussäet, das erst wachsen und blühen muss, ehe es zeitigen und geärntet werden kann, so ist die Biene schon vollauf beschäftigt, einzutragen, was die sich kaum öffnenden Blümchen für sie gebracht haben. Ohne Säumen nützt sie alle Monate der warmen Jahreszeit und schickt sich, je nach der Zeit, sogar im Anzuge in dieselben. Im März und April, wo die Luft noch kühl ist, trägt sie an den Hinterbeinen dicke Höschen von gelber oder brauner Farbe, die sie von den blühenden Hasel- oder Palmkätzchen verfertigt; später kleidet sie sich schön violblau am ganzen Körper; ich glaube, sie holt sich dieses freundliche Kleidchen an der blühenden Rapunsel, und wieder erscheint sie in gelbem Anzuge, wozu ihr der Löwenzahn die Farbe gibt. Am häufigsten kehrt sie aber heim, ohne dass eine Farbe die Blume verräth, welche sie besuchte. Aber die Ausbeute ist dann nicht weniger reich; denn die Biene fällt, selbst nicht weit vom Stocke, noch in's Gras, um mit der genommenen Last auszuruhen. Diese trägt sie in dem Honigmagen, einem Bläschen, das sie an warmen Tagen wohl drei bis viermal füllt, nach Hause. Willst du das fleissige Treiben der Bienen kennen lernen, so stelle dich an einem heiteren Sommertage an einen Bienenstock. Du musst sehr wohl Acht haben, wenn du eine einzelne Biene mit dem Blicke verfolgen willst; denn in Schaaren eilt es dem Korbe aus und ein. Vor dem Eingange steht eine zahlreiche Wache, um jeden Fremdling zurückzuweisen. Andere Bienen erwarten die mit Honig und Samenstaub kommenden, nehmen ihnen die Last ab und versuchen die mitgebrachten Höschen, welche nebst dem süssen Safte ihre Nahrung ausmachen; wieder andere stehen mit aufgerichtetem Hinterleibe und summen unaufhörlich mit den Flügeln, ob zur eigenen Lust oder als Musik zur Belebung des Ganzen, wer kann dies wissen?

Wie es im Innern des Bienenhauses aussieht, wirst du jedenfalls schon gesehen haben. Die Waben oder Rosen hängen senkrecht und gleichlaufend neben einander und bestehen aus sechseckigen Zellen. Zwischen den einzelnen Scheiben ist so viel Raum, dass zwei Bienen bequem aneinander vorbeilaufen können. Da aber die Strassen in der Bienenstadt, worin oft mehr Einwohner leben, als in einer volkreichen Stadt Menschen, lang sind, so finden sich zwischen den einzelnen Hauptstrassen Verbindungsgässchen, wodurch der Verkehr der kleinen Bewohner erleichtert wird. Die Behausung der Königin zeichnet sich vor derjenigen der andern durch Grösse aus. Um das fleissige Völkchen bauen und arbeiten zu sehen, thaten wissbegierige Leute Bienenschwärme in gläserne Körbe; aber die kleinen Künstler verklebten das Glas mit einem Ueberzuge von Wachs und Harz.

Doch beobachtete man, dass sie sich beim Bauen in mehrere Schaaren theilten, wovon die eine das Material herbeiholte und den groben Umriss der Zellen bildete, eine zweite dem Werke die nothwendige Vollendung gab und eine dritte denen, welche ihre Arbeit nicht verlassen konnten oder wollten, Nahrung brachte. Der Arbeiter, welcher Hunger fühlt, hält seinen Leib vor den Aufwärter, um anzuzeigen, dass er essen will, worauf dieser sein Honigsäcklein öffnet und einige Tröpflein herausgiesst. Ist die Mahlzeit vorüber, so begibt sich der Arbeiter wieder an's Werk.

Die Bienengesellschaft eines Stockes bildet einen Staat, dessen Oberhaupt eine Königin ist. An dieser hängen die Bienen als getreue Unterthanen mit Liebe und erweisen ihr alle Aufmerksamkeit. Um der Herrscherin willen scheinen alle ihre bestimmten Arbeiten und Pflichten zu erfüllen, und so lange dieselbe dem Staate vorsteht, erleidet das schön geregelte Leben keine Unterbrechung. Dazu gehört nebst dem Einsammeln von Honig und dem Bau der Zellen auch die Pflege der Brut. Diese besorgen die wartenden Bienen; sie füttern die Maden und reinigen deren Körper und Flügel, wenn sie nach der Verpuppung in der vollkommenen Bienengestalt die einsame Zelle verlassen und sich zum ersten Mal vor den Stock in den heitern Sonnenschein wagen. Vor dem Flugloche schieben, drehen und putzen die Wärterinnen den Pflegling, beissen eine Art Federbüschchen ab, das ihm am Kopfe steht und bei der bald zu beginnenden Arbeit hinderlich sein würde, und darauf wagt die junge Biene den ersten Flug und wetteifert bald in Fleiss und Geschicklichkeit mit den alten. Der junge Nachwuchs wandert beim Schwärmen später unter Leitung einer eigenen Königin aus und gründet eine eigene Kolonie.

So harmonisch alle Verrichtungen im Bienenstaate von Statten gehen, so lange dessen Oberhaupt lebt, so verwirrt und gelähmt ist Alles bei dessen Tode. Allgemeine Trauer herrscht alsdann unter allen Bienen, dieser folgt die grösste Unordnung. Bringt der Anblick einer neuen Königin nicht Alles wieder in's alte Geleise, so zerstreuen sich die Bienen, schleichen sich in fremde Stöcke ein oder kommen um. Doch auch bei Lebzeiten der Herrscherin geht es bisweilen stürmisch im Stocke zu. An heissen Tagen fallen einzelne Bienen wüthend einander an, kommen dann heraus und kämpfen, bis eine unterliegt. Dabei sucht eine der andern mit dem Stachel zwischen die Schienen des Körpers zu kommen; die gestochene verscheidet bald. Auch die Drohnen verfallen ohne Barmherzigkeit dem Tode, so bald sie ihren Zweck zum Besten des Ganzen erfüllt haben; denn da sie keinen Honig einsammeln und nur Verzehrende sind, so entledigen sich die Arbeiter derselben. Sind mehrere Königinnen im Stocke, so werden alle bis auf eine getödtet oder vertrieben.

Bisher hast du, Leser, die Einrichtungen und Geschäftigkeit der fleissigen Insekten beobachtet, und es schien, als ob sie nur um ihrer selbst willen arbeiteten und einträgen; aber so ist es nicht ganz. Denn der Mensch geniesst eigentlich die Frucht ihres Fleisses. Wie schmeckt ein Honigbrod so gut, und wie gerne essen Kinder den Lebkuchen! Zu beiden muss das Bienchen die süsse Beigabe liefern. Auch die übrige Ausbeute des Stockes ist schätzbar. Im Hause des Herrn lodert die reine Flamme des Wachslichtes am Altare und mahnt dich an Den, der da sagt: „Ich bin das Licht der Welt.“ Freundlich überrascht bist du ohne Zweifel, wenn du am frühen Christmorgen in das Gotteshaus kommst, das im Lichtscheine vieler

brennenden Kerzen dasteht. Zur Feierlichkeit des Gottesdienstes, wie zu deiner Freude am Weihnachtsbaume, an dem die Lichtchen strahlen, trägt die Biene bei. Aber zur Weihnachtszeit ruht die kleine Arbeiterin im nächtlichen Häuschen und sammelt Kräfte für das künftige Frühjahr. Sie weiss Nichts von deinen Weihnachtsfreuden, erhält keinen Dank und will auch keinen für ihre Gaben. Und doch sind diese Dankes werth. Wem willst du nun dankbar sein?

5. Die Ameisen.

Wer hat nicht schon an warmen Sommertagen am Ameisenbau etwas verweilt und die geschäftigen Bewohner beobachtet, welche theils von allen Seiten heimkehren, theils ausziehen oder mit der Ausbesserung des Gebäudes oder der Pflege der Brut beschäftigt sind! Am bekanntesten ist wohl die Waldameise. Deren Bau scheint ein unordentlicher Haufen von Fichtennadeln, Holzsplittern, Blattstückchen und Grashälmchen zu sein, worunter auch Steinchen, Schneckenschalen und selbst Fruchtkörner nicht fehlen; indessen ist er so eingerichtet, daß er Regen, große Hitze und Angriffe der Feinde abhält. Man sieht allenthalben Eingänge und erkennt bald im oberen den wichtigsten. Dieselben durchziehen die Behausung und führen bis unter die Erde. Bei längerer Betrachtung nimmt man eine stete Veränderung am äußeren Theile des Haufens wahr; die Zugänge verengen sich und werden gegen Abend endlich ganz geschlossen. Dies beschäftigt viele Ameisen; daher die Anstrengung so vieler, passende Stückchen an die Oeffnungen zu schleppen, solche kreuzweise darüber zu legen oder hinein fallen zu lassen. Zur obersten Bedeckung wählen sie Blätter, welche wie Schindeln aufgelegt werden. Während der Nacht stehen Schildwachen am Bau. Bei schönem Wetter kommen die Ameisen früh morgens einzeln, die Thüren wegzuschaffen und die Gänge zum freien Verkehr herzustellen: An nebeligen Tagen öffnen sie dieselben nur zum Theil; sobald Regen eintritt, werden sie alsbald geschlossen. Der Bau besteht anfangs aus einer Höhle; dieselbe wird passend erweitert, die Erde herauf geschafft und damit das Dach befestigt. Es entstehen mehrere Stockwerke mit Sälen; der größte ist in der Mitte und wird von einigen Säulen getragen.

In jedem Ameisenhaufen gibt es dreierlei Bewohner, Männchen und Weibchen, die nicht eintragen, und Arbeiter. Die beiden ersteren bekommen Flügel und erheben sich an schönen Sommer- und Herbsttagen in Menge säulenartig in die Luft; letztere sind ungeflügelt. Die Ameiseneier sind sehr klein, so daß man sie mit bloßem Auge kaum sehen kann; mit der Zeit wachsen sie und unter Wartung der Arbeiter entwickeln sich daraus die Maden, die sich später verpuppen und unter dem Namen Ameiseneier als Vogelfutter gebraucht werden. Sobald die Sonne das Nest bescheint, tragen die Arbeiter Maden und Puppen heraus und legen sie an die Sonne. Auch die Arbeiter sonnen sich, aber nicht lange; denn jede Ameise gibt nun einer Larve zu fressen. Bei den rothbraunen Ameisen führen die Alten die ausgeschlüpften

Jungen in den ersten Tagen durch alle Irrgänge und Pfade und machen sie so mit dem elterlichen Hause bekannt. Dabei werden sie immer gefüttert und die Flügel der jungen Männchen und Weibchen werden vorsichtig aufgespannt.

Die Ameisen legen keine Vorräthe an, sondern sorgen nur für den laufenden Tag; im Winter sind sie in einer Art Erstarrung und bedürfen somit dann des Futters nicht. Dieses nehmen sie aus dem Pflanzen- und Thierreiche, ziehen aber allem Uebrigen stets Zucker, Honig und süße Früchte vor. Wittert eine Ameise auf ihrem Wege Etwas der Art, so verläßt das kleine Leckermäulchen den Pfad, erspürt den gewünschten Bissen, nimmt davon so viel, als sie schleppen kann, läuft vergnügt dem Bau zu und verkündet den Kameraden, was sie gefunden. Die meiste Nahrung liefert ihnen der süße Saft der Blattläuse, welche sie deßhalb stets aufsuchen, aber nicht verfolgen, im Gegentheil liebkosen und mit den Fühlern so lange streicheln, bis sie ihnen ein Tröpfchen süßen Saft entlockt haben. Man glaubt, daß die Ameisen diese ihnen nutzbaren Thierchen der Nahrung wegen sogar in Pflege nähmen, wie der Mensch die Kuh und Ziege. Dadurch, daß die Ameisen todte Thiere, wie Vögel, Mäuse und ähnliche bis auf das Skelett verzehren, werden sie nützlich; auch morden sie wie Tiger, selbst wenn sie keinen Hunger haben und vermindern daher eine Menge Käfer, Raupen und Larven. Man gebrauchte sie schon mit Erfolg gegen die Larven des schwarzen Kornwurmes, indem man einige Ameisenhaufen ausgrub und solche auf den Speicher brachte, wo das angefressene Korn lag. Schnell krochen sie den Körnern zu, verzehrten die darin lebenden Larven, ohne das Getreide selbst zu beschädigen. Ueberdies haben sie auch medicinischen Nutzen. Der Schaden, welchen sie in unseren Gegenden an Obst, in Bienenkörben u. s. w. anrichten, wird durch ihren Nutzen reichlich ersetzt. Sehr schädliche Arten gibt es in wärmeren Ländern.

Merkwürdig ist die Art, wie die Ameisen sich verständigen. Sie wissen sich Gefahren, Schlupflöcher, den Ort, wo süße Speisen sind, so wie die Forderung zur gegenseitigen Hülfleistung zu bestimmten Zwecken mitzutheilen. Nicht weniger interessant sind die Kämpfe, welche die Bewohner einzelner Nester sowohl unter sich, als auch gemeinschaftlich gegen die eines anderen Haufens bestehen. In letzterem Falle entstehen regelmäßige Kriege, meist sehr mörderisch; denn an Muth und Kraft gebricht es den kleinen Streitern nicht. Eine solche Schlacht muß man sehen, um die Hitze und Ausdauer dieser Insekten bewundern zu lernen. Doch darf man die Kampfspiele, die zu gewissen Zeiten zur Lust und Erholung an einzelnen Haufen veranstaltet werden, nicht mit dem ernsten Kriege verwechseln.

6. Der Todtengräber und Maikäfer.

An kleinen todten Thieren, wie an Mäusen, Kröten, Maulwürfen oder Blindschleichen sieht man häufig Käfer sich beschäftigen, etwas

kleiner als Maikäfer, schwarz von Farbe und an den abgestutzten Flügeldecken mit zwei rostfarbenen, wellenförmigen Querbinden versehen. Sie bemühen sich, diese Thiere zu begraben, wozu sie sich eben auch nicht ungeschickt anstellen. Sie laufen erst um dieselben herum, wie wenn sie das Mass nehmen wollten, durchgraben dann die Erde, und wenn Steine sie am Geschäfte hindern, so schieben sie das Aas an eine günstigere Stelle, stecken den Kopf darunter und heben es; dabei scharren sie mit den Vorderfüssen die Erde weg, dass es sinkt. Kommt die Arbeit in's Stocken, so macht sich bald hier, bald dort einer hervor, die Ursache zu erforschen, worauf sie sodann mit vereinigten Kräften die Erde von der hindernden Stelle wegzubringen suchen. In Zeit von drei Stunden haben sie eine Maus schon so tief unter die Erde gebracht, dass man nichts mehr davon sieht. Sie setzen ihre Arbeit so lange fort, bis das Thier einen halben oder ganzen Schuh unter der Erde liegt, damit es die Schmeissfliegen nicht in Beschlag nehmen. Von grösseren Thieren begraben sie nur einzelne Theile. Man könnte glauben, die Natur habe diesen Käfern, welche Todtengräber heissen, das Geschäft, welches ihr Name andeutet, der Reinlichkeit wegen übertragen. Allerdings wird dieser Zweck auch durch sie erreicht; doch liegt ihrer Thätigkeit eine tiefere Ursache zu Grunde, nämlich die Sorge für ihre Nachkommenschaft. Nach der Vergrabung legt das Weibchen dieses Käfers auf den Thierkörper seine Eier; aus diesen kommen nach vierzehn Tagen die Larven, welche ihren Unterhalt gleich zur Stelle haben. Ehe sie sich verpuppen, verlassen sie das Aas, kriechen tiefer in die Erde und machen daselbst ihre Verwandlung durch, nach welcher die Käfer aus der Erde kommen und davon fliegen.

Nicht so unschädlich und bescheiden ist der Maikäfer; denn er verzehrt mit seiner zahlreichen Kameradschaft die Blätter und Knospen der Obstbäume, dass sie keine Früchte tragen, und auch andere Bäume bleiben von ihnen nicht verschont. Meist tritt dies ein, wenn vorher einige trockene Jahre gewesen sind. Diese Verheerungen würden auffallender und häufiger sein, wenn der Maikäfer nicht durch Feinde vertilgt würde. Zu diesen gehören viele Vögel, die Fledermäuse, Igel, Füchse; dass die Haushühner sie gern fressen, ist bekannt. Millionen gehen zu Grunde, wenn das Wetter zur Zeit ihres Erscheinens kühl und nass ist. Alsdann können sie keine Eier legen und im künftigen Jahre ist die Menge der Maikäfer merklich gering. Doch ist ihre Fruchtbarkeit so gross, dass sie oft nach einigen Jahren wieder so häufig erscheinen, als je. Aus ihren Eiern entstehen die Engerlinge, die häufig beim Pflügen in den Furchen liegen und von den Raben aufgelesen werden. Sie bringen vier Jahre lang unter der Erde zu. Während dieser Zeit thun sie durch Benagen der Wurzeln dem Getreide, den Wiesen und Waldungen grossen Schaden. Viele dieser schädlichen Thiere werden von Maulwürfen und Spitzmäusen verzehrt; es sollte aber auch von Seiten des Menschen auf deren Vertilgung Bedacht genommen werden, zumal man die beim Pflügen und Graben sich findenden einsammeln und als Futter für das Hausgeflügel und die Schweine benützen kann. — Einige Wochen nach dem Maikäfer erscheint der kleinere Brachkäfer, dessen Engerlinge gleichfalls im Verdacht stehen, dass sie auf ähnliche Art schädlich werden, wie die des Maikäfers.

7. Laufkäfer.

Das Heer der Insekten erscheint mit dem Frühlinge und schreckt durch seine Gefräßigkeit; aber um diese Zeit fängt auch die Schaar

der Vögel ihre Jagd auf dieses Ungeziefer an, kalte Nächte tödten eine Unzahl, und überdies sind aus der Klasse der Insekten selbst sehr viele thätig, ihr eigenes Geschlecht zu erwürgen. Zu ihnen sind die Laufkäfer zu zählen, wahre Tiger in Mordlust, dabei ausgerüstet mit Stärke, Gewandtheit und Muth. Allerorts marschiren sie mit Wachsamkeit und halten Standrecht über das verwüstende Geschmeiß. Wem ist der Goldlaufkäfer oder Goldschmied nicht bekannt, der in der glänzenden Montur mit aller Leichtigkeit über Erdschollen, Furchen, unebene Wege und Pfade dahin eilt, manchmal an abschüssigen Stellen sich überstürzt und herunterpurzelt, dann gleich darauf wieder eine Erhöhung erklettert, und daselbst Halt macht, die Gegend zu überschauen! Er ist ohne Rast geschäftig, fegt das Land und Gefilde, und manche Raupen, Käfer, Regenwürmer und Schnecken sterben zwischen seinen harten Freßzangen und diese Waffe versagt ihm niemals. Er wehrt sich damit auch, wenn man ihn in die Hand nimmt, doch kann er nicht verwunden. Nebst dem Goldlaufkäfer gibt es noch andere Laufkäfer, welche in derselben Weise, wie dieser, thätig sind und daher alle Schonung verdienen. Fast sämmtliche Käfer dieser Art sind von herrlich schimmerndem Metallglanze an Brustschild und Flügeln. Letztere fehlen manchen größeren Gattungen oder sind vielmehr verkümmert. Einige dieser Käfer dürften bekannt sein, z. B. der Bombardierkäfer, der seinen Verfolgern einen blauen Dunst entgegen knallt; der kleine Raupenjäger oder Aufpasser und die Sycophanta, welche beide häufig auf Bäumen vorkommen, besonders Abends und Morgens, um Raupen zu fressen.

8. Das Johanniswürmchen und Marienkäferchen.

Wenn am schönen Sommerabende mit dem einbrechenden Dunkel von dem dämmernden Grunde des Himmels einzelne Sternlein blicken, denen allmälig sich so viele zugesellen, daß ein Leuchten und Flammen entsteht, als ob jenseits ein himmlischer Fest- und Freudentag angebrochen sei; so will die dunkle Erde bei dem prachtvollen Lichtscheine, der sich so reichlich über sie ergießt, auch nicht ohne ähnlichen Schmuck erscheinen. Sie streut glänzende Leuchtkäferchen, schöner als Edelsteine, in Menge über den Rasen und an Häge, Hecken, Zäune und Wegeränder, schmückt damit ihr dunkles Gewand und ahmt so gleichsam, freilich schwach und bescheiden, das majestätische Schauspiel des gestirnten Firmaments nach. Kein Wunder, daß kleine Kinder, welche die schimmernden Glühwürmchen zum ersten Male sehen, solche für herabgefallene Sternchen halten und sie voller Verwunderung betrachten; haben ja die Erwachsenen ihre Freude daran, obwohl sie dieselben schon oft gesehen haben, es müßte denn der späte Spaziergänger gar keinen Sinn für die Schönheiten der Natur haben und sehr gleichgültig sein, was jedenfalls bei dieser Erscheinung selten der Fall sein wird. Doch nicht alle Fünkchen liegen zur Zierde ruhig im Dun-

keln; dort schwebt eins in geringer Höhe über der Erde, bald gesellt sich ein zweites und jetzt ein drittes und noch mehr zu ihm, und in leuchtenden unbestimmten Linien oder länglichen Kreisen schweben sie dahin, dort an dem Weidenstumpf verschwindend und bald wieder erscheinend, um von neuem das schöne Schauspiel zu wiederholen, welches bis zur Mitternachtsstunde währt. Und dazu scheint freundlich der gestirnte Himmel; auf Erden herrscht ringsum tiefe Stille, die Blümchen träumen im gesenkten Kelche und die Menschen in den Armen des Schlummers, und die wenigsten sehen, daß die Sommernacht eines der schönsten Schauspiele aufführt.

Die Leuchtwürmchen halten sich am Tage im Grase auf und sind dann selten zu sehen. Die Weibchen haben keine Flügel; sie sind so lang, wie die Kellerassel, aber schmäler, oben schwärzlichbraun, unten blaßgelb; ihr Körper besteht aus elf Ringen. Biegt sich das Thierchen nach unten, so erscheinen die Fugen zwischen den Gelenken gelb; doch ist hier nicht die leuchtende Stelle, sondern am Ende des Körpers. Diese Käfer haben das Leuchten in der Gewalt, so daß sie es bald mehr, bald weniger erscheinen lassen können. Ihre Nahrung kennt man nicht, daher sie auch in der Gefangenschaft nicht lange erhalten werden können. Die Männchen sind kleiner und seltener, als die Weibchen, diesen aber an Gestalt gleich. Ihre Flügeldecken, länger als der Leib, sind braun, unter denselben liegen die Flügel. Die Larven dieser Insekten besitzen gleichfalls die Fähigkeit zu leuchten.

Jedem Kinde ist das artige Marienkäferchen bekannt. Weil es den Winter überlebt und unter den Insekten eins der ersten ist, welche im Frühjahre erscheinen, somit gleichsam die schöne Jahreszeit anmeldet, so nennt man es auch Sommerkindchen. Die Kinder fangen es oft und lassen es an der Hand umherlaufen. Angerührt stellt es sich todt, bald aber läuft es ein wenig, hält dann ein, breitet die Flügel aus und fliegt davon. An jeder der rothen oder gelben Flügeldecken befinden sich drei schwarze Punkte in Form eines Dreiecks und einer ist gemeinschaftlich vorne; am Kopfe aber sind zwei weiße Düpfelchen und am Halse zwei weiße Flecken. Der Leib ist unten flach, hart und schwarz, oben aber weich und daselbst von den gewölbten Flügeldecken geschützt. Es gibt mehrere Arten dieser Käfer, welche sich durch die Farbe und Düpfelchen bei oberflächlicher Betrachtung leicht unterscheiden. Sie nähren sich, sowohl im Larvenzustand als auch nach der Verwandlung, von Blattläusen und sind daher auf Bäumen, Blumen und Kräutern zu treffen. Besonders zeichnen sich die Larven durch Vertilgung des genannten Ungeziefers aus, unter dem sie wie die blutgierigsten Raubthiere wüthen.

9. Die Schmetterlinge.

Es wird nicht leicht einen Knaben geben, dem die schönsten unserer Schmetterlinge unbekannt wären und der nicht Jagd auf sie machte. Beute ist dem Schmetterlingsfänger auch stets gewiß, sofern

er an sonnigen windstillen Tagen, im Mai, Juni und Juli namentlich, ausgeht und die Zeit von 9 — 4 Uhr zum Fange wählt. Die Dämmerungsfalter sitzen in der Morgen- und Abenddämmerung an wohlriechenden Blumen, am Tage sitzen sie ruhig an Baumstämmen, Bretterwänden, Zäunen und Mauern, wo man sie leicht fangen kann. In der Nacht fliegen die Nachtschmetterlinge, an Zahl viel größer als vorige. Schlägt man bei Tag mit einem Stecken an Sträucher und Baumäste, so fliegt oft eine Menge auf, die sich bald wieder setzen und leicht gefangen werden können. Beim Tödten soll so schnell wie möglich verfahren werden, damit diese Thiere nicht lange gequält werden, was häufig geschieht, wenn man sie ansticht, ohne sie zuvor durch Eindrücken der Brust (bei Tagfaltern) oder durch Tabaksbrühe (Tabaksſuder) zu tödten. Letzteres geschieht bei den dickleibigen Dämmerungs- und Nachtfaltern, indem man eine Stahlfeder voll der scharfen Brühe dem Schmetterlinge von unten in die Brust sticht.

Obwohl sich diese Insekten durch Farbenschmelz in Feldern, Gärten und Wäldern sehr gut ausnehmen, so hat der Landwirth wie der Förster Grund, sie zu vermindern. Denn aus ihren Eiern entstehen die Raupen, wahre Ungeheuer in Gefräßigkeit, daher den Pflanzen sehr schädlich. Diese mitunter sehr schönen Thiere erscheinen im Frühjahre, bevor noch die wenigsten Schmetterlinge zu sehen sind. Sie schlüpfen um diese Zeit aus den im vorigen Jahre gelegten Eiern oder kommen aus der Erde, wo sie Winterherberge genommen hatten. Man findet die einzelnen Arten in der Regel an bestimmten Pflanzen, oft ernährt manches Gewächs auch verschiedene Raupen und wieder leben einerlei Raupen von verschiedenen Gewächsen. Auffallend ist, daß Blätter mit ätzendem Safte, wie die Wolfsmilch, sowie die brennenden Stacheln der Nesseln ohne Nachtheil von ihnen verzehrt werden. Die auf dem Kohl lebenden fressen meist bei Nacht und verbergen sich am Tage in die Erde oder Kohlköpfe, daher das Ablesen derselben bei Licht geschehen muß. Fressen und Wachsen ist der Raupen ganze Arbeit. Zu gewisser Zeit streifen sie die Haut wie ein Futteral ab und nach jedesmaliger Häutung erscheint die Raupe schöner, als vorher, bleibt aber immer noch, was sie zuvor war. Nachdem sie die Puppenhülle angelegt hat, frißt sie nicht mehr. Nach zehn, fünfzehn oder zwanzig Tagen, oft auch nach Monaten, oft sogar nach Verlauf des Winters ist die Verwandlung vollendet. Der Schmetterling nährt sich vom Honigsafte der Blüthen und ist nur insofern schädlich, daß er Eier legt, woraus eine verwüstende Nachkommenschaft entsteht. Unter den Raupen ist die Seidenraupe die einzig nützliche.

10. Fische.

Der Ocean ist für den oberflächlichen Blick eine unübersehbare Wasserwüste, ein Spiel der Stürme, ohne Straße, Wegweiser und Herberge, eine einförmige Fläche, worauf der Kiel des Schiffes keine Spur zurück-

läßt, und schweigsam, wie das Grab. Was auf seinem Grunde vorgeht, verbirgt er dem Blicke und läßt so der Phantasie ein großes Feld, sich Gestalten und Zustände in den Meeresschoß zu schaffen, so verschieden, als sie will; darum berichten auch Mährchen nicht wenig seltsame Dinge aus der Wasserwelt. Sind nun solche Wunderdinge auch nicht wirklich in der Tiefe, so gibt es daselbst Anderes, was sich dem Auge des wißbegierigen oder gewinnsüchtigen Menschen darstellte, der das Meer auf dem Grunde untersuchte. Man fand da Landschaften, welche in ihrer Art denen des trockenen Landes gleichen; das Wasser vertritt die Stelle der Luft. Berge mit Klippen und Zacken, Thäler von großer Tiefe und Ebenen von weiter Ausdehnung wechseln, wie auf dem Trockenen, nur in größerem Maßstabe. Seegewächse bilden große Urwälder; warme Quellen, Strömungen, sowie Stille des Meeres fehlen nicht, und überall lebt eine zahllose Bevölkerung, theils in friedlicher Geselligkeit, theils im wilden Angriffe auf einander begriffen. Unter den Wasserbewohnern interessiren uns vorzüglich die Fische. Ihr Körper ist in der Regel länglichrund und an beiden Seiten wie zusammengedrückt; häufig ist er walzenförmig, oft wurmförmig. Schuppen von schönster Farbe liegen in regelmäßiger Ordnung über der Haut und schützen sie gegen das Wasser oder gegen Verletzungen; ihre Glätte befördert die Fortbewegung des Fisches. Flossen an Brust und Schwanz vertreten die Füße; erstere gleichen Rudern, letztere dem Steuer. Hebung und Senkung bringt der Fisch mittelst der mit Luft gefüllten Schwimmblase zu Stande, indem er dieses Organ beliebig ausdehnen und zusammendrücken kann. Lachse und Forellen verstehen es sogar, ihrem Körper die Biegung zu geben, daß sie den Schwanz mit dem Munde fassen können; indem sie denselben loslassen, schnallen sie eine Strecke vorwärts und setzen so über Währe, wenn ihnen diese im Wege sind.

Das Athmen der Fische geschieht durch die Kiemen dergestalt, daß die im verschluckten Wasser enthaltene Luft durch die Kiemen mit den Blutgefäßen in Berührung kommt. Die Fische haben kälteres Blut, als die Vögel und Säugethiere, weil sie langsamer athmen und in einer kühleren Umgebung leben, als diese. Außer dem Wasser vermag nur der Aal eine kurze Zeit auszuhalten; doch auch nur dann, wenn er auf starkbethauten Wiesen ist. Fast alles Genießbare dient den Fischen zur Nahrung: Insektenlarven, Polypen, Muscheln, Meerschnecken, Würmer, gallertartige Meerpflanzen und selbst Unrath. Bei ihrer Gefräßigkeit langt dies nicht aus und die größeren Arten greifen die kleineren an. Die Raubfische haben viele Zähne; solche sieht man schon beim Hecht und Lachs; aber beide sind noch lange nicht mit dem Haifische zu vergleichen, welcher der am meisten gefürchtete Raubfisch ist. Wenn die Fruchtbarkeit der Fische nicht so groß wäre, so würden sie am Ende durch diese Verminderung gänzlich ausgerottet werden; überdies streckt auch der Mensch die begehrliche Hand nach ihnen aus. Ein Hausen legt an sechs Millionen, ein Stockfisch an neun Millionen, der Barsch und Karpfen 300,000, der Häring 40,000 Eier.

Zur Laichzeit suchen die Fische seichte Stellen auf, wo das Wasser für die jungen Fischlein hinlänglich warm ist. Würde sie der Naturtrieb nicht zu diesen Wanderungen treiben, so müßte der Mensch auf ein wichtiges Nahrungsmittel verzichten, da es ihm dann nicht möglich wäre, der großen Ausbeute, wie sie jährlich gemacht wird, habhaft zu werden. Gottes weise Einrichtungen treten uns hier, wie überall, entgegen. Merkwürdig ist die Fähigkeit mancher Fische, elektrische Schläge geben zu können, durch die sie sich vertheidigen und furchtbar sind.

11. Amphibien.

Viel Uebereinstimmendes zeigt sich bei Vergleichung der Fische mit den Amphibien. Diese haben rothes, kaltes Blut, wie jene; bei manchen finden sich Flossen und als Bedeckung schuppenartige Tafeln, die an schmucken Farben den Schuppen der Fische nicht nachstehen. Auch lieben manche Amphibien den Aufenthalt im Wasser, doch sind es wenige. Die Kiemen, welche etliche in der Jugend haben, werden später meist abgelegt. Mit Ausnahme des Zischens der Schlangen und des unmelodischen Gesanges der Frösche und Kröten ist dieser Thierklasse die Stimme fast ebenso wenig verliehen wie den Fischen. Die Fortpflanzung durch Eier stimmt gleichfalls mit der der Fische überein, ebenso sind beide darin ähnlich, daß ihnen weder Kunsttrieb, noch Geselligkeit eigen sind. Wer den Vergleich in Bezug auf Nützlichkeit anstellt, findet die Amphibien in entschiedenem Nachtheile; denn während fast alle Arten der Fische dem Menschen als Nahrung dienen, liefern jene nur wenig Eßbares; die Froschschenkel, denen zu Liebe an Fröschen den Menschen nicht ehrende Grausamkeiten verübt werden, sind Alles, was von Amphibien unserer Gegenden genossen wird. In wärmeren Ländern werden das Fleisch und die Eier der Schildkröten als kräftige Speisen genossen und auch nach Europa gebracht, wo sie auf vornehme Tafeln kommen. Daß wilde Völker hin und wieder die Schlangen essen, ist als Nutzen nicht hoch anzuschlagen, und den Leser wird solches ein wenig anwidern. Ich nehme es ihm nicht übel; bei dem Abscheu vor den Amphibien ist dies zu entschuldigen. Dieser hat, wenigstens in unseren Gegenden, nicht sowohl seinen Grund in der Schädlichkeit dieser Thiere, als vielmehr in ihrem Aeußern, in dem tückischen Blicke, dem lauernden Wesen und der Art, lebende Thiere nicht in offenem Kampfe, sondern unvorbereitet zu überwältigen und zu tödten. Nebstdem findet sich bei manchen tödtliches Gift, und wenn bei uns auch nur wenige Arten von Schlangen Giftzähne haben, wenn sie trotzdem in der Regel vor Menschen und größeren Thieren weichen; so ist doch die Furcht einmal da und wird wegen weniger auf die ganze Klasse übergetragen. Ungeachtet dessen fand es der allweise Schöpfer dennoch für gut, auch diesen Thieren einen Platz auf Erden anzuweisen, und wie im Reiche des Geschaffenen Nichts überflüssig ist, vielmehr Alles in harmonischer Stufung erscheint, so bilden auch die Amphibien eine Staffel von den Fischen zu den Vögeln, da zwischen beiden augenscheinlich ein großer Abstand ist. Darin besteht indeß der Zweck ihres Daseins nicht ausschließlich; denn sie verzehren auch schädliche Thiere, wie Insekten, und dienen selbst wieder anderen zur Nahrung. Denken wir hier nur an den Storch. Die Muskelstärke der Amphibien ist sehr groß; ein Schlag des Krokodils mit dem Schwanze kann einen Menschen oder ein größeres Thier zu Boden strecken, die Riesenschlange zerdrückt einen Tiger oder Ochsen, die Schildkröte läuft mit mehreren Menschen davon, wenn solche auf ihrem hörnenen Gehäuse stehen,

und selbst der Frosch springt zehnmal höher als er selbst ist. Ihrer Stärke steht ihre Lebenszähigkeit nicht nach. Manchen wachsen nach dem Verluste von Gliedern wieder neue; daß man Kröten in hohlen Bäumen und Steinen, wo sie Jahre lang ohne Nahrung sein mußten, noch lebendig fand, ist gewiß bewundernswerth. In gemäßigten Ländern halten sie sämmtlich Winterschlaf, in den heißen bringen sie die Zeit der Glut ebenfalls in einem Zustande der Erstarrung zu, den man den Sommerschlaf nennen könnte. Sobald daselbst der Himmel sich nach den Monaten der Sonnenhitze, welche die Erde ausgedörrt, Spalten im Boden erzeugt und alle Gewächse der weiten Ebenen versengt hat, wieder bedeckt, unaufhörlicher Regenschauer das Grün der Landschaft wieder erweckt und den Boden erweicht, sprengen die darunter ruhenden großen Schlangen die sie einschließende Hülle und eilen, vom Hunger getrieben, nach Beute. Wehe dann Dem, der da verweilt, wo sich der Boden hebt, woraus die gierige Bestie steigt! Die südlichen Länder und Meere sind vorzüglich die Heimath der Amphibien; da leben die Krokodile, der Kaiman, Alligator, große Schlangen und Schildkröten von acht bis zehn Zentner Gewicht. Je weiter nach Norden, desto mehr nehmen sie ab; in den Polarländern gibt es gar keine.

12. Die Baukunst der Vögel.

Wir bewundern mit Recht das herrlich getigerte oder mit farbigen Kreisen umgebene Gehäuse der Muscheln und Schnecken, die kunstvoll errichtete Bienenzelle, sowie die schützende Hülle der Raupe, worin dem Auge verborgen die schönsten Farben des Schmetterlings aufblühen. Sollte uns aber nicht ebenso gut das Vogelnest in Anspruch nehmen? Ich glaube noch mehr; denn wir können in vielen Fällen die leichtbeschwingten Baukünstler bei ihrer Arbeit beobachten, wenn sie in kurzer Zeit ihre Wohnung für einen Sommer mit Geschick und Emsigkeit aufführen und Meisterstückchen liefern, an dem kein menschlicher Baumeister Etwas auszusetzen hat. Der Vogel sucht sich für sein Nest ein möglichst sicheres Plätzchen, wo er gegen die Ungunst des Wetters, sowie vor Feinden sicher ist, sei es nun auf der flachen Erde oder unter derselben, am beschilften Ufer, an den nackten Klippen, am Strande, an Abhängen, Felsen, auf dem Gipfel, in den Zweigen und Aesten der Bäume oder deren hohlem Stamme, in Busch und Strauch, Mauern, Thürmen oder unter Dächern. Das Beinhaus auf dem Kirchhofe, wie der Bildstock auf dem Felde sind dem Praktikus willkommen, falls sie Platz zu einer sicheren Wohnstätte gewähren. Daß das Rothschwänzchen im Innern der Kirchen nistet, seine Jungen ohne Scheu bei gefülltem Gotteshause füttert und oft mit keckem Schlage in den Gesang der Gemeinde oder die Predigt einfällt, als ob es auch seine Freude daran hätte, ist nichts Seltenes.

Planmäßig, nicht zu groß und nicht zu klein, sondern wie es der

Zahl der bald nachfolgenden Jungen angemessen ist, wird vom Vogel das Nest gebaut. Ein Pärchen verrichtet, je nach der Art, dabei alle Arbeiten; bald verfahren die Vögel grabend und minirend, bald mauernd, da flechtend, dort webend, einmal nähend oder kittend, ein ander Mal in Holz arbeitend, und so entsteht eine Vielfachheit von Formen der Nestern, daß man darüber erstaunt. Kein Vogel wird irre in der Wahl des seiner Art gebräuchlichen Materials und der Weise, die Werkstückchen zu ordnen; daher baut der Rabe in diesem Jahre eben so, wie seine Voraltern zur Zeit der Sündfluth, und der einjährige Vogel, der nie ein Nest bauen sah, weicht nicht von dem Plane seiner Aeltern, die deren schon mehrere Frühlinge bauten. Wer gibt den Vögeln aber den Bauriß und woher nehmen sie die Werkzeuge zu ihrer Arbeit? Beide erhielten sie vom Schöpfer; sie zahlen kein Lehrgeld und kaufen Nichts von den zahlreichen Handwerksgeräthen unserer Bauleute und doch geht ihre Arbeit handwerksgerecht; was Augenmaß anbelangt, so soll es ihnen Einer nachmachen. Wir wollen nicht die Künstler im Nesterbauen aus fernen Gegenden nennen und erzählen, daß z. B. der Schneidervogel in Ostindien sogar die Blätter der Bäume zusammenheftet und seiner Nachkommenschaft ein hängendes Häuschen verfertigt, obwohl es ein artiges Kunststückchen ist; unser Buchfink, um einen recht bekannten Vogel zu nennen, ist in seiner Art ebenso bewundernswerth. Derselbe legt das Fundament zum Neste in eine Baumgabel, indem er das herbeigetragene Moos mit den Füßen festtritt; darauf schichten Männchen und Weibchen weiteres Material in runder Form darauf, das Weibchen setzt sich in den angefangenen Bau, legt äußerst gewandt mit dem Schnabel alle Hälmchen und Stengelchen in Ordnung, und nun dem Ganzen die rechte Rundung zu geben, dreht es sich schnell darin herum. Dabei dienen ihm der emporgerichtete Schwanz, die Brust und Kehle fast in eben der Weise, wie dem Töpfer die Hand oder sein Geräthe an der Drehscheibe, und die Zirkelform des Finkennestchens wird der einer Obertasse wenig nachstehen. Die fleißige Baumeisterin wird dabei nöthigenfalls von dem Männchen abgelöst; doch nimmt dieses an der feineren Ausführung des Nestes weniger Theil, trägt dagegen desto fleißiger herbei, was noth thut. Die innere Bekleidung und Ausstattung des Nestes wird von den meisten Vögeln mit Sorgfalt vorgenommen, damit die Jungen weich liegen. Allen diesen Geschäften unterzieht sich der Kuckuck nicht, welcher seine Eier in die Nester anderer Vögel legt.

13. *Die Wasservögel.*

Auf dem ruhigen Spiegel des Teiches, den die hängenden Aeste der Trauerweide beschatten, wie auf dem eilenden Mühlbache mit der Erlen- und Weideneinfassung rudert das geschäftige Volk der Enten und Gänse und taucht behende unter, die Wasserpflanzen oder andere Nahrung vom Grunde zu langen. Während einzelne das Wasser nach allen Richtungen befahren, ist eine Schaar am Ufer beschäftigt,

das Federkleid zu reinigen. Sie legen sich dann auf das Wasser, schütteln einige Mal das Schwänzchen, tauchen unter, die klaren Tropfen rollen, wenn sie herauf kommen, über die reinen Federn, und nun schwimmt Gross und Klein mit Leichtigkeit dahin. Schöner als alle gefiederten Schwimmer auf dem Teiche ist der Schwan. Prächtig, wie ein stolzes Schiff, liegt er auf der Fluth und gibt der Wasserfläche mit dem busch- und schilfreichen Ufer einen Ausdruck der Ruhe. Jetzt hebt er die Flügel; wie blähende Wimpel, mit starken Stössen treibt er daher, dass die Wellen an seiner Brust aufschlagen. Bald hat er das Ufer erreicht und harrt des Bröckchens, welches ihm die am Ufer stehenden Kinder zuwerfen. Der Körper des Schwans ist breit, daher zum Schwimmen wohl geformt; die Beine sitzen weit hinten, wesshalb dieser Vogel ein schlechter Gänger ist; aber durch die Schwimmhaut an den Füssen sind sie zum Rudern vortrefflich. Der schön gebogene Hals ist eine besondere Zierde dieses Vogels. Seiner Schönheit verdankt er auch die Pflege, deren er, besonders in herrschaftlichen Gärten, geniesst; denn sein Nutzen empfiehlt ihn nicht. Anders ist es hierin mit den Enten und Gänsen, und obgleich letztere sprüchwörtlich für dumm gelten, sind sie doch unter dem Hausgeflügel unstreitig am nützlichsten.

Zahllos sind die Wasservögel des Meeres unter allen Himmelsstrichen. Dieselben bewohnen die flachen Strände und Küsten der Länder und Inseln, sowie die Klippen und steilen Ufer und nisten daselbst in grossen Schaaren. Als gute Schwimmer und ausgezeichnete Flieger sind sie im Stande, Fische zu fangen, und bei ihrem grossen Appetit verzehren sie deren eine grosse Menge. Ihr Mist häuft sich auf grossen Strecken oft mehrere, manchmal sechzig Fuss hoch, und dadurch werden kahle Felsen und nackte unwirthbare Inseln mit tragbarem Boden überdeckt, der später üppigen Pflanzenwuchs trägt. In jetziger Zeit holt man ganze Schiffsladungen dieses Düngers, der unter dem Namen Guano bekannt ist, und versendet ihn an Gärtner und Oekonomen. Fundorte dieses Vogeldüngers sind die Inseln an der Südspitze von Afrika und Amerika, wo zahllose Schwärme von Pinguinen, Alken, Albatrosse und Seeschwalben hausen; Menschen bewohnen dieselben nicht. Von ausländischen Wasservögeln kommen vor und während des Winters manche Arten auf ihren Zügen durch unsere Gegenden, wie die Schneegänse, verschiedene Entenarten und wilde Schwäne; an manchen Flüssen, z. B. am Rhein, sieht man die gewandten Möven auch in der warmen Jahreszeit über das Wasser streichen und Fische fangen.

14. Wachtel und Rebhuhn.

Aus dem halmenreichen Saatfelde, das im grünen Frühlingskleide sanfte Anhöhen, Ebenen und Thäler deckt, schallt der Wachtelschlag in eigenthümlichem Takte in die Lieder der Lerchen und das unermüdliche Gezirpe der Grillen. Obwohl nicht melodisch, ist er doch dem Arbeiter auf dem Acker, wie dem vorbeigehenden Wanderer angenehm; ersterer betrachtet ihn wie der Zuruf eines freundlichen Nachbarn und man legte ihm verschiedene Texte unter, wie: Bück' den Rück'! oder: Fürchte Gott! Beide können wirklich als passende Grüsse gelten; denn sie mahnen den Schnitter an Fleiss und Gottesfurcht, ohne welche der Feldbau wie überhaupt jede nützliche Arbeit keinen rechten Fortgang und Segen haben. Der liebste Aufenthalt der Wachtel sind die Kornfelder, wo sie sehr schnell und aufrecht zwischen den Halmen durchzulaufen versteht

und bei jedem Schritte mit dem Kopfe nickt, ungern, jedoch schnell fliegt, aber weder hoch, noch weit. Bei Gefahren, besonders wenn Raubvögel oder Jagdhunde sie verfolgen, steckt sie den Kopf unter eine Scholle, in der Meinung, nun sicher zu sein. Ihre Nahrung besteht in Körnern aller Art, in Insekten, besonders Ameisenpuppen; sie geht besonders in der Dämmerung darauf aus. Das Weibchen legt im Juni 8 — 14 grünlichweisse und braungefleckte Eier in ein gescharrtes Loch, das nur von einigen Halmen eingefasst ist, und brütet dieselben binnen drei Wochen aus. Es führt die Jungen, welche, wie die Küchlein unserer Haushühner, bald nach dem Ausschlüpfen davon laufen und allein fressen können, an, ohne dass sich das Männchen darum kümmert. Schon im September verlassen uns die Wachteln und ziehen nach südlichen Ländern, wo sie überwintern. Sie fliegen auf ihren Zügen, ähnlich manchen anderen Wandervögeln, bei Nacht und werden dann in Menge gefangen.

Ein viel häufiger vorkommender Bewohner unserer Felder, das Rebhuhn, ist ein Standvogel, welcher in Nahrung, Lebensweise und Gewohnheiten mit der Wachtel viel Uebereinstimmendes hat. Junge und Alte halten sich vom Sommer bis zum nächsten Frühjahre zusammen und bilden eine Kette, wie es die Jäger nennen. Sie laufen sehr schnell, fliegen mit grossem Geräusch auf und alle nach derselben Richtung. Da ihr Fleisch sehr wohlschmeckend ist, so wird ihnen von Jägern fleissig nachgestellt; ausserdem haben sie viele Feinde an Elstern, Krähen, Iltissen und Füchsen. In schneereichen strengen Wintern kommen sehr viele Rebhühner vor Hunger um.

15. Die Eulen.

Die bekannte Regel: Früh zu Bette und früh wieder heraus! steht mit wenigen Ausnahmen bei den Vögeln fest und wird vom König Adler bis herab zum Zaunkönig befolgt. Selbst die Raben und andere, deren schwarze Livree zur Dunkelheit paßt, halten auf allgemeine Hausordnung und sitzen, wenn die Tageszeit der Fledermäuse beginnt, mit dem Kopfe in den Federn da, wohin sie gehören. Ganz der allgemeinen Gewohnheit entgegen verhalten sich die Eulen; sie lieben wie Nachtschwärmer oder Diebe das Dunkel, als ob ihr Thun und Treiben kein recht ehrliches wäre, und dieses Benehmen scheint sie auch bei den übrigen Vögeln in Verruf gebracht zu haben; denn läßt sich eine Eule am Tage blicken, so ist sie die Zielscheibe der Verspottung der kleineren Vögel und schnell sucht sie wieder in das dunkle Versteck zu kommen. Auch die Menschen sind den Eulen gar häufig nicht hold, verfolgen und tödten sie, als ob sie im besten Rechte wären, diese Vögel zu vertilgen. Haben dieselben solches wirklich verschuldet? Wollen wir unparteiisch sein, so müssen wir mit: nein! darauf antworten; denn erstlich hat der Schöpfer die Augen dieser Vögel so eingerichtet, daß sie nur bei Nacht thätig sein können, indem sich ihre großen Pupillen nicht so gefügig erweitern und verengern, wie bei den übrigen Thieren. Starker Lichtreiz verursacht den Eulen Schmerz in den Augen und darum müssen sie die Dämmerung oder mondhelle Nächte zum Fang ihrer Nahrung wählen. Zu dieser Zeit sind zweitens Mäuse, Käfer und Nachtschmetterlinge thätig, die einer

Aufsicht verdienen und diese übertrug der liebe Gott diesen Vögeln; sie wurden mit Allem ausgestattet, was zum Fang derselben nöthig ist, mit scharfem Gehör, gutem Gesicht, leisem Fluge, sowie mit spitzen starken Fängen, wodurch sie sich als Raubvögel ankündigen. Wer sie daher im Unverstande tödtet oder in rohem Muthwillen an Scheuerthore nagelt, versteht seinen Vortheil schlecht, sonst würde er den Vogel schützen, der so viel Nutzen stiftet, wie eine gute Hauskatze. Verirrt sich die Eule auch manchmal in den Taubenschlag und führt sich daselbst übel auf, so ist es nicht ihre Schuld, daß er über Nacht aufgelassen wurde; ebenso ist es nicht ihr, sondern den Besitzern von Vögeln in Käfigen zuzuschreiben, wenn diese über Nacht vor den Fenstern hängen bleiben und die Eule die Vögel frißt. Daß sie auch andere Vögel im Schlafe überfällt, ist ihr auch nicht besonders hoch anzurechnen, wenn man bedenkt, daß sie nicht immer günstige Zeiten zum Fange ihrer Nahrung hat; denn in ganz dunkeln Nächten sieht die Eule nicht, ebenso kann sie bei Regenwetter nicht jagen. Trüge sie sich an beutereichen Abenden nicht einen Vorrath heim, so würde sie oft fasten, wohl selbst verhungern müssen.

Die eigenthümliche Gestalt des Kopfes mit den Federbüscheln, die Katzenaugen, das lichtscheue nächtliche Wesen, das oft schauerliche Geschrei dieser Vögel schreckte die Menschen von jeher ab und gaben der Phantasie und dem Aberglauben reichen Stoff. Die Stimme des Uhu wurde zum Rufe des wüthenden Heeres und wilden Jägers und der klägliche Ton: Klivit des Käuzleins in der Nähe der Wohnungen zum Vorboten des nahen Todes gestempelt.

16. Singvögel.

Welche Lust ist es, wenn im wiederkehrenden Frühlinge Luft, Busch, Wald und Garten von der Frühstunde bis zur Abenddämmerung von den süßen Stimmen der Singvögel erklingen, von denen keiner theilnahmlos die heitersten Tage des Jahres verstreichen läßt, sondern wacker Liedchen oder Schlag, und wären sie auch noch so kurz, im allgemeinen Chore hören läßt. Die Kehlchen sind dann immer gestimmt; im Takt bleibt jeder Sänger; geht sein Stücklein auch schnell, so fließt es sicher und leicht trotz einem Künstler, der ein Notenblatt vor Augen hat. Kurz kein Pfuscher und Stümper in der edlen Kunst des Gesanges ist unter ihnen zu finden. Und gerade sind oft die kleinsten Vögel, deren Röckchen schlicht und einfach ist und auf nichts Besonderes schließen läßt, am meisten ausgezeichnet. Wer würde, wenn er das Aeußere zum Maßstab anlegen wollte, in der Nachtigall, Lerche, Grasmücke, dem Schwarzköpfchen, der Amsel und Drossel die angenehmen Stimmen vermuthen! Und wie weit bleibt ihr Gefieder hinter dem schmucken Federwerke des Eisvogels und des Wiedehopfes zurück! An die prächtigen Farben des Kolibri, Paradiesvogels, Fasans, Pfaues und Papageies will ich noch nicht einmal denken. Doch vermißt unser Auge auf Kosten des Ohres diese bunten

Farben gern; jedenfalls möchten sich Wenige finden, welche diese glänzenden Ausländer mit ihrem Geschrei gegen unsere lieblichen Sänger eintauschten. Daß unter diesen auch recht schöne sind, weiß Jeder. Was ist am Gefieder des Buchfinken, der Meise, des Rothkehlchens, Gartenrothschwänzchens oder Distelfinken auszusetzen! Hat letzteren der liebe Gott nicht so schön bunt in die Welt fliegen lassen, wie einen unter den Vögeln! Auch die flüchtigen leichten Bewegungen und das geschäftige Wesen unserer Lieblinge ist angenehm und unterhaltend. So geschickt, wie sie, liest keines Menschen Hand die Raupen von Baum und Hecke, fängt Niemand die zudringlichen Mücken, Käfer und ähnliche ungebetene Gäste weg. Daher sollte man glauben, die Menschen würden die Singvögel als brauchbare Gehülfen zur Vertreibung des Ungeziefers überall schonen und hegen; aber leider danken sie diesen Thierchen für diesen wichtigen Dienst, wie für die heiteren Liedchen, oft sehr schlecht. Unverständige Knaben heben ihre Nester aus, fangen und verscheuchen die Alten und es ist sich zu wundern, daß in manchen Gärten oder im Felde eine Brut glücklich zum Ausfliegen kommt. Eher sollte man die Elstern nicht zu sehr aufkommen lassen, welche Feinde der Singvögel sind. Das Einsperren dieser in Käfige ist eine Unnatur, da sie sich selten oder gar nicht zähmen lassen und bei der häufig schlechten Pflege nicht lange in der Gefangenschaft ausdauern. Jedenfalls kann man sich an ihrem Gesange im Freien eben so gut, wo nicht noch mehr erfreuen, als wenn sie solchen im engen Kerker hören lassen. Viele Singvögel überwintern bei uns, andere sind Zug- oder Strichvögel.

17. Der Walfischfang.

Der grönländische Walfisch, welcher in jetziger Zeit, wo man ihn zu Tausenden jährlich fängt, höchstens nur 100 Fuß lang und 100,000 Pfund schwer wird, früher aber bis zu 200 Fuß Länge und 80 Fuß Breite angetroffen wurde, ist die größte Walfischart und führt daher auch diesen Namen insbesondere. Die übrigen kleineren Gattungen sind: der Finnfisch, Potfisch, Hornfisch 2c. Auf die Walfischjagd gehen eben jährlich im Sommer nahe an 400 Schiffe und durchkreuzen das Eismeer nach allen Richtungen, so weit als möglich. Ein Walfisch hat ungefähr den Werth von 6000 Gulden im Durchschnitte, und man hat den Holländern nachgerechnet, daß sie innerhalb 46—50 Jahren über 200 Millionen Gulden allein durch den Walfischfang verdienten. Man rüstet dazu gewöhnlich große und starke Schiffe aus, weil kleine Schiffe die Gewalt des Eises nicht aushalten können. Das große Schiff wird außerdem noch von sieben bis neun und oft noch mehr Schaluppen begleitet. Zwei bis drei von diesen besetzt der Kapitän mit den stärksten, erfahrensten und beherztesten seiner Leute, und sobald er einen Walfisch in der Ferne wahrnimmt, schickt er sie ihm entgegen. Mit der größten Behutsamkeit — denn entweder flieht der Fisch, oder er schleudert durch einen Schlag seines Schwanzes das Fahrzeug in die Höhe und um — also behutsam rudern sie an die Seite des Thieres, so nahe als möglich. Sind sie etwa nur dreißig Fuß davon entfernt, so wirft der Harpunirer, der vorn im Schiffe steht, die Harpune, d. i. einen spitzen, fünf bis sechs Schuh langen und vorne mit

Widerhaken versehenen Wurfspieß, dem Fische in den Leib. Ein langes Seil, das am Wurfspieße befestigt und an der Spitze der Schaluppe um eine Rolle gewunden ist, können die, wahrhaft jetzt nicht säumenden Schiffer kaum so geschwind nachgehen lassen, als das Thier nun in den Grund eilt. Ist das Seil, das indeß meist über 600 Ellen mißt, nicht lang genug, so befestigen sie daran noch ein anderes mit einem ausgehöhlten und wohlverstopften Kürbis, den sie in's Wasser fallen lassen, und geben nun genau auf dessen Bewegung acht, damit sie wissen, wo das Ende des Seiles und der Walfisch sich befinden. Noch vor Verlauf einer Viertelstunde kommt der Fisch wieder in die Höhe, um Luft zu schöpfen, und er wird dann weiter durch Harpunen und Spieße so lange verfolgt, bis er sich verblutet hat. Darnach ragt er wie eine kleine Insel hoch über die Wasserfläche, und seine Jäger suchen eben deßhalb nun zunächst seinen Luftschlauch zu durchstechen, damit er wieder um ein Beträchtliches sinke und sie ihn bequemer besteigen können. Zu diesem Behufe werden Taue um den Schweif geschlagen und es spannen alle Schaluppen sich vor, um das Thier an die Seite des Hauptschiffes zu ziehen. Hier beginnt zuerst die Zertheilung. Matrosen, die den Fisch besteigen, hauen mittelst eigens dazu gefertigter, scharfer Metzgerbeile vor Allem den Speck und die Oberkiefer oder Barten ab, auch wohl noch den Unterkiefer, aus denen gewöhnlich von selbst ein ganzes Faß des feinsten Thranes rinnt, der auch viel theurer bezahlt wird als der, welcher erst durch Aussieden des Speckes gewonnen wird.

Ist der Fisch genug zerhauen, so wird das Uebrige, der Rest, in Stücken auf's Schiff gezogen. Ein Fisch ist genug Ladung für das ganze Schiff. Sofort geht es daher nach einer der Küsten Spitzbergens, Grönlands, Islands oder Norwegens. Hier sind Siedereien, wo man den Speck sogleich ausläßt, den Thran in Fässer füllt und sogleich durch parat liegende blose Transportschiffe, sammt den ungeheueren Gräten, Rippen und Kiefern, die zu allerhand Geräthschaften verarbeitet werden, nach Hause schickt. Der Jäger, so heißt das zum Fange bestimmte Schiff, zieht, ist Alles gut gegangen und noch Zeit genug übrig, abermals zum Kampfe aus und treibt sein großartiges, aber gefahrvolles Geschäft fort, bis Kälte eintritt, das Eis mehr herunter in's Nordmeer dringt und er nun ebenfalls, meist zuletzt noch mit einer Menge von Seehunden und Stockfischen beladen, den Weg nach der Heimath antreten muß, um dort bis zum nächsten Frühjahre voller Ruhe zu pflegen, sowie seinem Herrn Rechnung von dem oft unglaublichen Gewinne abzulegen, den er durch seinen kühnen Zug machte. Die kleineren Fische, gewöhnlich aus der Stockfischgattung, sind gleich nach dem Fange ordnungsmäßig entweder eingesalzen oder getrocknet und in Fässer oder Kisten gepackt worden.

Mehr als sie aber wird von den Ausrüstern eines Walfischjägers geschätzt, wenn letzterer das Glück hatte, und das fehlt selten, nebenbei auch den einen oder anderen Potfisch zu fangen. Dieser Fisch, obschon beiläufig 40 Fuß lang, hat doch im Ganzen wenig Speck, aber in seinem großen Hirnkasten, der fast die Hälfte des ganzen Körpers einnimmt, das Walrath, ein helles öliges Mark, dessen aus einem einzigen Kopfe oft mehr als zwanzig Tonnen gewonnen werden, und das präparirt, viel von den Apothekern als erweichendes Mittel zu Salben und Pflastern, auch bei Brustkrankheiten, Durchfall und Ruhr, sowie zur Verbesserung des Brennstoffes der Wachskerzen gebraucht wird. Auch der noch kleinere Cachelot macht viele Freude wegen des Ambra, der von ihm gewonnen wird, über dessen Ursprung man aber bis jetzt noch nicht im Reinen ist. Gewöhnlich

findet man ihn in unförmlichen Massen von verschiedener Härte, Schwere und Größe, theils schwimmend auf dem Wasser, theils im Ufersande, am häufigsten aber und in der größten Quantität im Blinddarme des Fisches, doch auch immer nur, wenn dieser abgezehrt, krank oder gar schon todt ist. Ein munterer, gesunder Cachelot hat keinen Ambra bei sich, wenn er gefangen wird, zumal derselbe das Eigenthümliche hat, daß er bei seinem gewaltsamen Tode durch Harpuniren Alles, was er im Magen hat, tonnenweise von sich gibt. Noch in den Eingeweiden steckend, hat der Ambra ganz das Aussehen und den widerlich strengen Geruch mancher anderen Theile des Thieres, und der aus dem Wasser gefischte duftet gar nicht. Seinen Wohlgeruch erhält er erst durch das Erhärten. Als Arznei verwendet hat er erquickende, belebende und stärkende Kräfte, ohne zu erhitzen. In der Barbarei sollen, wie man von namhaften Naturforschern hört, die Reichen durch mäßigen Genuß des Ambra ihr Leben ungleich länger fristen, als dort die Armen, so daß sie ein Alter erreichen, wie es in Europa zu den größten Seltenheiten gehört.

18. Einheimische Raubthiere.

Die Spitzmaus halten wohl die Wenigsten für ein Raubthier, gleichwohl stimmt sie in der Art ihres Gebisses mit den übrigen Raubthieren überein, und was ihre Nahrung betrifft, so lebt sie wie diese von Thieren, natürlich kleinen, wie Würmern, Larven und Insekten, verschmäht auch Fleisch nicht, wenn sie solches haben kann; Körner aber frißt sie nicht. Wegen ihres Bisamgeruches wird sie von der Katze nicht gefressen. Mehr schädlich wird der Maulwurf dadurch, daß er beim Aufsuchen seiner Nahrung, die in Regenwürmern und Engerlingen besteht, den Boden unterwühlt, dadurch die Pflanzenwurzeln zerreißt und lästige Erdhaufen auf Wiesen aufwirft, weßhalb er auch in eigenen Fallen gefangen wird. Jedenfalls wird der von ihm angerichtete Schaden durch Vertilgung der dem Feldbau nachtheiligen Thiere reichlich ersetzt, und dies sollte beim Fange des Maulwurfs nicht vergessen werden. Das Wiesel, ein Feind desselben, sowie der Ratten, Mäuse und wie man glaubt auch der Schlangen, Eidechsen und Frösche, ist auf Feldern ein nützliches Thier; in den Häusern aber vergreift es sich am Geflügel und dessen Eiern, die es unter dem Kinn forträgt. Seine Blutgier und Gefräßigkeit sind größer, als bei allen Raubthieren. Es klettert vortrefflich, ist gewandt und muthig. Schlafende Hasen und Vögel tödtet es in Menge. Dies thut auch der Iltiß oder Ratz, dem aber auch Honig und Fische sehr gut munden, daher er im Winter an Bächen den Forellen auflauert und oft die Bienenstöcke umwirft und den Honig verzehrt. Man fängt ihn in Fallen und Tellereisen, wobei er sich oft das Bein abbeißt, um zu entkommen. Er besitzt unter allen Säugethieren das zäheste Leben. Der Igel wird häufig von den Menschen verfolgt und getödtet, während er doch sehr nützlich ist, indem er schädliche Thiere verzehrt. Er ist nicht nur merkwürdig durch die stachelige Haut, sondern auch dadurch, daß ihm heftige Gifte, sowie der Biß giftiger Schlangen, wie der Kreuzotter, nicht schaden. Würde er

keinen Winterschlaf halten, so könnte er wohl gezähmt und wie die Katze benützt werden. Nach der Art seiner Nahrung wäre er dieser noch vorzuziehen. Von Meister Reinecke Fuchs läßt sich so Lobenswerthes nicht sagen. Er stellt wohl den Mäusen fleißig nach, nimmt auch im Nothfall mit Heuschrecken, Fröschen, Ratten, Schnecken u. dgl. vorlieb; lieber aber hat er Hasen, Hühner, Gänse, junge Rehe, selbst Schwäne sind ihm nicht zu groß. Wegen seiner Raubsucht verfolgt man ihn überall; sein Pelz ist geschätzt. Von seiner List erzählen Fabeln und Geschichten viel Pfiffiges und Spaßhaftes, was zum Lesen recht unterhaltend ist, von ihm aber in Wirklichkeit nie ausgeführt wurde. Häufig werden die Füchse von der Wuth befallen, in welcher sie Menschen und Thiere beißen und somit Unglücksfälle veranlassen. Wölfe, Luchse, Bären und wilde Katzen sind in Deutschland Seltenheiten; erstere statten in strengen Wintern von Frankreich aus den Rheingegenden bisweilen einen Besuch ab, erhalten aber in der Regel eine unfreundliche Aufnahme, die nach Pulver riecht.

19. Die Hausratte.

Die Hausratte ist unter den schädlichen Thieren in Wohnungen das lästigste, und da sich Häßlichkeit mit Schaden in ihr so auffallend paaren, zugleich das abscheulichste. Die Mäuse, obgleich eben auch nicht beliebt, haben wenigstens bei ihren schlimmen Eigenschaften etwas Zierliches und werden von einzelnen Liebhabern gezähmt, namentlich die weißen mit den rothen Augen; deßgleichen sind mit Ausnahme des Hamsters die übrigen Nagethiere, wie Kaninchen, Hasen, Eichhörnchen und Meerschweinchen nicht unbeliebt und werden zum Vergnügen gehalten oder doch gern gesehen. Die Ratte aber beleidigt durch ihre widerliche Gestalt und ihr wildes Wesen das Auge und würde solches thun, falls sie die bekannte Gefräßigkeit und Raubsucht nicht besäße. Es gibt zwei Arten derselben, die schwarzgraue mit aschgrauem Unterleibe und die gelblichbraune, welche größer als jene ist. Erstere wird immer seltener, da diese sie verdrängt. Die braune, auch Wanderratte genannt, war früher in Europa unbekannt und kam im Jahre 1727 nach einem Erdbeben in großen Schaaren aus Asien, schwamm über die Wolga, verbreitete sich in kurzer Zeit über Europa, und da sie ebenso Schiffe wie Häuser bewohnt, erschien sie als unwillkommner Eindringling auch in Amerika und auf den Inseln des stillen Meeres. Ueberall ist sie zur ernstlichen Plage geworden, und dies um so mehr, da ihre Vermehrung ungewöhnlich stark ist; denn sie wirft zwei- bis dreimal im Jahre ein Dutzend Junge. Diese Ratte ist stark und keck, greift junge Hühner und Gänse an und tödtet selbst Lämmer in den Ställen; in der Nähe des Wassers, wo sie häufig in Mühlen und Gerbereien haust, geht sie auch an Fische. Ueberhaupt zieht sie thierische Stoffe allem Andern vor, reißt aber auch Getreidesäcke auf, frißt Eßwaaren in Küche und Keller und verschmäht sogar

Unrath nicht. Muthig vertheidigt sie sich gegen Katzen, Hunde und selbst gegen Menschen. Daß man ihr mit Gift und Fallen zu Leibe geht, ist nöthig; gleichwohl reichen diese Mittel in einzelnen Fällen nicht aus. Die merkwürdigste Rattenjagd wurde 1849 in Paris veranstaltet, wo man nach geordnetem Plane und mit Anwendung probater Mittel innerhalb drei Tagen in den Kanälen der Straßen 250,000 Stück fing, und doch war diese Zahl nach oberflächlicher Schätzung noch nicht die Hälfte deren, welche man noch zu fangen hatte. Die abgezogenen Häute wurden an Kürschner verkauft, und der Erlös war das geringe Schmerzensgeld für so viele von ihnen erlittenen Plagen. Ebenso wurde 1853 in Gotha ein ähnlicher Vertilgungskrieg gegen diese schädlichen Thiere veranstaltet. Einen gräulichen Anblick gewährt der Rattenkönig, welcher entsteht, wenn ein Nest voll junger Ratten sich mit den Schwänzen verflechtet, welche endlich dergestalt zusammen wachsen, daß sie nicht mehr auseinander gehen.

20. Die Fledermaus.

Da graust es Manchem, wenn er nur den Namen Fledermaus hört, als ob sie ihm schon im Haare säße; denn der Fleder- oder Speckmaus sagt man viel Böses nach, und sie verdient es doch nicht. Schön ist sie freilich nicht, die flatternde Maus. Ihr Körper ist mit grauen Haaren bewachsen, die kurz sind, wie bei den Mäusen, die nicht fliegen können. Er ist etwas fettig, damit die Feuchtigkeit davon abläuft, wenn diese Thiere bei Regen oder starkem Thaufalle ihrem Geschäfte nachgehen müssen. Sie haben vier Füße, wie andere Mäuse, aber die Zehen ihrer Vorderfüße sind viel länger als der ganze Leib. Zwischen den Zehen ist eine braune, fettige Haut ausgespannt, und ebenso zwischen den Vorder- und Hinterbeinen. Eine ähnliche Einrichtung sehen wir bei den Gänsen, Enten und anderen Schwimmvögeln; diese haben zwischen ihren Zehen eine Haut, mit der sie im Wasser rudern. Man nennt diese Haut bei den Wasservögeln die Schwimmhaut, bei der Fledermaus die Flieghaut, weil sie mit ihr fliegt. Sie bewegt ihre Flughäute so kräftig und schnell, daß sie ziemlich geschwind und ausdauernd fliegen kann. Am liebsten fliegt sie an warmen Abenden umher und fängt dann Maikäfer, Nachtschmetterlinge, Fliegen u. s. w., nimmt davon noch einige mit nach Hause, damit sie bei üblem Wetter, wo sie nicht auf Nahrung ausfliegen kann, Etwas zu beißen hat. Ihr Appetit ist sehr groß und nicht immer bekommt sie zur Sättigung genug. Es ist aber nicht wahr, daß sie in die Kamine und Fleischkammern fliege und den geräucherten Speck anfresse; man hat eingesperrten Fledermäusen den schönsten Speck vorgelegt, aber sie rührten ihn nicht an und wären verhungert, wenn man ihnen nicht Fliegen und Käfer gegeben hätte. Sie nützt also durch ihre Gefräßigkeit und schadet nicht im mindesten. Den Tag über schläft sie in einem Schlupfwinkel, in

einem Mauerloche, in hohlen Bäumen, Felsenspalten u. s. w. Im Winter sind ihrer gewöhnlich viele beisammen und schlafen ihren Winterschlaf gemeinschaftlich; denn diese Thiere erstarren bei der Winterkälte, wie noch manche andere. Sie hüllen sich dann in ihre Flughaut ein, wie in einen braunen Mantel, und hängen sich mit der scharfen Kralle an ihren Vorderfüßen auf. An lauen Winterabenden macht jedoch die eine und die andere einen Ausflug und schaut sich nach Futter um. Sie sehen nicht gut, hören aber um so besser. Wenn sie hinter sich eine Mücke summen oder einen Käfer brummen hören, so kehren sie schnell um und greifen mit den Zähnen zu.

21. *Das Rind.*

Kein Thier gewährt dem Menschen so mannichfaltigen Nutzen, wie das Rind. Seine Stärke erleichtert dem Ackersmann die Bearbeitung des Bodens, in den er im Schweisse des Angesichts den Samen streut; es zieht ihm den Segen der Aernte auf dem Wagen zur Scheuer und Keller, liefert seinem Felde den unentbehrlichen Dünger, ernährt mit Milch, Butter, Käse und Fleisch Länder und Reiche von Millionen Bewohner, kleidet sie mit seiner Haut und befriedigt durch Talg, Hörner, Klauen, Knochen und Knorpel viele andere ihrer Bedürfnisse. In Betracht dieser Wichtigkeit ist klar, dass ein guter Rindviehstand einen grossen, wo nicht den grössten Theil des Reichthums oder der Wohlhahenheit der Bewohner eines Landes oder einzelner Gegenden desselben ausmacht, und sehr begreiflich ist es, dass nicht nur der Aelpler, sondern auch der Bauersmann in der Ebene einen Stolz darein setzt, schöne Kühe zu haben. Reinlichkeit im Stalle, Ordnung im Füttern und gute Behandlung des Rindviehes bei der Arbeit sind zu dessen Gedeihen unerlässlich; leider wird aber oft vielfach dagegen gefehlt. Nicht selten ist es empörend zu sehen, wie Mancher in roher Weise seine Kühe und Ochsen vor Wagen und Pflug mit Geiselhieben, Stössen und Fusstritten traktirt und an ihnen zum sträflichen Thierquäler oder Uebelthäter wird, der eher als sein Vieh die Zuchtruthe verdient. „Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes," sagt die heilige Schrift, und wenn sie damit den Menschen überhaupt auf die Pflicht aufmerksam macht, gegen Thiere nicht grausam zu verfahren, so liegt diese um so näher bei Denen, welche ihm Gott zu so wichtigen Diensten gab, und ohne die sein Leben dürftig, wo nicht gar unmöglich wäre. Ich will noch ein Wort weiter hinzufügen. Wer sein Herz durch Grausamkeiten gegen Thiere verhärtet, übt auch später rohe Gewaltthätigkeiten an seinem Nebenmenschen aus, und das Leben vieler Verbrecher, die im Zuchthause oder auf dem Schaffote endigten, gibt traurige Belege hiefür: in der Jugend verübten sie gottloser Weise an Vögeln, Hausthieren u. s. w. strafwürdige Quälereien, älter geworden, legten sie Hand an Menschen!

Gestalt, Nahrung, Lebensweise und Gewohnheiten des Rindviehes sind bekannt; letztere beiden lassen sich am besten beobachten, wenn es auf der Weide ist. Das ihm eigenthümliche Wiederkauen ist so bezeichnend, dass man das Rindvieh auch Wiederkäuer nennt. Diesen Namen haben übrigens auch noch andere Hausthiere, sowie wildlebende, weil sie dem Rind hierin ähnlich sind. Zucht und Klima haben dieses Thier im Laufe der Zeit sehr verändert, daher es in

vielen Abarten vorkommt. Als die vorzüglicheren Kühe sind zu nennen: die schweizer Kuh von schwarzer Farbe mit nach aussen gebogenen Hörnern, die friesländische Kuh, roth von Farbe, Hörner nach vorne gebogen, dann folgen die oldenburger, dänischen, polnischen und englischen Kühe. Wild kommt das Rind nirgends mehr vor, verwildert nur in Südamerika, wo es ursprünglich fehlte, nach seiner Einführung durch geringe Aufsicht der Besitzer erst herrenlos umherlief, später sich aber zu Heerden vermehrte und zum Gegenstand der Jagd wurde. Auch der Hund und das Pferd sind dort verwildert. Eine Plage des Rindviehes sind die Bremsen und noch mehr die Dasseln; letztere den Hummeln ähnliche Insekten legen ihre Eier in seine Haut, wodurch Beulen entstehen, worin sich die Maden entwickeln. Kühe, Kälber und Ochsen kennen ihre Peiniger am Gesumme und springen, wenn sie eines dieser Insekten hören, mit aufgehobenem Schwanze wie rasend davon. Eine sehr gefährliche Rinderkrankheit, der Milzbrand, richtet wie eine Pest oft in einzelnen Gegenden grossen Schaden an und kann nur wie andere Seuchen durch Absperren an weiterer Verbreitung verhindert werden. Minder nachtheilig ist eine Krankheit der Kühe, die Kuhpocken, die sich zuweilen an den Eutern derselben zeigt. Sie gab Veranlassung zum Impfen, wodurch einer der furchtbarsten Seuchen, den Blattern, ihre Gewalt genommen wurde.

22. Das Pferd.

Am Pferde hat der Mensch einen der gelehrigsten Zöglinge unter den Thieren gefunden, dessen spätere Leistungen die aufgebotene Mühe und Geduld überreich belohnen. Ohne besondere Vorliebe für irgend eine Thätigkeit fügt es sich in der Jugend der Abrichtung zu den entgegengesetztesten Zwecken, ist bald in der ihm bestimmten Thätigkeit heimisch und führt sie musterhaft aus. Deßwegen sehen wir es in der Reitbahn nach dem Willen seines Reiters und Lenkers die verschiedenartigsten Lauf- und Gangarten, Bewegungen und Wendungen sicher und zierlich ausführen; wir erstaunen über seine Gefügigkeit und Dressur bei Kunstreitern, mit denen es die unstäte Lebensweise theilt und auf Erwerb ausgeht, jedoch ziemlich gleichgültig den ihm gezollten Beifall hinnimmt; es begegnet uns auf dem Exerzierplatze, bald in der geschlossenen Reihe, sich ruhig verhaltend, bald in gestrecktem Laufe den Kavalleristen zum beabsichtigten Ziele tragend. Mit gemessenem Schritte folgt das edle Thier dem Takte des lustigen Marsches, stellt sich im Kraftgefühle auf die Hinterbeine, kehrt aber bald nach des Reiters Wille ohne besondere Störung zur Ordnung. Und auf der tobenden Wahlstatt, wo über die Geschicke der Reiche und Völker entschieden wird, mitten im Getümmel der Schlacht, unter dem Donner der Feuerschlünde, unter Rauch, Sturm und Lärm, wo alle anderen Thiere zurückweichen oder wüthend werden, da steht das heldenmüthige Roß ohne Furcht und Flucht und selbst seiner Wunden nicht achtend. Treu steht es zur Fahne, der sein Reiter geschworen, eilt selbst, in Gefangenschaft gerathen, beim Signalruf der Seinen den wohlbekannten Reihen zu, die ihm aufgebürdete fremde Herrschaft fliehend.

Wie ganz anders aber erscheint neben dem leichten, gewandten Reitpferde dessen Bruder vor dem beladenen Wagen, dem Pfluge oder gar als Lastträger! Die harte Arbeit hat ihm ein schwerfälliges Wesen gegeben; sein Kopf ist gesenkt, der Schritt nicht im entferntesten anmuthig; kurz es kündigt in Allem den nützlichen Arbeiter an, dessen Tagewerk anstrengend ist. Mit auf- und abwärtsgehenden Bewegungen des Kopfes und den Hufspitzen zuerst auftretend, zieht es erstaunliche Lasten; oft fahren unter der Wucht seiner Tritte die Feuerfunken aus dem Pflaster, zumal wenn es eine schwere Ladung gegen eine Anhöhe zu ziehen hat, wobei es im Eifer die Schritte beschleunigt. Leider fällt manchen Fuhrleuten der Wahlspruch, den man dem Pferde in den Mund gelegt hat, im ganzen Leben nicht ein: Den Berg hinauf treib' mich nicht, den Berg hinab reit' mich nicht, und auf dem Gleichen (ebenen Boden) schon' mich nicht! Das Erste ist besonders zu beherzigen. Ueberhaupt sollte diesem Thiere die Fortbringung ungebührlicher Lasten nicht zugemuthet werden; denn ungeachtet seiner Größe, Raschheit und Stärke ist es von sehr empfindlicher Gesundheit und ebenso leicht Krankheiten aller Art unterworfen, wie der Mensch. Wird dies bei seiner Behandlung während der Arbeit übersehen, ist gar seine Pflege und Wartung ohne sorgfältige Aufmerksamkeit und strenge Regelung; so altert und verkümmert das Pferd vor der Zeit, natürlich zum Schaden seines Herrn.

Schon seit den ältesten Zeiten wurde das Pferd von dem Menschen in Dienst genommen und folgte ihm in alle Länder; es war ihm nebst dem Hunde ein treuer Bundesgenosse bei Eroberung der Weltherrschaft, wurde seiner Brauchbarkeit, Anmuth und Schönheit wegen sein Liebling, Gefährte und damit Theilhaber an Wohl und Wehe seines Lebens. Die Pferdezucht beschäftigt als Quelle des Wohlstandes die Einwohner ganzer Landstriche; Staatsregierungen widmen der Veredlung durch Gestüte gebührendes Augenmerk und der Künstler stellt das Pferd in Bild und erhabener Arbeit vielfach dar. Die schönste und edelste Race ist das arabische Pferd, welches in Mesopotamien und Syrien zu Hause ist; auf dieses folgt das marokkanische Pferd. Aus einer Vermischung beider entstand das englische Pferd, dessen geschätzteste Sorte die sogenannten Vollblutspferde sind. Unter den deutschen sind die friesischen, Holsteiner und Mecklenburger Pferde die vorzüglichsten. Wilde Pferde kommen wohl nur noch in dem mittleren Asien vor, verwilderte trifft man in den Steppen Südrußlands östlich vom kaspischen Meere, in Nordafrika und Südamerika an. Ein berühmter Reisender [1]) gibt uns von letzterem folgende Schilderung: „Wenn unter dem senkrechten Strahl der niebewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert.

---

1) Humboldt.

Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der Fischer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Die heiße, staubige Erde vermehrt die erstickende Luftwärme. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind aufschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht sich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus oder hängen sich an ihrem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit mannichfaltigen Kräutern und Gräsern. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse ihres Lebens. Schwellen aber allmälig die Flüsse, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit dem Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen."

Zweiter Abschnitt.

Naturlehre.

1. Der Magnet.

Das grauschwarze Eisenerz, welches unter dem Namen **Magnetstein** bekannt ist und eisenhaltige Gegenstände anzieht, fand man zuerst etwa 500 — 600 Jahre v. Chr. bei der Stadt Magnesia in Kleinasien. Seitdem hat man es ziemlich verbreitet in vielen Ländern angetroffen, namentlich ist Schweden reich daran und es kommt in

jedem Basaltgestein vor, jedoch in so kleinen Gaben, daß sie obige Wirkung kaum wahrnehmen lassen. Nebst der Anziehung von Eisen ist der Magnetstein noch merkwürdig dadurch, daß er diese Eigenschaft blanken, eisernen, besonders stählernen Stäbchen, wie Stricknadeln mittheilt, wenn solche in geeigneter Weise damit bestrichen werden; dabei verliert er nichts von seiner ursprünglichen Kraft und es lassen sich sonach mit einem Magneten beliebig viele andere erzeugen. Diese künstlichen Magnete sind am meisten im Gebrauch; so dienen sie zur Unterhaltung der Kinder; denn einem solchen Stäbchen folgen auf Wasser schwimmende Fischchen und Schwäne von lackirtem Eisenblech, die ein Stückchen magnetischen Eisendraht im Munde haben. Da die Anziehungskraft eines Magneten durch Papier, Glas und Holz wirkt, so dient er Taschenspielern zur Ausführung von Kunststückchen, wohl auch zu Täuschung und Betrug Unwissender. Eine wichtigere Anwendung dieser Kraft machte man in Nadelfabriken, wo die Gesundheit der Arbeiter durch das Einathmen der staubartigen Eisenfeilspäne sehr angegriffen wird; daselbst angebrachte Magnete ziehen dieselben an und der Nachtheil ist beseitigt. Am folgereichsten aber wurden die Magnetstäbchen durch die auffallende Eigenschaft, unter allen Himmelsstrichen, in der Luft, wie in den Gruben der Bergwerke und zu jeder Tageszeit mit dem einen Ende oder Pole stets nach Norden, mit dem anderen nach Süden zu zeigen, sobald sie sich frei drehen können. Diese Neigung in dem leblosen Metalle entging schon in sehr früher Zeit den Chinesen nicht, aber sie hatten keine Ahnung davon, welches unschätzbare Mittel durch diesen Fingerzeig der Natur der Menschheit geboten war. Dem Seefahrer wurde die Magnetnadel später der untrügliche Zeiger, sich zu allen Tageszeiten und bei jedem Wetter in der rechten Richtung nach seinem Ziele zu halten. Kühn steuerte er mit dieser sicheren Führerin auf die hohe See, entdeckte Länder und Inseln, von deren Dasein man vorher weder Kunde, noch Ahnung hatte. Columbus, Vasco de Gama, Magellan und Cook würden gewöhnliche Küstenfahrer geblieben sein, hätten sie des leitenden Compasses entbehrt. Die eben so häufigen Auswanderungen, welche manchen übervölkerten europäischen Ländern so gut zu Statten kommen, die Möglichkeit, Produkte ferner Erdtheile auf Schiffen nach Europa zu bringen und einheimischen Erzeugnissen neue Märkte zu suchen, wodurch unzähligen Menschen Verdienst und Fortkommen zu Theil wird, sind an die unscheinbare Nadel geknüpft. Sie ist gewissermaßen die Brücke geworden über Meeresstrecken, welche der schnellste Dampfer oft in Monaten erst durcheilt. In welchem Zustande von Rohheit und geistiger Armuth traf man die meisten Bewohner der entdeckten Länder an! Der Bildung dahin, besonders durch das Christenthum, mußte die kleine Nadel Wegweiser werden und muß es noch sein, auf daß das Wort des Herrn vom Aufgang bis zum Niedergang, nach Süden und Norden hin verkündigt werden kann. Die Vorsehung wählte als Hülfsmittel dazu eine Naturkraft, deren eigenthümliches

Wesen dem Scharfsinne des Menschen verborgen, aber von seinem Verstande in Dienst genommen, Mithelferin zur Ausführung der wohlthätigsten Umgestaltung und des Fortschrittes unter den Völkern der Erde geworden ist.

Fragen wir nach der Ursache der dem genannten Erze inwohnenden Kraft, so erfahren wir so viel wie nichts; der tiefste Forscher ist ihr noch nicht auf die Spur gekommen. So viel hat sich durch Beobachtungen herausgestellt, daß im Eisen ohne Unterschied die magnetische Kraft vorhanden ist, aber gleichsam wie gebunden; sie zeigt sich aber wirksam, wenn sie erregt wird und die Vermuthung ist nicht ungereimt, daß der Erdkörper selbst ein großer Magnet sei. Denn je weiter nach Norden Schiffer und Reisende zu Lande mit der Magnetnadel kommen, desto mehr senkt sich deren nördliche Spitze; der englische Kapitän Roß erreichte im höchsten Norden sogar eine Stelle, wo die Nadel fast senkrecht stand. Dort pflanzte dieser muthige Seefahrer die Flagge seines Landes auf. Nahe an dem Südpole kehrt sich ihre südliche Spitze der Erde zu. Worauf deutet dies hin? Jedenfalls auf eine Anziehung der Erdpole, welche Verwandtschaft mit dem Stäbchen haben; denn wie überall in der lebendigen Natur das Aehnliche sich sucht und findet, so auch hier. Die magnetischen Pole liegen indessen nicht in den eigentlichen Erdpolen; es zeigen auch die Nadeln nicht überall und zu jeder Zeit die strenge Richtung nach denselben an.

2. Das Nordlicht.

Wen hat die Natur im weißschimmernden Winterkleide nicht schon überrascht, wenn nach tagelangem Duftnebel endlich die Sonnenblitze aus dem dunkelen Gewölke schießen und die mit Eiskrystallen beschwerten Zweige der Bäume und Hecken oder die verdorrten Halme auf dem erstorbenen Boden beleuchten, so daß ein Schimmern und Funkeln entsteht, welches an Pracht und Freundlichkeit von der blühenden Erde im Frühlinge und Sommer nicht erreicht werden kann. Aber es herrscht dabei der strenge Winter mit seiner Kälte, seinen kurzen Tagen, seiner Dunkelheit und allem Unbequemen, worüber die Menschen klagen, und wofür sich die Meisten durch den unbeschreiblich schönen Anblick von wenigen Viertelstunden nicht entschädigen lassen wollen. Liebe Freunde, mit Anschuldigungen gegen den Winter seid ihr nicht in gutem Rechte; denn er herrscht bei uns noch als milder Herr und gibt manches Schöne zu sehen, was man nicht übersehen sollte; ungleich strenger dagegen führt er sein Regiment in den Ländern des hohen Nordens, wo er sogar auf Wochen und selbst auf Monate die Sonne gänzlich wegnimmt und Erde und Luft in Dunkel hüllt. „Dort muß es öde und schauerlich sein!" höre ich sagen. Darauf entgegne ich mit ja und nein, wie ihr wollt. Freilich liegt die Welt am Nordpole zur Winterzeit in Dunkel und Erstarrung, und die kälteste Nacht bei uns im Dezember oder Januar ist nicht mit der

langen nordischen zu vergleichen. Das Leben scheint dort dem tödtenden Hauch der Kälte erlegen zu sein; Alles ist todt, starr und still, eine ermüdende Ewigkeit, eine Grabesruhe herrscht in manchen Gegenden dieses Winkels der Erde. Doch was dem Lande an lebendigen Geschöpfen abgeht, das beherbergt das Eismeer in überreicher Fülle und ist dadurch eine unversiegbare Quelle des Erwerbs und der Befriedigung wichtiger Lebensbedürfnisse geworden.

Groß, erhaben und freundlich zugleich zeigt sich die Natur in jenen nordischen Gegenden. Wie in die eisigen Nebel unserer Wintertage der Sonnenblick leuchtet und ringsum tausendfachen Widerschein erweckt, so strahlt in die lange Polarnacht das majestätische Nordlicht. Sieh, es steigt über die verzauberte Eiswelt eine schwarze Wolke empor, woraus hier und dort ein langer Lichtstrahl aufzuckt und über den Himmel dahin schießt; dazwischen spielen rothe, gelbe und blaue Flammen. Jetzt einen sich die Strahlen zu einem Bogen, der sich wie ein Diadem um den Horizont legt. Die Flammen werden lebhafter, sie fahren auf und ab, verbinden und trennen sich, schwinden und tauchen wieder empor, bilden durchbrochene Kronen, Thurmruinen, Lichtgewinde, entblätterte Wälder; denn rastlos schießen, wogen und schwimmen die Lichtstrahlen durcheinander. Endlich erlischt die ganze Erscheinung. Doch sieh, dort zuckt wieder ein Strahl empor, jetzt noch einer, ein neuer Lichtbogen bildet sich; auch er erlischt plötzlich, um einem neuen Platz zu machen, der wieder seine blutrothen, smaragdgrünen, himmelblauen und goldgelben Strahlen spielen läßt, bis sich die Strahlen zu einer glänzenden Krone einigen und das ganze Zauberspiel in einigen Minuten in Dunkel und Nacht schwindet. Das Nordlicht vollendet die an Schönheiten und Großartigkeit anderer Art so reiche Gegend des Nordpols. Es läßt den Widerschein seiner bunten Lichtspiele tausendfach brechen an den Eiskrystallen der Gletscher, an den Eisburgen und trümmerhaften Säulengängen. Alles scheint sich in Licht auflösen zu wollen. Der Krystall möchte zum Lichtstrahl werden und in's Unendliche fliegen. Ueberall lebt es, funkelt und blitzt es, und über dem Ganzen ruht ein geisterhafter, stiller Schimmer, wie wenn die Auferstehung durch das Grab des Todes hindurch bräche. Dunkle Schatten ruhen neben lichten Höhen, wie finstere Todesschmerzen neben süßen Auferstehungsgedanken. Und mitten in diese Einsamkeit leuchtet das Eisfenster des Eskimo in matt feuerrothem Scheine, um das Wunderbare der Landschaft zu erhöhen. Spähend schleicht der Polarbär um das Eisgebirge, um die unförmlichen Robben zu überraschen oder die Gans im warmen Neste zu erhaschen. Indessen hat die Zauberwelt ein Ende, sie schwindet in Nichts, sobald die lange Nacht dem langen Tage weicht. Denn nun stürzen schäumende Gießbäche von den Bergen, nun drängen die Meereswogen und sprengen die fesselnde Eisdecke.

Da die Magnetnadel bei lebhaften Nordlichtern von selbst in Schwankungen geräth und der herrliche Lichtschein in der Richtung

entsteht, wo der magnetische Pol liegt, so wird er der Wirkung des Magnetismus der Erde zugeschrieben. In manchen Winternächten reicht der Schein der Nordlichter bis zu unsern Gegenden. Am Südpol zeigen sich die Südlichter, von denen wir aber wegen der Rundung der Erde und der großen Entfernung nichts wahrnehmen können.

3. Die Elektricität.

Bekanntlich ziehen Siegellack, reines Glas, Bernstein, Schwefel und Harz, wenn sie mit einem trockenen Wollentuche stark gerieben werden, kleine Papierstücke, Fäden, Kork, Goldschaum, Federchen oder Stückchen Stroh an, die auf einen Tisch gestreut sind, wenn man die geriebenen Körper nahe darüber hält. Doch nicht lange bleiben sie daran hängen, sondern wie die Anziehung rasch, gleichsam wie im Ruck erfolgte, so werden sie wie durch einen Stoß fortgeschnellt. Diese auffallende Erscheinung wird durch die Elektricität hervorgebracht, welche durch die Reibung in den genannten Stoffen frei wird und sich alsbald thätig zeigt. Wird einer derselben im Dunkeln stark gerieben, so bemerkt man an seiner Oberfläche einen leuchtenden Schein und ein lebhafter Funke fährt wohl auch unter Knistern daraus, sobald man ihr den Knöchel eines Fingers oder ein Stück Metall nähert. Sind die oben angeführten Stoffe nun wohl die einzigen, in denen die merkwürdige Kraft schlummert, welche durch Reiben erweckt werden kann? Keineswegs; denn alle Körper besitzen Elektricität, aber viele nur in so geringem Grade, daß sie der Beobachtung nicht so augenscheinliche Ergebnisse darbieten. Gleichwohl hat man alle Naturkörper in zwei Arten unterschieden, in elektrische und unelektrische, je nachdem sie sich durch Reibung in den Zustand versetzen lassen, an ihnen obige Erscheinungen in sehr merklicher Weise wahrzunehmen oder nicht. Die eingangs angeführten gehören zur ersten Art, zur zweiten aber unter andern die Metalle. Diese sind merkwürdig dadurch, daß sie Elektricität annehmen, wenn sie in die Nähe elektrisch gewordener Körper kommen, sie pflanzen dieselbe fort, was Harz, Glas, Seide, trockene Luft, Guttapercha u. dgl. nicht thun. Dieser Umstand veranlaßte die Benennung Leiter und Nichtleiter. Nebst den Metallen leiten noch besonders alle Flüssigkeiten, Wasserdampf, frische Gewächse, feuchte Erde, der Körper des Menschen und der Thiere.

Durch Versuche und Beobachtungen hat man erfahren, daß es zweierlei Arten von Elektricität gibt, wovon ein und dieselbe Art sich flieht und abstößt, die ungleichen Arten sich aber anziehen und mit einander vereinigen. In allen Körpern kommen beide verbunden vor; ihre Wirkung hört in diesem Falle auf, sie stellt sich aber sogleich ein, falls sie auf irgend eine Weise getrennt werden. Ein sehr passendes Mittel, Elektricität hervorzurufen, ist die Elektrisirmaschine, an welcher eine Glasscheibe mit anliegendem Reibzeuge (ein Katzenpelz oder ein Kissen mit einem Metallgemenge bestrichen) gedreht wird. Die

dadurch aufgeregte Elektricität strömt in einen Metallcylinder, der auf Untersätzen von Glas steht, damit sie nicht entweichen kann. Nähert man dieser mit Elektricität geladenen Walze die Hand, so fährt unter lautem Knacken ein Funken heraus. Mittelst desselben lassen sich sehr leicht verbrennliche Stoffe, wie Spiritus, mit gepulvertem Harz bestreute Watte u. dgl. entzünden, auch wenn sie etwas entfernt von der Maschine sind, sofern ein leitender Draht es dem Funken möglich macht, dahin überzuspringen. Fassen sich mehrere Personen an den Händen und die am einen Ende stehende Person entlockt dem Cylinder einen Funken, so fühlen Alle eine Erschütterung, welche besonders in den Armgelenken stark empfunden wird. Wahrscheinlich findet die Strömung in den Gelenken eine Unterbrechung, wodurch diese Erschütterung hervorgebracht wird. Andere Versuche mit der Elektrisirmaschine, so überraschend, unterhaltend und belehrend sie auch sind, sollen hier nicht aufgezählt werden, da ohne Anschauung und weitere nöthige Erklärung doch keine klare Vorstellung davon erzielt wird. Mündliche Besprechungen können manches hierher Gehörige schon etwas deutlicher machen. Sehen wir dagegen auf das gewaltige Auftreten der Elektricität in der Natur bei einem Gewitter!

Wolken, mit verschiedener Art derselben geladen, nähern sich; gezackte Blitze sprühen daraus zur Vereinigung über, zerreißen im Nu die Dunkelheit des Gewölkes, als spalteten sie mit dem feurigen Strahle die Grundfeste des Himmelsgewölbes. Ihre Länge beträgt oft eine Meile. Sie, sowie die erschütternden Donnerschläge sind im Großen Das, was der Funke und das Knistern bei der Elektrisirmaschine im Kleinen sind. Die Ausgleichung der beiden Elektricitäten geschieht indessen nicht immer innerhalb des Bereiches der Wolken; denn der Blitz fährt häufig zur Erde, in Bäume, Thürme, überhaupt in Gegenstände mit Spitzen und Zacken. Dies beruht darauf, daß die Elektricität der Erde und die der Wolken sich vereinigen, wozu ihnen erhabene Gegenstände als Weg und Leiter dienen. So lange zwischen Blitz und Donner noch einige Sekunden oder Pulsschläge verstreichen, ist keine Gefahr vorhanden. Welche furchtbare Wirkungen der Blitz hat, ist bekannt; er spaltet die stärksten Bäume, zertrümmert in Gebäuden Balken und Pfosten, stürzt Möbel um, schmilzt Metalle. Fährt er in sandigen Boden, so entstehen bisweilen röhrenförmige verschlackte Höhlungen, welche man Blitzröhren nennt. Die Ablenkung des Blitzes von der geraden Bahn wird wahrscheinlich dadurch verursacht, daß vor demselben die Luft nicht schnell genug ausweicht, wodurch er gehindert ist, abspringt und eine andere Richtung nimmt. Der Donner entsteht durch die vom Blitze rasch und auf weite Strecken getrennte Luft; der Widerhall von Berg und Thal trägt zu seiner Verstärkung viel bei. Gewöhnlich strömt der Regen nach einem starken Blitze stärker; dies wird durch eine schnelle Verdichtung des Wasserdunstes durch die elektrische Ausströmung bewirkt. Wie man sich bei einem Gewitter verhalten soll, ist schon S. 149 gesagt worden.

Der Blitzableiter, von dem berühmten Amerikaner Franklin erfunden, schützt Gebäude vor dem Einschlagen, indem das Metall, woraus er besteht, den Gewitterwolken die entgegengesetzte Elektricität aus der Erde zuführt und dadurch eine Ausgleichung veranlaßt, so daß es nicht zum Ueberspringen des Blitzes kommt. Ein gut eingerichteter Blitzableiter schützt einen Umkreis, dessen Durchmesser vierzig Fuß beträgt. Sollte es ungeachtet seiner Thätigkeit zum Blitzschlage kommen, so folgt der zerstörende Funke dem leitenden Metalle und wird, falls die Stange durchweg ohne Hinderniß für ihn ist, ohne Nachtheil für das Gebäude in die Erde geleitet. Blitzableiter von mangelhafter Beschaffenheit sind gefährlich. Zum Schutze der Schiffe dienen eiserne Ketten, welche von der Spitze des höchsten Mastes bis in die See reichen.

Was die Elektricität eigentlich ist, hat noch Niemand angeben können; was wir von ihr wissen, beschränkt sich nur auf die Kenntniß ihrer Eigenschaften und Wirkungen. Daß letztere groß und gewaltig sind, zeigt das Gewitter. Aber welchen Antheil mag sie noch in der Natur an den Veränderungen und Vorgängen haben, die uns tagtäglich umgeben! Wer kann sagen, wie diese Kraft in die Ordnung der Natur eingreift, wo sie bei Gestaltung und Bestand der irdischen Dinge thätig ist! Witterung und Luftbeschaffenheit, Wachsthum und Gedeihen unserer Früchte und vieles Andere, woran unser irdisches Wohl und Wehe geknüpft ist, hängen vielfach von der Elektricität ab. Wohl liegt die Vermuthung nahe, daß sie mit dem Magnetismus einerlei sei, nur in etwas anderer Weise wirkend.

4. Der elektromagnetische Telegraph.

Als die ersten Eisenbahnzüge durch die Länder rasselten und eine Lokomotive wie ein Feuerroß Hunderte von Personen meilenweite Wegesstrecken in der kurzen Zeit einiger Viertelstunden von dannen führte, während sonst mit gewöhnlichem Postfuhrwerke dazu ebenso viele, ja noch mehr Stunden nöthig waren; da war die Verwunderung groß, und Jeden trieb das Verlangen, mit dieser außerordentlich schnellen Reisegelegenheit entweder persönlich bekannt zu werden, oder zu erfahren, wie es möglich sei, an ein und demselben Tage in Frankfurt das Frühstück und in Basel das Abendessen einzunehmen, da doch beide Städte achtzig Stunden von einander entfernt liegen und die Tageszeiten nicht weiter auseinander rücken. Was ist aber die größte Schnelligkeit der Lokomotive in Vergleich zu derjenigen, welche durch den elektrischen Telegraphen erreicht wird, der mit Gedankeneile, ohne das mindeste Geräusch, Nachrichten zu Entfernungen bringt, welche die Wagenzüge erst nach tagelanger Fahrt zu erreichen im Stande sind! Und dies ist noch viel zu gering geschätzt; denn genau betrachtet ist für den elektrischen Telegraphen jede irdische Entfernung so viel wie Nichts, und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, die Erde sei für diese Erfindung zu klein. Denn könnte man den

Mond mit der Erde verbinden, wie zwei Städte, so würde es eine Sekunde dauern, bis dieser 50,000 Meilen lange Raum von einer Nachricht durchlaufen wäre; bis zur Sonne aber währte es ein wenig über acht Minuten. Zwischen Sonne und Erde aber ist, wohlgemerkt! ein Abstand von 20 Millionen Meilen!

Wie wurde es nun dem Menschen möglich, solche unglaubliche Geschwindigkeit in seine Gewalt zu bekommen? Wir wollen hören.

Nicht nur durch Reibung, sondern auch durch Berührung verschiedener Körper kann in ihnen eine Vertheilung der beiden Arten von Elektricität bewerkstelligt werden; namentlich sind auf diese Weise ungleichartige Metalle sehr leicht und wirksam in den elektrischen Zustand zu versetzen. Nehmen wir ein Stückchen Zink und ein Stückchen Kupfer und legen das eine über, das andere unter die Spitze der Zunge so, daß beide Metalle noch aus dem Munde hervorstehen, so erregen dieselben, wenn man sie außer dem Munde in Berührung bringt, im Augenblicke der Berührung einen saueren Geschmack und man sieht dabei im Finstern einen Funken. Diese Erscheinung rührt von der frei gewordenen Elektricität her, welche den Namen Galvanismus hat, weil der italiänische Gelehrte Galvani die Entdeckung machte, daß unter gewissen Umständen durch Berührung zweier verschiedenen Metalle fortwährende Trennung der beiden Elektricitäten hergestellt werden kann. Auffallender wird der Funken, wenn man mehrere Kupfer- und Zinkplatten abwechselnd an einander fügt und zwischen je zwei Plattenpaare ein nasses Filzstückchen bringt. Solcher Weise entsteht die Volta'sche Säule; doch ist zu merken, daß man beide Enden derselben nicht mit ein und demselben Metalle aufhören lassen darf. Damit die Säule fester liege, wird sie in einem passenden Gestelle zwischen Glasstäben aufgeschichtet. An jedem Ende oder Pole ist ein Kupferdraht an die letzte Platte gelöthet; beide sind so lang, daß man sie mit den Spitzen zusammenbringen kann. Geschieht dies, so strömen die am Kupfer- und Zinkpole angehäuften Elektricitäten durch die Drähte zur Vereinigung über. Bei Trennung der Drähte entsteht ein lebhafter Funken; je größer die Säule, desto stärker ist derselbe. Werden die Drahtspitzen in ganz kleiner Entfernung von einander gehalten, so bleibt die Ausströmung dieses Funkens beständig, und die durch ihn erzeugte Hitze ist so groß, daß man in ihr Metalldraht schmelzen kann; sein Licht ist so hell, daß man den Versuch gemacht hat, es zur Straßenbeleuchtung anzuwenden.

Nebst vielen andern merkwürdigen Eigenschaften hat der galvanische Strom auch die, Eisen augenblicklich magnetisch zu machen, wenn er mit ihm in Berührung kommt. Dasselbe verliert aber eben so schnell die magnetischen Eigenschaften, wenn der Strom nicht mehr darauf wirkt. Hierauf beruht die Möglichkeit, sich Jemanden in der Ferne schnell verständlich zu machen. Denken wir uns in Wien ein Stück Eisen in Form eines Hufeisens mit Draht umwickelt aufgestellt, dessen beide Enden bis Darmstadt reichen, und bringen wir das eine

Ende mit dem Kupferpole, das andere mit dem Zinkpole einer galvanischen Säule, welche in letzterer Stadt sich befindet, in Verbindung, so werden die beiden Elektricitäten getrennt ihren Weg durch die Drähte von Darmstadt bis Wien nehmen und sich hier, wo der Draht um das Hufeisen gewunden ist, vereinigen. Dieses wird dadurch alsbald zum Magnete. Liegt unter demselben in geringer Entfernung ein Stückchen Eisen, so wird es sofort von dem magnetisch gewordenen Hufeisen angezogen. Sobald die Drähte in Darmstadt außer Verbindung mit der Säule gebracht werden, verliert jener Hufeisenmagnet seine magnetische Kraft, weil der elektrische Strom jetzt unterbrochen ist, und das angezogene Eisenstückchen fällt davon ab. So oft diese Oeffnung und Schließung der Kette, wie man den galvanischen Apparat mit den Drähten auch nennt, in Darmstadt geschieht, so oft wiederholt sich jener Vorgang in Wien. Diese einfache Bewegung des Stückchens Eisen hat man nun als Mittel zu Mittheilungen benützt, indem es wie ein Anker eingerichtet ist, der in die Zähne eines Rades eingreift, wodurch ein Zeiger bewegt wird, welcher vor einer Scheibe steht. An deren Rand stehen die Buchstaben des Alphabetes. Wenn der Zeiger gehörig gestellt ist, so springt er bei der ersten Schließung der Kette auf A, bei der folgenden Oeffnung auf B, bei der weiteren Schließung auf C u. s. w. Durch eine entsprechende Zahl von Schließungen und Oeffnungen der Kette kann der Zeiger vor diejenigen Buchstaben gebracht werden, welche zu einem beliebigen Worte erforderlich sind. Wenn daher nach unserer Annahme diese Vorrichtung in Wien ist und Jemand daselbst den Zeiger genau beobachtet und sich die durch ihn von Darmstadt angedeuteten Buchstaben merkt, so ist es ihm leicht, einzelne Wörter und aus diesen ganze Sätze zusammen zu setzen. Der Deutlichkeit wegen tritt nach jedem telegraphirten Worte eine kleine, nach jedem Satze aber eine größere Pause ein.

Eine andere Art zu telegraphiren besteht darin, daß ein Hebel aus Eisen, mit einem Stifte versehen, durch die Anziehung des Elektromagneten auf einen fortbewegten Papierstreifen Punkte und Striche eindrückt. Dadurch, daß der Hebel in kleineren oder größeren Zeitabständen auf das durch ein Uhrwerk gleichmäßig fortbewegte Papier Punkte macht, stehen diese verschieden weit von einander ab und haben demnach die Bedeutung als Buchstaben.

Oben war die Rede von zwei Drähten, welche von Wien nach Darmstadt gehen müßten. In der Wirklichkeit sind aber die Telegraphen nicht so eingerichtet; denn es ist nur ein Draht von der einen dieser Städte zur andern erforderlich. Statt des zweiten Drahtes, welcher zur Vereinigung der beiden Elektricitäten noch nöthig ist, wird die Erde oder vielmehr das in ihr enthaltene Wasser als Leiter benützt. Man legte nämlich statt des andern Drahtes eine durch einen Draht mit dem in Darmstadt aufgestellten Apparate in Verbindung stehende Metallplatte in die Erde oder besser in einen Brunnen. Dessen Wasser

steht in Verbindung mit dem Wasser in der Erde und in den Flüssen und leitet den galvanischen Strom vom andern Pole der Säule fort. Mit dem in Wien aufgestellten telegraphischen Apparate ist gleichfalls eine in einen Brunnen gelegte Platte in Verbindung, und so ist dem Strome die Vereinigung in der Erde möglich.

Man hat gegenwärtig nicht nur Orte des Festlandes durch Telegraphenlinien mit einander verbunden, sondern sogar den vermittelnden Draht durch das Meer zwischen England und Frankreich, zwischen Dover und Boulogne, geführt. Derselbe ist von einem Tau eingeschlossen, welches mit Guttapercha überzogen ist. Denn ohne eine gegen Feuchtigkeit schützende Umgebung würde der galvanische Strom aus dem Drahte geleitet werden. Um diese Ableitung zu verhüten, sind die Drähte längs den Eisenbahnen zur Befestigung auch nicht um die Stangen selbst, sondern um thönerne Hütchen auf denselben gewunden.

5. Veränderung der Naturkörper.

In den ältesten Zeiten hatten die Menschen wenige Kenntniß über die inneren Bestandtheile der Körper; sie verarbeiteten, nachdem sie den Gebrauch des Feuers kannten, die Stoffe, welche die Natur ihnen gab, zu allerlei nützlichen Dingen. Sie bucken Brod, machten Wein aus Most, benützten die Milch zu Käse und Butter, machten Glas, Salz, färbten Tücher, schmiedeten und hämmerten Instrumente und Geräthschaften, sprengten sogar Felsen, wie man erzählt, mit Essig u. s. w. Später versuchte man sich in der sogenannten Goldmacherei, d. h. man bemühte sich, aus unedlen Stoffen Gold zu machen. Dies ist aber bis heute noch nicht gelungen, da das Gold ein eigenes metallisches Element ist. Man kam aber bei diesen Versuchen auf manche merkwürdige Entdeckungen. Man erfand das Pulver, das Porzellan, brannte Ziegel, Kalk, Backsteine.

Später entdeckte man allerlei Arzneimittel, Färbestoffe, brannte die herrlichsten Malereien in Glas. In der neuesten Zeit ist man im Zerlegen und Zusammensetzen, im Auffinden und Anwenden der Grundstoffe sehr weit gekommen. Bis jetzt hat man 63 einfache Stoffe entdeckt, welche sich nicht weiter zerlegen lassen, und die man deßhalb Elemente nennt, weil sie die Bestandtheile aller Körper bilden. Von diesen wollen wir die wichtigsten betrachten.

1) Der Sauerstoff oder die Lebensluft ist ein Bestandtheil der meisten Körper, besonders des Wassers und der atmosphärischen Luft, in welchen er mit andern Bestandtheilen verbunden vorkommt. Rein ist er schwerer als die gewöhnliche Luft, ohne Geruch, Farbe und Geschmack. Er hat zu fast allen Stoffen eine Verwandtschaft und verbindet sich daher leicht mit ihnen, besonders wenn die Körper erwärmt werden. Verbindet er sich rasch, wie z. B. mit dürrem Stroh oder Holz, so entsteht Wärme und Licht oder Flamme. Das Verbrennen der Körper ist demnach nichts Anders als die Verbindung des Sauerstoffes mit den in denselben enthaltenen Stoffen. Zum Verbrennen der Körper und zum Athmen ist Sauerstoff nöthig. In dumpfen Gewölben und Zimmern, in welchen er nicht ist, geht das Feuer aus und der Athem stockt. Darum muß man von Zeit zu Zeit die Fenster öffnen, denn die atmosphärische Luft enthält ein Fünftel Sauerstoff. Durch Anblasen mit dem Munde oder mit einem Blasbalge wird das Feuer angefacht, weil mit dem Hinzufließen der Luft auch mehr

Sauerstoff hinzuströmt. Will man Körper vor dem Verbrennen schützen, so muß man die äußere Luft abhalten. Stopft man einen Schornstein, in welchem der Ruß brennt, oben und unten zu, so geht augenblicklich das Feuer aus. Auch in dem Wasser ist Sauerstoff; darum verstärkt es, in geringer Masse auf das Feuer gegossen, dasselbe bedeutend. In vielem Sauerstoffe verbrennen und lösen sich die Körper sehr schnell auf und Menschen und Thiere leben sehr rasch, so daß sie bald zu Grunde gehen; deßhalb ist die Mischung desselben mit andern Luftarten in der Atmosphäre sehr wohlthätig. Er wird gewonnen aus Metallkalk, aus Braunstein und Säuren. In der atmosphärischen Luft wird er ersetzt durch die Pflanzen, die beim Sonnenlichte ihn ausathmen.

Die meisten Minerale enthalten Sauerstoff und er macht fast die Hälfte der Pflanzen und Thiere aus. Er ist somit einer der verbreitetsten Stoffe auf der Erde, und da er mit den meisten Stoffen sich verbindet, so ist er das wichtigste aller Elemente.

2) Der Wasserstoff befindet sich in Thieren und Pflanzen und bildet einen Hauptbestandtheil der atmosphärischen Luft. Gießt man Schwefelsäure in Wasser, worin Zink oder Eisen liegt, so verbindet sich der in dem Wasser enthaltene Sauerstoff mit dem Metalle und der Wasserstoff steigt durch angebrachte Oeffnungen in andere Gefäße, und wenn man ein brennendes Licht daran hält, so entsteht eine Flamme. Auch durch Glühhitze kann er gewonnen werden. Er ist ohne Geruch, Farbe und Geschmack und vierzehnmal leichter als die atmosphärische Luft. Aus Sauerstoff und Wasserstoff besteht das Wasser und zwar enthält es von dem ersteren einen, von dem letzteren zwei Theile.

Wegen seiner großen Leichtigkeit benützt man den Wasserstoff zum Füllen der Luftballons. Die Brüder Montgolfier zu Anonay in Frankreich füllten zuerst 1783 Ballons, aus Papier verfertigt und unten mit einer weiten Oeffnung versehen, mit erhitzter Luft, indem sie unterhalb derselben Feuer anzündeten, dann die Ballons schlossen. Die darin enthaltene Luft war um ein Drittel leichter als die atmosphärische und darum stiegen sie bis zu 6000 Fuß in die Höhe. In demselben Jahre ließ Professor Charles zu Paris einen großen Ballon verfertigen aus Taffet, füllte ihn statt mit erhitzter Luft mit Wasserstoff und stieg in Gegenwart einer großen Volksmenge aus dem Garten des Tuilerienschlosses empor. Blanchard fuhr zuerst mit einem solchen über den Kanal von England nach Frankreich, und in den Revolutionskriegen zu Ende des vorigen Jahrhunderts stiegen oft französische Offiziere mit solchen Ballons in die Höhe und beobachteten die Stellungen und Unternehmungen der gegen sie anmarschirenden Feinde.

In neuester Zeit hat der bekannte englische Luftschiffer Green viele solcher Fahrten unternommen und sie glücklich ausgeführt. Seine Ballons füllt er mit Kohlenwasserstoff, der wohlfeiler und leichter zu gewinnen ist. Soll der Ballon steigen, so läßt man Ballast, der immer bis zu einer gewissen Höhe mitgenommen wird, damit er nicht zu rasch aufsteige, herabfallen; soll er sinken, so öffnet man Klappen, damit das Gas ausströme und er schwerer werde. Indem so der Luftschiffer willkührlich seinen Ballon steigen oder sinken lassen kann, ist es ihm möglich, einen Luftstrom aufzusuchen, mit welchem er nach irgend einer Gegend fahren kann. Eine zuverlässige willkürliche Lenkung wie bei einem Schiffe zu Wasser ist bis jetzt noch nicht ausfindig gemacht worden. Manche Luftschiffer sind schon umgekommen; man hat deßhalb auch Fallschirme erfunden, mit welchen man ziemlich sicher von einer gewissen Höhe sich herablassen kann. Eine interessante Luftschifffahrt kann man S. 140 lesen.

3) Der Stickstoff. Zündet man Spiritus in einem Schälchen unter einer Glasglocke, welche über Wasser steht, an, so fängt das Wasser innerhalb derselben an aufwärts zu steigen; die Luft verschwindet zum Theile innerhalb der Glocke und der Spiritus erlischt nach und nach, wenn etwa der fünfte Theil der Luft verzehrt ist; vier Fünftel derselben bleibt zurück und ist Stickstoff. In diesem kann kein Feuer brennen und kein Thier athmen, weil der dazu nöthige Sauerstoff fehlt.

4) Das Chlor ist ein blaßgrünes giftiges Gas und bildet einen Hauptbestandtheil des Kochsalzes. Es hat große Verwandtschaft mit dem Wasserstoff und zerstört den Farbestoff in den Körpern, indem es sich mit dem darin enthaltenen Wasserstoff verbindet, und saugt die in Krankenzimmern enthaltenen ansteckenden Dünste auf. Man legt einigen Chlorkalk in eine Schaale, läßt einige Tropfen verdünnte Salzsäure darauf fallen, so entwickelt sich das Chlor. Löst man Chlorkalk in Wasser auf, legt Leinwand oder andere farbige oder schmutzige Stoffe hinein, so werden sie in wenigen Stunden weiß und sauber. Dieses nennt man Schnellbleiche; das Chlor frißt die Farbestoffe weg. Das Chloroform, eine Zusammensetzung von Spiritus und Chlorkalk, ist wasserhell und riecht wie Aepfel. Athmet man Dämpfe davon ein, so geräth man in einen Zustand von Bewußt- und Gefühllosigkeit, so daß die schmerzhaftesten Operationen vorgenommen werden können, ohne daß man Etwas empfindet.

5) Der Kohlenstoff ist fest und kommt selten in der Natur rein vor; am reinsten ist er im Diamant, der in seinem Wesen kristallisirter farbloser Kohlenstoff ist. Verbrennt der Diamant, d. h. verbindet er sich mit Sauerstoff, so entsteht, wie bei der gewöhnlichen verbrennenden Kohle, kohlensaures Gas. Eine ziemlich reine Kohle, mit etwas Eisen vermischt, ist der Graphit oder das Reißblei; weniger rein ist er in der Holz- oder Pflanzenkohle; alle Pflanzen- und Thierkörper bestehen zum Theil aus Kohle, die mit andern Stoffen verbunden ist; bei großer Erhitzung entfernen sie sich und die ziemlich reine Kohle bleibt zurück. Glühende Kohlen, der atmosphärischen Luft ausgesetzt, entwickeln Kohlensäure, welche gefährlich ist. In sogenannten Kohlenmeilern werden die Holzkohlen gebrannt. Stein- und Braunkohlen sind Verkohlungen von Mineralien und Pflanzen, besonders von Bäumen. Das Kohlenwasserstoffgas zur Beleuchtung der Straßen und Häuser wird aus Holzspähnen oder zerstoßenen Steinkohlen durch Erhitzung gewonnen. In den Oefen der Gasbereitungsanstalten liegen große gußeiserne oder thönerne Röhren, welche, mit Steinkohlen gefüllt, verschlossen und in Glühhitze gebracht werden. Durch kleinere Röhren wird das entwickelte Gas aus den großen Röhren in einen verschlossenen Behälter, die sogenannte Theercisterne, geleitet, wo sich der mit dem Gas noch verbundene Steinkohlentheer absetzt. Von da wird es in den Reinigungsapparat geleitet, in welchem Kalkwasser oder feuchter Kalk auf Moos ausgebreitet liegt, mit welchem sich die noch in dem Gas enthaltene schwefelige Säure und Kohlensäure verbindet. Nun sammelt sich das so gereinigte Gas in dem Gasometer, einem unten offenen haushohen Behälter, der in eine große mit Wasser gefüllte Grube hinabhängt. Diesen hebt man allmälig aus dem Wasser in die Höhe und läßt das Gas zwischen dem Wasser und dem leeren Raum des Behälters einströmen, so daß es fest eingeschlossen ist. Soll nun das Gas verwendet werden, so wird Gewicht auf den Behälter gelegt und der Hahn an einer Röhre geöffnet, welche mit den übrigen Röhren des Gasbeleuchtungsapparates in Verbindung steht bis zu dem Orte, wo es angezündet wird.

Wird ein brennbarer Körper stark erwärmt durch Reiben, Schlagen der durch große Hitze, z. B. in der Nähe eines heißen Ofens, so ent-

wickelt sich aus ihm Kohlen= und Wasserstoff, und diese verbinden sich mit dem in der Luft enthaltenen Sauerstoff oder der Körper brennt. Das Brennen oder das Feuer ist demnach eine Vereinigung von Kohlen= und Wasserstoff mit dem Sauerstoff in der Luft. Beobachtet man eine Lichtflamme genau, so bemerkt man oberhalb des Dochtes einen ziemlich dunkeln Kegel von Kohlenwasserstoffgas, rings um ihn die helle Flamme von brennendem Wasserstoff und um diese einen dünnen Schleier, in welchem Kohle und Wasserstoff sich verzehren und die meiste Hitze in der ganzen Flamme enthalten ist. Mit dem Verbrennen ist Wärme und Licht verbunden. Blasbälge, Zugöfen, Windfänge, Kamine, Schornsteine und Heerdmantel, russische Kamine, die Benkler'schen Lampen haben ihre besondern Zwecke. Der Rauch und Ruß, woraus bestehen beide? und warum räuchert man das Fleisch? warum verkohlt man die untern Spitzen an Pfählen und Pfosten?

Feuer läßt sich am besten löschen, wenn man es absperrt gegen den Zutritt der äußern Luft, oder es abkühlt durch Wasser oder andere kalte Körper. Zweck der Feuerspritzen. Verstopfen brennender Schornsteine von oben und unten.

6. Die Schwerkraft.

In der Erde liegt eine Kraft, die alle Körper unwiderstehlich anzieht; man nennt sie die Schwerkraft, und diese ist die Ursache vieler Bewegung. Befestigt man eine Bleikugel oder irgend einen andern Körper an dem einen Ende eines Fadens, hängt ihn an dem andern Ende etwa an einen Nagel oder Zapfen frei hin, so wird der Faden gespannt nach der Erde; wirft man die Kugel in die Höhe oder nach der Seite, so haben beide nach kurzer Zeit wieder dieselbe Richtung nach der Erde hin. So ist es mit allen Körpern und an allen Orten der Erde. Diese Richtung nennt man die lothrechte oder senkrechte. Denkt man sich um die ganze Erde solche Richtungen fortgesetzt in das Innere der Erde, so kommen sie im Mittelpunkte derselben zusammen. Deßhalb sagt man: alle Körper haben das Bestreben, sich dem Mittelpunkte der Erde zu nähern, wohin sie die Schwerkraft zieht. Wird nun ein Körper durch einen andern gehindert, diese Richtung zu verfolgen, so übt die Schwerkraft einen Druck auf den unter ihm sich befindenden Körper, z. B. auf die Hand oder die Wage aus. Dieser Druck ist das Gewicht desselben. Je mehr Masse nun ein solcher Körper hat, desto schwerer ist sein Gewicht, weil um so mehr Theile nach der Erde hinstreben. So lange nun ein Körper kein Hinderniß, d. h. keine Unterlage findet, auf welcher er festsitzen kann, bewegt er sich nach dem Mittelpunkte der Erde. Nach der Mitte der Erde können Körper nicht weiter, sie ruhen, d. h. sie sind unterstützt, nehmen von dem unendlichen Raum einen bestimmten Theil ein, aus dem sie nur durch eine Kraft, die größer ist als die sie anziehende Schwerkraft, entfernt werden können. Will man ein Pfund von der Erde aufheben, so muß man etwas mehr als ein Pfund Zugkraft anwenden. Je mehr Gewicht nun ein Körper hat, desto größer muß die Kraft sein, die ihn bewegen oder aus seiner Lage herausbringen soll. Wenn man auf einem bewegten Wagen,

Nachen oder einem sonstigen Fahrzeuge sitzt und es wird plötzlich gehalten, so stürzt man mit dem Oberkörper vorwärts, und wird das stillstehende Fahrzeug plötzlich bewegt, so stürzt man rückwärts. Aus diesen und vielen andern ähnlichen Erscheinungen schließt man, daß ein bewegter Körper sich so lange fortbewegt, bis er gehindert wird, und daß ein ruhender sich nicht eher bewegt, bis er fortgestoßen wird.

Auf der Oberfläche aller Körper befinden sich Erhöhungen und Vertiefungen oder kleine schiefe Ebenen, die man oft mit bloßem Auge nicht sehen kann. Darin finden die darauf gelegten Körper eine Unterstützung, weßhalb sie auch nach der Bewegung wieder in Ruhe kommen, was nicht sein könnte, wenn ihnen kein Widerstand geleistet würde. Will man daher die Bewegung befördern, so glättet man die Ebene ab, um die Reibung oder den Widerstand zu vermindern; die Straßen werden geebnet und gestampft, es werden Eisenschienen gelegt, worauf die Wagen der Eisenbahnen durch Dampf getrieben werden. So hinderlich die Reibung für die Bewegung ist, so nothwendig ist sie zum Festhalten und Stützen der Körper. So gerne man auf ebenen Wegen geht, so ungern bewegt man sich z. B. auf Glatteis, weil man wegen Mangels an Reibung leicht fallen kann.

Dem freien Fall ist entgegengesetzt der senkrechte Wurf nach oben. Wird ein Körper mit einer gewissen Geschwindigkeit senkrecht in die Höhe geworfen, so wirkt seinem Aufsteigen die Schwerkraft senkrecht entgegen und hebt nach und nach von der Wurfkraft so viel auf, daß der geworfene Körper wieder mit derselben Geschwindigkeit auf der Erde ankommt, mit welcher er geworfen wurde.

Wird ein Körper schief auf- oder abwärts geworfen, so steigt und fällt er nicht in gerader, sondern in krummer Linie, weil die Schwerkraft ihn von seiner ursprünglichen Richtung ablenkt; eben so ist es auch, wenn ein Körper wagrecht geworfen wird; er fällt auf die Erde in einem Bogen.

Kinder haben dieses Alles schon gesehen und können es selbst probiren, indem sie in den oben angegebenen Richtungen werfen. Dieses Gesetz kennen auch die Jäger und Schützen beim Militär, die Kanoniere und richten sich darnach beim Zielen auf Gegenstände; sie zielen gewöhnlich höher, als der Gegenstand ist; warum?

7. Der Schwerpunkt.

In allen Körpern ist ein Punkt vorhanden, in dem das ganze Gewicht derselben gleichsam vereinigt ist. Hat dieser Punkt eine Unterlage, so ruht der ganze Körper. Bei gleichmäßigen Körpern befindet er sich gewöhnlich in der Mitte, bei ungleichmäßigen nach der Seite hin, wo die meiste Masse ist. Er ist somit eine Ausgleichung der Massentheile nach den Seiten. Dieser Punkt heißt der **Schwerpunkt**. Ist dieser unterstützt, so hängen und liegen die Körper; ist er nicht unterstützt, so fallen sie so lange, bis sie unterstützt sind und

auf ihrem Schwerpunkte ruhen. In der Kugel, der Walze, der Scheibe ist dieser Punkt leicht zu finden. In Körpern von unregelmäßiger Form und ungleicher Masse ist er schwerer zu finden. Die Natur gibt ihn ziemlich genau an beim Fallen solcher Körper, denn sie fallen auf dem Punkte auf, worauf sie senkrecht ruhen; hängt man nun einen solchen Körper, befestigt an irgend einem Punkte des Randes, an einen Faden auf, so fällt er in's Loth; dieses Loth durchschneidet das Fallloth und da, wo sie sich durchschneiden, ist der Schwerpunkt. Die Purzelmännchen, die Stehauf's und falschen Würfel sind Figuren, in welchen durch Blei der Schwerpunkt so gelegt ist, daß sie auf die Seite fallen oder sich stellen müssen, wo der Schwerpunkt ist. Das Balanciren mit Gegenständen und die Seiltänzerkünste beruhen auf der Festhaltung des Schwerpunktes auf seiner Unterstützung.

Sowie ein Gegenstand ruht, wenn er auf seinem Schwerpunkte unterstützt ist, so ruhet er auch, wenn er in drei oder mehreren Punkten um den Schwerpunkt herum unterstützt ist. Ein Tisch kann nicht auf zwei, wohl aber auf drei und mehreren Beinen stehen, wenn sie so angebracht sind, daß der Schwerpunkt der Tischplatte oder vielmehr die senkrechte Linie von derselben nach der Fläche, worauf die Beine stehen, so fällt, daß die Punkte, worauf sie stehen, um sie herum liegen, also ein Dreieck, Viereck 2c. bilden. Man ebnet deßhalb Körper, um sie zum Stehen oder Liegen zu bringen, oder gibt ihnen regelmäßige Formen. Schwere Lampen versieht man mit breiten und schweren Fußgestellen; hoch beladene Schiffe werden im untersten Raume mit Sand oder Steinen beschwert; zu hoch geladene Wagen fallen leicht um, darum legt man die schwersten Massen unten hin oder ladet spitz zu. Beim Gehen in der Ebene verschiebt sich der Schwerpunkt von einem Beine auf das andere; beim Steigen auf Berge fällt das Fallloth nach vornen und beim Herabsteigen nach hinten.

8. *Das Pendel.*

Hängt man einen Körper an einem Faden auf und bringt ihn aus seiner lothrechten Lage, so bewegt er sich ab- und aufwärts nach zwei entgegengesetzten Seiten und würde sich sofort immer bewegen, wenn der Widerstand der Luft und die Reibung am Aufhängepunkt ihn nicht in Ruhe oder in die senkrechte Lage brächten. Diese Bewegung heisst S c h w i n g u n g, und der Körper, der aufgehängt (gewöhnlich eine Metallstange, in deren unteres Ende eine linsenförmige platte Metallscheibe eingeschraubt ist) und in Schwingung versetzt wird, nennt man P e n d e l. Beim Herabfallen nach der lothrechten Lage geht es immer schneller und beim Aufsteigen nach den Seiten langsumer. Die Zeit, welche ein Pendel braucht, um von einer Seite zur andern zu kommen, nennt man die Schwingungszeit. Je länger das Pendel, desto mehr Zeit; je kürzer, desto weniger Zeit braucht es zu einer Schwingung. Gleiche Pendel haben gleiche Schwingungszeit.

Da die Pendelbewegung von der Schwerkraft der Erde hervorgebracht wird, indem sie den aus der lothrechten Lage gebrachten Körper nach ihrem Mittelpunkte anzieht, so wird sie um so stärker,

je näher der Körper am Mittelpunkte der Erde, und um so langsamer, je weiter er davon entfernt ist. Auf sehr hohen Bergen schwingt das Pendel langsamer als in der Tiefe und eben so am Aequator langsamer als am Nord- oder Südpol, woraus man den richtigen Schluss machte, dass die Erde dort abgeplattet sein müsse. Bei uns schwingt ein drei Fuss langes Pendel einmal in der Sekunde. Das Pendel ist von grosser Wichtigkeit bei Uhrwerken; denn ohne dasselbe könnte man wohl ihren Gang nicht gleichmässig machen. Bei den Wanduhren drückt ein Gewicht, an einer Kette oder einem Seile befestigt, wie die Kraft bei einer Rolle, ein Rad in Bewegung, welches immer schneller herumgehen müsste, da die Schwerkraft des Gewichtes mit dem Sinken immer zunimmt, und die Uhr müsste immer geschwinder gehen, wenn nicht durch das angebrachte Pendel eine regelmässige Hemmung einträte, so dass das Rad immer nur um einen Zahn weiter kann. Bei den Taschenuhren vertritt eine Stahlfeder die Stelle des Gewichtes und die Unruhe jene des Pendels.

9. Die flüssigen Körper.

Die Theile flüssiger Stoffe hängen sehr locker zusammen und es müßte jeder einzelne eine besondere Unterstützung haben, wenn er nicht auf die Erde fallen sollte. In ebenen Flächen häuft sich deßhalb die Flüssigkeit nie aufwärts, sondern fließt auseinander, wenn sie nicht durch feste Wände eingeschlossen wird; auf schiefen Ebenen läuft sie abwärts. In geschlossenen Gefäßen oder Räumen kann sie daher nur festgehalten werden und nimmt die Gestalt des Gefäßes an. Die Theilchen schieben sich dann vermöge ihrer Schwere und Nachgiebigkeit so ineinander ein, daß oben auf dem sogenannten Spiegel keine Erhöhung oder Vertiefung bemerkt werden kann, und wenn durch irgend eine Erschütterung der Flüssigkeitsspiegel gestört wird, so ist er bald wieder hergestellt. Wirft man einen Stein in ruhiges Wasser oder schlägt, stößt oder bläst darauf, so entstehen Wellen; zuerst gibt es auf dem Punkte, wo der Stein einfällt, eine Vertiefung, um diese eine Erhöhung, dann wieder eine Vertiefung 2c. und zwar in ziemlich regelmäßigen Kreisen, Wellenberge und Wellenthäler. Wenn zwei oder mehrere Gefäße durch Zwischenröhren verbunden sind, und man stellt sie aufrecht, gießt Wasser oder eine andere Flüssigkeit in eines derselben, so stellt es sich in allen gleich hoch, selbst wenn sie verschieden sind in ihrer Weite. Man betrachte die Gießkanne, die Oellampen u. a. m. Die Wasserleitungen über Abhänge und Anhöhen, die Springbrunnen, die Bohr- oder artesischen Brunnen sind gleiche Erscheinungen. Verbindet man aber ungleiche Röhren mit einander und füllt sie mit Flüssigkeit, so kann man durch Druck auf die Oberfläche in der weiten Röhre ein sehr schnelles Aufsteigen der Flüssigkeit in der engern Röhre hervorbringen, und zwar um so schneller, je größer der Unterschied zwischen beiden ist; dagegen kann man durch denselben Druck auf die Oberfläche in der engen Röhre dieselbe Wirkung, nämlich das Aufsteigen in der weiten, hervorbringen, nur geschieht es um so langsamer, als wieder der Unterschied zwischen der Weite beider ist. Man kann daher

mit wenigem Wasser eine große Gewalt ausüben. Eben so wird die Wasserkraft in hohen engen Röhren verwendet zur Aufwärtstreibung großer Kolben, z. B. in der Wassersäulenmaschine.

10. Die Anziehung der Körper untereinander.

Kleine Körper hängen sich an größere. Der Staub, der Thau, die Kreide, Tinte, Farben, Oel, Dünste ꝛc. hängen sich an andere Körper, die größer sind, an, weil sie von ihnen angezogen werden und in ihren Vertiefungen eine Unterstützung finden. Das Wasser in einem Gefäße stellt sich an den Wänden desselben etwas höher als nach der Mitte hin und läuft an den Wänden herab, wenn man es langsam ausfließen läßt. Taucht man ein sehr enges Röhrchen in eine Flüssigkeit, so steigt sie an den Wänden aufwärts, fließt in der Mitte zusammen, steigt wieder in die Höhe, bis das Flüssigkeitssäulchen mit seinem Gewichte der Anziehungskraft gleich kommt. Mauern, an deren Fundament Wasser ist, bleiben weit über den Wasserspiegel hinauf naß; Zucker, nur an einem Ende in Wasser gesenkt, wird ganz durchnäßt. Schwamm, Brod, Leinwand, Holz, Baumwolle, Löschpapier ꝛc. werden nach allen Theilen feucht, wenn sie nur an einem Ende in Flüssigkeit kommen. Vermöge dieser Anziehung brennen Fett, Oel und Wachs um einen Docht und geben eine so schöne regelmäßige Lichtflamme.

11. Die Schwerkraft in ihrer Wirkung auf luftförmige Körper.

Die luftförmigen Körper haben fast gar keinen Zusammenhang, sondern ihre einzelnen Theile dehnen sich aus, wenn sie nicht durch anderweitigen Druck zusammengehalten werden. Bringt man eine nicht ganz mit Luft gefüllte fest zugebundene Blase auf hohe Berge, so dehnt sie sich vollständig aus; eben so geschieht es, wenn man sie unter eine Glocke bringt, aus der die Luft zum Theil oder ganz herausgepumpt wurde. Zusammengepreßte Luft dehnt sich wieder aus, wenn die Pressung aufhört, und mit um so größerer Kraft, je mehr sie gepreßt war. Taucht man ein Trinkglas umgekehrt mit der Oeffnung nach unten senkrecht in Wasser, so bleibt immer zwischen Boden und Wasser ein leerer Raum, in welchem sich zusammengepreßte Luft befindet; hört man auf abwärts zu drücken, so springt es wieder in die Höhe. Die **Taucherglocke** beruht auf dieser Eigenschaft der Luft. Siehe S. 142.

12. Druck der atmosphärischen Luft.

Rings um die Oberfläche der Erde liegt eine hohe Schichte von Luft, die sich vermöge ihrer Elasticität in dem Weltraum verlieren würde, wenn sie nicht durch die Schwerkraft der Erde an diese fest angedrückt würde. Die oberen Lufttheile drücken nun auf die unteren; diese weichen aus nach der Seite vermöge ihrer Elasticität, und die Luft

übt nach allen Seiten Druck und Gegendruck aus. Wo nun irgend ein luftleerer oder mit leichterer Luft gefüllter Raum ist, da strömt die äußere Luft ein, sobald ihr der Zutritt gestattet ist. Oeffnet man ein warmes Zimmer, so spürt man augenblicklich, wie die schwere kalte Luft einströmt. Senkt man eine Röhre mit Oeffnungen oben und unten in Wasser, so verdrängt das einsteigende Wasser die darin enthaltene Luft entweder zum Theil oder ganz, je nachdem man sie eintaucht. Drückt man nun den Daumen fest auf die obere Oeffnung, hebt die Röhre senkrecht aus dem Wasser, so fließt kein Wasser heraus, sondern wird durch den Druck der Luft von unten festgehalten; setzt man den Daumen weg, so strömt es augenblicklich heraus. Drückt man auf ein mit Wasser gefülltes Glas ein Stück Papier oben fest auf den Rand, kehrt das Glas um, so klebt das Papier fest an und läßt kein Wasser heraus. So läuft kein Wein aus dem Krahnen, wenn das Spundloch verschlossen ist. Die Luft drückt hier aufwärts. Die Lunge des Menschen und der Thiere ist ein Luftbehälter. Dehnt man ihn aus, so strömt äußere Luft durch die Nasenlöcher und durch den offenen Mund ein; preßt man ihn zusammen, so strömt sie wieder dahin aus. Dies geschieht beim Ein- und Ausathmen. Setzt man eine offene Röhre nur zum Theil in Wasser, saugt daraus die Luft, so steigt das Wasser bis zum Munde. Auf dem Luftdruck beruht die Einrichtung des Wetterglases oder Barometers, worüber man S. 138 nachlesen kann.

Viele Instrumente, theils nützliche, theils zum Vergnügen dienend, stützen sich auf den Druck der Luft. Dahin gehören der Stech- und Saugheber, die gewöhnliche Pumpe, die Feuerspritze, die Luftpumpe, die magische Gießkanne und der Zaubertrichter.

13. Der Schall.

Streicht ein starker Luftzug durch die Atmosphäre, so hören wir ein Brausen, Rauschen, Summen, Säuseln, Pfeifen u. s. w. Schwingt man einen Stab rasch in der Luft, so hört man ein Sausen; geht ein Gewehr oder eine Kanone los, so hört man ein Krachen; schlägt man mit einem Hammer wider Holz, Stein, Metall, so vernimmt man immer einen Schall. Alle angestossene Körper setzen die sie umgebende Luft je nach der Art des Stosses und nach der Art ihrer bewegten Bestandtheile in besondere Schwingungen, und diese geben sich uns kund als ein Klopfen, Pochen, Zischen, Pfeifen, Knallen, Knacken, Krachen, Läuten oder Singen u. s. w. Sind die Körper regelmässig gefügt in ihren inneren Theilen und werden sie in regelmässige Schwingung versetzt, so geben sie auch einen regelmässigen bestimmten Schall von sich, z. B. die Glocke, die Darm- und Klaviersaite, die Stahlstange, Metall- und Holzscheibe, die Orgelpfeife und die verschiedenen musikalischen Instrumente, die Menschenstimme.

Der Schall legt in einer Sekunde etwa 1000 Fuss zurück. Darnach kann man auch die Entfernung eines Gewitters beiläufig berechnen. So viele Sekunden es nach dem Blitze dauert, bis man den Donner hört, so viele 1000 Fuss ist es entfernt; folgt der Schlag aber sogleich nach dem Blitze, so ist es ganz nahe.

Den durch regelmässige Schwingungen eines gewöhnlich regelmässig gefügten Körpers hervorgebrachten Schall nennt man Ton und versteht darunter die bestimmte Höhe oder Tiefe eines Schalles. Je grösser nun ein in Schwingung versetzter Körper ist, also auch je langsamer sich die in einer gewissen Ordnung gefügten und zusammenhängenden Theile desselben hin- und herbewegen und die sie umgebende Luft erschüttern, desto tiefer ist der Ton; je kleiner er dagegen ist und je rascher seine Theile schwingen, desto höher ist ihr Ton. Grosse Glocken tönen viel tiefer als kleine; lange dicke Saiten von geringer Spannung klingen viel dumpfer und tiefer als kurze dünne Saiten, welche scharf gespannt sind. Eben so ist es mit langen und weiten Pfeifen ihr Ton ist viel tiefer als der von kurzen und engen Pfeifen. Will man darum einen Ton an einem Instrument erhöhen, so verkürzt man theils den schwingenden Körper, verdünnt ihn oder spannt ihn mehr. Stimmen der Instrumente. Singstimmen: Bass-, Tenor-, Alt- und Sopranstimme. Blas-, Streich- und Schlaginstrumente.

Die einen schwingenden Körper zunächst umgebenden oder mit ihm zusammenhängenden Körper schwingen und tönen mit oder resoniren, d. h. die durch den zuerst angeschlagenen Körper bewegten Luftwellen schlagen wieder an andere Körper an und setzen auch diese in Schwingung. Resonanzboden bei den Instrumenten. Stossen die bewegten Luftwellen wider Wände, so prallen sie zurück und wiederholen den Schall — Nachhall oder Echo. Man kann den Schall verstärken, wenn man ihn, wie z. B. in einem Gewölbe, an mehrere Wände anschlagen lässt, so dass sie wieder zurückgeworfen werden und die Wände mittönen. Spricht man in lange Röhren, so werden die Worte schnell bis zum andern Ende hingetragen, weil die Schallwellen sich nicht ausbreiten können. Das Sprachrohr ist ein sich erweiterndes Rohr, in welchem die Schallwellen so an die Wände anschlagen, dass sie ziemlich paralell hinausfahren und die Worte weiter tragen als die gewöhnliche Menschenstimme. Das Hörrohr ist ein Rohr mit einer weiten und einer engen Oeffnung. Schwerhörige halten die enge Oeffnung in's Ohr, die weite dem Schall entgegen, wodurch mehr Schallwellen in's Ohr geleitet werden. Zweck der Ohrmuscheln und Ohrlappen bei Menschen und Thieren. Das Ohrenspitzen.

14. Das Licht.

Ohne das Licht wären wir in stockfinstere Nacht eingehüllt und würden schwerlich leben können. Pflanzen, in dunkle Keller gestellt, sterben allmälig ab; ja man sieht, wie sie sich nach dem Lichte hinneigen. Menschen, die in dunkeln Kammern wohnen, sehen bleich aus und sind ungesund. Das Licht macht uns die Gegenstände sichtbar, indem es so auf unser Auge wirkt, daß wir sie wahrnehmen und ihrer bewußt werden. Wir empfangen das Licht von leuchtenden Körpern, von der Sonne, dem Monde, den Sternen, vom Feuer, Phosphor, faulem Holze und selbst von Thieren, wie z. B. vom Johanniswürmchen. — Das Licht ist außerordentlich fein, denn selbst durch ein sehr kleines Loch, das man mit einer feinen Nadel in ein Papier sticht, kann man eine weite Gegend übersehen, ein Beweis, daß von allen Gegenständen, die wir durch dasselbe sehen, Lichtstrahlen in es hineinbringen, so daß eine große Menge derselben in einem Punkte sich vereinigen. — Die Verbreitung des Lichtes ge-

schieht mit einer ungeheueren Schnelligkeit. Die Sonne ist 20 Millionen Meilen von uns entfernt, und dennoch gelangt das Licht schon in neun Minuten zu uns; also macht es in einer Sekunde einen Weg von nahe an 40,000 Meilen. Körper, welche kein Licht von sich geben, sondern das auf sie fallende Licht wieder zurückwerfen und dadurch erst sichtbar werden, nennt man dunkle Körper, z. B. Holz, Steine, Metalle. Körper, welche das Licht durch sich gehen lassen und dadurch erhellt werden, nennt man durchsichtige, z. B. das Wasser, das Glas, die Luft.

Alle Erscheinungen, die durch das Licht bewirkt werden, gründen sich auf folgende Gesetze: 1) Das Licht pflanzt sich in gerader Richtung fort. 2) Fällt es auf einen undurchsichtigen Körper, so wird es zurückgeworfen. 3) Geht es aus einem durchsichtigen Körper in einen anderen, von demselben verschiedenen durchsichtigen Körper, so wird es von seiner geraden Bahn abgelenkt oder gebrochen.

Das Licht geht nach allen Seiten in gleicher Richtung. Die Stelle hinter einem Körper, wo keine Lichtstrahlen hinfallen, nennt man Schatten, und dieser ist gerade so in seinen äußeren Gränzlinien wie der Umriß des Gegenstandes selbst, von der Seite aus betrachtet, auf welche das Licht fällt. Hält man z. B. das Licht auf die linke Seite des Gesichtes, so wirft dieses einen Schatten auf die gegenüberstehende Wand, der dieselben Umrisse wie das Gesicht hat (Schattenbild, Schattenriß). — Das Licht wird von einem undurchsichtigen Körper zurückgeworfen. Sehr ebene und gut geglättete Körper werfen das Licht, welches auf sie fällt, regelmäßig wieder zurück, z. B. das ruhige Wasser, geschliffene Steine und Metalle, Glas mit Quecksilber belegt; dagegen werfen rauhe Körper es unregelmäßig zurück, wie eine Wand, Bäume u. s. w. Die Körper, welche das Licht regelmäßig zurückwerfen, heißen Spiegel. Daher sehen wir unser eigenes Bild in solchen Körpern. Man unterscheidet zwei Arten von Spiegeln: ebene und gewölbte. Die gewölbten Spiegel sind wiederum nach innen (hohl) oder nach außen (erhaben) gewölbt. — Merkwürdiger als die Zurückwerfung des Lichtes und von ungleich größerem Nutzen für den Menschen ist die Brechung der Lichtstrahlen. Diese tritt ein, wenn die Lichtstrahlen durch verschiedene durchsichtige Körper gehen, z. B. durch die Luft in Glas oder Wasser. Hält man einen Stock schief in's Wasser, so scheint er da gebrochen, wo die Wasserfläche anfängt ihn zu benetzen, so daß die untere Spitze weiter herauf zu gehen scheint, als sie wirklich geht. Legt man ein Geldstück auf den Boden eines Trinkglases und entfernt sich davon so weit, daß man es nicht mehr von oben sehen kann, und läßt dann von einem Anderen Wasser hineingießen, so scheint es, als hebe sich das Geldstück vom Boden auf, und man sieht es von oben. Auf der Brechung des Lichtes beruht die Einrichtung der verschiedenen Sehinstrumente, wodurch den Kurz- und Weitsichtigen die Gegenstände gehörig sichtbar gemacht werden,

z. B. der Brillen, der Vergrößerungs- und Ferngläser &c. Ihr Nutzen ist außerordentlich. Mit Hülfe des Vergrößerungsglases entdeckte man, daß unsere Haut ganz durchlöchert ist, daß das Haar eine Röhre ist, durch welche die Säfte aus dem Körper aufsteigen, daß in manchen Flüssigkeiten Millionen von Geschöpfen wimmeln. Mit dem Fernrohre beobachtet der Sternkundige den Lauf der Gestirne. — Auch die verschiedenen Farben beruhen auf der Brechung der Lichtstrahlen. Schließt man ein Zimmer so, daß nur an einem Punkte Licht einfallen kann, und läßt man dieses Licht durch ein dreikantiges Glas, Prisma genannt, gehen, so entstehen an der gegenüberstehenden Wand sieben Farben und zwar von unten nach oben in folgender Ordnung: roth, dunkelgelb, hellgelb, grün, hellblau, dunkelblau, violett. Fängt man diese farbigen Strahlen wieder durch ein Brennglas auf, so werden sie wieder zu einem hellen, weißen Lichtstrahl vereinigt. Daraus hat man den richtigen Schluß gezogen, daß das Sonnenlicht eine Mischung von farbigen Strahlen ist. Der Regenbogen z. B. beruht auf dieser Farbenzerstreuung, die mit dem Brechen des Lichtes verbunden ist. Wenn es an einem Orte regnet und an einem anderen die Sonne scheint, so fallen die Sonnenstrahlen in die Regentropfen und werden in denselben gebrochen. Die verschiedenen Farben, welche wir an der Oberfläche der Dinge wahrnehmen, lassen sich nur aus dieser Zertheilung und Zurückwerfung des Lichtes erklären. Erscheint uns ein Körper roth, blau oder grün, so geschieht es deßwegen, weil er alle übrigen farbigen Strahlen, die mit dem Lichte verbunden sind, durchläßt, und nur die rothen, blauen oder grünen Strahlen zurückwirft. Weiß zeigt sich die Oberfläche eines Körpers, wenn er das Licht ganz und ungetheilt zurückwirft; schwarz dagegen, wenn er alle Lichtstrahlen in sich aufnimmt.

Wie vieles Vergnügen und welchen großen Nutzen verschafft uns das Licht! Wie ergötzt sich unser Auge an dem schönen, mannichfaltigen Farbenschmuck der Blumen, wie freuen wir uns im Grünen! Die grüne Farbe ist besonders für das Auge wohlthätig. Allzu helle und allzu dunkle Farben schwächen das Auge, z. B. Schnee, weiße Wände, auf welche die Sonne scheint, schwarze Wolle. Ein gutes Auge ist eine große Wohlthat Gottes. Es wäre unvernünftig und sündhaft, es mit Muthwillen oder aus Mißachtung seines Werthes zu verderben!

15. Die Wärme.

Die Wärme wird erzeugt 1) durch Reiben und Pressen. — Die Wilden reiben dürres Holz und machen sich Feuer; durch Anschlagen des Stahles an scharfen Quarz werden die getroffenen und abgetrennten Spänchen glühend (Funken). Die Streichhölzchen werden durch Reiben entzündet und legt man trockenen Zunder in einen festen Cylinder, stößt rasch mit einem eng anschließenden Kolben hinab, so wird die innerhalb gepreßte Luft so erwärmt, daß der Zunder brennt.

2) Durch mehr oder weniger senkrechtes Auffallen der Sonnen-

strahlen. Sammelt man sie in einem Brennglas, so zünden sie einen brennbaren Stoff. — Sommerhitze, Winterkälte, heiße, gemäßigte, kalte Zone, Nacht-, Morgen- und Abendkühle, — Wärme gegen und nach Mittag. Größere Wärme an Bergabhängen, besonders an der Süd-, West- und Ostseite, an Dächern rc. Auch die von Spiegeln zurückgeworfenen Sonnenstrahlen erzeugen Wärme, wie z. B. an ruhig stehenden Gewässern.

3) Durch chemische Vorgänge. — Beim Löschen des Kalkes, Eingießen von Schwefelsäure in Wasser gibt es große Wärme; eben so beim Verbrennen der Körper.

Die Wärme dehnt die Körper aus und gibt ihnen einen größeren Umfang; beim Erkalten ziehen sie sich wieder zusammen. Eisenstangen sind erhitzt länger und breiter als vorher. Der Schmied legt den heißen Ring um's Rad und läßt ihn nicht ganz fest anschließen; erst wenn er kalt geworden, sitzt er fest u. s. w. Spröde Körper, wie z. B. Glas, Porzellan, irdene Gefäße, eiserne Platten springen, wenn sie an einem Theile schnell erwärmt werden, und die übrigen Stellen noch kälter sind. — Das Wasser und die Luft nehmen, wenn sie warm sind, einen größeren Raum ein, als wenn sie kalt sind. Auf der Ausdehnung durch Wärme beruhet die Einrichtung des Thermometers (Wärmemessers), über welchen S. 143 Näheres nachgelesen werden kann. — Fahrenheit aus Danzig füllte eine unten geschlossene Glasröhre mit Quecksilber, tauchte sie in schmelzendes Eis und den Punkt, wo das Quecksilber stand, bezeichnete er mit Null; dann tauchte er sie in siedendes Wasser und bezeichnete wieder den Punkt, wo es stand, als Siedepunkt. Den Abstand zwischen beiden Punkten theilte er in 180 gleiche Theile oder Grade. Einen künstlichen Gefrierpunkt erzeugte er durch Schnee und Salmiak 32 Grade unter Null. Somit hat dieses Thermometer 212 Grade. Das Reomür'sche (spr. Reomür'sche) Thermometer hat 110 Grade. 30 von Null abwärts und 80 von da aufwärts. Je höher nun das Quecksilber aufwärts steigt, desto größer ist die Wärme und je tiefer es abwärts fällt, desto kälter ist es.

Das Wasser macht von diesem allgemeinen Gesetze durch Gottes weise Anordnung eine Ausnahme. Bei drei Wärmegraden ist es am dichtesten und schwersten; wird es kälter, so dehnt es sich wieder aus und wird leichter, verwandelt sich in Eis, das auf dem Wasser schwimmt. Wäre dieses nicht, so würde alles Wasser in strengen Wintern bis auf den Grund frieren. Denn bekanntlich kühlt sich die Oberfläche des Wassers zuerst ab, das Wasser wird schwerer und sinkt hinab, das wärmere steigt herauf, wird wieder abgekühlt u. s. w., und wenn dieses so fort ginge, so würde zuerst auf dem Boden Eis (Grundeis) entstehen und alles weiter aus der Erde hervorströmende Wasser oben darauf gefrieren, so daß in wenigen Tagen alles fließende und stehende Wasser von Grund aus in Eis verwandelt wäre. So aber kann weder in stehenden noch in fließenden Gewässern das Eis sich vom Boden aus bilden, sondern immer nur an der Oberfläche.

Denn so wie sich das Eis in der Tiefe gebildet hat, so wird es wegen seiner Leichtigkeit nach der Oberfläche gehoben und ruhig fließt und steht das wärmere Wasser unter der Eisdecke.

Füllt man eine hohle Glaskugel mit Wasser, worunter Bernsteinpulver gemischt ist und erwärmt sie von unten durch eine Lampe, so sieht man, wie das Wasser und das Pulver in die Höhe steigen und an den Seiten wieder herabfallen. Diese Erscheinung hat man benutzt, ganze Wohnungen mit einem Feuer zu heitzen. Ein mit Wasser gefüllter Kessel, aus dessen oberstem Theile eine weite Röhre nach den oberen Stockwerken führt, wird in dem Erdgeschoß erwärmt; das Wasser steigt durch diese Röhre in die Höhe; in den oberen Stockwerken laufen Seitenröhren aus der Hauptröhre in die Zimmer und von diesen gehen wieder Röhren nach den unteren Theilen des Kessels. Das erwärmte Wasser läuft durch die Hauptröhre zu den Nebenröhren, erwärmt die Mitte und die Seitenzimmer des Hauses und läuft wieder erkaltet in den Kessel. Eben so steigt auch die erwärmte Luft nach oben, die kältere sinkt auf den Boden. Der Zug in den Oefen geht immer von unten nach oben und die Zimmer sind gewöhnlich oben warm, unten kalt. Dies hat man benützt, ganze Gebäude durch Luft zu erwärmen. Im Keller befindet sich eine aus Stein gebaute Heizkammer, in welcher die Luft durch einen stark geheizten Ofen erwärmt wird. Seitenröhren von außen nach der Heizkammer führen kalte frische Luft herbei; durch die Röhren nach oben wird sie von der Wärme nach den oberen Stockwerken emporgetrieben. Ueber dem Fußboden der einzelnen Zimmer stehen offene Röhren, welche mit den Hauptröhren in Verbindung stehen und sich durch angebrachte Schieber öffnen und schließen lassen, je nachdem man erwärmte Luft haben will.

Dieselbe Erscheinung, durch Wärme hervorgebracht, ist der Wind. Wird an einer Zone der Erde die Luft erwärmt, so steigt sie in die Höhe und verdrängt die kältere. Die Land- und Seewinde. Morgens und bei Tage weht der Wind vom Meere auf das Land, weil die Atmosphäre daselbst schneller warm ist als auf dem Meere; Abends weht der Wind vom Land nach dem Meere zu, weil das Wasser die Wärme länger hält als das Land. Die Passatwinde sind Luftströmungen von Norden und von Süden nach den Aequatorgegenden. Dort stoßen sie zusammen, und es müßte Windstille eintreten, wenn sie gleich stark wären und die Erde sich nicht bewegte. Da sie aber oft und an verschiedenen Gegenden verschieden sind, und die Erde sich von West nach Osten dreht, so treffen die Südströmungen mehr nach Nordwest und die Nordströmungen mehr nach Südwest. Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche sind die Passatwinde und Stürme am heftigsten. Warum?

Die Wärme drängt sich auch in die innersten Theile der Körper, erweicht sie, wie z. B. Pflanzen- und Thierstoffe, ja zersetzt sie bei größerer und anhaltender Ausströmung in dieselben. Das Kochen,

Braten, Backen, Schmelzen, Waschen 2c. Sogar feste mineralische und metallische Körper versetzt sie in einen flüssigen Zustand, wie z. B. Zinn, Eisen, Blei, das Schnellloth, das Metallgemisch aus Wismuth, Zinn und Blei. Bei der Abkühlung werden flüssig geschmolzene Körper wieder fest oder erstarren. Man könnte demnach die ganze Erde eine durch verminderte Wärme erstarrte Masse nennen; aus den Vulkanen strömen mitunter noch flüssige Stoffe, das Lava. Flüssige Körper sind demnach feste Körper, welche die Wärme aus ihrem festen Zusammenhange gebracht hat, z. B. das Wasser. Entweicht die Wärme, so gefrieren sie wieder. Soll ein Körper schmelzen, so entzieht er seiner Umgebung die Wärme so lange, bis er mit ihm gleiche Temperatur hat. Stellt man Eis oder Schnee auf den warmen Ofen, so entziehen sie dem Ofen und der Umgebung so lange die Wärme, bis sie geschmolzen und alle gleich temporirt sind. Dies kann man an dem dazu gestellten Thermometer sehen. Stellt man ein Gefäß, worin Wasser gefroren, in Wasser, so gefriert das Wasser an der Wand des Gefäßes und das Eis thauet auf; ein Beweis, daß das Eis dem Wasser die Wärme entzogen hat. Im Frühjahr bleibt die Luft kalt, bis überall Schnee und Eis verschwunden sind. Setzt man in ein Gefäß, mit Eis und Salz gefüllt, Wasser in einem kleineren Gefäße, so gefriert es. Eisbereitung im Sommer.

Wird das Wasser in einem Gefäße erwärmt, so sieht man, wie zuerst kleine, dann größere Blasen vom Boden aufsteigen und wieder zerplatzen. Dies sind Blasen mit Wasserdampf gefüllt, den die Wärme aus dem flüssigen in einen luftigen Zustand verwandelt. Mit zunehmender Wärme steigen immer mehr Blasen auf, und wenn sie auf 80 Grade Réaumur gestiegen ist, so setzen sie das Wasser in Wallung, die Blasen kommen bis zur Oberfläche und zerplatzen. Dies nennt man Kochen oder Sieden. So lange nun der Wasserdampf seine Wärme behält, z. B. dicht über dem siedenden Wasser, so lange ist er unsichtbar, leichter als die Luft und steigt in die Höhe; kühlt er sich in der Luft ab, so wird er sichtbar in Dampfform, als Nebel oder weiße Wolke. Diese sind lauter kleine Bläschen, welche von der Luft getragen werden, weßhalb es auch feucht bei nebeligem Wetter ist. Im Winter sieht man den Hauch, im Sommer nicht. Warum?

Hat das Wasser die Siedhitze erreicht, so wird es nicht mehr heißer, sondern verbindet sich mit der neu hinzukommenden Wärme zu Dampf. Verhindert man jedoch diese Verbindung durch Druck, schließt man Wasser in ein Gefäß mit starken Wänden und fest anschließendem Deckel, so daß die Dämpfe nicht entweichen können, erwärmt es bis und über die Siedhitze, so kehren die aufsteigenden Dämpfe wieder zurück, erhitzen es immer mehr, so daß Knochen zu Brei verkocht werden können. Je geringer nun der Druck der Luft oder der Dämpfe auf das Wasser ist, desto leichter geräth es beim Erwärmen in Wallung. Alles Wasser verdunstet, ohne daß man es sieht, lang-

sam, d. h. steigt als Wassergas in die Luft, besonders bei großer Wärme und trockenem Winde, wovon man sich jeden Augenblick überzeugen kann. Diese Verdunstung entzieht der Umgebung die Wärme. Daher ist es nach dem Regen kühl, eben so in nassen Zimmern; nasse Kleider sind deßhalb sehr schädlich, weil sie dem Körper die Wärme entziehen bei Verdunstung des in ihnen enthaltenen Wassers. Flüssigkeiten erhält man kühl, wenn man die Wände des sie enthaltenden Gefäßes feucht erhält. In Spanien erhält man das Wasser kühl, indem man es in poröse Thongefäße bringt, durch deren Wände es langsam durchsickert und sie feucht erhält. Bei schneller Verdunstung läßt sich sogar künstlich Eis bereiten.

Wasserdampf steigt beständig von der Erde, besonders vom Meere, von den Flüssen, Seen, Bächen und Sümpfen auf und zwar so lange, bis die Luft damit gefüllt ist; dann heißt sie feucht, im entgegengesetzten Falle heißt sie trocken.

Der Thau ist verdichteter Wasserdampf an kalten Punkten der Erde. In der Nacht steigt die Wärme in die kältere Luft, besonders von Steinen, Metallen, Blättern rc.; sie werden dadurch selbst erkältet. Kommt nun Wasserdampf in ihre Nähe, so schlägt er sich daran nieder und bildet nach und nach Tröpfchen, ja sogar große Tropfen und Nässe. Unter Zelten, in Häusern und bei bedecktem Himmel thauet es nicht. Die angelaufenen Fenster, Gläser, Geschirre rc. sind eine ähnliche Erscheinung. Der Reif ist gefrorner Thau; gefrorne Fenster sind dasselbe.

Nebel und Wolken sind verdichtete Wasserdämpfe, welche sich in der kälteren Luft bilden. Der Nebel entsteht zuerst an Flüssen, Bächen, Meeren, Seen und Sümpfen, im Herbste, im Frühjahre und im Winter, selten im Sommer; warum? Die Wolken sind solche Nebelschichten in der Höhe. Man unterscheidet Federwolken, Haufenwolken, Schichtwolken und Regenwolken. Nähert sich die Regenwolke einer kälteren Luftschichte, so schlagen sich immer neue Wasserdämpfe an den einzelnen Wasserbläschen nieder und vergrößern sie, oder sie ziehen sich selbst einander an und vereinigen sich zu so großen Tropfen, daß sie die Luft nicht mehr tragen kann. Platzregen, Staubregen, Land- und Strichregen. — Der Schnee ist gefrorner Wasserdunst, der aber nicht erst in Wasserbläschen sich gebildet, sondern in crystallisirten Nadelspitzchen sich vereinigt. Diese setzen sich aneinander an und bilden nach und nach die Schneeflocken, welche die Form eines sechseckigen Sternes haben. Der Hagel ist gefrorner Regen. Schnee fällt im Winter; Platzregen, Regen und Hagel im Sommer. Warum? Schneeberge, Schneelinie.

Den durch Sieden entwickelten Dampf kann man auf dreifache Weise benützen, entweder zum Wärmen, oder zur Herstellung leerer Räume, oder um durch seine Spannung eine Bewegung hervorzubringen. Mit Dampf kann man kochen und trocknen, indem man ihn durch den zu erweichenden und zu trocknenden Stoff hindurch ziehen läßt. Durch

Röhren kann man Dampf in Zimmer leiten, um sie zu erwärmen. Er gibt allda seine Wärme ab, verwandelt sich in Wasser und fließt wieder, wenn die Röhren etwas schief liegen, zurück in den Kessel, aus dem er erzeugt wurde. Die größte Wichtigkeit hat aber der Dampf in der neuesten Zeit erlangt durch seine Anwendung auf Maschinen. Ueber Dampfmaschinen und Eisenbahnen siehe S. 145.

16. Die Verbreitung der Wärme.

Die Wärme dringt durch alle Körper und wird durch die unter sich zusammenhängenden Theile mehr oder weniger fortgeleitet. Eine kurze Eisenstange, an einem Ende erwärmt, wird bald ihrer ganzen Länge nach warm. Schmiede, Schlosser und andere ähnliche Werkmeister fassen deßhalb heiße oder glühende Stangen mit Zangen. Je fester die Körper, desto bessere, je weicher, desto schlechtere Wärmeleiter sind sie. Metalle, Steine leiten schnell; Stroh, Haare, Federn, Wolle, Schnee leiten langsam. Darum bedient man sich der ersteren, um schnell Wärme zu verbreiten, in Zimmern, Küchen rc. z. B. der eisernen Oefen, Töpfe, Platten rc., und um sie zurückzubehalten, bedient man sich der letztern, Federbetten, Wolldecken, Pelze, Strohmatten rc. Pflanzen und Bäume umwickelt oder deckt man mit letzteren im Winter, warum? Der Schnee schützt vorm Verfrieren. Schnee- und Eishütten in Lappland und auf Hochgebirgen.

Die Wärme verbreitet sich von einem erwärmten Punkte oder Raume nach allen Seiten in gerader Linie wie der Schall und das Licht. Die Luft und durchsichtige Körper nehmen die Wärmestrahlen nicht auf, sondern lassen sie ungehindert durch; polirte Körper werfen sie, besonders wenn sie schief auffallen, zurück. Dunkle und rauhe Körper nehmen sie dagegen auf. Schwarze Kleider von Wolle halten wärmer als weiße, warum? Der bekannte Naturforscher Franklin legte farbige Tuchstückchen auf Schnee, auf welchen die Sonne schien, und unter den schwarzen und dunkelfarbigen schmolz der meiste Schnee. Warum wohl?

Die Wärme bietet Erscheinungen, welche denen des Lichtes ganz ähnlich sind. Sie geht in gerader Richtung wie die Lichtstrahlen; sie wird zurückgeworfen wie das Licht von Spiegeln und polirten Körpern; sie wird gebrochen und gesammelt so wie die Lichtstrahlen; Wärmewellen verbinden sich wie die Lichtwellen, wenn sie auf einander treffen, so daß kalte und warme Stellen wechseln, und gewöhnlich ist Wärme mit Licht verbunden. Es scheint demnach, daß sie ebenso wie das Licht ein Erzeugniß der Aetherschwingungen ist.

Dritter Abschnitt.

Lehre von der leiblichen und geistigen Beschaffenheit des Menschen.

1. Von der Würde und Bestimmung des Menschen.

Unter allen Geschöpfen, welche Gott in seiner Liebe und Weisheit hervorgerufen hat, nimmt die erste und wichtigste Stelle der Mensch ein. Die Würde und hohe Bestimmung des Menschen wird in der Schöpfungsgeschichte deutlich ausgedrückt. Als der Allmächtige die übrigen Wesen erschuf, sprach er: Es werde! und es ward. Bei der Schöpfung des Menschen aber hebt sich seine Sprache und in feierlichen Worten kündet er an: Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bilde und Gleichniß! Und nachdem dieses geschehen war, feierte der Schöpfer den Sabbath. Ein Wink, die Schöpfung sei nun vollendet.

Schon seine leiblichen Vorzüge erheben den Menschen über die Thiere. Während das Thier den Blick zur Erde senkt, geht der Mensch aufrecht und sieht mit freiem Blicke im Reiche der Schöpfung umher und zum Himmel auf, seiner einstigen Wohnung. Sein Gesicht ist der Ausdruck seines seelenvollen Innern und das Muster der höchsten Naturschönheit; seine Hände sind auf eine bewunderungswürdige Weise zu den härtesten, schwierigsten und künstlichsten Arbeiten gebildet. Sein Körper kann unter allen Himmelsstrichen ausdauern; denn die ganze Erde ist seine Wohnung.

Seinem Leibe nach ein Sohn des Staubes, ist der Mensch zugleich ein unsterblicher Geist. Natur und Geist, Leib und Seele, Irdisches und Himmlisches, Vergängliches und Unsterbliches sind auf eine wundervolle Weise in ihm vereinigt. Der Geist des Menschen ist mit den herrlichsten Anlagen und Vorzügen von Gott ausgestattet. Er besitzt die Kraft, Gott, seinen Willen und seine Werke zu erkennen, Gott über Alles und den Nächsten wie sich selbst zu lieben und dadurch selig zu werden. Das ist die Bestimmung des Menschen. Erreichen kann er dieselbe, wenn er sich erleuchten läßt vom Lichte des Glaubens und sich stärken und führen läßt von der Gnade, die der Heiland uns erworben hat. Um nun den ganzen Reichthum seines Innern sowohl gegen Gott als auch gegenseitig aussprechen zu können, hat der Schöpfer dem Menschen die Sprache gegeben, ein Wunder der göttlichen Weisheit und Liebe. Es ist demnach Zweifaches, was wir am Menschen zu betrachten haben, das Sichtbare oder den Leib und dann das Unsichtbare, Geistige an ihm oder die Seele.

I. Die leibliche Natur des Menschen.

2. Von den Knochen und Muskeln.

Der menschliche Leib besteht aus festen und flüssigen Theilen, aus Knochen, Muskeln, Eingeweiden, Nerven, Haut, Blut, Galle u. s. w.

Die Knochen sind harte, feste Körpertheile von verschiedener Gestalt, röhren-, kugel-, schlüsselförmig, breitgedrückt und zackig. Sie bilden sich aus weichen Knorpeln, welche allmählig hart werden. Inwendig sind sie meistens hohl und mit dem fetten, ölichten Mark angefüllt, welches den Knochen Stärke und Geschmeidigkeit gibt. Sie sind mit der empfindlichen Beinhaut umkleidet. — Ihre Bestimmung besteht darin, dem Leibe Festigkeit, Gestalt und Bewegung zu geben; auch schützen sie die edleren Theile des Körpers, wie das Gehirn, Herz, Magen u. s. w. vor Verletzung. — Am besten lassen sich die Knochen betrachten nach den drei Theilen, in welche der menschliche Leib zerfällt, nach den Knochen des Kopfes, des Rumpfes und der Gliedmaßen.

Die Knochen des Kopfes dienen zunächst zum Schutze des Gehirns. Sie bestehen aus den sieben sägeförmig geränderten Knochen des Hirnschädels, dem Stirnbein, den beiden Scheitelbeinen, dem Hinterhauptbein, den Schlafbeinen. Die Ohren, das Angesicht mit der Stirne, den Augen, der Nase, dem Mund mit den Lippen, den Wangen oder Backen und dem Kinn haben 14 Knochen, von denen der Oberkiefer, der bewegliche Unterkiefer, beide mit Zähnen besetzt, die Nasen- und Gaumenbeine die wichtigsten sind. Die Zähne bestehen aus der gegen scharfe Säfte mit einer schützenden Glasur überzogenen Krone und aus der Wurzel. Gewöhnlich hat jeder Mensch 32 Zähne, nämlich in jeder Kinnlade 4 Schneidezähne, 2 Eckzähne und 10 Backenzähne. Durch die Löcher der Zahnwurzeln gehen feine Nerven in den Zahn und geben ihm Empfindung, welche sich durch allzu schnellen Wechsel kalter und warmer Speisen und Getränke, durch Unreinlichkeit und andere Ursachen, wodurch der Schmelz oder die Glasur der Zähne angegriffen wird, in den heftigsten Schmerz verwandelt. Aus diesem Grunde, und weil die Zähne zum Kauen der Speise und zum Sprechen so nothwendig sind und das Angesicht des Menschen zieren, soll sich Jeder bemühen, seine Zähne gesund und rein zu erhalten. Dieses geschieht dadurch, daß man mit dem Zahnstocher und der Zahnbürste, welche man in Wasser und Kohlenpulver taucht, die Zähne von allen Fäulniß erzeugenden Stoffen reinigt.

Zum Rumpfe rechnet man folgende Theile: den Hals, welcher vornen Kehle, hinten Nacken heißt, die Brust und das Brustbein, den Bauch, die Leisten und Weichen, den Rücken, die Schulterblätter, Hüften und den Rückgrat. Die Knochen des Rumpfes zerfallen in den Rückgrat, eine aus 24 kleinen Knochen oder Wirbeln bestehende, mit Rückenmark angefüllte Knochensäule, und in 24 Rippen, welche in Gestalt eines Bogens von dem Rückgrate aus sich über die Brust herüberziehen. Das Brustbein verbindet die Rippen mit einander.

Die Knochen der Gliedmaßen oder der Arme und Beine sind folgende. Der Arm besteht aus dem Oberarm-, den beiden

Vorderarm- (Ellenbogenknochen und Speiche) und dem Handknochen. Der Handknochen besteht aus 8 Knochen des Handgelenks, 5 Knochen der Mittelhand und den Fingerknochen, wovon jeder Finger 3, der Daumen aber nur 2 hat. Aehnlich verhält es sich mit den Beinen. Jedes Bein hat einen Schenkelknochen, eine Kniescheibe, ein Schien- und Wadenbein und viele Knochen am Hinter- und Mittelfuß und an den Zehen. Die Finger der Hand heißen Daumen, Zeigefinger, Mittel-, Gold- und Ohrfinger. In den Fingerspitzen liegt das feinste Gefühl und in der ganzen Hand des Menschen eine außerordentliche Geschicklichkeit und Kraft.

Die Enden der Knochen sind durch einen schlüpferigen, fetten Knorpel von einander getrennt, damit eine schmerzhafte Reibung derselben verhindert werde. Verbunden sind sie aber mit einander durch feste, faserige und elastische Bänder. Durch solche Fäden, Sehnen oder Bänder hängt auch das Fleisch an den Knochen.

Der Körper hat seine Bewegung nicht nur durch die Knochen, sondern auch durch die Muskeln. Es sind dieses kleine Fleischbündel, welche oben und unten eng zulaufen und daher Muskeln oder Mäuschen heißen. Am deutlichsten sieht man dieses an den Fleischbällchen der Hand. Das Fleisch besteht aus vielen feinen, übereinander liegenden, weichen, röthlichen Fasern, die mit einer Haut überzogen eben die Muskeln bilden. Sie sind mit Adern und Nerven durchzogen und dienen dazu, die Knochen zu umkleiden und dem Körper Gestalt und Bewegung zu geben. Die Muskeln gestatten theils eine willkührliche, theils eine unwillkührliche Bewegung. So können wir durch dieselben das Gesicht und die Augen freiwillig bewegen; wir athmen aber durch ihre Kraft, ohne daß dieses von unserer Freiheit abhängt. Man zählt 500 Muskeln, welche alle mit einer Fetthaut umgeben sind, damit sie sich nicht an einander reiben. Sie sind unter sich mit Flechsen und Sehnen verbunden und bewegen den Körper und seine Glieder durch Zusammenziehung und Ausdehnung. In den Muskeln liegt die Kraft oder Stärke des Menschen. Bei manchen Menschen gränzt die Muskelkraft an's Unglaubliche. So schüttelte Simson die Säulen eines Hauses, in welchem sich seine Feinde, die Philister, befanden, und das Haus fiel zusammen über Alle. So trug der Grieche Milon einen Ochsen auf seinen Schultern, und der König August von Polen zerbrach mit Leichtigkeit ein Hufeisen und rollte zinnerne Teller zusammen. Auch der schwache Mensch kann die Schwung- oder Federkraft und die Stärke seiner Muskeln bedeutend erhöhen durch Uebung, Arbeit, frische Luft und kaltes Wasser.

3. Von den Eingeweiden.

Die Eingeweide haben ihre Stelle im Innern des Rumpfes, welcher durch das Zwergfell in zwei Theile getheilt ist, wovon der obere das Herz und die Lungen, der untere aber den Magen in sich faßt. Diese Eingeweide dienen theils zur Ernährung des

Körpers, theils zum Athemholen und Blutumlauf. Zu den Eingeweiden können auch noch gerechnet werden: das Gehirn im Kopfe, das Mark im Rücken und die von beiden auslaufenden Nerven.

Das Herz und die Adern sind die Werkzeuge des Blutumlaufs.

Das Herz ist ein hohler, länglicher Muskel, der zwischen den Lungen, mit seiner Spitze gegen die linke Seite der Brusthöhle gekehrt, liegt und von dem Herzbeutel eingeschlossen ist. Es besteht aus zwei größeren und zwei kleineren Höhlen, den beiden Herzkammern und dem rechten und linken Vorhof. Von beiden Vorhöfen gehen Oeffnungen in die unter ihnen liegenden Kammern, welche mit Klappen versehen sind und sich bei dem Blutumlauf öffnen und schließen. Indem sich nun das Herz zusammenzieht und erweitert, füllt sich dasselbe mit Blut an und leert es wieder aus. Diese unaufhörliche Bewegung des Herzens, welche an der linken Seite der Brust fühlbar wird, nennen wir Herzpochen oder Herzschlag. — Das Blut hat einen doppelten Kreislauf. Der kleine geht durch die Lungen, der große durch den ganzen Körper. Von der linken Herzkammer weg wird das Blut in eigenen häutigen Gefäßen oder Röhren, Adern genannt, weiter geführt, so in alle Theile des Körpers gebracht, überall Leben, Thätigkeit und Wärme verbreitend, und zuletzt wiederum zur rechten Herzkammer zurückgetrieben, wo von neuem dieselbe Verrichtung stattfindet, das Blut zur Abkühlung in die Lunge, die linke Herzkammer, Adern und rechte Herzkammern getrieben wird, bis mit dem Blutumlauf auch das Leben endet. - Die Adern, welche das Blut mit einem Stoße oder Schlage aus der linken Herzkammer wegführen, heißen Puls- oder Schlagadern; diejenigen aber, die es ohne Schlag zur rechten Herzkammer zurückführen, werden Blutadern genannt. Damit nun die Schlagadern und mit ihnen Gesundheit und Leben nicht leicht verletzt werden können, liegen sie tief im Fleische, und nur an den Schläfen, am Halse und dem Handgelenke liegen sie nahe unter der Haut. — Aus den Adern sondern die Saugadern und die Drüsen, bohnenförmige Körperchen, allerlei Flüssigkeiten, wie Galle, Speichel, Thränen, Schweiß u. s. w. ab, welche dann durch die Haut und ihre Oeffnungen, Poren, ausdünsten oder wieder in's Blut zurückgeführt werden. Umgekehrt dringen heilsame und schädliche Stoffe, frische Luft, Bäder, der Milchsaft, der im Magen und den Gedärmen aus den Speisen bereitet wird, aber auch ansteckende Krankheiten in die Poren, Saugadern und Drüsen und durch diese in das Blut ein und können also leicht Gesundheit oder Krankheit des Körpers herbeiführen.

Die Blutmasse, welche durch diese Werkzeuge in Thätigkeit erhalten wird, besteht aus den röthlichen Blutkügelchen, dem Blutwasser und Faserstoff. Ein erwachsener Mensch mag wohl 26 bis 28 Pfund Blut haben. Da es dem Körper Leben, Nahrung und Wärme gibt, so soll es nur mit der höchsten Vorsicht und nie ohne den Rath eines verständigen Arztes abgelassen werden. Bewegung, ge-

sunde Nahrung, frische Luft, ein zufriedenes Gemüth erhalten die Blutmasse in ihrem natürlichen Kreislaufe und verscheuchen ein Heer körperlicher und geistiger Krankheiten.

Das Blut und die Säfte des Körpers überhaupt werden durch Hinzutritt der Luft nicht nur vollendet, sondern auch in stetem Umlauf und lebendiger Bewegung erhalten. Die Werkzeuge, wodurch die Luft dem Blut und den innersten Theilen des Körpers mitgetheilt wird, sind die Luftröhre und die Lunge.

Die Luftröhre, welche von dem Hintergrunde des Mundes an, der sogenannten Stimmritze, die mit einem gegen Speise und Trank schützenden Kehldeckel versehen ist, durch den Hals hindurch bis an die Lungen reicht, besteht aus knorpeligen Ringen und Häuten und theilt sich unten in zwei in die Lungen verlaufende Aeste. — Die Lunge, ein schwammiges Gewebe von Nerven, Adern und Luftbläschen, liegt in der Brusthöhle zu beiden Seiten des Herzens und besteht aus zwei Lungenflügeln. — Wenn sich die Luftröhre und die Lungenflügel ausdehnen, so tritt Luft in das Innere des Körpers, erfrischt, kühlt und verbessert das Blut und gibt dem ganzen Körper Lebenswärme; ziehen sich aber die Werkzeuge des Athmens zusammen, so werden die Luft, und zwar verdorbene, und andere unbrauchbare Theile des Blutes und der Säfte ausgestoßen. Die Werkzeuge des Athmens sind auch in Verbindung mit der Zunge, den Lippen und Zähnen, der Oeffnung des Mundes und der Nase die Werkzeuge des Singens, der Sprache und der verschiedenen Töne, wodurch der Mensch seine Gefühle, Gedanken und Empfindungen mittheilen kann.

Unter dem Zwergfell, das die Brusthöhle von der Bauchhöhle scheidet, liegen die Werkzeuge der Ernährung, der Magen, und unter ihm die wurmförmig gewundenen Gedärme, welche auf der rechten Seite die Leber, auf der linken Seite die Milz haben und durch die hinter der Luftröhre herabgehende Speiseröhre mit dem Mund in Verbindung stehen.

Die Speisen werden im Munde durch die Zähne verkaut, durch den Speichel verschluckbar gemacht und durch die Speiseröhre zu weiterer Verarbeitung in den Magen gebracht. Hier im Magen, einem dreihäutigen Sacke, ergießt sich der saure und scharfe Magensaft über die Speisen und verwandelt dieselben durch seine Bewegung und Wärme in einen Brei, der nun in die Gedärme geht und hier durch die grünliche, scharfe und bittere Galle, welche die Leber aus dem Blute absondert und durch den Magendrüsensaft in den Milchsaft, der den Körper eigentlich ernährt, umgewandelt wird. Das Unbrauchbare scheiden die Gedärme aus. Der Milchsaft durchläuft nun noch mehrere Gefäße und geht endlich an der linken Seite des Halses durch eine Ader in's Blut über. Die zungenförmige Milz und die bohnenförmigen, hinter den Gedärmen zu beiden Seiten des Rückgrats liegenden Nieren, welche wie die Leber in der Bauchhöhle ihren Sitz haben, dienen dazu, die scharfen Säfte des Blutes auszu-

scheiden und es dadurch rein zu erhalten. Sie sondern, wie die Leber und die Drüsen, Galle und andere scharfe Flüssigkeiten aus dem Blute ab. — Die Gedärme werden von der Netzhaut und dem Gekröse in der rechten Lage erhalten. Sehr leicht kann aber diese Netzhaut platzen und die Gedärme treten heraus. Darum soll man sehr vorsichtig sein im Tragen und Heben schwerer Lasten.

Knochen und Eingeweide werden von der Haut umschlossen. Sie besteht aus vier Hüllen, Decken oder Häuten, wovon die unterste Fetthaut heißt und die Bestimmung hat, die unter ihr liegenden Fleischbündel oder Muskeln geschmeidig zu erhalten. Dann folgt die eigentliche Haut, die mit vielen Gefäßen, Nerven und Adern durchzogen und deßhalb sehr empfindlich ist. Eine schleimige Haut und die feste Oberhaut, welche an Händen und Füßen sehr hart und nicht selten zu Warzen und Hühneraugen verhärtet ist, liegen über den eben genannten Häuten. Die Haut wird an manchen Stellen geziert und geschützt durch Haare und Nägel. — Sie ist mit unzähligen kleinen Oeffnungen oder Poren bedeckt, in welchen sich Adern und Gefäße endigen, die das Unbrauchbare aus dem Blute ausscheiden und reine Lebensluft einsaugen. Darum soll man aber auch die Haut rein erhalten, damit dieses wichtige Geschäft stets vor sich gehen kann.

4. *Von den Nerven und den Sinnen.*

Empfindung und Leben geben dem Körper die Nerven. Sie sind die eigentlichen Werkzeuge, wodurch die Seele sich äussert; denn sie bilden das Vermögen der Empfindung oder der Sinne. Auf eine wunderbare Weise verknüpfen sie Seele und Leib mit einander, sind somit die höchsten und wichtigsten Eingeweide des Körpers.

Die Nerven sind zwirnförmige, weisse, hohle, mit Nervensaft angefüllte, höchst empfindliche Fäden, welche paarweise durch den ganzen Körper sich verbreiten und an gewissen Stellen sich zu Schlingen, Knoten u. s. w. verflechten. Sie haben ihren Hauptsitz und Ursprung im Gehirne und Rückenmark. — Das Gehirn besteht aus dem grossen und kleinen Gehirn und wird von einer dreifachen Haut und der harten Hirnschaale geschützt. Der Stoff des Gehirns ist eine weisslichgraue breiartige Masse, welche mit den feinsten Fasern durchzogen ist. Unter dem grossen Gehirn liegt das kleine, welches mit dem Rückenmark in Verbindung steht. Das Rückenmark ist ein grauer, markiger Stoff, der das Innere der Wirbelsäule ausfüllt. — Von dem Gehirne und dem Rückenmark entspringen die Nerven und geben nicht nur dem ganzen Körper Leben und Empfindung, sondern setzen auch die obengenannten Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens und der Ernährung erst in Thätigkeit, wesshalb auch dieselben von zahlreichen Nerven und Nervengeflechten durchzogen sind. — Ohne die Nerven ist der Körper ohne Empfindung, wie wir dieses an den Haaren und Nägeln sehen, welche keine Nerven haben und desshalb auch geschnitten werden können. Werden die Nerven zerschnitten oder sonst auf irgend eine Weise verletzt, so verliert der verletzte Theil des Körpers Empfindung und Beweglichkeit; ja eine gewaltsame Erschütterung des Gehirns kann Wahnsinn und selbst den Tod nach sich ziehen. — Die Nerven werden von aussen und von innen gereizt, und dadurch

entsteht die Empfindung. Diese Fähigkeit der Empfindung heisst Sinnlichkeit. Richtet sich die Sinnlichkeit nach der äussern Welt, so ist sie thätig in den fünf Sinneswerkzeugen, in welchen sich zahlreiche vom Gehirn und Rückenmark auslaufende Nerven enden.

Der allgemeinste über den ganzen Körper verbreitete Sinn ist der Sinn des Gefühls oder besser gesagt des äusseren Fühlens. Er dauert noch fort, wenn die anderen Sinne aufhören thätig zu sein, wie bei Schlafenden, Blinden, Tauben. Nicht selten haben Blinde ein weit feineres Gefühl als Sehende. Höchst merkwürdig bleibt es auch, dass Menschen, besonders aber Thiere, weit entfernte Dinge durch das Gefühl wahrnehmen. Das Werkzeug des Gefühls sind die überall verbreiteten Nerven; besonders tritt aber das Gefühl am stärksten in den Fingerspitzen hervor, womit wir die Dinge betasten, wesshalb auch dieser Sinn Tastsinn genannt wird. — Der Sinn des Geschmacks steht dem äusseren Fühlen am nächsten und dient dazu, das dem Magen Zuträgliche zu prüfen und somit Leben und Gesundheit zu erhalten. Er hat seinen Sitz in der innern Mundhöhle und besonders in der Zunge. Die fleischige Zunge ist mit einer rauhen Haut überzogen, in welche sich viele Nervenspitzen enden. — Der Sinn des Geruchs ist eigentlich eine Fortsetzung des vorigen Sinnes, beschränkt sich aber nicht blos auf die Prüfung der Speisen und Getränke und somit auf die Erhaltung des eigenen Lebens, sondern wirkt auch in die Ferne, gewahrt unreine Luft und trägt dazu bei, dass unsere Empfindungen verfeinert werden. Das Werkzeug dieses Sinnes ist die Nase. Die Nase erhält ihre Empfindung durch viele Nerven, welche sich in der Schleimhaut befinden. Bei den Thieren, z. B. bei dem Hunde, ist dieser Sinn ausserordentlich stark. — Der Sinn des Gehörs, wodurch wir den Schall, Klang und Ton vernehmen, hat seinen Sitz in dem äusserst künstlich gebauten Ohre. Das Ohr besteht aus der Ohrmuschel, dem mit dem bittern Ohrenschmalz, das gegen Staub und Insekten schützt, angefüllten Gehörgang, dem Trommelfell, das den Schall auffängt, der Trommelhöhle und der bis in den Mund führenden Röhre. Von der Trommelhöhle an bis zum Munde sind noch mehrere ausserordentlich kunstreich gebaute Oeffnungen und schneckenartig gewundene Gänge, welche man zusammen das Labyrinth oder den Irrgang nennt, und die mit einer wässerigen Flüssigkeit und vielen Nerven versehen sind. — Der wichtigste Sinn ist der Gesichtssinn. Das Gesicht nimmt das Licht, die Beleuchtung und Farben wahr. Das Werkzeug des Gesichts ist das Auge. Das Auge ist ein wahres Meisterstück des Schöpfers. Die beiden Augen liegen in den Augenhöhlen und werden durch dieselben, sowie auch durch die Augenbraunen und Wimpern vor Verletzung, vor Schweiss, vor allzu hellem Licht, Insekten u. s. w. geschützt. Daher schliessen sich auch die Augenlieder, sobald dem Auge nur die mindeste Gefahr droht. Das Auge besteht aus dem Augapfel, dessen obere, harte, durchsichtige Haut Hornhaut heisst. In der Mitte derselben sehen wir die braune, blaue oder graue Regenbogenhaut, welche den schwarzen Augenstern einschliesst. Das Innere des Auges ist mit einer wässerigen und gallertartigen Feuchtigkeit und der hellen Krystall-Linse, welche hinter dem Augenstern liegt, angefüllt. Die wässerige Flüssigkeit befindet sich hinter der Hornhaut, die gallert- oder glasartige hinter der Krystall-Linse. Die Netzhaut zieht sich über das Innere des

Auges hin und gibt dem Auge durch den dicken Sehnerven Empfindung. Hier auf der Netzhaut spiegeln sich die Lichtstrahlen ab, nachdem sie durch Hornhaut, wässerige Flüssigkeit, Regenbogenhaut, Krystall-Linse, glasartige Flüssigkeit gegangen sind und gebrochen wurden. So hat der allmächtige und weise Schöpfer auf eine höchst kunstreiche Weise das Auge gebildet, nicht nur, damit die äussere Welt und ihre Erscheinungen der Seele bekannt werden, sondern auch dazu, dass die Seele selbst ihren Adel oder ihre Gemeinheit, ihre Ruhe und ihre Leidenschaft in demselben wie in einem Spiegel wahrnehme.

5. Von den Mitteln zur Erhaltung der Gesundheit.

Die Gesundheit des Leibes ist eines der größten irdischen Güter. Wenn du diese Wahrheit dir recht lebhaft vorstellen willst, so lese und überdenke die Geschichte vom Werthe gesunder Glieder. S. 44. Es ist daher Pflicht für den Menschen, seine Gesundheit zu erhalten und Alles zu vermeiden, was derselben nachtheilig ist. Die hauptsächlichsten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit sind folgende: gesunde Luft, gesunde Nahrungsmittel, Mäßigkeit im Essen und Trinken, Reinlichkeit, Maß in Arbeit und Ruhe, Beherrschung der Leidenschaften. Die Lebensregeln auf S. 47, welche der weltberühmte Arzt Hufeland gegeben hat, sollten wohl alle Schüler auswendig lernen und befolgen!

Gesunde Luft ist eine der Hauptbedingung des körperlichen Wohlseins. Sie kräftigt Nerven und Muskeln, gibt Frohsinn, Munterkeit und eine blühende Gesichtsfarbe. Die Luft wird verdorben durch das Athmen und die Ausdünstung der Menschen und Thiere, durch glühende Kohlen (siehe S. 47), starkriechende Blumen (siehe S. 47), durch das Trocknen der Wäsche, das Brennen der Lichter. Man muß daher die Zimmer sorgfältig reinigen von allen Dingen, welche die Luft verderben können, und die Fenster täglich öffnen, damit frische Luft einziehe. Man hüte sich in lange verschlossen gewesene Keller, Gewölbe und Höhlen zu gehen, ehe die schädliche Luft daraus vertrieben ist. Mit einem brennenden Licht kann man die Beschaffenheit der Luft in solchen Räumen am sichersten proben. Wenn das hinuntergelassene Licht erlischt, so ist die Luft lebensgefährlich.

Gesunde Nahrungsmittel führen dem Körper neue Säfte zu und geben ihm Stärke und Lust zur Arbeit; schlechte Nahrungsmittel verbreiten schlechte Säfte im Körper und erzeugen Schwäche, Schläfrigkeit, Gähnen und Unlust zur Arbeit.

Im Allgemeinen sind die Speisen aus dem Pflanzenreiche gesünder, als die Fleischspeisen. Die Fleischspeisen sind zwar nährend und kräftig, leichter verdaulich und nicht blähend; dagegen erhitzen und reizen sie das Blut und alle Werkzeuge des Körpers und sind sehr zur Fäulniß geneigt. Fettes und blutiges Fleisch hat diese Nachtheile in hohem Grade. Kinder sollen darum nur wenig Fleisch essen. Das Pflanzenreich bietet eine weniger nährende, reizlosere, nicht zur Fäulniß geneigte Speise dar. Sie läßt das Blut kühl und stimmt den Men-

schen sanft. Da aber die Pflanzenkost auch ihre Nachtheile hat, besonders Blähungen und Säure bereitet, so ist es wohl am zweckmäßigsten, wie dieses auch wirklich überall geschieht, unsere Mahlzeiten aus dem Thier- und Pflanzenreich zugleich zu holen, jedoch in der Weise, daß wir mehr Pflanzenkost als Fleischspeisen genießen. Milch, Butter, Eier, Brod, Kartoffeln, Obst und Gemüse sind für Kinder und Erwachsene gesunde Nahrungsmittel. Frisches, warmes, teigartiges und zähes Brod, fette Kuchen, seifichte, schlecht gekochte Kartoffeln sind jedem Magen ungesund.

Unter den Getränken ist unstreitig das Wasser das natürlichste uud gesündeste. Es verdünnt das Blut, stärkt und belebt Nerven, Muskeln und Magen, reinigt und bewahrt vor Fäulniß und Unverdaulichkeit. Alle übrigen Getränke sind dem Menschen überhaupt und dem Kinde insbesondere weniger zuträglich, oft sogar schädlich. Branntwein ist ein wahres Gift. Er stumpft die Nerven ab, macht den Menschen dumm und roh, verursacht Zittern der Glieder, Auszehrung, Wassersucht und meistens einen frühzeitigen Tod. Die unglückliche Familie eines Branntweintrinkers ist sehr zu beklagen. Armuth und häuslicher Unfriede ist meistens ihr trauriges Loos. Merkwürdig sind die Worte eines Abgeordneten der Indianer an den Präsidenten des nordamerikanischen Freistaates „Wir bitten dich um Pflüge und andere Werkzeuge und um einen Schmied, der sie ausbessern könne. Aber, Vater, Alles, was wir vornehmen, wird ohne Nutzen sein, wenn du nicht verordnest, daß kein Mensch Branntwein oder andere feurige Getränke dem Indianer reiche. Vater, der Verkauf dieses Giftes ist in unseren Feldern verboten worden, aber nicht in den Städten, wo manche unserer Jäger dafür nicht nur Pelzwerk, sondern selbst ihre Schießgewehre und Kleider hingeben und nackt zu ihren Familien zurückkehren. Es fehlt, Vater, deinen Kindern nicht an Fleiß, allein die Einfuhr dieses verderblichen Wassers macht, daß sie arm sind. Wir haben auch nicht die Herrschaft über uns, die ihr habt. Als unsere weißen Brüder zuerst in unser Land kamen, waren unsere Vorfahren zahlreich und glücklich; allein seit dem Verkehr mit dem weißen Volke und seit der Einfuhr jenes Giftes sind wir weniger zahlreich und unglücklich geworden.“ Ueber das Branntweintrinken und überhaupt über alles zu viel Trinken steht auf S. 45 ein sehr ernstes und beherzigungswerthes Wort.

Mäßigkeit im Essen und Trinken ist eine Hauptbedingung der Gesundheit. Je mäßiger der Mensch, desto gesünder ist er, desto älter wird er. — Ein König von Persien schickte dem Mahomed einen gelehrten und erfahrenen Arzt, weil damals in Arabien ein geschickter Arzt eine ungewöhnliche Erscheinung war. Als der Arzt sich etliche Jahre da aufgehalten hatte, ging er eines Tages zu Mahomed, seinem Herrn, und beschwerte sich, er sei noch zu keinem Kranken gerufen worden, um Proben seiner Kunst abzulegen. Mahomed antwortete ihm: „Die Leute in diesem Lande leben so, daß sie niemals essen, als

wenn sie hungert, und aufhören zu essen, wenn ihnen der Appetit noch nicht ganz vergangen ist.“ „Gut,“ sagte der Arzt, „dies ist das wahre Mittel zur dauerhaften Gesundheit; aber dann bin ich auch hier ganz überflüssig.“ Er küßte die Erde, beurlaubte sich und zog davon.

Die Kleidung dient zum Schutze und zur Zierde des Leibes. Sie soll deßhalb der Jahreszeit angemessen sein, im Winter warm, im Sommer leicht, nie zu enge. Das Kleid sei einfach und dem Stande anpassend. Thöricht handeln die Eltern, welche ihre Kinder über Stand und Vermögen kleiden, dadurch verarmen und in den unschuldigen Herzen der Kinder Eitelkeit und Hochmuth erzeugen. Den Kopf halte man kühl und hindere nie die Ausdünstung desselben durch Pelzmützen. Füße und Unterleib müssen warm gehalten werden. Jedoch hüte man sich vor allzu warmer Kleidung, weil dadurch die Haut sehr geschwächt wird. Enge Kleider hindern den Umlauf der Säfte und des Blutes und bewirken nicht selten Engbrüstigkeit und andere Uebel.

Die Wohnungen der Menschen müssen dem Lichte und der Luft den freien Zutritt gestatten, wenn sie gesund sein sollen. Darum sollen die Zimmer hell und geräumig sein, jeden Tag sorgfältig gereinigt und frische Luft in dieselben eingelassen werden.

Wer gesund bleiben will, muß nicht nur seine Kleider und seine Wohnung rein erhalten, sondern auch seinen Körper. Der Leib dünstet stets durch die Poren der Haut aus. Damit nun diese Ausdünstungen nicht gehemmt und dadurch Krankheiten erzeugt werden, wird der vernünftige Mensch sich der größten Reinlichkeit befleißigen. Auch verlangt es schon die vernünftige Liebe zu unserm Leib, sowie die Achtung für ihn, das Meisterstück des Schöpfers und die Wohnung einer unsterblichen Seele, daß wir ihn reinigen. Besonders soll man die Wäsche: Hemden, Strümpfe u. s. w. oft, zum wenigsten einmal wöchentlich, wechseln. Ein reinliches Kind wascht Gesicht, Hals und Hände jeden Morgen und auch während des Tages, wenn diese Theile unrein geworden sind. Es spült den Mund mit frischem Wasser aus, reinigt sich die Zähne, kämmt seine Haare, bürstet sich die Kleider ab und kommt nur so gereinigt in die Schule. Jedes Kind muß sich bestreben, dieses selbst zu thun; nur ganz kleine Kinder bedürfen fremder Hülfe. Im Sommer soll der Leib oft in fließendem Wasser gereinigt und gestärkt werden; jedoch wird der gehorsame Knabe sich nie ohne die Erlaubniß seiner Eltern und Lehrer baden.

Müßiggang ist aller Laster Anfang; Arbeit dagegen macht fromm und gesund. Nicht nur der Erwachsene soll arbeiten, sondern auch das Kind. Das gute, fleißige Kind arbeitet in der Schule und hilft zu Hause seinen Eltern gerne, so weit seine schwachen Kräfte reichen. Dadurch wird es vor mancher Thorheit und vor vielen körperlichen Leiden bewahrt. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen,“ das ist des Menschen Bestimmung, und wer sie erfüllt, der wird Gottes Segen überall wahrnehmen. Denn die Arbeit stärkt

Glieder, Muskeln und den ganzen Körper; sie bringt alle Säfte in Umlauf und reinigt sie, und macht, daß Speise und Trank uns recht schmecken und gut bekommen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. — Nicht immer aber sollen wir arbeiten; denn stete Arbeit würde unsern Körper bald aufreiben. Wer fleißig gearbeitet hat, darf auch ruhen. Hinlängliche Ruhe und Erholung findet das Kind im Spiele und kehrt dadurch gestärkt auf's Neue zur Arbeit zurück. Die kräftigste Erholung gewährt der Schlaf. Der Schlaf stärkt den Körper und ersetzt die verlornen Kräfte desselben, gibt aber auch der Seele Frische und Heiterkeit. Aber nicht jeder Schlaf ist gesund. Allzu langes Schlafen erschlafft und macht dumm. Sieben bis acht Stunden geschlafen zu haben, ist genug. Zu einem gesunden Schlaf gehören eine reinliche, mit frischer Luft angefüllte Schlafstube, eine mäßige Abendmahlzeit, ein reinliches, nicht allzu warmes Bett und — vor Allem ein gutes Gewissen. Denn ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. — Der Schlaf vor Mitternacht ist der gesündeste. Die aufgehende Sonne sollte uns das Zeichen zum Aufstehen vom Bette geben. Denn Morgenstunde hat Gold im Munde. Merkt euch die schöne Regel: Früh zu Bett und früh wieder auf, macht den Menschen gesund, weise und reich.

Seele und Leib stehen in der innigsten Verbindung. Darum schaden auch alle Leidenschaften, welche die Seele aufregen und beunruhigen, der Gesundheit. Sie erschöpfen die edelsten Kräfte, schwächen die Verdauung und die Kraft des Herzens. So wenig ein Haus lange bestehen kann, das dem Toben der Stürme und den Fluthen eines reißenden Stromes ausgesetzt ist, eben so wenig widersteht das Gebäude des Leibes den wilden Leidenschaften. Es wird allmählig mürbe und stürzt zusammen. Traurigkeit tödtet viele Leute; Furcht raubt die Kraft, wirkt heftig auf die Verdauungswerkzeuge und jagt das Blut nach dem Herzen, so daß die Haut kalt, das Gesicht blaß wird. Der Zorn verzerrt die Gesichtszüge, bewirkt die heftigsten Bewegungen und entleert allzu heftig die Galle. Haß und Neid vergiften die Freuden des Lebens, verscheuchen den Schlaf oder peinigen den Schlummernden mit ängstlichen Träumen. Unmäßigkeit und Ausschweifung zerrütten auf schreckliche Weise den Körper. Aerger als die blutigsten Kriege wüthen die Leidenschaften unter den Menschen; darum soll Jeder, der gesund bleiben und ein hohes Alter erreichen will, Herr seiner Neigungen und Begierden sein, damit sie nicht in Leidenschaften ausarten. Wie schön sagt darum die heilige Schrift: „Fürchte den Herrn und weiche ab vom Bösen; dieß ist Gesundheit für deinen Körper, dieß ist Erquickung für deine Glieder.“ (Sprüche Salomo's III, 8.)

6. Von dem Verhalten in Krankheiten und der Behandlung der Scheintodten.

Wer krank ist, der soll einen verständigen Arzt um Rath fragen. Jedoch wird ein vernünftiger Mensch auch ohne Arzt viele Krankheiten ver-

hüten und unbedeutende heilen können. Diese Kenntniß ist um so nothwendiger, weil bei dem plötzlichen Ausbruch einer Krankheit nicht immer ärztliche Hülfe zu haben ist. — Krankheiten werden verhütet, wenn wir unsern Körper gegen die Einflüsse derselben recht abhärten, also durch tägliche Bewegung in freier Luft, durch Baden und Waschen, Arbeit u. s. w. Ein Jeder untersuche, zu welcher Krankheit sein Körper besonders geneigt ist, ob zur Erkältung wegen verweichlichter Haut, zu Brustkrankheiten wegen schwacher Lunge, zu Magenbeschwerden wegen schwachen Magens u. s. w. und suche nun durch eine geregelte Lebensordnung sich gegen diese Krankheiten zu schützen und diese schwachen Theile zu stärken. — Fühlen wir aber ungeachtet unserer Abhärtung und Vorsicht uns krank, so müssen wir genau auf die Stimme der Natur hören. Regt sich Abscheu vor der Nahrung, so esse man nicht. Viele haben sich schon durch Fasten geheilt. Zeigt sich Durst, so trinke man und lege sich zu Bette, um dem angegriffenen Körper Ruhe zu gewähren. Wird die Krankheit durch diese einfachen, natürlichen Mittel nicht gehoben, so rufe man den Arzt, komme ihm mit Offenherzigkeit und Vertrauen entgegen und befolge genau seine Anordnungen.

Ungeachtet aller Sorge für die Gesundheit und das Leben kann der Mensch oft plötzlich in die größte Lebensgefahr versetzt werden. Diese Lebensgefahren bereiten die verschiedenen Gifte, das Wasser, der Mangel an Luft, der Blitz, Kälte, heftige Gemüthsbewegungen u. s. w. Durch körperliche Uebungen, durch Kenntniß der Gifte u. s. w., durch Muth kann man oft diesen Gefahren entgehen; hat aber einen Menschen das Unglück getroffen, auf irgend eine Weise um's Leben gekommen zu sein, so halte man ihn immer für scheintodt und wende ohne Säumen, auf der Stelle, die zweckmäßigsten Mittel an, ihn in's Leben zu rufen. Wer zaudert, aus Vorurtheil, Furcht oder Abscheu an einen Scheintodten Hand anzulegen, der muß sich im Gewissen den Vorwurf machen, den schwachen Funken eines Menschenlebens, das noch hätte gerettet werden können, gleichsam ausgeblasen zu haben. Die Scheintodten werden nicht alle auf gleiche Weise behandelt, und man muß sich deßhalb genau merken, was bei jedem zu thun ist.

1. Behandlung der Erstickten. Dahin gehören: Ertrunkene, Erhängte, vom Blitz Erschlagene, in unreiner Luft Umgekommene, Ohnmächtige u. a. Der Verunglückte muß schnell aus dem Wasser, aus der unreinen Luft oder von dem Werkzeuge entfernt werden, womit er sich erhängt hat. Dann suche man ihn, nachdem man ihm die Kleider ausgezogen oder abgeschnitten hat, auf alle Weise zu erwärmen durch Betten, warme Bäder u. s. w. Erwärmung ist eine Hauptsache bei diesen Verunglückten. Während des Erwärmens blase man ihm durch den Mund Luft in die Lunge, halte ihm die Nase zu und drücke ihn von Zeit zu Zeit auf die Gegend des Zwergfells, damit der eingeblasene Athem wieder herausgehe. Zu gleicher Zeit wird der ganze Leib und besonders die empfindlichen Theile desselben, Füße und Hände, tüchtig gebürstet oder gerieben; man lasse Tropfen eiskalten Wassers auf die Herzgrube fallen und suche die Sinne zu erwecken, die Zunge durch Salmiakgeist, die Augen durch Licht, das Gehör durch Schreien. Kommen Lebenszeichen, so setze man seine Bemühungen fort und gieße dem Unglücklichen etwas Wein oder sonst Stärkendes ein.

2. Behandlung der Erfrornen. Die Erstickten werden durch Wärme belebt, die Erfrornen durch Kälte. Sie werden in ein eiskaltes Bad oder Schnee gelegt, und bei Lebenszeichen suche man sie allmählig zu erwärmen. Man gebe ihnen warmen Thee oder Wein und lege sie in's Bett.

3. Behandlung der Vergifteten. Wer das Unglück hat, Gift zu bekommen, der trinke auf der Stelle so viel Oel oder Milch, als er nur hinunter bringen kann. Oel und Milch hüllen die Gifte ein, überziehen sie mit einem Schleim und machen sie dadurch unschädlich. Auch reizen sie, im Uebermaße genossen, zum Erbrechen und schaffen dadurch die Giftstoffe aus dem Körper. Damit vergleiche auch noch, was auf S. 82 von der Behandlung der Verstorbenen zu lesen ist.

II. Die geistige Natur des Menschen.

Der Körper ist das Werkzeug der Seele und auf das innigste mit derselben verbunden. Die Seele, oder der mit dem Leib vereinigte Geist des Menschen, ist ein unsichtbares Wesen in uns, das uns belebt und thätig macht, in uns denkt, fühlt und will und immer fortdauert. Dieselbe stammt von Gott, ist ein Hauch Gottes und nach Gottes Ebenbild geschaffen und zur höchsten Seligkeit bestimmt. Die Seele ist ein einfaches Wesen, nur eine Kraft, äußert sich jedoch in drei verschiedenen Wirkungen, als Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögen.

7. Das Erkenntnißvermögen.

Das Erkenntniß- oder Denkvermögen ist die Kraft der Seele, Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden. Es zerfällt wiederum in fünf verschiedene Kräfte, nämlich Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand und Vernunft. — Der Geist ist zuerst in den Sinnen thätig und nimmt durch die äußeren Sinne und durch den inneren Sinn Eindrücke von den Dingen in und außer uns auf und ist sich derselben bewußt. Dieses Vermögen heißt Sinnlichkeit. Den Eindruck der Dinge außer uns nennt man Anschauung, sowie der des inneren Zustandes Empfindung heißt. Durch Anschauungen und Empfindungen erhalten wir Vorstellungen. Wer recht aufmerksam ist, kann sich viele und deutliche Vorstellungen verschaffen und so seine Kenntnisse erweitern.

Die durch die Sinnen gewonnenen Vorstellungen kann sich die Seele fest einprägen, einbilden und nach Belieben diese Bilder wieder vergegenwärtigen. Ich habe früher ein Schloß gesehen und kann mir dasselbe genau vorstellen, daß es auf einem Berge am Rheine liegt, viele Thürme hat, mit Graben und Zugbrücke versehen ist u. s. w. Diese einbildende Kraft der Seele heißt Einbildungskraft. Aber auch ganz neue, unwirkliche Bilder kann sie sich aus bekannten Vorstellungen schaffen. Diese Art der Einbildungskraft heißt Phantasie oder Dichtungsvermögen. Im Traume ist die Einbildungskraft regellos thätig. Bei einigen Menschen ist der Traum so lebhaft, daß sich der Leib derselben träumend bewegt. Man nennt solche Leute Traumwandler oder Nachtwandler. Wer im wachenden Zustande die Bilder seiner Phantasie für wirklich hält, ist ein Schwärmer oder Phantast. Beherrscht dieser traurige Zustand die ganze Seele des Menschen, so daß Verstand und Urtheil unter-

gegangen sind, dann nennt man dies Wahnsinn, Narrheit, Verrücktheit.

Das Gedächtniß ist die Kraft der Seele, geistige Vorstellungen, z. B. Begriffe, Namen, Zahlen u. s. w. in einer gewissen Ordnung aufzubewahren und dieselben sich wieder zu vergegenwärtigen. Es unterscheidet sich diese Seelenkraft, welche das Gedachte aufbewahrt, dadurch von der Einbildungskraft, welche es nur mit sinnlichen Vorstellungen zu thun hat. — Es gibt Beispiele von einem wunderbar treuen Gedächtniß. So wußte Leibnitz, ein großer Gelehrter, in seinem hohen Alter ein ganzes Buch noch wörtlich herzusagen; König Mithridates wußte die Namen aller seiner Soldaten; Andere können eine Predigt, einen Vortrag, viele Seiten eines Buches Wort für Wort wiederholen. — Das Gedächtniß ist eine sehr wichtige Geisteskraft. Wie arm wären wir an Gedanken ohne das Gedächtniß! Darum sagten auch die Alten: „Wir wissen nur so viel, als wir im Gedächtniß behalten." Das gute Gedächtniß bewahrt uns vor vielen Thorheiten und Lächerlichkeiten, in welche der Vergeßliche und Zerstreute leicht fallen können, verschafft uns einen Reichthum von Kenntnissen und bewirkt, daß wir uns in jeder Lage des Lebens an eine tröstende, beruhigende, ermunternde und stärkende Wahrheit erinnern und uns dadurch vor manchen Leiden bewahren.

Keine Seelenkraft kann mehr durch Trägheit, Ausschweifung und Krankheit geschwächt, keine aber auch mehr durch Fleiß und Uebung ausgebildet werden, als das Gedächtniß. Daher muß man oft Etwas auswendig lernen, dasselbe aber jedesmal sich recht verständlich machen, denn Unverstandenes schwächt das Gedächtniß. Auch ist es gut, wenn man sich genau den Ort merkt, wo das zu Erlernende steht und dasselbe laut hersagt, weil die Sache dadurch anschaulicher und lebendiger wird und sich folglich mehr dem Gedächtniß einprägt. Die Gedanken der Menschen sind oft so enge mit einander verbunden, daß einer den anderen hervorruft, Gedankenverbindung. So erinnert uns der Ort an eine Begebenheit, z. B. Jerusalem, Bethlehem, Nazareth an Christus, Frankfurt, Aachen an die Wahl und Krönung deutscher Kaiser, der Anfang eines Liedes, einer Erzählung an die folgenden Worte, die Ursache an die Wirkung, ein Ding an das ihm ähnliche Ding. Je öfter wir das Gelesene und Gedachte wiederholen, desto tiefer prägt es sich ein. Daher sagt man auch: „Wiederholung ist die Mutter alles Lernens."

Der Verstand (von verstehen) ist das Vermögen zu denken oder Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden. Jedes Ding hat Merkmale, wodurch es sich von andern Dingen unterscheidet und die ihm wesentlich oder nothwendig zukommen. Greife ich diese wesentlichen Merkmale zusammen, so habe ich einen Begriff, d. h. eine allgemeine oder Gesammtvorstellung, welche auf alle Dinge derselben Art paßt. Setze ich zwei oder mehrere Begriffe bejahend oder verneinend zusammen, so entsteht ein Urtheil, z. B.

Amerika ist ein Erdtheil, die Seele ist nicht sterblich. Aus mehreren Urtheilen kann der Verstand ein neues herleiten, oder er kann schließen. Gewöhnlich besteht der Schluß aus drei Urtheilen, den beiden Vordersätzen (Ober- und Untersatz) und der Folgerung. Z. B. Obersatz: Alle Planeten bewegen sich um die Sonne. Untersatz: Die Erde bewegt sich um die Sonne. Schlußsatz: Folglich ist die Erde ein Planet. — Wer urtheilt, der spricht einem Dinge Etwas zu oder ab, oder auch der Denkende sucht die Aehnlichkeiten (Vergleichung) oder Unähnlichkeiten (Unterscheidung) der Dinge auf. Wer schnell die Aehnlichkeiten der Dinge, besonders die versteckten, entdeckt, der hat Witz; Scharfsinn aber, wenn er die verborgenen Unähnlichkeiten an den Dingen aufzufinden weiß. Wem diese Gabe abgeht, der ist stumpfsinnig, und wer gar kein Urtheil hat, ist dumm. — Da diese Seelenkraft es nur mit Vorstellungen zu thun hat, die aus der Sinnenwelt hergenommen sind, so kann sie auch das Uebersinnliche oder Religiöse nicht begreifen. Wagt sich der Verstand dennoch in das Gebiet der religiösen Wahrheiten, so führt er nicht selten zum frechen Absprechen religiöser Wahrheiten. Nicht der Verstand also, sondern die Vernunft, das Gewissen haben in Religionssachen eine Stimme.

Die Vernunft (von vernehmen) ist die Kraft der Seele, das Uebersinnliche zu vernehmen, folglich die höchsten Wahrheiten von Gott, Unsterblichkeit, Recht und Unrecht, Gutem und Bösem. Sie billigt das Gute und Rechte und verwirft das Böse und Unrechte und heißt deßhalb auch das Gewissen. Unvernünftig ist demnach Jeder, der die Stimme der Vernunft und des Gewissens nicht hört. Gewöhne dich daher schon frühe daran, auf die Stimme des Gewissens und seine leisesten Regungen zu hören und trübe das Urtheil desselben nicht durch Vorurtheile und Selbstsucht! Die Vernunft beschäftigt sich also mit dem Himmlischen und Ewigen, ist Gottes Bild in uns, unserer Seele schönster Schmuck und höchste Kraft.

8. Das Gefühlsvermögen.

Die Veränderungen, welche durch unsere Sinne in unserm Körper oder durch Vorstellungen in unserer Seele hervorgebracht werden, nennen wir Gefühle. Im Allgemeinen sind die Gefühle entweder Lust oder Unlust. Die Kraft der Seele, Gefühle in uns wahrzunehmen, heißt Gefühlsvermögen. Die körperlichen oder sinnlichen Gefühle bilden das untere oder niedere Gefühlsvermögen, welches auch die Thiere besitzen. Dahin gehören die Gefühle des körperlichen Schmerzes, der Gesundheit, der Müdigkeit, des Hungers und Durstes u. s. w. Alle Gefühle des Geistes, welche der Mensch durch Vorstellungen erhält, heißen das obere oder höhere Gefühlsvermögen, z. B. die Gefühle der Einbildungskraft, des Mitleidens, der Mitfreude, der Liebe, Freude, Furcht, das sittliche und religiöse Gefühl. Werden diese Gefühle von der

Seele angenommen, so heißen sie angenehme Gefühle, Lust, Vergnügen; werden sie aber verworfen, so heißen sie unangenehme Gefühle, Unlust, Mißvergnügen. Auch gibt es gemischte Gefühle, welche Lust und Unlust in uns erzeugen, z. B. die Hoffnung.

Das Gefühl steht in der Mitte zwischen Erkennen und Wollen. Was ich erkenne, muß durch das Gefühl belebt werden, Lust oder Unlust in mir erzeugen, wenn es auf den Willen wirken und einen Entschluß, eine Handlung hervorrufen soll. Möchten wir immer Freude und Lust in uns fühlen bei allem Schönen, Wahren, Guten und Religiösen, Abscheu und Unlust bei allem Häßlichen, Falschen, Bösen und Irreligiösen! Sorgen wir darum, wahre, reine Gefühle in uns auszubilden; denn mit ihnen hat der Schöpfer Glück und Frieden verbunden. Unsere Gefühle müssen stets vom Verstande beherrscht werden. Nie darf der Mensch nach seinen Gefühlen allein seine Handlungen einrichten, weil dieselben oft keinen vernünftigen Grund haben. Wer seinem Gefühle mehr folgt, als seinem Verstand, ist ein Gefühlsmensch, dagegen wird derjenige ein Verstandesmensch genannt, den sein Verstand, nicht seine Gefühle, zu seinen Handlungen bestimmen. Die Gefühle müssen immer rein und wach erhalten werden. Wessen Gefühle durch schlechte Erziehung, Vorurtheile oder ein sündiges Leben abgestumpft worden sind, der ist gefühllos, roh. „Er hat kein Herz," sagt man von einem Menschen, welcher bei dem Elende seiner Mitmenschen keine Theilnahme zeigt. Herz- und Gefühllosigkeit entehren den Menschen, Empfindlichkeit und Empfindelei machen ihn unglücklich oder lächerlich.

9. Das Begehrungsvermögen.

Durch die Sinne und durch Vorstellungen werden Lust und Unlust in uns erweckt. Dadurch aber werden wir bestimmt, das Angenehme zu begehren, das Unangenehme zu verabscheuen. Diese Seelenkraft nennen wir das Begehrungsvermögen. Dieses Vermögen besteht zunächst aus dem unteren oder sinnlichen Begehrungsvermögen, auch Sinnlichkeit genannt, welches nur das will und verabscheut, wozu das sinnliche Gefühl es antreibt. Wozu uns nun die Sinnlichkeit bestimmt, das kann sehr oft schädlich oder sündhaft sein. Darum muß die Vernunft stets die Sinnlichkeit zügeln. — Das obere oder geistige Begehrungsvermögen will nur das, was Verstand und Vernunft vorschreiben. Der Verstand will das Nützliche und verwirft das Schädliche; die Vernunft wählt das Gute und Rechte und verabscheut das Böse und Unrechte. Das obere Begehrungsvermögen heißt auch der freie Wille. Zum Begehren oder Verabscheuen werden wir durch verschiedene Neigungen oder Triebe angetrieben. Dergleichen sind der Trieb zur Selbsterhaltung, Thätigkeit, Geselligkeit u. s. w. Starke Triebe heißen Begierden, und wenn sie die Vernunft beherrschen, Leidenschaften. Das Gemüth des Menschen ist die

Heimath und die Quelle der Gefühle, der Begehrungen und Verabscheuungen. Man unterscheidet vier Gemüthsarten oder Temperamente nach Beschaffenheit des Blutes, nämlich das leichtblütige, warmblütige, schwerblütige und kaltblütige Temperament.

Der Wille des Menschen ist frei, so daß der Mensch das Gute immer thun und zum Bösen nie gezwungen werden kann, wenn er einen guten Willen hat. Unter der Freiheit des Willens oder des Geistes versteht man das Vermögen, unabhängig von allem Zwange sich selbst zum Handeln zu bestimmen. Wir können also zwischen Gutem und Bösem wählen. Eigentlich aber ist nur der frei in seinem Handeln, der gegen die Macht der Sinnlichkeit für das Gute sich bestimmt. Daß wir nun einen freien Willen haben, das hat Jeder an sich selbst schon erfahren. So oft der Mensch handelt, soll er sich selbst dazu bestimmen und sich bewußt sein, daß er auch das Gegentheil hätte thun können. Das Gewissen belohnt und tadelt unsere Thaten; wie wäre dieses aber möglich, wenn wir nicht frei, sondern gezwungen handelten? Wir können also das Gute thun, wenn wir nur wollen. Gott wird dann unserm redlichen, festen Willen seinen Segen, seine Gnade gewiß nicht versagen. Wir müssen und können säen, pflanzen und begießen — Gott aber gibt das Gedeihen.

10. Unsterblichkeit der Seele.

Nicht immer leben wir auf dieser Erde. Der Leib des Menschen zerfällt in Staub, aus welchem er genommen; die Seele aber, das göttliche Ebenbild, lebt immer fort. Wie könnte es auch anders sein, da wir hier auf Erden unsere Bestimmung, Gott zu verehren und zu verherrlichen, dadurch uns religiös und sittlich auszubilden und selig zu werden, nicht vollkommen erreichen können. Dieses fühlen wir gewiß bei dem Tode unmündiger Kinder, Jünglinge und Jungfrauen; ja auch der Greis geht unvollkommen aus der Welt. Es wäre sonach gegen Gottes Weisheit, wenn der Mensch nicht in einem andern Leben seine herrlichen Anlagen ausbilden und seine Bestimmung erreichen könnte. Der Geist ist nicht von dieser Welt, sondern wesentlich von dem Körper verschieden und darum auch den Gesetzen des Körperlichen, der Zerstörung, nicht unterworfen. Er ist ein reines, einfaches Wesen, ohne Zusammensetzung, ohne Theilung und ohne Stoff. Er kann daher auch nicht getrennt, aufgelöst und zerstöret werden. Gott hat auch einen unvertilgbaren Abscheu vor Vernichtung und einen sehnlichen Wunsch nach Fortdauer in die Seele gelegt; würde nun dieser Wunsch nicht erfüllt, so wäre dieses gegen Gottes Güte und Gerechtigkeit. Die Tugend findet hier oft ihre Belohnung, das Laster seine Bestrafung nicht; darum glauben wir, daß der gerechte Gott in einem künftigen Leben einem Jeden vergelte nach seinen Werken.

Die Wahrheit, daß unsere Seele unsterblich ist, hängt also auf's innigste mit den Eigenschaften, mit dem Wesen Gottes zusammen. So klar und überzeugend diese Gründe für die Unsterblichkeit der Seele

auch sind, so reichen sie doch nicht aus, gegen alle Zweifel zu schützen. Untrügliche, unerschütterliche Gewißheit hierüber gibt uns allein unser Erlöser Jesus Christus. Er sagt: „Fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten können; fürchtet vielmehr Den, welcher sowohl den Leib als die Seele in der Hölle unglücklich machen kann.“ Matth. X, 28. „Wer um meinetwillen sein Leben (das Leben des Leibes) verliert, der wird es (das Leben des Geistes) erhalten.“ Matth. X, 39. „Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen.“ Matth. XXII, 31. „Heute wirst du bei mir im Paradiese sein.“ Luc. XXIII, 43. — Und wie schön beschreibt der ehrwürdige Apostel Paulus seinen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Er sagt in seinem zweiten Briefe an die Korinther V. 1.: „Wir wissen, daß, wenn diese irdische Hütte, die wir bewohnen, zerstört wird, wir ein Gebäude von Gott erhalten, eine Wohnung, nicht von Händen gemacht, sondern die ewig ist, im Himmel.“ Dort wird unserer eine Vergeltung harren, wie Christus in dem Gleichnisse vom reichen Verschwender und dem armen Lazarus so deutlich lehrt. „Wir werden Alle,“ sagt Paulus, „vor dem Richterstuhle Christi erscheinen müssen, damit Jeder empfange nach dem, wie er im Körperlichen gehandelt hat, es sei gut oder böse.“ II Kor. V. 10. — Der Mensch ist unsterblich! Dieser Gedanke soll uns erhabene Gesinnungen einflößen. Die Ehren und Würden der Welt sind nichts gegen die hohe Würde, unmittelbar von Gott abzustammen. Darum sollen wir nach Dem trachten, was droben ist, und nicht nach Dem, was auf Erden ist. „Ein fernes Land,“ sagt Deharbe, „ein Land, wo ewiger Frühling waltet, ist demnach unser Aller Bestimmung, und dahin soll stets unsre Sehnsucht gerichtet sein. „Die Schwalbe und der Storch,“ so spricht der Prophet, „merken die Zeit ihrer Wiederkunft.“ Jer. VIII, 7. Sobald die Vorboten des Herbstes und seiner Stürme sich einstellen, entfernen sich die Zugvögel von den Wohnungen, an denen sie mit solcher Liebe hingen, schaaren sich zusammen, regen jubelnd die Flügel und eilen in großen Zügen über das Meer dem fernen Frühlingslande zu. Auch für uns wird diese Erde, mag sie einstweilen noch Blumen uns bieten und Düfte uns zuwehen, gar bald in ein Herbstgewand sich hüllen, und ein rauher Sturm wird uns von hinnen treiben. Doch wohl uns! Ein Land ewiger Wonne, zu dem wir über das Grab, wie der Zugvogel über das Meer, uns erschwingen müssen, ist bestimmt, unsere neue, von keinen Stürmen bedrohte Heimath zu werden.“

Dritte Abtheilung.

Erdbeschreibung und Weltgeschichte.

Erster Abschnitt.

Erdbeschreibung.

I. Die Heimath.

1. Die Erde, auf der wir wohnen, ist nicht die Welt, sondern nur ein Theil der Welt, ein Punkt im Weltall. Sie ist einer von den zahllosen Weltkörpern, die im unermeßlichen Weltraum frei schweben; sie ist ein Stern unter den Millionen Sternen, die nach ewigen Gesetzen immer auf's neue ihre alten Bahnen durchlaufen. Der Erdkörper besteht aus festem Lande, aus Bergen, Thälern und Ebenen und aus Wasser, aus Bächen, Flüssen und Meeren. In ihrem Schooße birgt die Erde nützliche Mineralien, Metalle und Steine; auf ihrer Oberfläche aber spendet sie Gewächse und Früchte aller Art. Kleine und große Thiere ohne Zahl sind in die verschiedenen Erdstriche vertheilt und erfüllen den Erdboden, das Wasser und die Luft. In dem Luftkreis, der die Erde umgibt, zeigen sich von Zeit zu Zeit mannigfache und wunderbare Erscheinungen, Gewitter, Regen, Regenbogen, Thau, Reif, Hagel, Schnee, Wind und Sturm. Ueberall, wohin wir unsere Blicke wenden, finden wir zahlreiche Beweise der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte.

2. Die Erde hat Gott zum Wohnsitz des Menschengeschlechts ausgewählt. Der Mensch, das Ebenbild Gottes, die Krone der irdischen Schöpfung, die Welt im Kleinen, soll auf der Erde wohnen und hier erzogen werden für den Himmel. Die Erde ist sonach der Wohnplatz, die Heimath, das Erziehungshaus der Menschen, die Vorschule des Himmels. Aus dem Staub der Erde ist der Menschenleib gebildet worden und in Staub wird er wieder zerfallen; die Erde ist die gemeinsame Mutter der Menschen. — Man kann daher mit Recht von jedem verständigen Menschen verlangen, daß er die Erde, diese Stätte unserer Geburt, diesen Schauplatz unseres Daseins und Wirkens, die Erde, welche der herrlichen Werke Gottes so viele aufzuweisen hat, kennen lerne. Eine solche Kenntniß verschafft uns die Erdbeschreibung. Die Erdbeschreibung, Erdkunde oder Geographie ist ein Unterricht über die Erde überhaupt und insbesondere über ihre Oberfläche, Erzeugnisse, Völker und deren Wohnorte.

3. Die Erde ist unsere **Heimath**; gewöhnlich nennen wir aber den Ort, wo wir geboren sind und leben, unsere Heimath. Um sich in seiner Heimath sicher zurecht zu finden, muß man die Himmelsgegenden kennen. Wenn wir in's Freie gehen, wo wir nach allen Seiten hinsehen können, so scheinen wir auf einer kreisförmigen Ebene zu stehen, über welcher sich der Himmel wie eine hohle Halbkugel wölbet. Die kreisförmige Gränzlinie nun, wo der Himmel die Erde zu berühren scheint, nennt man **Gesichtskreis** oder **Horizont**. Wenn wir bis an diese Gränzlinie hingehen, so überzeugen wir uns von der Täuschung und es erscheint wieder ein neuer Gesichtskreis. So verändert sich der Horizont so oft, als wir selbst unseren Standpunkt verändern.

4. An dem Horizont bemerken wir vier Stellen, die man **Himmelsgegenden** nennt. Die Stelle oder Gegend des Horizonts, wo die Sonne Morgens über denselben heraufkommt oder aufgeht, heißt **Morgen** oder **Osten**, wo sie untergeht, **Abend** oder **Westen**. Die Gegend des Horizonts, wo die Sonne Mittags um 12 Uhr steht, heißt **Mittag** oder **Süden**, die ihr gerade entgegengesetzte Gegend, wo sie niemals wahrgenommen wird, heißt **Mitternacht** oder **Norden**. Wenden wir unser Gesicht dem Sonnenaufgange zu, so haben wir vor uns Osten, im Rücken Westen, rechts Süden und links Norden. Am 21. März und am 22. September geht die Sonne im wahren Ostpunkt auf und im wahren Westpunkt unter.

5. Die **Oberfläche der Erde** besteht aus **Land** und **Wasser**. Die Gestalt der Erdoberfläche wird gebildet durch Ebenen, Gebirge und Thäler. Eine **Ebene** ist ein flacher, ebener Landstrich. **Hochebenen** zählen über, **Tiefebenen** unter 600'. Ebenen, die mit Sand bedeckt sind und keinen Pflanzenwuchs haben, nennt man **Wüsten**; flache, waldlose, mit Gras bewachsene Landstriche heißen **Steppen**. — Erhöhungen des Bodens werden **Hügel** und **Berge** genannt. Mehrere zusammenhängende Berge heißen **Gebirge**. Man unterscheidet die Gebirge hinsichtlich ihrer Lage und Höhe in **Vorberge**, **Mittelgebirge** und **Hochgebirge**. — Die Vertiefungen zwischen den Bergen nennt man **Thäler**. Enge Thäler heißen **Schluchten**; Thäler, durch welche Straßen ziehen, werden **Pässe** oder **Engpässe** genannt.

6. In den Gebirgen und dem ebenen Boden trifft man eine Menge von **Versteinerungen** von Pflanzen und Thieren an, die durch die Sündfluth zu Grunde gegangen sind. Manche Berge speien unter heftigen Erschütterungen der Erde und des Meeres Feuer und Steine aus. Man nennt sie **feuerspeiende Berge** oder **Vulkane**. Auch finden sich in vielen Gebirgen **Höhlen**, die oft auf eine wunderbare, liebliche oder schauerliche Weise gebildet sind. — Die Gebirge sind von großem Nutzen für die Menschen. Sie enthalten in ihrem Innern die Quellen der Flüsse, die Lagerstätten

nützlicher Mineralien, sind von holzreichen Waldungen und vielen heilsamen Pflanzen bewachsen, geben schöne Aussichten und zieren die Erde.

7. Das fließende Wasser hat seinen Ursprung in der flachen Erde und in den Gebirgen. Den Ursprung des Wassers nennt man Quelle. Die Quellen erhalten steten Zufluß aus der Luft, wohin das Wasser als Dunst aufsteigt und woher es in Gestalt des Schnees und Regens zur Erde herabkommt. Aus Quellen entstehen Bäche, aus Bächen Flüsse und durch den Zusammenfluß mehrerer Flüsse Ströme. Die Vertiefung, in welcher ein Fluß fließt, nennt man Bett. Der Rand eines Flusses heißt Ufer, am Meere Küste oder Gestade. Sieht man den Fluß hinab, so hat man das rechte und linke Ufer desselben. Die Stelle, wo ein Fluß in einen andern oder in das Meer sich ergießt, heißt Mündung. Hauptflüsse oder Ströme sind diejenigen Flüsse, welche andere Flüsse (Nebenflüsse) aufnehmen und sich in's Meer ergießen. Entspringt ein Fluß in der Nähe des Meeres (Küste) und geht nach einem kurzen Lauf in dasselbe, so erhält er den Namen Küstenfluß. Steppenflüsse laufen in einen See oder versiegen im Sande. Die Länderstrecke, welche ihr Wasser Einem Flusse zuführt, nennt man das Flußgebiet desselben. Die Gränze zwischen zwei Flußgebieten heißt Wasserscheide.

8. Gewässer, welche sich in Vertiefungen ansammeln und hier stehen bleiben, heißen Teich, Weiher, See. Ist der Boden in solchen Becken locker, so entsteht sehr seichtes Wasser oder ein Sumpf, und wenn das Wasser nur den Boden erweicht, so entsteht ein Morast, Moor oder Bruch. Stehendes Wasser von großem Umfange nennt man einen Landsee. Es gibt Landseen, welche 60 bis 100 Meilen im Umfange haben. Die ungeheure Menge von Wasser, welche alles feste Land begränzt, nennt man Meer, Ocean oder die See. In das Meer, weil es niedriger ist als das feste Land, ergießt sich alles Wasser der Erde. Der Boden des Meeres ist, wie die Oberfläche der Erde, eben und uneben. Darum ist auch die Tiefe des Meeres sehr verschieden. Unter und über dem Meeresspiegel findet sich, besonders in der Nähe der Küste, viel sandiger und steiniger Grund, Sandbänke und Klippen genannt, die den Schiffen sehr gefährlich werden können. Bei Stürmen brechen sich die Wogen schäumend an den Klippen und verursachen die Brandung des Meeres. Das Meerwasser, welches meistens eine grünliche Farbe hat, ist salzig und bitter. Diese Eigenschaft, sowie die stete Bewegung des Meeres durch Stürme schützen dasselbe vor Fäulniß. Eine regelmäßige Bewegung des Meeres ist die Fluth und Ebbe. Unter Fluth versteht man das Steigen und unter Ebbe das Fallen des Meerwassers. Diese merkwürdige Erscheinung, welche man dem Einflusse des Mondes zuschreibt, bemerkt man zweimal des Tages. Die Oberfläche des Meeres oder der

Meeresspiegel liegt tiefer als das Land. Darum werden auch die Erhöhungen des festen Landes nach dem Meeresspiegel gemessen.

9. Die Gränzen zwischen Wasser und Land geben beiden Körpern die verschiedenartigste Gestalt. In Flüssen und im Meere erhebt sich die Erde oft über das Wasser und bildet dadurch größere oder kleinere Länder, Inseln genannt, die ganz vom Wasser umgeben sind; hängen aber dieselben auf der einen Seite mit dem festen Lande zusammen, so heißen sie Halbinseln. Oft verbindet ein ganz schmaler Strich des Landes eine Halbinsel mit dem festen Lande, welcher dann Erd- oder Landenge genannt wird; oder es zieht sich auch ein schmaler Arm des Meeres zwischen zwei Länder hin und verbindet zwei Meere, er führt dann den Namen Meerenge, Kanal, Straße, Sund. — Je nachdem das Wasser mehr oder weniger in das Land einbiegt, nennt man diese Einschnitte Meerbusen, Golfe, Buchten, Baien. Sehr kleine Einbiegungen, die durch Kunst oft noch verbessert und befestigt sind, heißen Häfen. Sie dienen den Schiffen zum sichern Aufenthalt und zum Schutz gegen Stürme. Plätze am Ufer, wo die Schiffe ihre Anker auswerfen können, heißen Rheden.

10. Der Wechsel in der Erwärmung der verschiedenen Theile der Erdoberfläche und die daraus hervorgehenden Erscheinungen nennt man Klima, Luft- oder Witterungsbeschaffenheit. Nach der verschiedenartigen Vertheilung des Sonnenlichtes, der Wärme und der Jahreszeiten unterscheidet man ein heißes, ein gemäßigtes und ein kaltes Klima. Wir leben im gemäßigten Klima, wo weder die Kälte noch die Hitze allzuheftig ist. Winde, Regen, großes Wasser, Wälder und hohe Gebirge machen die Luft rauh und kalt. Wir unterscheiden vier Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Es gibt jedoch auch Länder, wo es nur zwei Jahreszeiten gibt, nämlich eine heiße, trockene und eine Regenzeit; an den Polen herrscht ein ununterbrochener Winter.

11. Die Naturerzeugnisse richten sich nach dem Klima, die Mineralien ausgenommen. In den gemäßigten Ländern findet man: Getreide, Obst- und Waldbäume, Weinreben, Flachs, Hanf, Kartoffeln, Tabak; Hausthiere, Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Wölfe, Bären, Hirsche, Hasen, Fische, Geflügel, Bienen. In den heißen Ländern: Palmen, Kaffeebäume, Brodfruchtbäume, Zuckerrohr, Zimmt, Pfeffer- und Kampferbäume, überhaupt die größten, kräftigsten, saft- und gewürzreichsten und schönsten Gewächse; Elephanten, Löwen, Tiger, Affen, Kameele, Papageien, Strauße, Krokodile, Riesenschlangen. In kalten Ländern ist der Pflanzenwuchs unbedeutend. Je kälter, desto niedriger und spärlicher werden die Laubhölzer. Birken und Tannen hören auf und man trifft nur Wachholder-, Brombeeren- und Heidelbeerensträucher, Flechten und Moose. Eben so bewohnen nur wenige Thierarten die kalten Erdstriche, als: Rennthiere, Eisbären, Seethiere, Walfische,

Eidergänse. — Die Mineralien sind fast gleichmäßig ausgetheilt. Nur hat man bisher im Süden mehr Gold und Edelsteine, und im Norden mehr Eisen gefunden.

12. Die Bewohner unserer Heimath sind uns nach ihrer Hautfarbe und Gesichtsbildung, nach ihrer Lebensart und Beschäftigung, nach Sitten, Sprache und Religion bekannt. Nicht alle Menschen, welche die große Erde bewohnen, haben die Hautfarbe und Gesichtsbildung, die Lebensart und Beschäftigung, die Sitten, Sprache und Religion, wie wir. Es gibt vielmehr hierin eine große Verschiedenheit. Viele Millionen Menschen haben eine weiße Hautfarbe; bei andern ist die Haut gelblich, schwarz, kupferroth, dunkel- oder hellbraun. Viele Menschen leben noch in ganz wildem Zustande und ernähren sich von Jagd, Fischerei oder gar vom Raube. Andere leben von ihren Heerden, mit welchen sie von einem Orte zum anderen herumziehen, und werden Hirtenvölker oder Nomaden genannt. Noch andere haben bestimmte Wohnorte, treiben Ackerbau, Gewerbe und Handel und heißen gebildete oder gesittete Völker. — Wie wir unsere eigene Sprache sprechen, so hat fast jedes Volk seine eigene Sprache. Im Ganzen soll es an 3000 verschiedene Sprachen und Mundarten auf der Erde geben.

13. Der Religion nach lassen sich die Menschen eintheilen in Heiden, Muhamedaner, Juden und Christen. Das Heidenthum oder die Vielgötterei ist eine von Menschen ersonnene Religion, die nur wenige Reste der Uroffenbarung enthält. Die muhamedanische Religion, von dem falschen Propheten Muhamed gestiftet, ist eine lügenhafte Nachäffung des Juden- und Christenthums. Das Judenthum ist die von Gott durch Moses und die Propheten den Vätern des alten Bundes geoffenbarte, auf Jesum Christum hinweisende Religion. Das Christenthum ist die Offenbarung des dreieinigen Gottes in dem menschgewordenen Sohne Gottes, Jesus Christus. Von der durch Jesus Christus gestifteten oder katholischen Kirche haben sich im Laufe der Zeit abgesondert: die Griechen und die Protestanten, welche letztere wiederum in Lutheraner, Reformirte, Anglikaner und zahlreiche Secten zerfallen. Nach einer ungefähren Schätzung beträgt die Zahl der Christen 304, der Juden 5, der Muhamedaner 135 und der Heiden 830 Millionen.

14. Menschen, welche gemeinschaftlichen Ursprung und dieselbe Sprache haben, machen ein Volk aus. Wird ein Volk oder ein Theil desselben nach bestimmten Gesetzen von einer gemeinschaftlichen Regierung regiert, so bildet es einen Staat. Regiert in einem Staate nur ein Oberhaupt, so ist der Staat eine Monarchie, die wieder unumschränkt oder eingeschränkt sein kann; regieren Mehrere, so nennt man den Staat Freistaat oder Republik. Das Oberhaupt des Staates bekommt verschie-

dene Benennungen, als: Kaiser, König, Großherzog, Herzog, Fürst u. s. w.

15. Die Wohnorte der Menschen sind verschieden. Nicht alle Menschen wohnen in Häusern wie wir, sondern die Wilden in Hütten und Höhlen, die Nomaden in Zelten u. s. w. Mehrere Häuser, von Landleuten oder Bauern bewohnt, heißen Dorf; besteht die Einwohnerzahl aus Ackersleuten und Handwerkern, so heißt der Wohnort ein Flecken, und werden Märkte in einem solchen Flecken abgehalten, Marktflecken. Die Städte werden zum großen Theil von Handwerkern, Handelsleuten, Beamten und andern gebildeten Menschen bewohnt. Eine Stadt an einem Berge, deren Einwohner sich hauptsächlich mit Bergbau beschäftigen, ist eine Bergstadt; treibt eine Stadt Handel oder hat sie Fabriken, so heißt sie Handels- oder Fabrikstadt; liegt sie am Meere — Seestadt, oder ist sie mit Mauern, Wällen und Gräben versehen — eine Festung. Städte, in welchen die höchsten Behörden eines Landes ihren Sitz haben, nennt man Hauptstädte, und wenn der Fürst des Landes daselbst wohnt, Residenzstädte.

II. Deutschland.

16. Deutschland, unser Vaterland, liegt beinahe in der Mitte von Europa, und gränzt gegen Norden an die Ostsee, Dänemark und die Nordsee, gegen Osten an Preußen, Polen und Ungarn, gegen Süden an das adriatische Meer, Italien und die Schweiz, gegen Westen an Frankreich, Belgien und Holland. Es umfaßt einen Flächenraum von 11,600 Q. M., auf denen über 40 Millionen Menschen wohnen.

17. Der südliche Theil von Deutschland und theilweise der östliche ist von zahlreichen hohen Gebirgen durchzogen, während der nördliche ganz und der westliche zum großen Theil eben ist. Die höchsten deutschen Gebirge sind die Alpen in Oesterreich, deren höchster Berg, der Ortler, 12,000′ hoch ist. In der Mitte von Deutschland in Bayern erhebt sich das Fichtelgebirge, mit dem in Verbindung stehen: das Erzgebirg zwischen Sachsen und Böhmen, der Böhmerwald zwischen Bayern und Böhmen, das mährische Gebirg zwischen Mähren und Böhmen, das Riesengebirg zwischen Schlesien und Böhmen. Die Sudeten in Schlesien und Mähren verbinden das Riesengebirg mit den Karpathen.

18. In nordwestlicher Richtung vom Fichtelgebirge lauft der Thüringer Wald hin, weiter nördlich der Harz mit dem bekannten Blocksberg. Südwestlich vom Thüringer Wald ist das Rhöngebirg und der Spessart in Bayern, der Vogelsberg in Hessen, der Taunus und Westerwald in Nassau, das Siebengebirg am Rhein. Auf dem linken

Rheinufer: Eifel, Hundsrück in Preußen; Hardtgebirg und Donnersberg in Rheinbayern. Auf der rechten Rheinseite: Schwarzwald und rauhe Alp in Baden und Württemberg; Odenwald in Baden und Hessen.

19. Deutschland zählt an 500 Flüsse, wovon 60 schiffbar sind. Die Hauptflüsse Deutschlands sind folgende: 1) Die Donau, welche aus zwei kleinen Flüssen des Schwarzwaldes in Baden entsteht, mit denen sich der Abfluß des Schloßbrunnens zu Donaueschingen vereinigt, durchströmt in östlicher Richtung das südliche Deutschland, geht durch Ungarn und die Türkei in's schwarze Meer. Nebenflüsse: Lech, Isar, Inn, March. 2) Der Rhein entspringt am St. Gotthard in der Schweiz, strömt durch den Bodensee, geht westlich bis Basel, dann nördlich bis Mainz und von hier aus westlich bis zu seinem Ausflusse in die Nordsee. Nebenflüsse: Neckar, Main, Lahn, Mosel, Ruhr, Lippe. 3) Die Elbe hat ihre Quelle im Riesengebirge und mündet nach einem Laufe von 154 Meilen in die Nordsee. Nebenflüsse: Moldau, Eger, Elster, Mulde, Saale. 4) Die Weser entsteht durch den Zusammenfluß der Werra und Fulda, nimmt die Aller und Hunte auf und strömt in seeartiger Größe in die Nordsee. — 5) Die Oder kommt aus den Sudeten und geht in drei Mündungen in die Ostsee. Ihr wichtigster Nebenfluß ist die Warthe.

20. Seen: Der Bodensee an der Schweizergränze; die mit hohen Felsen umgebenen bayerischen Seen, als der Chiem-, Ammer-, Königs-, Tegern- und Würmsee; die österreichischen Seen: Traun-, Atter- und der räthselhafte Zirknitzersee; der Schweriner- und Müritzsee in Mecklenburg; der Dümmersee in Hannover; der Plönersee in Holstein.

21. Das Klima von Deutschland ist gemäßigt und nur in den hohen Gebirgen des Südens rauh und kalt. Auch an den nördlichen Meeren ist die Luft rauh, nebelig und windig. Der Boden ist großentheils fruchtbar und wird fleißig angebaut. Die in gemäßigten Erdstrichen vorkommenden Naturerzeugnisse sind im Ueberflusse vorhanden. Der Handel wird befördert durch einen großartigen Handelsverein der deutschen Staaten, durch vortreffliche Landstraßen, Eisenbahnen, Fabriken und Handelsplätze, als: Hamburg, Bremen, Triest, Augsburg, Nürnberg, Wien, Frankfurt und Leipzig.

22. Deutschland hat vor allen Ländern der Erde den großen Vorzug einer allgemeinen Volksbildung. Schulen finden sich in allen Dörfern und für alle Richtungen und Stände. Es zählt allein 24 Universitäten oder Hochschulen. Wenn diese geistige Bildung im christlichen Geiste gepflanzt und veredelt wird, so zeigen sich die herrlichsten Früchte. — Der Religion nach sind die Deutschen Katholiken (22 Millionen) und Protestanten (17 Millionen).

Die übrigen sind Mennoniten, Herrnhuter, Griechen (4000) und Juden (400,000). Die katholische Kirche zählt 9 Erzbisthümer und 30 Bisthümer.

23. Deutschland zählt 38 größere und kleinere Staaten, welche zu gegenseitigem Schutze unter sich verbunden sind und den deutschen Bund bilden. Die Angelegenheiten des deutschen Bundes werden durch Gesandte von jedem Bundesstaat in der Bundesversammlung oder dem Bundestag zu Frankfurt am Main unter Oesterreichs Vorsitz berathen. Das Bundesheer ist in zehn Armeecorps getheilt, über 300,000 Mann stark und zählt 600 Stück Geschütz. Mainz, Landau, Luxemburg, Rastatt und Ulm sind Bundesfestungen.

24. Die deutschen Bundesstaaten bestehen aus einem Kaiserreich: Oesterreich; aus 5 Königreichen: Preußen, Bayern, Hannover, Württemberg und Sachsen; aus einem Kurfürstenthum: Hessen-Kassel; aus 7 Großherzogthümern: Baden, Hessen, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg und Luxemburg; aus 9 Herzogthümern: Holstein, Nassau, Braunschweig, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Altenburg, Anhalt-Dessau mit Köthen, Anhalt-Bernburg, Limburg; aus 9 Fürstenthümern: Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe-Detmold, Lippe-Schaumburg, Waldeck, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, Liechtenstein; aus der Landgrafschaft Hessen-Homburg; aus den 4 freien Städten: Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck.

25. Das Kaiserthum Oesterreich, im Süden Deutschlands, umfaßt über 12,000 Q. M. mit 37 Mill. E., wovon über 3600 Q. M. mit 12 Mill. E. zum deutschen Bunde gehören. Die Oesterreicher bekennen sich zur katholischen Religion.

Die deutschen österreichischen Provinzen sind: 1. Das Erzherzogthum Oesterreich, ein wohlangebautes, von der Donau durchströmtes Land. Darin: ††[1]) Wien an der Donau, mit 34 Vorstädten und 479,000 E. ohne Militär, kaiserliche Burg, U., St. Stephanskirche mit dem höchsten Thurme in Deutschland. Linz an der Donau, starke Festung, 25,000 E. Salzburg mit 12,000 E., zwischen steilen Bergen gelegen. — 2. Das Herzogthum Steyermark, ein Gebirgsland, dessen Bewohner sich mit Bergbau und Verarbeitung des hier gewonnenen trefflichen Eisens beschäftigen. † Grätz, 40,000 E., U. — 3. Die gefürstete Grafschaft Tyrol mit Vorarlberg, ein Alpenland mit fruchtbaren Thälern und biederen, tapferen Bewohnern. † Innsbruck, von hohen Bergen umschlossen, 12,000 E., U., Hofers Denk-

1) Die Hauptstädte der Staaten sind mit ††, die der Provinzen mit † bezeichnet. F. bedeutet Festung, U. Universität.

mal. Trient, 12,000 E., Kirchenversammlung von 1545—1563. — 4. Das Königreich Illyrien, sehr gebirgig, fruchtbare Thäler, gute Bergwerke. † Laibach, 20,000 E. Idria mit berühmten Quecksilbergruben. Triest am adriatischen Meere, 80,000 E., die einzige große Seehandelsstadt in den österreichischen Staaten. — 5. Das Königreich Böhmen, von Gebirgen umgränzt, mit fruchtbaren Ebenen, berühmten Gesundbrunnen und Bergbau. † Prag an der Moldau, 120,000 E., herrliche Domkirche mit dem Leichname des h. Johannes von Nepomuk, älteste deutsche Universität. — 6. Die Markgrafschaft Mähren mit dem Herzogthum Schlesien, mit bedeutenden Fabriken. † Brünn, 40,000 E. Olmütz, starke Festung, U.

26. Die außerdeutschen österreichischen Länder sind: 1. Das Königreich Galizien nebst der Bukowina, eine fruchtbare Ebene auf der Ostseite der Karpathen, war ehemals ein Theil des Königreichs Polen. † Lemberg, 60,000 E., darunter ein Drittel Juden, U. Krakau, 40,000 E., U. Das berühmte Salzbergwerk Wieliczca. — 2. Das Königreich Ungarn mit den Königreichen Slavonien und Kroatien. Diese großen, überaus fruchtbaren Länder liefern alle Erzeugnisse im Ueberfluß, Getreide, Obst, vortrefflichen Wein, Gold, Diamanten, Salz. † Ofen an der Donau, Residenz des Statthalters, Palatinus, mit 40,000 E. Gerade gegenüber Pesth, 90,000 E., U. Preßburg an der Donau, ehemalige Hauptstadt. — † Essek, 12,000 E., im Lande der Slavonier, und † Agram, 12,000 E., im Lande der Kroaten. — 3. Das Großfürstenthum Siebenbürgen, eine Hochebene. † Klausenburg, 20,000 E., Hermannstadt, 19,000 E., Kronstadt, 30,000 E. — 4. Die Militärgränze, längs der Donau, der Türkei gegenüber. Darin: die Festungen Peterwardein und Semlin. — 5. Das Königreich Dalmatien, ein von vielen Inseln umgebenes Küstenland des adriatischen Meeres. † Zara, Festung. — 6. Das lombardisch-venetianische Königreich in Italien, eine weite, fruchtbare und überaus schöne Ebene. † Mailand, 161,000 E., mit einer herrlichen, ganz aus weißem Marmor erbauten und mit 4000 Bildsäulen geschmückten Domkirche. Venedig, auf 136 Inseln des adriatischen Meeres erbaut, mit Wasserstraßen, der prachtvollen St. Markuskirche und 150,000 E. Mantua, 40,000 E., starke Festung in morastiger Gegend.

27. Das Königreich Preußen, mehr im Norden Deutschlands gelegen, hat 5000 Q. M. und über 15 Millionen E., wovon 3300 Q. M. und $11^1/_2$ Mill. E. zum deutschen Bund gehören. Der Religion nach gibt es 8 Mill. Protestanten und 6 Mill. Katholiken. Das Land zerfällt in eine östliche und westliche Hälfte. Die östliche Hälfte hat einen mittelmäßigen, an manchen Stellen sogar dürftigen Boden, die westliche Hälfte, besonders am Rhein,

enthält recht fruchtbare und gesegnete Landstriche. Dieses Königreich wird in 8 Provinzen eingetheilt, wovon jedoch 2, die Provinzen Preußen und Posen, nicht zum deutschen Bunde gehören.

28. 1. Die Provinz Brandenburg, ein sandiges Flachland, aber gut angebaut. †† Berlin an der Spree, 430,000 E., Residenz des Königs, U., eine der schönsten Städte Deutschlands und nach Wien die größte deutsche Stadt. Potsdam, 35,000 E. Schloß Sans-Souci. Frankfurt a. d. Oder, 25,000 E. — 2. Die Provinz Pommern an der Ostsee. † Stettin an der Oder, 39,000 E. mit wichtigem Seehandel, F. Stralsund, 17,000 E., F. Belagerung durch Wallenstein 1628. Greifswalde, 11,000 E., U. — 3. Die Prov. Sachsen. † Magdeburg an der Elbe, 50,000 E., starke Festung. Erfurt in Thüringen, 30,000 E. F. Halle, 29,000 E. U. Schlachtorte: Lützen, 1632 und 1813. Merseburg, 1080, Roßbach, 1757, Auerstädt, 1806, Torgau, 1760, Mühlberg, 1547. — 4. Die Prov. Schlesien mit fruchtbaren Landstrichen auf dem linken Oberufer. † Breslau an der Oder, 100,000 E., U. mit schönen Kirchen. Liegnitz an der Katzbach, wo Friedrich II. und einst die Mongolen siegten. Schlesien hat viele starke Festungen und berühmte Schlachtorte. Krieblowitz, Grab Blüchers † 1819. — 5. Die Prov. Westphalen, flach, sandig und moorig nach Holland zu. † Münster, von Karl d. Gr. gegründet, 23,000 E. Westphälischer Friede, 1648. — 6. Die Rhein-Provinz, fruchtbares Land am Rhein mit gewerbthätigen Bewohnern. † Köln am Rhein, 85,000 E., wohl die älteste Stadt in Deutschland, merkwürdiger Dom, F. Bonn, 15,000 E. U. Koblenz, 19,000 E., am Einflusse der Mosel in den Rhein, gegenüber Ehrenbreitstein, starke Festung. Düsseldorf, 37,000 E., gewerbreiche Stadt. Aachen, 46,000 E., ehemals Krönungsort der deutschen Kaiser, mit dem Grabe Karls d. Gr. — Trier an der Mosel, 16,000 E. mit merkwürdigen Reliquien. 7. Die Provinz Preußen, ein ganz ebenes, ziemlich tragbares, aber rauhes Land mit dem seltenen Bernstein. † Königsberg am Pregel, 70,000 E., U., F., bedeutende Handelsstadt. Danzig an der Weichsel, 60,000 E., F., mit wichtigem Seehandel. — 8. Die Prov. Posen, weite Ebene mit großen Waldungen, wird meistens von Polen bewohnt. † Posen an der Warthe, 40,000 E., F., mit vielen Kirchen. Gnesen 6000 E. In der schönen Domkirche liegt der h. Adalbert, Preußens Apostel, begraben. Anm. Zu Preußen gehören auch die im deutschen Süden liegenden Fürstenthümer Hohenzollern.

29. Das Königreich Bayern, 1400 Q. M. mit 4,500,000 E., worunter drei Viertel Katholiken sind. Das Land hat fruchtbare Ebenen an der Donau, erzeugt viel Getreide, besonders Gerste, die größtentheils zu Bier verbraut wird; starker Weinbau am Main

und Rhein, großer Reichthum an Waldungen, Eisen und Salz. Das Königreich ist in 8 Kreise eingetheilt. 1. Ober-Bayern. †† München mit der Vorstadt Au hat 108,000 E., liegt in einer unfruchtbaren Ebene an der Isar, eine der schönsten Städte Deutschlands mit herrlichen Kirchen, prachtvollen Gebäuden und reichen Kunstsammlungen. U. 2. Nieder-Bayern. † Passau an der Donau, 12,000 E., F. — 3. Ober-Pfalz und Regensburg. † Regensburg, 23,000 E., bekannt durch Reichstage. In der Nähe Walhalla, Ehrentempel deutscher Künstler, Gelehrten und Helden. — 4. Schwaben und Neuburg. † Augsburg, reiche Handelsstadt am Lech, 37,000 E., bekannt durch Reichstage. — 5. Ober-Franken. † Bayreuth, 17,000 E. und Bamberg, 21,000 E., beide am Main. — 6. Mittel-Franken. † Ansbach, 12,000 E. Nürnberg, 50,000 E., erste Handels- und Fabrikstadt Bayerns, Ort vieler Erfindungen. — 7. Unter-Franken und Aschaffenburg. † Würzburg am Main, 27,000 E., F., U. Aschaffenburg, 10,000 E., in schöner Gegend am Main. 8. Pfalz. † Speier, 9000 E. mit schönem Dome und Kaisergräbern. Germersheim und Landau, Festungen.

30. Das Königreich Hannover, 700 Q. M. mit 1,800,000 E., größtentheils Protestanten, darunter 200,000 Katholiken. Ein flaches Land, im Süden der Harz, im Norden die Lüneburger Haide. †† Hannover, 30,000 E., Residenz des Königs. Lüneburg, 12,000 E., mit Salzquellen, die jährlich 300,000 Ctr. Salz liefern. Hildesheim, 15,000 E., mit herrlicher Domkirche. Göttingen, 13,000 E., U. Osnabrück, 12,000 E., westphälischer Friedensschluß 1648.

31. Das Königreich Württemberg, 360 Q. M. mit 1,700,000 protest. und kathol. E. Der Schwarzwald sendet mehrere Züge in das Land; fruchtbare Gefilde am Neckar. Das Land leidet an Uebervölkerung. †† Stuttgart, zwischen Bergen gelegen, 47,000 E., Residenz des Königs. Reutlingen im Schwarzwald, 12,000 E. Tübingen, 8000 E., U. Ulm an der Donau, 20,000 E., F.

32. Das Königreich Sachsen, 272 Q. M. mit 1,700,000 protest. E., worunter an 500,000 Katholiken, reich an Mineralien und Fabriken, Mangel an Getreide. †† Dresden an der Elbe, mit 64,000 E., königliche Residenz, reiche Kunstsammlungen. Leipzig, große Handels- und Universitätsstadt mit 50,000 E. Völkerschlacht am 16., 18. und 19. Oktober 1813.

33. Das Kurfürstenthum Hessen, 208 Q. M. und 730,000 E., theils reformirt, theils katholisch. Das Land ist gebirgig und waldig und eignet sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau. †† Kassel an der Fulda mit 32,000 E. Marburg an der Lahn, 8000 E., U. Fulda, 10,000 E., mit dem Grabe

des h. Bonifacius. Hanau am Main, 16,000 E., mit vielen Fabriken. Schlacht 1813.

34. Das Großherzogthum Baden, ein langer, schmaler, fruchtbarer Landstrich am Rhein von der Neckar-Mündung an bis zur Schweiz. Es enthält 278 Q. M. mit 1,250,000 E., wovon zwei Drittel katholisch und ein Drittel protestantisch sind. †† Karlsruhe, fächerartig gebaut, mit 24,000 E. Rastatt 7000 E., Bundesfestung. Freiburg 16,000 E. und Heidelberg 14,000 E., mit U. Mannheim, 24,000 E., an der Mündung des Neckars in den Rhein. Konstanz am Bodensee mit 7000 E., Saßbach, † Türenne 1675.

35. Das Großherzogthum Hessen, ein fruchtbares, theilweise gebirgiges Land am Rhein und Main. Die Einwohner beschäftigen sich mit Acker- und Weinbau, mit Gewerben und Fabriken. Das Land enthält 153 Q. M. mit 854,000 E., wovon zwei Drittel protestantisch und ein Drittel katholisch sind. †† Darmstadt mit 30,000 E., Offenbach am Main mit 13,000 E. und vielen Fabriken. Gießen mit 9000 E. und einer U. Mainz am Rhein mit 36,000 E., Bundesfestung.

36. Das Großherzogthum Sachsen-Weimar, 67 Q. M. und 240,000 großentheils lutherische E. †† Weimar, 13,000 E., mit den Gräbern von Schiller und Göthe. Jena mit einer U. — Das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, 228 Q. M. mit 500,000 luth. E. †† Schwerin 18,000 E. und Rostock 21,000 E., U. — Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, 49 Q. M. mit 90,000 luth. E. †† Neu-Strelitz an einem See.

37. Das Großherzogthum Oldenburg an der Nordsee und Wesermündung mit vielen Haidestrichen. Ein Theil des Landes liegt im Holsteinischen und im Preußischen am linken Rheinufer. 116 Q. M. mit 275,000 E., welche, mit Ausnahme von 73,000 Katholiken, protestantisch sind. †† Oldenburg an der Hunte mit 9000 E. — Das Großherzogthum Luxemburg mit dem Herzogthum Limburg, 89 Q. M. mit 333,000 großentheils kath. E., gehört dem Könige von Holland. †† Luxemburg, 11,500 E., starke Bundesfestung.

38. Das Herzogthum Holstein-Lauenburg im Norden Deutschlands, 170 Q. M. mit 460,000 luth. E., gehört dem König von Dänemark. †† Glückstadt an der Elbe. Altona, Handelsstadt an der Elbe; Kiel, 15,000 E., mit einer U. — Das Herzogthum Nassau, 82 Q. M. mit 185,000 Kath. und 222,400 Protest., schönes, fruchtbares Land am Rhein mit vielen Gesundbrunnen. †† Wiesbaden mit berühmten heißen Bädern. — Das Herzogthum Braunschweig, 73 Q. M. mit 260,000 luth. E., am Harze gelegen. †† Braunschweig mit 40,000 E.

39. Die drei sächsischen Herzogthümer am Thüringerwald mit den gleichnamigen Hauptstädten Koburg, Meiningen und Altenburg, enthalten 104 Q. M. mit 408,000 luth. E. — Die zwei anhaltischen Herzogthümer an der Elbe mit den Hauptstädten Dessau und Bernburg, 48 Q. M. mit 151,000 reformirten E. — Anm. Köthen gehört seit 1847 zu Anhalt-Dessau.

40. Die deutschen Fürstenthümer liegen zerstreut und zwar im Nordwesten: Die Fürstenthümer Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg mit den fürstlichen Residenzen Detmold und Bückeburg, 30 Q. M. mit 97,000 reformirten E. — Das Fürstenthum Waldeck mit der fürstlichen Residenz Arolsen, 22 Q. M. mit 60,000 protest. E. — Mehr im mittleren Deutschland liegen die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt mit den gleichnamigen Residenzen, 35 Q. M. mit 120,000 luth. E. — Die drei Fürstenthümer Reuß mit den Städten Greitz, Schleiz und Lobenstein, 28 Q. M. mit 86,000 luth. E.

41. Die Landgrafschaft Hessen-Homburg, 8 Q. M. mit 24,000 theils lutherischen, theils kath. E. Homburg vor der Höhe, berühmter Badeort. — Das Fürstenthum Liechtenstein zwischen Tyrol und der Schweiz, mit dem Hauptorte Liechtenstein oder Vaduz, 2 Q. M. mit 7000 kath. E.

42. Die freien Städte Deutschlands sind: Frankfurt am Main, ehemals die Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser, ist jetzt der Sitz der deutschen Bundesversammlung, 66,000 E. Das Gebiet zählt noch 8000 E. — Bremen an der Weser, mit vielen Fabriken und bedeutendem Handel, 51,000 E. — Hamburg an der Elbe, die erste Handelsstadt Deutschlands, mit 160,000 E. Das Gebiet zählt noch 29,000 E. — Lübeck an der Trave mit 33,000 E. und dem höchsten Gerichtshofe für die vier freien Städte. Das Gebiet von Lübeck zählt noch 16,000 E. Sämmtliche freie Städte treiben einen bedeutenden Handel.

Europa.

43. Europa gränzt gegen Norden an das Eismeer, gegen Osten an Asien und das schwarze Meer, gegen Süden an das Mittelmeer und gegen Westen an das atlantische Meer. Dieser Erdtheil ist 155,000 Q. M. groß und zählt 258 Millionen Einwohner.

44. Gebirge: 1. Die Pyrenäen zwischen Spanien und Frankreich. 2. Die Alpen in der Schweiz und im Oesterreichischen, mit dem Montblanc, dem höchsten Berge Europa's. 3. Die Apenninen in Italien. 4. Der Balkan oder Hämus in der Türkei. 5. Die Karpathen zwischen Ungarn und Galizien. 6. Das Kiölengebirg zwischen Norwegen und Schweden. 7. Das Uralgebirg zwischen Europa und Asien.

45. Meere: Das asow'sche, schwarze, marmor=, mittelländische und adriatische Meer im Süden, das atlantische Meer und die Nordsee im Westen, die Ostsee und das Eismeer im Norden. Seen: Ladoga=, Onega= und Peipussee in Rußland; Mälar=, Wener= und Wettersee in Schweden; Neusiedler= und Plattensee in Ungarn; der Comersee in Italien; der Genfer=, Neuenburger=, Zürcher= und Vierwaldstättersee in der Schweiz. Hauptflüsse: Don, Dniepr und Wolga in Rußland; Donau, Rhein und Elbe in Deutschland; die Seine (Sän'), Loire (Loar'), Garonne und Rhone in Frankreich. Der Tajo (Tacho) und Ebro in Spanien und Portugal; die Themse in England; der Po in Italien; die Weichsel in Polen.

46. Europa wird von romanischen, germanischen und slavischen Völkern bewohnt, welche unstreitig die gebildetsten der ganzen Erde sind. Fast alle Europäer bekennen sich zur christlichen Religion, ausgenommen die Juden, die Muhamedaner in der Türkei und die heidnischen Lappländer im Norden.

Europäische Staaten.

47. Das Königreich Portugal (1660 Q. M. und 3,450,000 kath. E.) hat heißes Klima und fruchtbaren Boden. Es gibt hier Pomeranzen, Citronen und Feigen in Menge. Die Hauptstadt Lissabon (280,000 E.) liegt am Tajo und hat eine sehr schöne Lage. Noch sind zu bemerken die Handelsstadt Oporto und die Universitätsstadt Coimbra.

48. Das Königreich Spanien (8600 Q. M. und 12,100,000 kath. E.) nimmt den größten Theil der pyrenäischen Halbinsel ein, ist überaus fruchtbar, aber nicht genug angebaut. Es hat sehr gute Pferde, Schafe, Maulesel, Seide, Wein, Oel und Südfrüchte. Madrid (200,000 E.) ist die Hauptstadt des Reiches. Andere berühmte Städte sind: Toledo, Barcelona, Malaga und Cadix.

49. Das Kaiserthum Frankreich (9620 Q. M., 35,500,000 kath. E.) ist ein großes, schönes Land, das Getreide, Wein, Obst, Oel und edle Früchte hervorbringt, starken Handel treibt und bedeutende Fabriken hat. Paris an der Seine (1,000,000 E.) ist die Hauptstadt des Reiches und der Größe nach die zweite Stadt in Europa. Lyon, große Stadt an der Rhone, mit bedeutendem Seidenhandel. Marseille (Marselj'), Toulon und Bordeaux (Bordo) sind berühmte Handelsstädte. Straßburg mit herrlichem Münster.

50. Das Königreich Großbritannien (5700 Q. M., 29,128,000 E., worunter 8,770,000 Katholiken, 20,115,400 Protestanten) besteht aus den drei Königreichen England, Schottland und Irland. Großbritannien hat feuchtes Klima, gute Viehzucht,

herrliche Pferde, vortreffliche Landwirthschaft, wenig Waldungen, viele Steinkohlen und das beste Zinn. Handel, Fabriken, Schiffbau, Eisenbahnen und Dampfmaschinen sind in England auf der höchsten Stufe. London (2,400,000 E.) an der Themse ist die Hauptstadt des Reiches und die größte Stadt in Europa. Manchester (Mäntschestr) und Liverpool (Liwwerpuhl), große englische Handelsstädte. Edinburg (Eddinbro) mit 187,000 E., Hauptstadt von Schottland, und Dublin mit 300,000 E., Hauptstadt von Irland.

51. Die Niederlande oder die Königreiche Holland und Belgien liegen an der Nordsee, sind von vielen Kanälen durchschnitten und durch Dämme gegen den Einbruch des Meeres geschützt. Das Land hat feuchtes Klima, schöne Viehzucht, aber Mangel an Holz und Trinkwasser. Die Einwohner beschäftigen sich mit Handel und Fabriken. Holland, 570 Q. M. und 2,790,000 E., worunter 876,000 Katholiken und 1,864,000 Protestanten. Haag mit 60,000 E., königl. Residenzstadt. Amsterdam, 230,000 E., und Rotterdam mit 80,000 E., große Handelsstädte. Belgien, 540 Q. M. und 4,256,000 kath. E. Brüssel, Haupt- und Residenzstadt, mit 165,000 E. In der Nähe das Dorf Waterloo, Schlacht 18. Juni 1815. Antwerpen, wichtige Handelsstadt an der Schelde, 80,000 E.

52. Die Schweiz (816 Q. M. und 2,264,900 E., worunter 864,600 Katholiken und 1,398,200 Protestanten) ist das höchste europäische Gebirgsland. Sie hat ein sehr verschiedenes Klima, gute Viehzucht, Wein, Obst, aber wenig Getreide. Die Einwohner sind deutscher, französischer und italienischer Abkunft. Das Land ist ein Freistaat und besteht aus 22 von einander unabhängigen Kantonen, die aber mit einander verbunden sind und die Eidgenossenschaft bilden. Die wichtigsten Städte der Schweiz sind Bern an der Aar, 23,000 E., Basel am Rhein, 22,000 E., Luzern am Vierwaldstättersee, 6500 E., Zürich mit 14,000 E. und Genf mit 31,000 E. an gleichnamigen Seen.

53. Italien (7620 Q. M., 22 Millionen kath. E.) ist eines der schönsten und fruchtbarsten Länder Europa's. Sein mildes Klima und seine vortrefflichen Produkte machen es zum Garten von Europa. Zu Oberitalien gehören folgende Staaten: 1. Das lombardisch-venetianische Königreich. Siehe oben Nro. 26. 2. Das Königreich Sardinien mit der Hauptstadt Turin, 135,000 E., und den Städten Genua am Mittelmeer mit 92,000 E. und Cagliari (Calјari) mit 27,000 E. auf der Insel Sardinien. 3. Die Herzogthümer Parma, Modena und Lukka mit den gleichnamigen Hauptstädten. Zu Mittelitalien gehören 1) das Großherzogthum Toskana mit der Hauptstadt Florenz, 95,000 E.; 2) der Kirchenstaat mit der Hauptstadt Rom an der Tiber mit 185,883 E., Sitz des Oberhauptes der Christenheit,

mit berühmten Kirchen, Kunstsammlungen und Denkmalen der Vorzeit. Zu Unteritalien gehört das Königreich Neapel mit der Insel Sicilien. Darin: Neapel, Hauptstadt, am Meere in einer herrlichen Gegend, unweit des Vesuvs, mit 450,000 E. Palermo mit 170,000 E., Hauptstadt auf der Insel Sicilien.

54. Das Königreich Griechenland (868 Q. M., 1,114,000 E., die sich großentheils zur griechischen Kirche bekennen) ist seit 1829 von der Türkei getrennt. Dieses Land hat ein mildes Klima und einen vortrefflichen Boden, der aber noch nicht genug angebaut ist. Es besteht aus dem festen Land und vielen Inseln. Das im Alterthum berühmte Athen mit 25,000 E. ist die Hauptstadt des Landes. Nauplia, Lepanto, Navarin und Patras sind neu aufblühende Städte. — An der Westseite Griechenlands liegen die jonischen Inseln. Sie stehen unter englischem Schutze und haben zur Hauptstadt Corfu auf der gleichnamigen Insel.

55. Die europäische Türkei (8000 Q. M., 9 Millionen E., Muhamedaner und Christen) ist ein warmes, sehr fruchtbares, aber schlecht angebautes Land. Die Bewohner des Landes sind Osmanen oder Türken, Griechen und Slaven. Die Hauptstadt des Landes ist Konstantinopel mit 600,000 E.; sie liegt in einer sehr schönen Gegend am Meere, besteht aber großentheils aus schlechten Straßen und elenden Häusern. Konstantinopel ist die Residenz des türkischen Kaisers oder Sultans und durch ihre Lage an zwei Meeren und an der Gränze zweier Erdtheile eine der wichtigsten europäischen Städte. Adrianopel, 130,000 E., eine bedeutende Handelsstadt; Sophia in Bulgarien, Salonik in Macedonien, Belgrad an der Donau. Unter türkischer Hoheit stehen die nördlich von der Donau liegenden Fürstenthümer Moldau mit der Hauptstadt Jassy und Wallachei mit der Hauptstadt Bukarest.

56. Das Kaiserreich Rußland ist eine weite Ebene und das größte Reich Europa's. Es umfaßt 97,000 Q. M. mit 58 Mill. E., welche sich größtentheils zur griechischen Kirche bekennen. Im Norden ist es sehr kalt; die ganze Erdoberfläche ist eigentlich eine gefrorne und morastige Wüste. Mittelrußland hat fruchtbaren Boden und ungeheuere Waldungen; Südrußland hat viele baumlose, grasreiche Steppen, welche von Nomaden und ihren zahlreichen Heerden belebt werden. Die Einwohner sind Slaven, Finnen, Tartaren und Einwanderer. Petersburg an der Newa mit 480,000 E. ist die Haupt- und Residenzstadt. Lange breite Straßen, weite Plätze, schöne Häuser, prachtvolle Paläste, Denkmäler und Kirchen zieren diese jüngste und vielleicht schönste unter den europäischen Hauptstädten. Moskau mit 300,000 E., alte Hauptstadt des Reiches, nach dem Brande von 1812 wieder neu aufgebaut. Außerdem sind zu bemerken: Die Handelsstädte Archangel am weißen Meere und Odessa am schwarzen Meere. Warschau an der Weichsel mit 136,000 E., Hauptstadt des Königreichs Polen.

57. Das Königreich Dänemark (2847 Q. M., 2,090,000 E., sämmtlich Protestanten) besteht aus einer großen Halbinsel, deren südlicher Theil zu Deutschland gehört, aus den in der Ostsee liegenden Inseln, den Faröer-Inseln und der Insel Island. Das Land ist eben, die Witterung feucht und rauh. Die Insel Island ist wegen ihrer Vulkane und heißen Quellen merkwürdig. Holz, Salz und Metalle fehlen fast ganz; dagegen gibt es Getreide, Pferde, Rindvieh und Fische im Ueberfluß. Kopenhagen mit 120,000 E. auf der Insel Seeland ist die Hauptstadt des Reiches.

58. Das Königreich Schweden mit Norwegen (13,734 Q. M. mit 4,300,000 protestantischen E.) ist eine große, theils gebirgige, theils ebene seereiche Halbinsel, auf welcher ein langer, heftiger Winter, ein kurzer, heißer Sommer herrscht, reich an Rennthieren, Fischen und vortrefflichem Eisen, arm an Getreide und Salz. Die Einwohner sind Schweden, Norweger und Lappen. Die Hauptstadt ist Stockholm, 84,000 E., merkwürdig wegen ihrer Lage auf Inseln, zwischen Felsen, Hügeln, Thälern und Gewässern. Noch zu bemerken sind: Gothenburg und Upsala in Schweden; Christiania und Bergen in Norwegen.

Die übrigen Erdtheile.

Die übrigen Erdtheile sind: Asien, Afrika, Amerika und Australien oder Südindien.

59. Asien gränzt an das nördliche Eismeer, das stille und indische Meer, an Afrika, das mittelländische und schwarze Meer und an Europa. Es wird von den höchsten Gebirgen der Erde durchzogen, von welchen wir nur das Himalaja-Gebirge mit dem 27,000′ hohen Berg Dawalagire bemerken. Von den großen asiatischen Flüssen erwähnen wir Ob, Jenisei, den gelben und blauen Fluß, den Ganges, Indus, Euphrat, Tigris und die Wolga. Der größte See ist das kaspische Meer; die größte Wüste heißt Cobi. Die Witterung ist wegen der großen Ausdehnung und der hohen Gebirge sehr verschieden; ebenso die Producte und die Fruchtbarkeit des Bodens. Asien hat einen großen Reichthum an Thieren und Pflanzen, welche Europa fehlen, z. B. Kameele, Löwen, Tiger, Elephanten, Strauße, Papageien; Palmen, Kaffee, Thee, herrliche Gewürze, Sago, Reis, Baumwolle u. s. w. Auch findet man in Asien die schönsten Edelsteinen.

60. Asien ist der größte Erdtheil (800,000 Q. M. mit 500 Mill. Menschen) und wird von drei Menschenstämmen bewohnt, welche ihrer Religion nach Christen, Muhamedaner und Heiden sind. Diese Menschenstämme sind: Der kaukasische Stamm, von weißer Hautfarbe und schöner Körperbildung im Westen und Süden Asiens und in Europa. Der mongolische Stamm in der Mitte

Asiens, von gelber Hautfarbe, mit flachem, breitem Gesicht, weit von einander abstehenden Augen. Der malaische Stamm im Südwesten, von brauner Haut, mit dicker Nase, großem Mund, schwarzen und krausen Haaren. An Gewerben, Künsten, Wissenschaften und Bildung stehen die Asiaten den Europäern weit nach. Sie leben theils unter der Herrschaft eigener Fürsten, theils sind sie europäischen Fürsten unterworfen.

61. Asien besteht aus folgenden Staaten. I. Das russische Asien. Dazu gehören: 1) das kalte, unangebaute und beinahe menschenleere Sibirien im Norden Asiens mit den Städten Tobolsk, Irkutsk und Kiachta; 2) das schöne, fruchtbare, zwischen dem kaspischen und schwarzen Meer liegende Kaukasien, welches vorher den Türken und Persern gehörte. Die Gebirgsvölker des Kaukasus widersetzen sich der russischen Herrschaft. Hauptstadt des Landes ist Tiflis am Kur; 3) das astrachanische Flachland an der Wolga, welches sich vom caspischen bis zum asowschen Meere hinzieht. Hauptstädte: Astrachan und Kasan an der Wolga.

62. II. Das türkische Asien. Es besteht aus Babylonien, Mesopotamien, Armenien, Syrien mit Phönicien und Palästina, und Kleinasien. Der Boden dieser Länder ist fruchtbar, aber wegen des türkischen Druckes und der Unsicherheit des Besitzes schlecht angebaut. Die Einwohner treiben Karavanenhandel mit Seide, Baumwolle, Saffian, Eisen. Die wichtigsten Städte sind: Bagdad am Tigris, Mosul, ebenfalls am Tigris in Mesopotamien, Aleppo und Damaskus in Syrien.

Zur asiatischen Türkei gehört auch Palästina, früher Kanaan, ein für jeden Christen heiliges Land. Im Norden dieses Landes breitet sich das mit Cedern geschmückte Gebirg Libanon aus, dessen höchste Spitze der Hermon ist. Von dem Libanon laufen zwei Gebirge nach Süden hin, wovon der östlich vom Jordan liegende Theil Gilead heißt, dessen höchster Punkt der durch Moses bekannte Berg Nebo ist. Der westlich vom Jordan liegende Gebirgszug enthält folgende Gebirge: 1) Naphtali, worauf Thabor und der Berg Christi (Bergpredigt); 2) Gilboa; 3) Karmel; 4) Ephraim in Samaria, worauf Garizim, Silo (Bundeslade), Quarantania (Versuchung Jesu); 5) Juda, worauf der Oelberg. — Der Hauptfluß des Landes ist der Jordan, welcher am Fuße des Berges Hermon entspringt, den See Genesareth (auch das galiläische Meer und Meer von Tiberias genannt) durchfließt und sich in das todte Meer stürzt. Das todte Meer hat 60 Stunden im Umfange und ist bekanntlich das Grab einer blühenden Landschaft und der Städte Sodom und Gomorrha. Kein Fisch lebt in demselben, und noch ferne vom Ufer flieht jedes lebende Wesen vor seiner stinkenden Ausdünstung.

Das Klima des Landes ist mild und der Boden sehr fruchtbar und war in alter Zeit vortrefflich angebaut. Wegen seines großen Reichthums an Rindvieh und Bienen nannte man Palästina das Land, in welchem Milch und Honig fließt; seit der türkischen Herrschaft aber ist das Land verödet und seiner Oel- und Feigenbäume, seiner Palmen und Weinstöcke beraubt. Todesfurcht, Elend und Armuth drückt die Einwohner nieder. Josua theilte Kanaan in 12 Landschaften nach den 12 Stämmen der Hebräer; nach der babylonischen Gefangenschaft zerfiel es in 3 Landschaften auf der Westseite des Jordans (Judäa, Samaria und Galiläa) und in viele kleine Landschaften auf der Ostseite des Flusses. Die Städte und Dörfer, welche in der heiligen Geschichte vorkommen, sind theils gänzlich untergegangen, theils halb zerstört noch vorhanden.

A. Die Landschaften auf der Westseite des Jordans.

1. Die Landschaft Judäa im Süden des Landes, deren nördlicher Theil das eigentliche Judäa umfaßte, und deren südlicher Theil Idumäa genannt wurde. Darin lagen: Jerusalem, Hauptstadt des ganzen Landes, zur Zeit Jesu eine herrliche Stadt, auf vier Hügeln erbaut. Auf dem Hügel Sion stand die Davidsburg, auf Moria der große Tempel der Juden. Zwischen der Stadt und dem Oelberge fließt der Bach Kidron. Das heutige Jerusalem zählt 16,000 E., hat elende Häuser und ein trauriges Aussehen. Berühmt ist die heilige Grabeskirche, welche stets noch von zahlreichen Wallfahrern besucht wird. Bethphage am Fuße des Oelberges. In der Nähe die Meierei Gethsemane. Bethanien, östlich von Jerusalem. Bethlehem, südlich von Jerusalem, Jesu Geburtsort. Hebron, südlich von Bethlehem, wo Abraham und David lebten. Südöstlich von Jerusalem lag Jutta, wo Zacharias und Elisabeth wohnten. Nördlich von Jerusalem lagen Emmaus, Ephraim und Rama, nordöstlich Jericho in einem Palmenwalde. Am Mittelmeere liegen Cäsarea, Joppe mit einem guten Hafen, östlich davon das Dorf Arimathia mit einem schönen Kloster, und Askalon. Gaza, Gränzstadt gegen Aegypten.

2. Die Landschaft Samaria in der Mitte Palästina's. Darin: Samaria, später Sebaste genannt. Sichem oder Sichar, jetzt Nablus, südlich von Samaria.

3. Die Landschaft Galiläa im Norden Palästina's, ehemals von Heiden und Juden bewohnt. Darin: Kapernaum, Bethsaida und Tiberias am galiläischen Meere; Kana, Nazareth und Nain in der Mitte, Ptolemaïs, jetzt Acre, am mittelländischen Meere.

B. Die Landschaften auf der Ostseite des Jordans.

1. Die Landschaft Peräa gehörte zur Zeit Jesu dem Te-

trarchen von Galiläa, Herodes Antipas. Darin: Machärus, ehemals starke Festung, wo Johannes der Täufer gefangen saß und starb. Pella, wohin die Christen vor Jerusalems Zerstörung flüchteten. Bethabara am Jordan, wo Johannes predigte und taufte.

2. Die Tetrarchie des Philippus, bestehend aus den Bezirken Trachonitis, Gaulonitis, Batanäa und Gamalitika, Galiläa gegenüber. Darin: Gadara, wo Jesus einen Besessenen heilte. Bethsaida Julias, in deren Nähe der Herr die 5000 Menschen speisete. Cäsarea Philippi im Norden des Landes.

63. III. Das persische Reich besteht gegenwärtig aus drei von einander unabhängigen Reichen, nämlich: Iran oder dem eigentlichen Persien mit der Hauptstadt Teheran, Afganistan mit der Hauptstadt Kabul und der Handelsstadt Kaschimir, und Beludschistan mit der befestigten Hauptstadt Kelat.

64. IV. Arabien wird nach der Beschaffenheit seines Bodens in das wüste, steinige und glückliche eingetheilt. Seine Haupterzeugnisse sind Kaffee, Weihrauch, Kameele und Pferde. Die Araber wurden erst durch Muhamed ein bedeutendes Volk und haben bis zur Stunde ihre Unabhängigkeit von fremder Herrschaft bewahrt. Mekka, wo Muhamed geboren wurde, und Medina, wo er begraben liegt, sind die wichtigsten Städte in Arabien.

65. V. Die freie Tartarei am kaspischen Meere wird von freien Tartaren unter eigenen Fürsten, Chanen genannt, regiert. Hauptstädte sind: Buchara und Samarkant.

66. VI. Das Kaiserreich China, ein ungeheures, stark bevölkertes Land, wird von einem unumschränkten Herrscher regiert, der sich Sohn des Himmels nennt. Die Chinesen sind ein fleißiges und verständiges, aber verschmitztes und grausames Volk. Das Land ist gut angebaut und bringt vorzüglichen Thee hervor, mit dem ein starker Handel in der Stadt Canton getrieben wird. Hauptstadt des Landes ist Peking mit 2 Millionen Einwohnern, und Nanking mit 1 Million Einwohnern. Zu China gehören noch 1) Tibet, das höchste Gebirgsland Asiens, dessen Regent der göttlich verehrte Dalai-Lama ist. 2) Die kleine Bucharei, von der Wüste Schahi durchzogen. 3) Die Mongolei, von China durch eine 300 Meilen lange Mauer getrennt. Die Mongolen sind kriegerische Nomaden und vortreffliche Gränzhüter gegen Rußland. 4) Die Mandschurei, von nomadisirenden Tungusen bewohnt. 5) Die Halbinsel Korea.

67. VII. Das Kaiserreich Japan, ein den Europäern verschlossenes Land, liegt westlich von China und besteht aus vielen Inseln. Das Land wird von einem geistlichen und weltlichen Herrscher regiert. Die Hauptstadt ist Jeddo auf der Insel Nipon.

68. VIII. Ostindien zerfällt in Vorder- und Hinterindien und wird von dem merkwürdigen Volke der Hindus bewohnt.

Dieses große, schöne und mit den köstlichsten Produkten ausgestattete Land gehört zum großen Theil den Engländern. Das britische Ostindien hat zur Hauptstadt Calcutta am Ganges. Unabhängig von englischer Herrschaft sind die Länder der kriegerischen Seiks und das Land Nepal am Himalaya, und der Staat der Mahratten. Hinterindien wird von eigenen unumschränkten Fürsten regiert. Auf beiden Halbinseln haben Franzosen, Portugiesen, Dänen und Holländer Besitzungen.

Afrika.

69. Afrika umfaßt 550,000 □. M. mit 100 Mill. Menschen und ist eine große, vom mittelländischen, atlantischen und indischen Meere umflossene Halbinsel, welche durch die Landenge von Suez mit Asien zusammenhängt. Das Meer macht keine Einschnitte in's Land. Zwischen dem Tieflande des Nordens und dem Hochlande des Südens findet theils wegen der wenigen Flüssen und den zahlreichen Sandwüsten, theils aber auch wegen des sehr heißen Klima's keine Verbindung statt. Daher kommt es, daß Afrika der unbekannteste und unbebauteste unter allen Erdtheilen ist.

70. Der Boden dieses Erdtheils ist in bewässerten Thälern äußerst fruchtbar und liefert die größten und gewürzreichsten Pflanzen, majestätische Palmenarten, den Butterbaum mit seinem wohlschmeckenden Fett, den Baobab, dessen Stamm oft 80 Fuß im Umfange hat, den Affenbrodbaum, Gummibaum, Färbehölzer, die brennendsten Gewürze und Getreide in erstaunlicher Menge. Die in Afrika lebenden Thiere zeichnen sich meistens durch Größe, Muth und Raubsucht aus. So der Elephant, das Flußpferd, das Rhinoceros, der Strauß, das Crocodil, die Hyäne, der Löwe, die Schlangen; die Giraffe, das Zebra, das Gnu werden nur in diesem Erdtheile angetroffen.

71. Die zahlreichsten Bewohner Afrika's sind die Neger. Sie haben eine schwarze Hautfarbe, hochrothe, aufgeworfene Lippen, eine platt gedrückte und aufgestülpte Nase, weit abstehende Backenknochen und Kinnladen, flache und zurückgedrängte Stirne, schwarze, krause, wollenartige Haare. In ihrer Geistesbildung, in Religion, Kunst und Wissenschaft stehen diese Neger noch sehr tief. Mit ihnen verwandt sind die Kaffern und Hottentotten, welche den afrikanischen Süden bewohnen. An den Küsten des Mittelmeeres wohnen Völker kaukasischen Stammes, Araber, Berben und Türken. Dieser Erdtheil wird in Nord-, Mittel- und Südafrika eingetheilt.

72. Zu Nordafrika gehören: 1. Aegypten, ein fruchtbares, vom Nil durchflossenes Flachland, wird von einem türkischen Pascha regiert. Bemerkenswerth ist die Hauptstadt Kairo am Nil und die Handelsstadt Alexandria. — 2. Die Berberei umfaßt das vom Atlasgebirg durchzogene Küstenland von Aegypten

bis zum atlantischen Meer und begreift folgende Staaten: Tripolis mit der gleichnamigen Hauptstadt, unter einem türkischen Pascha. Tunis mit der gleichnamigen Hauptstadt, in deren Nähe die Ruinen von Karthago sind, unter einem türkischen Bey. Algier mit der gleichnamigen Hauptstadt, seit 1830 französische Besitzung. Das Kaiserthum Marocco mit der Hauptstadt Marocco, von einem Sultan beherrscht. Südlich von der Berberei breitet sich das Dattelland aus. — 3. Die Wüste Sahara (Sachára), deren östlicher Theil die lybische Wüste heißt, ist ein Meer von Flugsand, das 1300 Meilen in der Länge und 200 Meilen in der Breite hat. In dieser schauerlichen Sandwüste trifft man einige mit Gras und Bäumen bewachsene Landstriche an, welche man Oasen nennt. — Zu Nordafrika rechnet man die den Spaniern gehörigen kanarischen Inseln und die portugiesischen Inseln Madeira, Portosanto und die Azoren.

73. Zu Mittelafrika gehören: 1. Senegambien, ein zwischen den Flüssen Senegal und Gambia liegendes Küstenland am atlantischen Meere, von Mauren und Negern bewohnt. 2. Nigritien (Negerland, Sudan), vom Niger durchflossen, gleichsam eine über 1000 Fuß hohe Schwelle zwischen der afrikanischen Wüste und dem gegen Süden aufsteigenden Hoch-Afrika. Es zerfällt in mehrere von Negerfürsten beherrschte Länder. 3. Oberguinea geht von Senegambien bis zum Cap Lopez und wird von Negerfürsten beherrscht, welche den schmachvollen Sklavenhandel treiben. 4. Nubien, südlich von Aegypten, wird vom Nil durchflossen und von mehreren arabischen Fürsten beherrscht. 5. Habessinien, ein sehr fruchtbares Alpenland mit den Nilquellen, wird von Christen arabischen Ursprunges bewohnt und bildet ein eigenes Königreich. 6. Die Küstenländer Adel und Ajan sind sandige und heiße Landstriche und werden von Arabern und Negerfürsten beherrscht. — Zu Mittelafrika rechnet man auch die Inseln des grünen Vorgebirges, welche den Portugiesen gehören.

74. Südafrika, ein ungeheueres Hochland, ist nur an den Küsten bekannt. Dazu rechnet man: 1. Niederguinea, ein Küstenland vom Cap Lopez bis zum Cap Negro, wird von Portugiesen beherrscht, die auch das Christenthum hier eingeführt haben. 2. Kapland, die Südspitze Afrika's mit dem Vorgebirg der guten Hoffnung und der wichtigen Seestadt Capstadt gehört den Engländern. 3. Die niedrigen, sandigen Ostküstenländern mit vielen portugiesischen Niederlassungen. 4. Das innere Südafrika, ein unbekanntes, ungeheueres Hochland, von wilden Menschen und den fürchterlichsten Raubthieren bewohnt.

Zu Südafrika gehören die große Insel Madagaskar, die Insel Mauritius, englisch, die Insel Bourbon, französisch, und die Insel Ascension, portugiesisch.

Amerika.

75. Amerika ist nach Asien der größte Erdtheil und wurde im Jahre 1492 von Christoph Columbus entdeckt. Das nördliche Eismeer, das stille und das altlantische Meer bespülen die Küsten dieses Erdtheiles. Amerika hat 800,000 Q. M. mit 50 Mill. Menschen. Das längste Gebirg der Erde, die Andes genannt, und majestätische, meerartige Flüsse, als: Mississippi, St. Lorenzo, Amazonenstrom, La Plata und Orinoko, sowie große Seen, als der Bärensee, Sklavensee u. a. finden sich in diesem Erdtheil. Das Klima ist wegen der großen Ausdehnung vom Nordpol bis zum Südpol sehr verschieden. Der Boden ist äußerst fruchtbar und der Reichthum an Produkten wurde durch Einführung europäischer Thiere und Pflanzen bedeutend vermehrt. Ursprünglich amerikanische Produkte sind: Kartoffeln, Tabak, Cacao, Vanille, Cochenille, Chinarinde. Unter den Waldbäumen gibt es Cedern, Brasilien-, Campesche- und Mahagony-Bäume. Die Thiere dieses Erdtheiles sind kleiner und schwächer als in der alten Welt. Es gibt außer den eingewanderten Thieren noch zahllose Heerden wilder Pferde und Rinder in den südlichen Ebenen, ferner Lama's, die feinwolligen Vikunja's, Tapire, Bären, Biber, Affen, Alligatore, Konture, Papageien, Kolibri, Walfische u. s. w. In den Gebirgen ist ein großer Reichthum an edlen Metallen, Gold, Silber, Platina und an Diamanten.

76. Die Ureinwohner des Landes heißen Indianer. Zur Zeit der Entdeckung dieses Erdtheiles lebten einige indianische Völker, z. B. die Mexikaner und Peruaner, in geordneten Staaten unter eigenen Königen und hatten Tempel und gottesdienstliche Gebräuche. Die Meisten aber lebten im wilden Zustande, nährten sich von Jagd und Fischerei, führten steten Krieg gegen ihre Feinde und verzehrten das Fleisch der Gefangenen. Die Indianer haben eine kupferfarbige Haut, einen runden Kopf mit niedriger Stirn und sind von zartem Gliederbau. Die Europäer und Neger haben diese Ureinwohner, deren Zahl gegenwärtig sehr gering ist, in die amerikanischen Urwälder zurückgedrängt. — Amerika wird in Nord- und Südamerika und in die zwischen beiden liegenden Inseln, Westindien genannt, eingetheilt.

77. Nordamerikanische Länder: 1. Die menschenleere Inselgruppe Spitzbergen, nahe am Nordpol. 2. Grönland, von wenigen, armen Menschen bewohnt, ist eine dänische Besitzung. 3. Das britische Nordamerika mit den Städten Quebeck am Lorenzostrom und Halifax am Meere. 4. Die Länder an der Hudsons-Bai, an der Nordwestküste und das zwischen beiden Gebieten im Inneren liegende Land werden von Eskimos und wilden Indianern bewohnt. 5. Die nordamerikanischen Freistaaten — gegenwärtig 27 — werden von Engländern und Deutschen bewohnt, deren Anzahl durch jährliche Einwanderungen stets

im Wachsen begriffen ist. Die wichtigsten Städte darin sind: Boston, Neu-York, Philadelphia, Baltimore und Washington (Weschingten). 6. Die Freistaaten von Mexiko (Mejiko), von Spaniern bewohnt, mit den Städten Mexiko, Vera Cruz und Puebla. 7. Der Freistaat Guatemala zwischen Mexiko und der Landenge von Panama mit der Hauptstadt Guatemala am stillen Meere.

78. Südamerika besteht aus neun Freistaaten, nämlich: 1. Venezuela mit der Hauptstadt Caraccas. 2. Neugranada mit der Hauptstadt Bogota. 3. Ecuador mit der Hauptstadt Quito. 4. Peru mit der Hauptstadt Lima. 5. Bolivia mit der Hauptstadt Chuquisaka. 6. Chili mit der Hauptstadt St. Jago. 7. La Plata mit der Hauptstadt Buenos-Ayres. 8. Uruguay mit der Hauptstadt Montevideo. 9. Paraguay mit der Hauptstadt Assumcion. — Die Südspitze Amerika's heißt Patagonien, eine wenig bekannte, kalte, arme und von rohen Indianern bewohnte Halbinsel. — Einen bedeutenden Theil Südamerika's nimmt das Kaiserreich Brasilien ein. Hauptstadt Rio Janeiro; Bahia, große Handelsstadt am Meere. — Guyana, ein heißes Küstenland, welches den Franzosen, Engländern und Holländern gehört.

79. Westindien oder die amerikanischen Inseln zwischen Nord- und Südamerika im atlantischen Ocean gehören verschiedenen europäischen Völkern. Auf den Pflanzungen dieser Inseln gewinnt man Kaffee, Zucker, Tabak, Arzneipflanzen. Die bedeutendsten Inseln sind: Cuba, Portorico, Hayti und Jamaika. Bemerkenswerth ist die Insel Guanahani, welche das erste amerikanische Land war, das Columbus 1492 sah und betrat.

Australien.

80. Australien oder Südindien (185,000 Q. M. mit etwa 3 Mill. E.) besteht aus dem festen Land Neuholland und aus vielen Inseln, welche im stillen Meere liegen. Auf diesen Inseln herrscht ein gesundes Klima. Der Boden ist fruchtbar und den aus Europa hieher verpflanzten Gewächsen sehr günstig. Australien hat wenig Bäume und auf vielen Inseln trifft man nur Kokospalmen und Brodfruchtbäume. Unter den australischen Thieren sind zu bemerken: Das Känguruh, das Schnabelthier, der neuholländische Hund, schwarze Schwäne, weiße Adler u. s. w.

81. Die Einwohner des fünften Erdtheiles haben eine dunkelbraune Hautfarbe und sind an Körperbildung unter sich verschieden. Einige sind durch ihre dunkle Hautfarbe, ihre aufgeworfenen Lippen und ihr kurzes, wolliges Haar den Negern ähnlich. Sie sind Nomaden, Jäger und Fischer. Andere gleichen den asiatischen Malayen und sind rohe Ackerbauer. Noch Andere sind mit den Hindus ver-

wandt, haben sanfte Sitten, treiben Ackerbau und Schifffahrt und sind großentheils Christen.

82. Neu-Holland, beinahe zwölfmal so groß als Deutschland, wird als das feste Land Australiens angesehen. Die Engländer haben hier verschiedene Niederlassungen gegründet, wohin sie ihre Verbrecher senden. Die wichtigste ist die Stadt Sidney. Von den übrigen Inseln sind die bedeutendsten: Neu-Guinea, Neu-Seeland, Otahaiti, die größte der Gesellschaftsinseln und Owaihi, die größte der Sandwichsinseln.

Die Erde und die übrigen Weltkörper.

83. Die Erde ist ein runder Weltkörper. Dieses sehen wir 1. aus dem runden Schatten, den die Erde bei einer Mondsfinsterniß in den Mond wirft. 2. Weil wir zuerst die Spitzen von den entfernten, erhabenen Gegenständen sehen. 3. Ist die Erde schon mehrmals umschifft worden. 4. Den Bewohnern des Ostens geht die Sonne früher auf, als denen des Westens. 5. Alle übrigen Weltkörper sind rund.

84. Die Erde bewegt sich um sich selbst und um die Sonne. Alle 24 Stunden bewegt sie sich um sich selbst, wodurch Tag und Nacht entstehen. In 365 Tagen, 5 Stunden und 48 Minuten vollendet sie ihren Lauf um die Sonne, wodurch die vier Jahreszeiten entstehen. — Der Flächeninhalt der Erde beträgt 9,288,000 Q. M., der Durchmesser von Norden nach Süden 1719 und jener von Westen nach Osten 1722 Meilen, der Erdumfang 5400 Meilen.

85. Die künstlich nachgebildete Erdkugel (Globus) durchzieht ein Draht von Norden nach Süden, der die Linie darstellen soll, um welche sich die Erde dreht, Erdaxe genannt. Die Endpunkte dieser Linie heißen Pole, Nord- und Südpol. Der Aequator (Gleicher) theilt die Erdkugel in eine nördliche und südliche Hälfte. Zwischen den Polen und dem Aequator laufen die Polar- und Wendekreise. Von Norden nach Süden, den Aequator durchschneidend, laufen die Mittagskreise oder Meridiane.

86. Der nächste Stern bei unserer Erde ist der Mond. Innerhalb eines Monates bewegt er sich um die Erde und macht mit ihr alle Jahre die Reise um die Sonne. Bei seinem Laufe um die Erde zeigt sich uns der Mond in vierfacher Verwandlung als Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel. Der Mond ist 50 mal kleiner als die Erde und auch lange nicht so weit von uns entfernt, wie die Sonne.

87. Die Erde ist an sich ein dunkler Weltkörper und empfängt Licht und Wärme von der Sonne. Solche Weltkörper, die um die Sonne wandeln und von derselben Licht und Wärme empfangen, heißen Wandelsterne oder Planeten. Es gibt auch Weltkörper, welche einen Planeten auf seinem Laufe um die Sonne beglei-

ten, indem sie sich stets um denselben herum bewegen z. B. der Mond. Diese werden Trabanten oder Begleiter genannt. Um unsere Sonne bewegen sich 23 solcher Planeten ohne die Trabanten. Kometen oder Schweifsterne sind jene Himmelskörper, die sich in einer länglich runden Bahn um die Sonne bewegen und darum nur dann gesehen werden können, wenn sie der Erde näher kommen. Sie haben eine ungewöhnliche Gestalt, sind keine Unglücksboten, sondern, wie alle andern Himmelskörper, Verkünder der Herrlichkeit Gottes.

88. Der wohlthätigste Stern ist für uns die Sonne. Sie gehört zu den Fixsternen d. h. zu jenen Himmelskörpern, welche ihr eigenes Licht haben und beständig an Einem Orte des Himmels gesehen werden. Die Sonne ist $1^1/_2$ Millionen Mal so groß, als unsere Erde; scheint uns aber klein, weil sie 20 Millionen Meilen von uns entfernt ist. Jener glänzende Streifen am nächtlichen Himmel, der von Norden nach Süden sich hinzieht und Milchstraße genannt wird, soll aus vielen Millionen Sonnen bestehen. — Wenn der Mond auf seinem Umlaufe in gerader Linie zwischen die Sonne und die Erde zu stehen kommt, so können wir die Sonne nicht sehen und es entsteht eine Sonnenfinsterniß. Wenn aber die Erde in gerader Linie zwischen die Sonne und den Mond zu stehen kommt, so wird der Mond verdunkelt und es entsteht eine Mondfinsterniß.

Wir kennen nur einen kleinen Theil des Weltgebäudes. Unzählig, wie der Sand am Meere, sind die Sterne, die unserem matten Auge wie kleine glänzende Pünktchen vorkommen. Und doch bilden sie wiederum Welten für sich, die, wie unsere Sonne, ihre Planeten und Trabanten haben. Der Fixstern, welcher unserer Sonne am nächsten ist, steht 400,000 Mal weiter von uns entfernt, als unsere Sonne. Wie unermeßlich groß ist der Himmelsraum, und welche Größe, Macht und Majestät muß Der besitzen, der ihn mit einem Worte in's Dasein rief! Könnten wir uns zu dem höchsten Sterne hinaufschwingen, so würden wir abermals neue Himmel, neue Sonnen, neue Sterne, neue und vielleicht noch schönere Weltgebäude erblicken. Wer mag die Gränzen der Schöpfung angeben?

Zweiter Abschnitt.

Weltgeschichte.

Die Weltgeschichte ist die Erzählung denkwürdiger Thaten und Schicksale des Menschengeschlechts. Diese Thaten und Schicksale ordnet und leitet Gott als Regent der Welt und führt so das Menschengeschlecht seinem hohen Ziele entgegen, wozu er es erschaffen hat. Die Weltgeschichte erzählt sonach die Erziehung des Menschengeschlechtes unter Gottes Leitung.

Sie zerfällt in zwei Theile, in die Zeit vor Christus, die Geschichte der alten Zeit, und in die Zeit nach Christus, die Geschichte der neuen Zeit.

I. Geschichte der alten Zeit.

Von der Schöpfung der Welt bis auf die Erlösung derselben durch Christus.

Erschaffung der Welt; die ersten Menschen.

Im Anfange — etwa 4000 Jahre vor Christus — schuf Gott die Welt in sechs Tagen. Die ersten Menschen, Adam und Eva, die Stammeltern des ganzen Geschlechts, wohnten im Paradiese und waren heilig und gerecht. Durch Ungehorsam gegen das göttliche Gebot verloren sie diese Heiligkeit und Gerechtigkeit und mußten das Paradies verlassen. In seiner Barmherzigkeit versprach Gott dem reuigen Menschengeschlecht einen Erlöser, der die Herrschaft des Bösen auf Erden zerstören werde. — Die Stammeltern hatten drei Söhne, Kain, Abel und Seth. Kain erschlug aus Neid seinen Bruder Abel, floh mit seinem bösen Gewissen von der väterlichen Wohnung und bauete die erste Stadt, Henoch genannt. Von seinen Nachkommen, welche nach ihm Kainiten oder auch Söhne der Menschen genannt wurden, sind uns der erste Harfenspieler Jubal und der erste Schmied Tubal bekannt. Sie ergaben sich der Ueppigkeit und Sinnenlust und zogen bald auch die Nachkommen des frommen Seth, Sethiten oder Kinder Gottes genannt, in ihr Verderben. Gott beschloß nun, das verdorbene Menschengeschlecht von der Erde zu vertilgen. Nur Noe und seine Familie sollten gerettet werden. Sie gingen daher auf Veranstaltung Gottes in die Arche. Nun überfluthete das Wasser die ganze Erde und bedeckte alle hohe Berge, die unter dem Himmel sind. Nach der Sündfluth bauete Noe die Erde wieder an. Das neue Geschlecht aber war nicht so stark und groß, noch von so hohem Alter, als das untergegangene; auch die riesigen Thiere der Vorwelt waren nicht mehr. — Die Nachkommen der Söhne Noe's, Sem, Cham und Japhet, wollten sich vor einer Trennung durch den Thurmbau zu Babel schützen. Dies war aber dem Plane Gottes entgegen. Gott verwirrte daher ihre Sprache und so erfolgte die

Trennung der Menschen. Die Semiten blieben in der Gegend von Babel, die Chamiten gingen nach Canaan, Arabien und Afrika und die Japhetiten nach Europa. Eine Anzahl Familien, welche dieselbe Sprache redeten, verbanden sich unter einem Oberhaupte. So entstanden Völker, Staaten, Reiche. Die ersten Staaten entstanden an den Ufern des Euphrat und Tigris. Die merkwürdigsten Völker der alten Welt sind: Die Babylonier, Assyrer, Meder, Perser, Hebräer, Phönicier, Aegypter, Griechen und Römer.

Babylonier und Assyrer.

An den schönen und fruchtbaren Ufern des Euphrat und Tigris siedelten sich schon frühe Noe's Nachkommen an und beschäftigten sich mit Viehzucht und Ackerbau. Nimrod, den die Schrift „einen starken Jäger vor dem Herrn" nennt, unterwarf sich die Völker am Euphrat und stiftete das älteste Reich der Erde, von seiner Hauptstadt Babylon Babylonien genannt. — 630 v. Chr. eroberten die Chaldäer, welche westlich am Euphrat wohnten, das Land. Unter den babylonischen Königen aus diesem Volke zeichnete sich besonders Nebukadnezar durch große Eroberungen aus. Er unterjochte einen großen Theil von Asien und führte die jüdischen Stämme Juda und Benjamin in die sogenannte babylonische Gefangenschaft.

Als Nimrod Babylonien unter seine Herrschaft gebracht hatte, wanderte der Stamm Assur über den Tigris und stiftete das Reich Assyrien. Ninus, der erste König des neuen Reiches, erbaute die große Stadt Ninive, welche sich drei Tagereisen am Tigris hinzog, und eroberte Babylon. Ninus und seine nach ihm regierende Gemahlin Semiramis schlugen in Babylon ihren königlichen Sitz auf und schmückten diese Stadt durch herrliche und großartige Bauwerke. — Die Nachfolger der Semiramis waren verweichlichte und träge Regenten, unter welchen das Reich immer mehr in Verfall gerieth. Gegen den letzten assyrischen König Sardanapal, dessen Regierung durch Schwelgerei und Thorheit allgemein verhaßt war, empörten sich seine Statthalter. Um der Schande einer schmählichen Gefangenschaft zu entgehen, verbrannte er sich sammt seinen Schätzen im Hofe seines Palastes. Das Reich zerfällt nun in Neu-Babylonien und Neu-Assyrien. Unter den neuassyrischen Königen ist besonders Salmanassar zu nennen, der die 10 Stämme Israels in die assyrische Gefangenschaft führte.

Diese Völker, Nachkommen des mit dem väterlichen Fluch belasteten Cham, — Nimrod war ein Enkel Chams — waren dem Götzendienst und den schrecklichsten Lastern ergeben, weßwegen Gott den Propheten Jonas als Bußprediger nach Ninive sandte. Sie erbauten in der Stadt Babylon ihrem Götzen Bel oder Baal einen prachtvollen Tempel, in welchem ihre Priester, vom Stamme

der Chaldäer, den Götzendienst in gräuelvoller Ausgelassenheit feierten und die Pest der Sittenlosigkeit über das Land verbreiteten. Darum gilt auch Babylon in der heiligen Schrift als Bezeichnung des Aberglaubens und der Lasterhaftigkeit. In weltlichen Dingen, in Ackerbau, Handel, Gewerben und Künsten waren die Babylonier und Assyrier sehr weit gekommen. Sie verfertigten prächtige Teppiche, Gewänder von den schönsten Farben, geschnittene Steine, wohlriechende Essenzen und überhaupt mannichfaltige Gegenstände des Putzes und der Ueppigkeit. Verstand und Fleiß stand auch in dieser Hinsicht im Dienste des lasterhaften, üppigen Götzendienstes. Die Könige herrschten als Despoten; die Unterthanen, besonders das weibliche Geschlecht, schmachteten in erniedrigender Knechtschaft.

Meder und Perser.

Lange Zeit war das im Süden des kaspischen Meeres liegende kalte, rauhe, aber fruchtbare Gebirgsland Medien mit seiner Hauptstadt Ekbätäna ein Theil des assyrischen Reiches, bis die tapfern Meder der assyrischen Herrschaft ein Ende machten. Der medische König Astyages war der Großvater des berühmten Perserkönigs Cyrus, der Babylonien, Assyrien und Medien unter die persische Herrschaft brachte.

Persien ist ein kaltes Gebirgsland, dessen älteste Bewohner zwar arm, aber abgehärtet und muthig genug waren, um die angränzenden weichlichen Meder, Babylonier und Kleinasiaten zu unterjochen. Die Religion der Perser, ursprünglich Sterndienst, wurde zur Zeit des Königs Darius I. von dem weisen Zoroaster sehr verbessert. Seine Lehre, die er in dem Buche Zend-Avesta (lebendiges Wort) niedergelegt, verkündete ein höchstes Wesen, das jedoch zwei Götter geschaffen, Ormuzd und Ahriman, wovon letzterer böse wurde. Von ihm rührt das Böse in der Welt her. Sonne und Feuer sind Sinnbilder des höchsten Wesens. Nach dem Tode, der eine Folge der Sünden der ersten Menschen ist, folgt ein belohnendes und strafendes Gericht. Es gibt eine Auferstehung der Todten.

Die Landschaft Persien stand lange Zeit unter der Herrschaft der Meder. Der medische König Astyages fürchtete von seinem Enkel Cyrus, dessen Vater ein edler Perser war, nach der Weissagung seiner Traumdeuter einen Angriff auf Thron und Leben. Er gab daher den grausamen Befehl, ihn durch Hunger zu tödten. Doch der Hofbediente Harpagus, der damit beauftragt wurde, führte aus Mitleid für den Knaben das blutige Gebot seines Großvaters nicht aus, sondern übergab ihn einem Hirten zur Erziehung. Später erfuhr der alte Astyages, daß er hintergangen worden sei, rächte sich schrecklich an Harpagus, fand aber, durch die Erklärung der Magier beruhigt, großes Wohlgefallen an dem klugen und muthigen Jüngling, zu dem Cyrus nun herangewachsen war. Bald aber stellte sich Cyrus an die Spitze der Perser, welche schon längst des

medischen Joches überdrüssig waren, siegte über die Meder und wurde Stifter des großen persischen Reichs. Jedoch die Gränzen seines Landes waren ihm zu enge, deßhalb richtete er seine eroberungssüchtigen Blicke nach Außen. Er eroberte bald ganz Kleinasien und das von dem reichen Krösus beherrschte lydische Reich. Cyrus nahm den König Krösus gefangen und wollte ihn verbrennen lassen; doch der Ausruf: Solon, Solon! mit welchem sich Krösus an den schönen Spruch dieses weisen Mannes, daß Niemand vor dem Tode glücklich zu nennen sei, erinnerte, rettete ihm das Leben. Nun zog Cyrus unaufhaltsam weiter; die Phönizier unterwarfen sich freiwillig, Babylon ward durch List erobert. Nachdem er alle Länder vom Indus bis an's Mittelmeer seinem Scepter unterworfen hatte und den Juden auf Vorstellung des Propheten Daniel die Erlaubniß gegeben, in ihr Vaterland zurückzukehren, bekriegte er die nordwärts am kaspischen Meere wohnenden Massageten, einen scythischen Volksstamm, und starb in einer Schlacht gegen deren Königin Tomyris im Jahre 529. — Ihm folgte nach sein Sohn Kambyses, der zu dem ungeheuren Reiche noch Aegypten eroberte; seiner Grausamkeit wegen allgemein verhaßt, standen die Perser gegen ihn auf. Während dieser Empörung stirbt Kambyses, und Darius I. wird aus den persischen Edlen gewählt, weil sein Pferd zu rechter Zeit wiehert. Er eroberte Indien und überzog Griechenland mit Krieg. Xerxes, sein Nachfolger, setzte diesen Kampf fort, der jedoch unglücklich für ihn ausfiel und sich erst unter seinem Sohne Artaxerxes, genannt der Langhändige, mit einem für die Perser harten Frieden endigte. Das große Reich ging nun seinem Untergange entgegen. Weichlichkeit und Tyrannei, welche die Perser in den mit vielem Blute eroberten Ländern kennen gelernt hatten, aufrührerische Satrapen und unzufriedene Unterthanen zerstörten in Kürze die Grundfeste des mächtigen Reiches, und so war es Alexander dem Großen möglich, mit einer kleinen auserlesenen Schaar das Perserreich unter dem guten, aber schwachen Darius III. im Jahre 330 zu erobern.

Hebräer.

Die Hebräer zeichneten sich unter allen Völkern des Alterthums durch ihren Glauben an den wahren Gott und durch ihren hohen Beruf aus, daß unter ihnen der Erlöser der Welt leben und wirken sollte. Ihr Stammvater Abraham, ein Nomade in Mesopotamien, zog wegen des überhand nehmenden Götzendienstes mit seinem Vetter Lot unter Gottes Leitung über den Euphrat westwärts nach Canaan. Daher nannten ihn die Canaaniter Hebräer oder einen Mann, der jenseits des Flusses herkommt. Sein Glaube an den einen wahren Gott, seine Gottesfurcht, Friedensliebe und Gastfreundschaft erbten sich fort auf seinen Sohn Isaak und seinen Enkel Jakob, auch Israel genannt (daher Israeliten). Jakob hatte zwölf Söhne, unter denen sich besonders Joseph aus-

zeichnete, der aus Neid von seinen Brüdern nach Aegypten verkauft und dort zum ersten Beamten des Königs ausgerufen wurde. Als im Lande Canaan Hungersnoth ausbrach, sandte Jakob seine Söhne nach Aegypten, um Getreide aufzukaufen. Hier sahen und erkannten sie ihren Bruder Joseph. Auf Bitten seines mächtigen Sohnes zog Jakob mit seiner ganzen Familie nach Aegypten und erhielt dort die Landschaft Gosen als Eigenthum. Hier lebten die Hebräer oder Juden, also genannt von Juda, dem Sohne Jakobs, an 400 Jahre und wuchsen zu einem mächtigen Volke heran. Ihre große Anzahl erregte bei den ägyptischen Herrschern Furcht vor diesen Fremdlingen. Daher drückten sie dieselben auf alle Weise und ermordeten ihre Kinder. Da erweckte Gott in Moses, der auf wunderbare Art dem Tode im Nilflusse entgangen und am Hofe der ägyptischen Könige erzogen worden war, einen weisen und kräftigen Mann, der das jüdische Volk aus der ägyptischen Sklaverei und der steten Gefahr, in Götzendienst zu verfallen, befreiete und dasselbe unter vielen Wunderzeichen durch das rothe Meer nach Arabien führte, damit es von hier aus später in Canaan einwandere. Hier in Arabien auf dem Berge Sinai erhielt das Volk die zehn Gebote und eine weise Gesetzgebung. Da aber die Juden durch die ägyptische Sklaverei und den Götzendienst feige und verdorben waren, so führte Moses dieselben 40 Jahre lang in der Wüste umher, bis ein neues, frommes und tapferes Geschlecht aufgewachsen war. Moses starb, ohne nach Canaan gekommen zu sein; jedoch hatte er das Glück, vom Berge Nebo das Land zu sehen, das sein Volk bewohnen sollte. Josua, sein Nachfolger, eroberte Canaan und theilte das Land unter die zwölf Stämme; der Stamm Levi aber, der den Gottesdienst zu besorgen hatte, wurde in 48 Städte vertheilt und lebte, da er keine eigenen Ländereien besaß, vom Zehnten. Obschon Josua das verheißene Land erobert hatte, so waren die Ureinwohner, die Philister, Moabiter und Ammoniter, noch nicht vollständig besiegt, und noch oft mußten die Juden zu den Waffen greifen, um ihr Eigenthum und Leben zu vertheidigen. Dieser Kampf gegen die Canaaniter war um so schwieriger, als die jüdischen Stämme, jeder für sich selbstständig, nicht enge genug mit einander verbunden waren. Jeder Stamm gehorchte seinem Stammoberhaupte, und nur in religiöser Hinsicht, in der Verehrung Gottes, umschlang sie ein gemeinschaftliches Band; denn der Hohepriester, der immer aus dem Geschlechte Aarons, Moses Bruders, gewählt wurde, war als Stellvertreter Gottes das religiöse Oberhaupt der Nation. Bei dieser losen Verbindung der Stämme waren innerliche Bekämpfungen der einzelnen Stämme und Hinneigung zum Götzendienste sehr natürlich. Unter solchen traurigen Umständen war die Herrschaft der Richter oder Suffeten, welche sich im Gefühle ihres Muthes an die Spitze des ganzen Volkes stellten, von großem Nutzen. Die berühmtesten Richter waren Gideon, Jephta, Simson und Samuel. Samuel stand besonders als Prophet in hohem An-

sehen bei seinem Volke und wirkte veredelnd und belehrend auf dasselbe durch Gründung von Prophetenschulen.

Auf Bitten des Volkes wählte Samuel, der letzte Richter, Saul aus dem Stamme Benjamin, einen tapfern und großen Mann, zum ersten König in Israel. Wegen Sauls Streben nach unumschränkter Herrschaft wurde David heimlich zum Könige gesalbt. Saul stürzte sich nach einer verlornen Schlacht verzweifelnd in sein Schwert, und David folgte ihm in der Regierung nach. Unter der Herrschaft des frommen Königs David erhob sich das jüdische Volk auf den höchsten Gipfel des Ruhmes. Nachdem er seine Feinde besiegt und Damaskus erobert hatte, wählte er die Stadt Jerusalem zu seiner Residenz und erbaute daselbst die herrliche Burg Zion. Sein frommes Gemüth, seine Sünden, aber auch seine tiefe Reue hat er in geistlichen Liedern, Psalmen, ausgesprochen. Der Abend seines Lebens wurde durch die Empörung seines Sohnes Absalon sehr getrübt. Auch begann David einen großartigen Tempel zu Jerusalem zu bauen, der die Heiligthümer des Volkes, die Stiftshütte und die Bundeslade, enthielt und das ganze Volk auf das innigste verbinden sollte. Sein Sohn und Nachfolger, der weise Salomo, vollendete den Bau des prachtvollen Gotteshauses. So ruhmreich seine Regierung in vieler Hinsicht war, so schändete er doch dieselbe durch Verschwendung, Ueppigkeit und Götzendienst und bereitete so den Verfall des Reiches vor. Schon unter seinem Sohne Rehabeam wurde das Reich durch Zwietracht und förmliche Trennung geschwächt. Denn 10 Stämme fielen von ihm ab, gründeten das Reich Israel mit der Hauptstadt Sichem, später Samaria, und erwählten Jerobeam zu ihrem König. Die Stämme Juda und Benjamin blieben Rehabeam getreu und bildeten das Reich Juda mit der Hauptstadt Jerusalem. Vergeblich ermahnten Propheten wie Jesaia, Jeremias u. a. zum Glauben an Gott, zur Eintracht und zu festem Zusammenhalten. Bald traten die traurigen Folgen jener Trennung ein. Uneinig unter sich und kraftlos nach Außen mußten sie die Beute mächtiger Eroberer werden. Die Israeliten, welche sich mit Aegypten gegen Assyrien verbanden, wurden von Salmanassar, dem assyrischen König, nach Assyrien in die Gefangenschaft geführt. Das verlassene Land Samaria bezog nun ein Gemisch von Heiden und entflohenen Juden, Samariter genannt, die wegen ihres unreinen Glaubens von den Juden verachtet wurden. — Eine Verbindung mit den Aegyptern brachte auch dem Reiche Juda den Untergang. Nebukadnezar, König von Babylon, eroberte Jerusalem und führte die Juden in die babylonische Gefangenschaft. Als der Perserkönig Cyrus die Reiche Assyrien und Babylonien eroberte, gab er den gefangenen Israeliten und Juden die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren. Esra und Nehemia führten die zurückkehrenden Züge an, und bald entstand der Tempel und die Stadt Jerusalem wieder aus dem Stein- und

Schutthaufen trotz der großen Hindernisse, welche ihnen die feindlichen Samariter in den Weg legten. Doch konnte das Volk nie mehr zu dem Glanze und Ruhme gelangen, dessen es sich unter David und Salomo erfreut hatte. Durch die Leiden der babylonisch-assyrischen Gefangenschaft waren die Juden um so enger mit ihrem Gott verbunden worden. Nachdem sie nun frei waren, suchten sie die Religion und deren Ausübung mit großem Eifer aufrecht zu erhalten. Leider entstanden aber hieraus mehrere religiöse Sekten, welche die Kraft und Einheit des Volkes zerstörten. Dahin gehören die Pharisäer, welche auf das Aeußerliche der Religion ängstlich hielten, den Sinn und Geist derselben aber vergaßen; die Sadducäer, die das Gesetz Moses nur als Quelle der Religion anerkannten, dabei aber die Unsterblichkeit der Seele läugneten und in Reichthum und Sinnengenuß die Belohnung der Tugend sahen; die Essener, welche sich in die Einsamkeit zurückzogen und in strengen Tugendübungen für ihr Seelenheil wirkten. Obschon diese Sekten sich gegenseitig bekämpften und dadurch eine traurige Verwirrung hervorriefen, so gab es doch noch tapfere und hochherzige Männer in Israel, welche ihr Vaterland mit Heldenmuth vertheidigten. Dahin gehört die Familie der Makkabäer, welche lange das Volk gegen auswärtige Eroberer beschützte. Zuletzt aber rief eine Thronstreitigkeit unter Brüdern die mächtigen Römer in's Land, welche dasselbe unter ihre Herrschaft brachten.

Phönizier.

Die Phönizier waren das erste und berühmteste Handelsvolk der alten Welt. Zu dieser Lebensart trieb sie schon die natürliche Beschaffenheit ihres Bodens. Ein schmaler, felsiger Küstenstrich, gestattete er weder Ackerbau noch Viehzucht. Schon frühe beschäftigten sie sich mit Fischfang an den Küsten des Mittelmeeres und erbauten Schiffe von den Cedern des waldigen Libanons, mit welchen sie als die ersten Seefahrer das ganze mittelländische Meer, ja sogar die Küsten des heutigen Englands und Preußens des Handels wegen besuchten. Bei ihren Seefahrten, die damals aus Mangel des Compasses sehr gefährlich waren, richteten sie sich nach dem Laufe der Gestirne. Auch zu Lande trieben die Phönizier bedeutenden Handel mit Armenien, Babylonien, Persien, Arabien und Aegypten in großen Gesellschaften von Kaufleuten, Karawanen genannt. Ihr Fleiß und ihr Nachdenken brachte sie auf verschiedene nützliche Erfindungen, welche ihren Handel noch mehr hoben. So erfanden phönizische Schiffer bei Bereitung ihrer Mahlzeit das Glas, ein phönizischer Schäfer entdeckte die herrliche und theuere Purpurfarbe in der Purpurschnecke, der Phönizier Thaaut erfand die Schreibkunst. Auch hatten sie zuerst geprägtes Geld. Des Handels und der Gefahren auf dem Meere wegen legten sie überall an den Küsten Kolonien oder Niederlassungen an, unter welchen Karthago an der afrikanischen Nordküste die wichtigste geworden ist.

So machten die Phönizier sich bald berühmt durch Gewerbfleiß, Schifffahrt, Handelsunternehmungen und durch ihre Kolonien und unterschieden sich dadurch vortheilhaft von vielen andern Völkern des Alterthums, welche den blutigen Krieg mit all' seinen Gräueln mehr liebten, als den Frieden mit seinen Künsten. — Von Cyrus an gehorchte Phönizien Persien und leistete ihm treffliche Dienste zur See. Endlich theilte es das Schicksal Persiens und wurde eine macedonische Provinz. Alexander der Große richtete seinen Handel ganz zu Grunde, indem er Neu-Tyrus zerstörte und an den Ufern des Nils in Aegypten die neue Welthandelsstadt Alexandria gründete.

Länger als das Mutterland erhielt sich die phönizische Kolonie Karthago in Afrika und gelangte schon frühe zu außerordentlichem Reichthum und Ansehen. Die Stadt Karthago wurde von der phönizischen Königstochter Dido erbaut, welche wegen ihres geizigen und grausamen Bruders aus ihrem Vaterlande geflohen war. Karthago hatte 5 bis 6 Meilen im Umfange und eine Bevölkerung von 700,000 Einwohnern. Sehr mächtig wurde diese Pflanzstadt durch ihre auswärtigen Besitzungen auf den Inseln des Mittelmeeres, Sardinien, Corsica und Sicilien, und besonders durch das silberreiche Spanien. Der Besitz der Insel Sicilien verwickelte die Karthager in einen langwierigen Krieg mit den Römern, welcher den Untergang ihres Staates herbeiführte. — Wie die Babylonier und Assyrer, so waren auch diese Völker chamitischer Abstammung dem schändlichsten Götzendienste ergeben. Sie verehrten den Baal und die Astarta (Sonne und Mond) mit den wildesten Ausschweifungen. In die weit ausgestreckten Arme der glühend gemachten Molochstatuen legten Eltern ihre Kinder, um sie dem Götzen Moloch zum Opfer zu bringen. Mit ihren Handelsartikeln brachten sie auch ihren abscheulichen Götzendienst auf alle Punkte der damals bekannten Welt und trugen so bei, daß die Entartung des Menschengeschlechts immer allgemeiner wurde.

Aegypter.

Aegypten, zwischen starren Felsen und öden Wüsten sich hinziehend, wird durch die jährliche Ueberschwemmung des Nils, der durch den Regen auf den äthiopischen Gebirgen zu einer außerordentlichen Höhe anschwillt, sehr fruchtbar gemacht, so daß man, ohne zu pflügen, in das fette, lockere Erdreich säen und zweimal jährlich ärndten kann. Daher ist auch Aegypten von jeher die Kornkammer der Nachbarländer gewesen.

Die Bewohner Aegyptens gehören wegen ihrer Sitten, Religion und Kunst zu den merkwürdigsten Völkern des Alterthums. Die Aegypter waren in Kasten oder Zünfte eingetheilt und zwar in die Kasten der Priester, Soldaten, Künstler, Landleute und Hirten. Sie waren fleißig, mäßig und sanft, aber ernst, schwermüthig und abergläubisch. Sie liebten weder Musik noch Tanz, dagegen die stete Erinnerung an den Tod. Darum herrschte auch in Aegypten

die Sitte, einbalsamirte Leichname oder Mumien bei Mahlzeiten an den Tisch zu setzen. — Den alten Aegyptern werden viele Erfindungen zugeschrieben, als die Erfindung des Pfluges, der Weberei, der Meßkunst, der Arznei- und Sternkunde. Sie berechneten schon das Sonnenjahr. — Ausgezeichnet sind die Aegypter in der Baukunst gewesen, und jetzt noch erregen die Trümmer ihrer alten Baudenkmäler unser Erstaunen. Dahin gehören die Pyramiden, Obelisken, das Labyrinth, die Tempel, Sphinxe u. s. w.

Die Religion der alten Aegypter war Verehrung der für sie nützlichen oder schädlichen Naturgegenstände und Naturkräfte. Daher verehrten sie das Gute oder Nützliche im Gotte Osiris (Sonne und Nil) und in der Isis (Mond). Das Böse oder vielmehr das Schädliche stellten sie in dem Riesen Typhon dar, der den Gluthwind bedeutet, welcher aus der südlichen Wüste wehete und dem Lande Schaden brachte. Ebenso verehrten sie nützliche und schädliche Thiere, wie das Krokodil, den Ichneumon, Ibis, die Katze, den schwarzen an der Stirne weiß gefleckten Ochsen Apis. Diese Thieranbetung ist offenbar eine der ärgsten Verirrungen, in welche die von Gott abgefallenen Menschen gerathen konnten. Die Aegypter glaubten auch an eine Seelenwanderung durch die Thierwelt, weßhalb sie wohl auch viele Thiere verehrten, und sie balsamirten ihre Todten ein (Mumien), weil sie der Meinung waren, daß die menschliche Seele nach ihrer Wanderschaft durch die Thierkörper wiederum in den verlassenen menschlichen Leib zurückkehre. Darum hielten sie auch eifrig auf ein feierliches Begräbniß. Ehe aber dieses gestattet wurde, hielt man ein Todtengericht, das aus 40 Richtern bestand und dem selbst die Könige unterworfen wurden. Nur wenn das Leben des Verstorbenen unbescholten war, wurde die Leiche feierlich über den See Möris zum Begräbniß gefahren. — Kambyses, der Sohn des Cyrus, brachte Aegypten 525 unter persische und Alexander der Große 332 unter macedonische Herrschaft. Zuletzt kam Aegypten an die Römer.

Griechen.

Griechenland, das den südöstlichen Theil von Europa ausmacht, ist das Vaterland eines der gebildetsten Völker des Alterthums. Die älteste Geschichte dieses Volkes ist dunkel und sagenhaft. Einwanderer aus Phönizien und Aegypten lehrten das rohe, aber bildungsreiche Volk die Buchstaben und den Ackerbau. Schon frühe vereinten sich die Griechen oder Hellenen zu gemeinsamen Kriegszügen. Die zehnjährige Belagerung und Zerstörung Troja's war eine That des ganzen Volkes. Während des Kampfes vor Troja entstanden in der Heimath Unruhen. Einzelne Volksstämme verdrängten einander aus ihren Wohnplätzen und schafften die königliche Würde ab. Es entstanden eine Menge Freistaaten, unter welchen Athen, Sparta und Theben die berühmtesten geworden sind. — Obschon die Griechen in Wissenschaften und Künsten als

Muster dastehen, so waren sie doch in religiöser Hinsicht beklagenswerthe Menschen. Sie waren einem lasterhaften und durch Menschenopfer befleckten Götzendienste ergeben. Ihre zahlreichen Götter dachten sie sich ganz menschlich, mit Leidenschaften und Lastern behaftet.

Die Spartaner.

Seine Größe hat Sparta dem edlen und weisen Lykurgus, einem Sprößling aus königlichem Geschlechte, zu verdanken. Dieser große Gesetzgeber wollte die Spartaner zu einem kriegerischen, tapferen Volke bilden, dessen höchstes Ziel die Freiheit des Vaterlandes sein sollte, für welche jeder Spartaner Leben und Eigenthum willig zu opfern bereit sein müsse. Daher wurden zwei Könige an die Spitze des Staates gestellt, damit die Macht eines Einzigen die Freiheit des Staates nicht in Gefahr bringe. Die Könige selbst aber wurden beschränkt durch den Rath der Alten, 28 erfahrene Greise, die vom Volke auf Lebenszeit erwählt wurden, die Ephoren oder die Aufseher über das Betragen Aller, selbst der Könige, fünf an der Zahl, und die Volksversammlungen. Jeder Spartaner hatte ein bestimmtes Grundeigenthum, das er nicht verkaufen durfte, Einer so viel wie der Andere, so daß das Laster der Habsucht, besonders bei dem eingeführten eisernen Gelde, nicht leicht aufkommen konnte. Auch der Gaumenlust und Weichlichkeit war durch Einrichtung gemeinschaftlicher Mahlzeiten, deren Hauptbestandtheil die schwarze Suppe war, vorgebeugt. Sparta hatte keine Mauern, da die Bürger die beste Mauer seien. Krieg und Jagd wechselten bei den Spartanern. Die Tapferkeit galt für des Mannes höchsten Schmuck; wer feig aus der Schlacht lief, war ehrlos. Schon die Kinder wurden für die Zwecke des Krieges auf Staatskosten in Staatsanstalten erzogen, damit sie durch die allzu große Liebe der Eltern nicht verzärtelt würden. Hiermit ward aber auch das dankbare, liebevolle Verhältniß zwischen Kindern und Eltern den Staatszwecken aufgeopfert. Krüppelhafte Kinder wurden dem Hungertode ausgesetzt oder sonst getödtet, weil man Alles auf einen gesunden Körper, nichts auf die unsterbliche Seele hielt. Sehr zu rühmen ist an der spartanischen Erziehung, daß man den Kindern tiefe Ehrfurcht vor dem Alter einprägte; — Alle standen vor einem Greise ehrfurchtsvoll auf und schwiegen, wenn er redete. Ueberdies wurden die Kinder an sinnvolle und kurze (lakonische) Antworten gewöhnt, lernten aber außer einigen Kriegsliedern nichts, was ihren Geist bilden konnte. Um so mehr entwickelte man die Körperkraft durch Entbehrung und kriegerische Uebungen; ja sogar öffentliche Züchtigung bis auf's Blut, wobei der Geschlagene keinen Schmerzenslaut hören lassen durfte, war ein Mittel zur Abhärtung.

Nachdem Lykurgus seinem Vaterlande diese Gesetze gegeben und die Bürger ihm versprochen hatten, vor seiner Rückkehr keine Aenderung daran vorzunehmen, reiste er fort, ohne je wieder zurückzukehren. Mit Ehrfurcht blieben die Spartaner seinen Gesetzen treu

und wurden dadurch so mächtig, daß in Zeiten der Gefahr ganz Griechenland ihnen den Oberbefehl über das gemeinschaftliche Heer übertrug.

Die Athener.

Die Athener waren die gebildetsten Griechen und hatten vortreffliche Geschichtschreiber, Weltweise, Redner, Dichter, Bildhauer, Maler, Baumeister und tapfere Heerführer. Das Leben des Weltweisen Sokrates und des Redners Demosthenes, dieser berühmten Athener, haben wir im Lesebuch erzählt. Die weisen Gesetze dieses Volkes gab Solon, einer der neun Archonten, welche die höchste obrigkeitliche Gewalt in diesem Freistaate ausübten. Da viele Bürger durch den reichen Adel verarmt waren, theilte er das Volk in vier Abtheilungen, welche je nach Vermögen zu den Staatslasten beitragen mußten. Wer aus Armuth keine Steuern bezahlen konnte, durfte auch keine Ansprüche auf ein Staatsamt machen, hatte aber das Recht, bei den Volksversammlungen wie die Uebrigen abzustimmen. Merkwürdig ist noch seine Verordnung, daß ein Sohn, der keine Kunst erlernt hatte, seinen Vater zu unterhalten nicht gezwungen werden konnte, sowie daß Jeder über seinen Nahrungszweig Rechenschaft ablegen mußte. — Obschon Solons Gesetze kriegerische Uebungen für die Jugend vorschrieben, so wurde doch nicht wie in Sparta die Bildung des Geistes dadurch vernachlässigt. Noch zu Solons Lebzeiten brachen Unruhen und Ankämpfungen gegen seine Gesetzgebung in Athen aus; doch blieben die Athener den Solonischen Gesetzen an 200 Jahre treu.

Die Perserkriege.

Die Vaterlandsliebe der Griechen und ihr Heldengeist glänzten am herrlichsten in dem ungleichen Kampfe mit den mächtigen persischen Königen. Bei Marathon siegten 11,000 Griechen unter ihrem trefflichen Führer Miltiades über 100,000 Perser; 1000 Spartaner unter ihrem Könige Leonidas vertheidigten heldenmüthig den Engpaß von Thermopylä, und nur durch Verrath zogen die Perser über die Leichname der Griechen; wenige Kriegsschiffe unter dem Befehl des Atheners Themistokles errangen einen glänzenden Sieg in der Meerenge von Salamis über die persische Seemacht. Diese glänzenden Heldenthaten verschafften den in Kleinasien unter persischer Herrschaft schmachtenden Griechen die Freiheit. — Kaum waren die Fremdlinge vom griechischen Boden vertrieben, so begannen Feindseligkeiten zwischen Sparta und Athen. Ein 27jähriger blutiger Krieg, in welchem zuerst Athen, dann Sparta und zuletzt Theben die Oberherrschaft über ganz Griechenland ausübten, lieferte die uneinigen und geschwächten Griechen in die Gewalt eines Ausländers, des schlauen Königs Philipp von Macedonien.

Alexander der Große.

Als Philipp, König von Macedonien, durch die Hand eines Meuchelmörders um das Leben kam, war sein Sohn Ale-

xander, nachmals seiner Eroberungen wegen der Große genannt, zwanzig Jahre alt. Erzogen von dem gelehrten Aristoteles, kannte er schon als Knabe kein höheres Ziel seines Strebens, als ein berühmter Held zu werden und traurig über die Siege seines Vaters, rief er aus: „Mein Vater wird mir nichts zu thun übrig lassen.“ Vater und Sohn schätzten Aristoteles sehr hoch; denn Philipp sagte von ihm: „Ich freue mich nicht, daß ich einen Sohn habe, sondern daß ich ihm Aristoteles zum Lehrer geben kann.“ Und Alexander pflegte zu sagen: „Meinem Vater verdanke ich mein Leben, meinem Lehrer aber die Anwendung dieses Geschenkes.“ Als er seine Unerschrockenheit durch Bändigung des wilden Pferdes Bucephalus bewies, rief sein Vater freudig aus: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Reich, Macedonien ist für dich zu klein!“

Nach Philipps Tode empörten sich die Griechen; aber Alexander brachte sie bald wieder zum Gehorsam und übte besonders an der Stadt Theben, die er bis auf das Haus des Dichters Pindar von Grund aus zerstörte, ein schreckendes Beispiel. — Vor Allem suchte Alexander den gemeinschaftlichen Feind der Griechen und Macedonier, die Perser, zu unterjochen und durch die Besiegung dieses mächtigen Volkes ein großes Weltreich zu stiften. Daher ließ er sich von den Griechen zum Oberanführer wählen und drang mit einem kleinen, aber wohlgeübten Heere nach Asien. Hier besiegte er die Perser am Flusse Granikus, wo ihn sein Feldherr Klitus aus augenscheinlicher Lebensgefahr rettete, löste in Gordium den künstlich geschlungenen Knoten, von dem die Sage ging, daß Derjenige ganz Asien beherrschen werde, welcher ihn auflöse, — mit einem Schwertstreiche, wurde aber durch ein kaltes Bad, das er in einem erhitzten Zustande genommen, gefährlich krank. Während sein Leibarzt Philippus ihm einen Trank bereitete, erhielt er einen warnenden Brief von seinem Feldherrn Parmenio, der ihm berichtete, Philippus sei von dem Perserkönig Darius bestochen und wolle ihn vergiften. Er nahm die von Philippus zubereitete Arznei und reichte ihm den Brief mit den Worten: „Ich will lieber an diesem Tranke sterben, als Furchtsamkeit verrathen.“ Die gefährliche Arznei stellte ihn schnell wieder her und drei Tage darnach siegte er am Flusse Issos über das persische Heer, bei welchem sich der König Darius III. selbst befand, der der Gefangenschaft kaum durch die Flucht entging. Darius Mutter, Frau und Kinder und das ganze reiche Lager fielen in Alexanders Hände, der aber die königliche Familie mit Ehrerbietung und Schonung behandelte. — Nun wandte sich Alexander von Persien weg und sicherte sich den Rücken durch Eroberung Phöniziens, — Tyrus zerstörte er nach siebenmonatlicher Belagerung von Grund aus — Palästina's und Aegyptens und legte an der Nilmündung die nach ihm genannte Stadt Alexandria an. Jetzt ging er nach Persien zurück und wurde durch den glänzenden Sieg bei Gaugamela und Arbela Herr des ungeheuren Reiches. Den König, der auf seiner Flucht von seinem treulosen Statthalter Bessus

gefangen und ermordet wurde, fand Alexander todt in seinem Blute. Er ließ ihn feierlich begraben und strafte seinen Mörder. Auch Indien betrat der große Eroberer, unterwarf einige Völker und würde noch weiter vorgedrungen sein, wenn ihn nicht das bedenkliche Murren seiner Soldaten von weiteren Kriegszügen abgehalten hätte. Zwölf Altäre wurden an der Gränze seines Siegeszuges errichtet.

Durch diese glänzenden Erfolge übermüthig geworden, überließ sich Alexander in Babylon, seiner Residenz, asiatischer Schwelgerei und oft grausamem Despotismus, wie er ihn an seinem Retter Klitus verübte, den er bei einem öffentlichen Gastmahle ermordete. Seine üppige Lebensart trug nicht wenig zu seinem frühen Tode bei, der ihn im 32. Lebensjahre zu Babylon überraschte. — Sein Tod war das Lärmzeichen eines langwierigen Krieges zwischen seinen Feldherren, von welchen sich jeder für den würdigsten hielt, ihm nachzufolgen. Keiner konnte sich aber zum alleinigen Herrscher des großen Reiches emporschwingen. So zerfiel Alexanders Reich in mehrere Staaten, unter denen Aegypten, Syrien und Macedonien die bedeutendsten wurden.

Die Römer.

Die Römer haben sich durch die allmälige Eroberung der ganzen damals bekannten Welt einen unvergänglichen Namen erworben. Ihre Sprache, die lateinische, ist die Sprache der Kirche geworden und ihren Gesetzen gehorchten die Völker der späteren Zeiten.

Nach Troja's Eroberung landeten Trojaner in Mittelitalien und stifteten das lateinische Reich oder Latium. Aus den Nachkommen der Herrscher von Latium stammten die Brüder Romulus und Remus, welche an den Ufern der Tiber eine kleine Stadt von Lehm erbauten und dieselbe Rom nannten. Dieses geschah im Jahre 753 vor Christus. Romulus war der erste Herrscher oder König über das kleine Gebiet. Bald mehrte sich die Zahl der Häuser und Einwohner und glücklich geführte Kriege mit den benachbarten Volksstämmen vergrößerten das Gebiet des neuen Königreichs. Sieben Könige herrschten nach einander über Rom und legten den Grund zu dem nachmaligen römischen Weltreich.

Der siebente König wurde im Jahre 510 aus Rom vertrieben. An seine Stelle traten zwei Consuln, welche jährlich gewählt wurden. Die Zeit des römischen Freistaats, nahe an 500 Jahre, war eine Reihe ruhmwürdiger Ereignisse und Siege für die Römer. Diese glücklichen Erfolge verdankten sie ihren Tugenden, ihrer edlen Einfachheit, ihrer Mäßigkeit, ihrem Gehorsam gegen das Gesetz und ihrer Liebe zum Vaterlande. Im Frieden bebauten die vornehmsten Männer ihre Felder, und es geschah nicht selten, daß Staatsmänner und Feldherrn vom Pfluge zu ihren hohen Würden gerufen wurden. Ihr Körper war abgehärtet und ertrug mit Leichtigkeit alle Beschwerden des Kriegs. Ihre Kleidung

und Nahrung war einfach, ihre Häuser waren von Lehm, ihre Straßen ungepflastert. — Die großen Reichthümer aber, welche die Römer aus den eroberten Ländern nach Rom brachten, und ihre Bekanntschaft mit den verdorbenen Sitten der Griechen und Asiaten machten sie weichlich, habsüchtig und übermüthig. Die alten, guten Sitten gingen unter und mit dem Untergange derselben war auch der Keim des Verderbens für den Freistaat gelegt. Die Reichen hielten üppige Mahlzeiten, besaßen herrliche Paläste und Landgüter und eine Menge von Sklaven. Sie verwendeten ihre Reichthümer zur Befriedigung der Sinnenlust oder auch zur Bestechung der Armen, damit sie die Stimmen derselben zu den Staatsämtern erhielten. Dadurch entstanden blutige Bürgerkriege, welche den Freistaat seinem Untergange entgegenführten.

Unter den zahlreichen Kriegen, welche die Römer zur Zeit des Freistaates führten, war der Krieg mit der reichen und mächtigen Handelsstadt Karthago in Afrika der langwierigste und schwerste. Ueber ein Jahrhundert lang kämpften beide Völker um die Oberherrschaft der Welt. Hannibal, der berühmte Feldherr der Karthager, unternahm von Spanien aus, über welches Land Karthago gebot, einen staunenerregenden Uebergang über die Pyrenäen und Alpen nach Italien, schlug die ihm entgegengesandten römischen Heere und rieb in der mörderischen Schlacht bei Cannä über 40,000 Römer auf. Gewiß würde er jetzt die Römer unterjocht haben, hätten ihm seine eifersüchtigen Landsleute die nöthigen Hilfstruppen nicht versagt. So kam es denn, daß die Römer die Karthager in der Schlacht bei Zama schlugen, ihre Hauptstadt eroberten und durch Feuer zerstörten. — Im Jahre 113 drangen die ersten deutschen Volksstämme, die Cimbern und Teutonen, in Italien ein, um schönere Wohnplätze sich zu erkämpfen. Ihr Herannahen erfüllte Rom mit Schrecken. Schon hatten die tapferen Deutschen mehrere römische Heerhaufen vernichtet, als es endlich dem kühnen Feldherrn Marius gelang, in zwei blutigen Schlachten sie zu besiegen. — Auch die übrigen damals mächtigen Völker, die Griechen, Syrer und Aegypter wurden nach und nach von den Römern unterjocht, so daß um die Zeit der Geburt Jesu Christi die römische Herrschaft über alle Welttheile sich erstreckte.

Nach dem Siege über die Cimbern und Teutonen entstanden in Rom Parteien, die sich in den gräßlichsten Bürgerkriegen zerfleischten. Die mächtigsten, durch Reichthum und Kriegsthaten ausgezeichneten Männer, als Pompejus, Julius Cäsar, Antonius und Octavianus, kämpften mit einander um die Alleinherrschaft über das römische Reich. Endlich ging aus diesen blutigen Bürgerkriegen Octavianus Augustus als erster römischer Kaiser hervor.

Der Freistaat hatte 480 Jahre gedauert. Während dieser Zeit hatte Rom seinen Ruhm, seine Größe erworben; aber zuletzt auch den Keim zu seinem Verderben gelegt. Dieses ungeheure Reich

umfaßte jetzt in drei Welttheilen einen Flächenraum von 100,000 Quadratmeilen mit 120 Millionen Menschen. Die Waffenmacht der Römer war außerordentlich, der Reichthum und die Pracht der Vornehmen, die herrlichen Paläste, Tempel u. s. w. reichen an's Unglaubliche, nicht weniger aber die Armuth des Volkes und die Unsittlichkeit aller Stände.

Wie die Griechen, so beteten auch die Römer zahllose Götzen an, welche in Bildnissen zur Anbetung aufgestellt wurden. Sie schrieben ihnen Fehler und Laster zu, so daß man die heidnischen Götzen mit Recht vergötterte Sünder genannt hat. Eine Menge Priester dienten den eifersüchtigen und zornigen Götzen. In prachtvollen Tempeln brachten sie ihnen reiche und kostbare Opfer dar. Auch die Römer glaubten, durch lasterhafte Handlungen und Menschenopfer ihre Götzen zu ehren. Es ist darum ganz natürlich, daß das Leben mit den schändlichsten Leidenschaften und Lastern befleckt sein mußte, da ja der Götzendienst davon nicht frei war. — Das Menschengeschlecht vor Christus war voll Unwissenheit über das Nothwendigste des Lebens, über Gott und die Bestimmung des Menschen. Voll Stumpfsinn betete der Mensch Holz und Stein, Thiere und die Naturkräfte an, ohne die Entwürdigung seines Geistes und seine Schmach zu ahnen, der er sich dadurch hingab. Und wie verkehrt mußte der Mensch über seine Bestimmung denken, wenn er selbst in seinen Göttern Sünder erblickte! Darum treffen wir überall schamlose Ausschweifung und Lieblosigkeit in üppiger Fülle, überall nur Tyrannen und Knechte. Hiezu kommt noch, daß dieses selbstsüchtige, sündhafte Leben fast alles religiösen Trostes und der Beruhigung des Gewissens entbehrte. So tief sinkt der von Gott abgefallene Mensch. Der Stolz der heidnischen Weltweisen, die siegreichen Waffen der römischen Krieger, die Fülle und der Glanz des Reichthums, des Handels, der Künste und Erfindungen vermochten das religiöse und sittliche Elend nicht zu verbergen. In dieser großen Noth seufzten Heiden und Juden nach Erlösung, und da die Fülle der Zeit gekommen war, so sandte Gott seinen Sohn Jesum Christum, der da unser Erlöser und Heiland geworden ist.

Geschichte der neuen Zeit.

Von der Erlösung der Welt durch Christus bis auf unsere Tage.

Das römische Volk, durch gräßliche Bürgerkriege erschöpft, fühlte sich glücklich unter der ruhigen und weisen Regierung des Augustus. Auch ließ der kluge Kaiser die ungewöhnte kaiserliche Macht sein Volk wenig merken, erhielt vielmehr alle Einrichtungen des Freistaates aufrecht, übte aber dessen ungeachtet die höchste Gewalt aus. Unter seinem friedlichen Scepter gediehen besonders durch griechische Meister und Lehrer Künste und Wissenschaften, so daß man in dieser Hinsicht das Zeitalter des Augustus das

goldene nannte. Unter seiner Regierung wurde Christus, der Welt Heiland, geboren. Als solchen beglaubigte er sich durch seine göttliche Lehre, durch sein heiliges Leben und durch Wunder und gab der Welt neues Leben durch seinen Tod am Kreuze. Er starb im Jahre 33 unter dem Nachfolger des Augustus, dem Kaiser Tiberius.

Die christliche Religion fand in den römischen Kaisern die entschiedensten Gegner. Diese machten es sich zur Aufgabe, das Christenthum zu vernichten, indem sie die Christen zum Glaubensabfall anhielten oder im Weigerungsfall tödteten. Man zählt zehn blutige Christenverfolgungen. Kaiser Nero war der erste Christenverfolger. Er steckte Rom in Brand, um sich eine lebendige Vorstellung des brennenden Troja zu verschaffen und ließ dann die Christen als Urheber dieses schrecklichen Verbrechens angeben. Die Christen wurden theils lebendig in Thierhäute genäht, theils umwickelte man sie mit brennenden Stoffen und verbrannte sie. Damals starben auch die Apostel Petrus und Paulus den Martyrertod; jener wurde gekreuzigt, dieser als römischer Bürger enthauptet. — Im Jahre 70 ging die Weissagung des Herrn, daß in der Stadt Jerusalem kein Stein auf dem anderen bleibe, in Erfüllung. Der Feldherr Titus, der nachmals zum Kaiser ausgerufen wurde, führte die römischen Soldaten vor Jerusalem. Es war um Ostern und nahe an drei Millionen Menschen waren zur Feier des Osterfestes in der heiligen Stadt versammelt, als die Römer dieselbe eng eingeschlossen. Schrecklich wüthete der Bürgerkrieg im Innern der unglücklichen Stadt. Mit ihm vereinten sich zum Verderben der Einwohner eine furchtbare Pest und eine schreckliche Hungersnoth, so daß man selbst die Leichen aus den Gräbern hervorscharrte und zum schauerlichen Mahle bereitete. Die Stadt wurde im Sturme erobert und gräßlich verwüstet. Alles ging in Feuer auf und kein Stein blieb auf dem anderen. — Kaiser Trajan gab das erste Gesetz über die Behandlung der Christen. Diesem gemäß sollte man die Christen nicht aufsuchen; würden sie aber angegeben und könnten sie von ihrem Glauben nicht abgebracht werden, so sollte man sie mit dem Tode bestrafen. Als Trajan gegen die Parther zu Felde zog und nach Antiochia kam, hörte er bittere Klagen der heidnischen Priesterschaft gegen die überhand nehmenden Christen. Da ließ der Kaiser den ehrwürdigen Bischof von Antiochia, Ignatius, kommen und nannte ihn einen bösen Geist, der die kaiserlichen Befehle verachte. Unerschrocken antwortete Ignatius: „Der Name böser Geist paßt nicht für einen Diener Gottes, der Jesum im Herzen trägt." Trajan befahl nun, ihn nach Rom zu führen, damit er dort den wilden Thieren vorgeworfen würde. Ignatius pries Gott, daß er ihn würdigte, an den Leiden Christi Theil zu nehmen, und bat auf seiner Reise nach Rom die Christen, welche überall herbeieilten und dem ehrwürdigen Greis ihre Verehrung darbrachten, daß sie keine Fürbitte für ihn einlegten. Im Amphitheater zu Rom kniete er nieder

und betete und ward sodann von zwei Löwen zerrissen und aufgezehrt. Seine übrig gebliebenen Gebeine wurden gesammelt und in Antiochia begraben.

Unter Kaiser Markus Aurelius wurden die Christen im südlichen Frankreich und Kleinasien heftig verfolgt. Das blinde Volk glaubte, daß die Christen schändliche Dinge begingen und ergötzte sich daher an den gräßlichen Martern, unter welchen die Christen ihr Leben verloren. Eine große Anzahl wurde gefoltert, verbrannt, geschunden, von wilden Thieren zerrissen. In Lyon wurde der 90jährige Bischof Pothinus so geschlagen, daß er nach zwei Tagen starb. In Smyrna ward der Bischof Polykarpus, 90 Jahre alt, zum Feuertode verurtheilt und, weil er durch das Feuer nicht getödtet werden konnte, erstochen. Andere geißelte man so heftig, daß die Adern vom Fleische entblößt wurden. Nicht weniger schrecklich ging es in Rom zu, wo der christliche Weltweise Justinus und viele Christen, welche den Götzen nicht opfern wollten, hingerichtet wurden. Am blutigsten war die Verfolgung derselben unter den Kaisern Decius und Diokletian. Decius erließ gleich bei seinem Regierungsantritte ein Gesetz, dem gemäß die Christen entweder den Göttern opfern oder mit dem Tode bestraft werden sollten. Es starben damals die Bischöfe von Rom, Antiochia und Jerusalem. Furchtbare Marterwerkzeuge gebrauchte man, um die Christen zum Abfalle zu bringen. Viele verläugneten Christus unter den Qualen der Folter; aber nicht weniger groß ist die Zahl Derjenigen, welche Christus treu blieben. Diokletian war den Christen abgeneigt, hielt es aber für unklug, eine so mächtige Partei in seinem Reiche zu vernichten, welche die schrecklichsten Verfolgungen nicht ausrotten konnten. Bei einem öffentlichen Opfer, das er halten ließ, weigerten sich die Christen, Antheil zu nehmen. Da brach am 23. Februar 303 eine blutige Verfolgung aus. Ein kaiserlicher Befehl entsetzte alle Christen ihrer Ehren und Würden, gebot, alle Kirchen niederzureißen, die Kirchengüter in Staatsgut zu verwandeln und die heiligen Bücher zu verbrennen; die Christen sollten eingekerkert und, wenn sie nicht opferten, mit dem Tode bestraft werden. Feuer, welches in dem kaiserlichen Palaste ausgebrochen war, reizte Diokletian noch mehr gegen die Christen an seinem Hofe auf, und viele starben einen schrecklichen Martertod. Unter Kaiser Konstantin wurde endlich den Christen völlige Religionsfreiheit zu Theil.

Konstantin der Große.

Das römische Reich war durch die Unsittlichkeit der Kaiser und ihre steten Kämpfe mit den Christen im Innern zerrüttet und durch diese Schwäche auch an den Gränzen nicht stark genug, die andringenden Germanen im Norden und die Parther im Osten zurückzuhalten. Unter solchen traurigen Verhältnissen wurde Konstantin, nachmals der Große genannt, im Jahre 306 von seinen

Legionen zum römischen Kaiser ausgerufen. Doch mußte er noch lange blutige Kriege mit seinen fünf Mitregenten führen, bis er im Jahre 324 Alleinherrscher des großen Reiches wurde. Seine christliche, fromme Mutter Helena und sein dem Christenthum nicht abgeneigter Vater Konstantius bewirkten auch in Konstantins Herzen eine Hinneigung zum Christenthum. Obschon noch Heide, gestattete er doch bei seinem Regierungsantritte den Christen freie Ausübung ihrer Religion. Sein völliger Uebertritt zum Christenthum wurde herbeigeführt durch eine außerordentliche Erscheinung am Himmel, als Konstantin wider seinen Gegenkaiser zu Felde zog. An einem Nachmittage sahen er und seine Soldaten am Himmel das Zeichen des Kreuzes mit der Umschrift: „Durch dieses wirst du siegen!" Dasselbe Kreuzzeichen und Christus erschienen in der darauf folgenden Nacht dem Kaiser im Traume. Nun ließ Konstantin eine Fahne mit dem Kreuzzeichen verfertigen und dieselbe in den Schlachten vorantragen. Er wurde jetzt Christ, ließ sich im Christenthume unterrichten, aber erst kurz vor seinem Tode taufen, weil er fürchtete, die Gnade zu verlieren, welche Gott in der Taufe mittheilt. 313 erließ Konstantin ein Gesetz, wonach ein jeder Unterthan seine Religion frei und ungehindert ausüben durfte. Viele andere Gesetze ergingen, die das Christenthum zu heben und zu verbreiten suchten. Dahin gehören die Gesetze über eine würdige Sonntagsfeier, das Verbot der Kreuzigung — aus Ehrfurcht gegen den Erlöser — und die Abschaffung der blutigen Fechterspiele. Die Geistlichen wurden von den Steuern befreit, mit Geld unterstützt, ihnen die Freiheitserklärung der Sklaven und richterliche Gewalt bei Streitigkeiten übertragen; überall entstanden Kirchen, wie die prächtige Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem, die Apostelkirche zu Konstantinopel; auch gestattete er, Vermächtnisse und Schenkungen an Kirchen zu machen.

Anders sah es im Morgenlande aus, wo der heidnische Kaiser Licinius herrschte. Seine Feindschaft gegen Konstantin verwandelte sich bald in eine heftige Abneigung gegen die Christen. Die Waffen sollten nun entscheiden, ob das Heidenthum oder das Christenthum untergehen sollte. Konstantin zog gegen Licinius zu Felde und besiegte ihn. Nun ließ er die zerstörten Kirchen im Morgenlande wieder aufbauen und begünstigte die Christen auf alle Weise. Mit seiner Alleinherrschaft im Morgen- und Abendlande hörten die blutigen Verfolgungen der Christen auf. Im Jahre 325 erschien er selbst auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa, welche er zusammenberufen hatte, um kirchliche Unruhen zu unterdrücken. Von dem immer noch heidnisch gesinnten Rom verlegte er seine Residenz nach Byzanz, welches nach ihm Konstantinopel genannt wurde. Durch die Entfernung des kaiserlichen Hofes konnten nun die Bischöfe zu Rom freier und selbstständiger handeln. Konstantin starb gleich nach Empfang der

Taufe am Pfingsttage 337. Seine drei Söhne führten mit einander Krieg um den kaiserlichen Thron, den endlich Konstantius an sich riß. Nach Konstantius Tode bestieg Julian, genannt der Abtrünnige, ein Neffe Konstantins, den kaiserlichen Thron. Durch die Grausamkeit seines kaiserlichen Oheims, durch eine verkehrte Erziehung und den Umgang mit heidnischen Weltweisen dem Christenthum abgeneigt geworden, wendete er sich ganz dem Heidenthum zu, wofür er sich bei seiner Thronbesteigung auch öffentlich erklärte. Nicht durch blutige Verfolgung, sondern durch Klugheit und List, durch Begünstigung des Heidenthums, das er durch Nachahmung christlicher Einrichtungen zu verbessern strebte, durch Bevorzugung der Irrlehrer, durch den Wiederaufbau des Tempels zu Jerusalem suchte er dem Christenthum zu schaden und dasselbe allmälig zu zerstören.

Auf einem Heereszuge gegen die Perser verlor Julian das Leben, 363. Seine Nachfolger waren Christen und richteten ihre eifrige Sorge darauf, das Heidenthum zu vertilgen. Besonders war es der Kaiser Theodosius der Große, der durch das Verbot des Uebertritts zum Heidenthum, des Besuchs heidnischer Tempel, der Opfer und des Götzendienstes überhaupt das Heidenthum gänzlich unterdrückte.

Die Völkerwanderung.

Kaiser Theodosius der Große theilte das Reich unter seine zwei Söhne, und es entstand nun das abendländisch-römische oder lateinische und das morgenländisch-römische oder griechische Kaiserthum. Dieses zerstörten die Türken im Jahre 1453, jenes aber wurde durch die Stürme der Völkerwanderung zertrümmert. Das wilde Volk der Hunnen drängte die Gothen aus ihren Wohnsitzen. Diese warfen sich auf ihre Nachbarn, die in Deutschland wohnenden Volksstämme. Die Deutschen gingen nun über die schlecht bewachten Gränzen des römischen Reichs und besetzten Frankreich, Spanien, England und die afrikanische Nordküste. Der Hunnenkönig Attila verheerte mit Feuer und Schwert Deutschland, Frankreich und Italien. Im Jahre 476 stießen deutsche Söldner den letzten römischen Kaiser vom Throne. Verschiedene deutsche Stämme theilten sich in die Herrschaft über Italien, bis dieses Land unter Karl dem Großen dem fränkischen Reiche einverleibt wurde.

Die Deutschen.

Deutschland war in alter Zeit mit ungeheuren Waldungen, Sümpfen und Seen bedeckt. Die Sonnenstrahlen konnten daher den Boden nicht erwärmen, so daß das Klima rauh, der Himmel trüb und nebelig war und nur wenig Ackerbau getrieben wurde. Auf unwirthbaren Strecken hausten der Auerochse, das Elenn, das Rennthier, Wölfe, Bären, kleines, aber starkes Rindvieh und Pferde. Das Pflanzenreich erzeugte nur Holzbirnen, Holz-

Äpfel, Gerste und Hafer. Rauh wie das Klima war auch der Mensch, der dieses Land bewohnte. Nur mit einem Thierfelle bedeckt, wobei die Kopfhaut mit den Hörnern als Kopfbedeckung diente, mit einer Keule, Lanze oder Streitaxt bewaffnet, von riesenartiger Größe, mit blauen Augen und goldgelben Haaren, kräftig durch einfache Nahrung, rauhe Luft, Jagd und Krieg, tapfer und die Freiheit über Alles liebend, das war der alte Deutsche, unser Vorfahre. Die Deutschen, von den Römern Germanen (Kriegsmänner) genannt, leiteten ihren Ursprung von Tuisko oder Teut, den sie göttlich verehrten, her. Ihre Wohnung war eine einfache Hütte aus Baumstämmen mit Erde oder Thierfellen bedeckt und von Aeckern, Wiesen und Waldungen umgeben. Diese Hütten lagen von einander getrennt, Gemeinden und Gauen bildend. Die wenigen häuslichen Geschäfte besorgten die Weiber und Sklaven. Der freie Mann aber übte seine Kraft im Kampfe mit wilden Thieren oder mit Menschen. Den Anführer im Kriege, der vor dem Heere herzog, nannten sie Herzog. Das Stammeshaupt im Frieden hieß Fürst (Vorderster). Nur wenige Volksstämme hatten Könige. Brach ein Krieg aus, so mußten alle Freien die Waffen ergreifen. Die Aufforderung dazu nannte man den Heerbann. Das ganze Volk zerfiel in Adel und freie Männer; Adelinge oder Edelinge waren solche, welche Grundeigenthum (Allod) besaßen, die Besitzlosen waren die gemeinen Freien. Außerdem gab es noch Freigelassene, die von dem Gute des Herrn, welches sie bearbeiten mußten, Abgaben entrichteten und dem Herrn zu gehorchen hatten, Hörige und Sklaven, Knechte oder Kriegsgefangene. Alle freien Männer durften Waffen tragen und an den Volksversammlungen Theil nehmen. Das ganze Land war in Gauen eingetheilt, denen ein Grauer oder Graf vorstand. Der Graf hatte mit seinen Schöppen (Richtern) über Klagsachen zu entscheiden. In zweifelhaften Fällen entschieden die Gottesurtheile. Bei Neu- und Vollmond hielten die Deutschen unter freiem Himmel Versammlungen, wo sie einen Beschluß über ihre Angelegenheiten durch Zusammenschlagen der Waffen annahmen oder durch Gemurre verwarfen.

Die Religion der Deutschen war Naturvergötterung, Anbetung der Sonne, des Monds, der Sterne, der Erde. Die Kräfte der Natur dachten sie sich als Personen, und so beteten sie an den Donar (Thor), der im Donner und Blitz seine Macht zeigte, den Wodan (Godan oder Odin) (Allvater), Kriegsgott, auch Gott der Weisheit, Freia, Göttin der Freundschaft, Hertha, die Mutter Erde. Diesen Göttern wurden von ihren Priestern, die im hohen Ansehen standen und selbst über den freien Mann Gewalt hatten, in heiligen Hainen und auf Bergen Opfer, oft sogar Menschenopfer dargebracht. Auch glaubten sie an eine Unsterblichkeit der Seele, waren aber von der Lust der Erde so erfüllt, daß sie die Seligkeit des Himmels ebenfalls in Jagd und Krieg, Essen und Trinken

setzten. Ihren Himmel nannten sie Walhalla. — Die alten Deutschen hatten große Tugenden und große Laster. Sie waren wahrhaftig in ihrer Aussage, treu im Halten ihres Wortes, gastfreundschaftlich und liebten ihr Vaterland und ihre Freiheit über Alles. Dagegen bekümmerten sie sich gar nichts um das Hauswesen und den Ackerbau, die sie als entehrende Beschäftigungen ihren Weibern und Sklaven überließen. Im Frieden lagen sie zu Hause auf ihrer Bärenhaut (daher jetzt noch Bärenhäuter einen Müßiggänger bezeichnet) oder überließen sich leidenschaftlich dem Spielen und Trinken, was nicht selten zu blutigem Streit oder zum Verlust der Freiheit führte.

Obschon die Deutschen ein großes Brudervolk ausmachten, so zerfielen sie doch in viele Stämme, welche ihre eigenen Namen führten. Später, besonders zur Zeit der Völkerwanderung, vereinigten sich einige Stämme, damit sie dem Andrange der wandernden Völker widerstehen konnten, und führten dann einen gemeinschaftlichen Namen, wie z. B. die Franken, Alemannen, Sachsen, Gothen u. a. Die bekanntesten Namen deutscher Völker sind: die Franken und Friesen (Freien), Gothen (Sorgsamen), Sueven (Klugen), Cherusker und Sachsen (Schwertträger), Chatten oder Hessen (Jäger), Burgunder, Alemannen, Vandalen, Bojer u. s. w. Unter allen aber zeichneten sich die Franken aus, der mächtigste deutsche Volksstamm, der sich auch bald alle übrigen unterwarf.

Ein großer Theil von Deutschland bis über die Weser und Elbe hin war den Römern unterworfen. Zur Zeit des Kaisers Augustus hatte Varus die Statthalterschaft über dieses Gebiet. Er ging damit um, die freiheitliebenden Deutschen ganz unter das römische Joch zu beugen und hatte schon vieles römische Wesen in deutschen Landen eingeführt, als ein kühner Jüngling Armin oder Hermann, der Sohn eines Cheruskerfürsten, seinen Unternehmungen ein Ziel setzte. Armin hatte in Rom die Absicht kennen gelernt, welche man mit seinem Vaterlande hatte; aber sein fein angelegter Plan verjagte die Römer für immer aus Deutschland. Im Innern von Deutschland, an der Ems, empörten sich deutsche Volksstämme. Varus zog nun zur Dämpfung des Aufruhrs ungeachtet der Warnungen römischgesinnter Deutschen mit einem schönen Heere hin und kam nach vielen Anstrengungen in den Teutoburger Wald. Da drangen die Deutschen von allen Seiten auf die durch die weite Reise und unaufhörlichen Regengüsse erschöpften Römer ein und schlugen sie vollständig. Varus stürzte sich aus Verzweiflung in sein Schwert. Großen Schrecken verbreitete die Nachricht von dieser Niederlage in Rom; der Kaiser rief zu wiederholten Malen verzweifelnd aus: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“

Die Franken.

Der Stifter des großen Frankenreichs ist Chlodwig, König der Franken. Dieses Volk wohnte anfangs am Niederrhein, eroberte aber bald das nördliche Gallien. In der Schlacht bei Zülpich gegen die Alemannen gelobte der heidnische Chlodwig, dessen christliche Gemahlin Chlotilde ihn mit dem Christenthume bekannt machte, Christ zu werden, wenn Christus ihm den Sieg zuwende. Er besiegte die Alemannen und ließ sich in demselben Jahr noch zu Rheims mit 3000 Franken vom heiligen Bischof Remigius taufen und zum König salben. Bei seinem Tode in Paris, seiner Hauptstadt, waren die Franken Herren über ganz Gallien und einen großen Theil von Deutschland. Nach Chlodwigs Tode regierten meistens grausame und schwache Könige über das Frankenvolk. Man nennt diese Regentenlinie Merowinger von Merwei, Chlodwigs Ahne. Die Trägheit der meisten Regenten überließ die ganze Sorge für das Reich ihrem ersten Beamten, dem sogenannten Major Domus (Hausmaier, Großmeister). Dieses Amt bekleidete gegen das Ende der Merowingischen Herrschaft der kluge Pipin von Heristall; sein Sohn Karl Martell, d. h. Hammer, welcher im Jahre 732 die Araber bei Tours auf das Haupt geschlagen und sie für immer über die Pyrenäen gejagt hatte, war der Vater Pipin des Kleinen, des letzten Major Domus der Merowinger. Dieser entsetzte den schwachen König seines Thrones und nahm als erster Karolinger, also genannt von seinem berühmten Sohne Karl dem Großen, die Würde eines Königs der Franken an und ließ sich vom heiligen Bonifacius zum Könige salben. Er ließ diesen seinen Schritt durch den Papst bestätigen, der ihm auf seine Frage, ob Derjenige König wäre, der den Namen eines Königs trage, oder Derjenige, der das Volk regiere? erwiederte, daß nur der letztere König sei.

Die Muhamedaner, welche Karl Martell aus dem Frankenlande verjagte, haben ihren Namen von dem falschen Propheten Muhamed, der 569 zu Mekka, einer Stadt in Arabien, geboren wurde. Seine Jugend brachte er auf Reisen als Kaufmann zu, wo er Gelegenheit hatte, die verschiedenen Religionen der Erde kennen zu lernen. Er wollte nun seine religiöse Ansicht, die er sich aus den verschiedenen Religionen zusammengestellt hatte, seinen Landsleuten, die großentheils noch in heidnischer Finsterniß lebten, mittheilen. Nachdem er sich deßhalb in einer Höhle und in stiller Einsamkeit zu seinem Berufe vorbereitet und gesammelt hatte, trat er als Verkündiger einer neuen Lehre auf, fand aber in seiner Vaterstadt so wenig Beifall, daß er von Mekka nach Medina flüchten mußte. Dieses geschah am 16. Juli im Jahre 622, nach welcher Flucht, Hedschra genannt, seine Anhänger noch jetzt ihre Jahre zählen. Die Einwohner von Medina hingen ihm an und durch sie und sein Schwert überführte er auch Mekka's Bewohner von der

Wahrheit seiner Religion. Seine Anhänger mehrten sich und bald hatte er ganz Arabien für sich gewonnen. Nun drang er mit seinen begeisterten Arabern in die Besitzungen des griechischen Kaisers und eroberte bedeutende Länderstrecken, deren Bewohner großentheils mit Anerkennung seiner Oberherrschaft auch seine Religion annahmen. Muhamed starb 632 und wurde zu Medina in einem Sarge von weißem Marmor begraben. Muhameds Nachfolger, Kalifen genannt, vergrößerten ihr Gebiet durch rasch auf einander folgende Siege. So kam Palästina, Phönizien, Aegypten, Persien, sogar Spanien unter die Botmäßigkeit der Muhamedaner. Die Araber haben sich in Künsten und Wissenschaften vortheilhaft ausgezeichnet. Die Dichtkunst, Sternkunde, Medicin und andere Wissenschaften machten durch sie große Fortschritte. Handel, Schifffahrt, Gewerbe blühten unter ihrer Herrschaft, hörten aber unter der Herrschaft der Seldschuken oder Türken, welche dieses edle Volk unterjochten, wieder auf.

Ausbreitung des Christenthums in Deutschland.

Durch die Römer und später durch die Franken war das Christenthum am Rhein und in den angränzenden Ländern verbreitet worden. Zu Mainz, Köln, Bonn, Trier, Worms, Speyer und Straßburg gab es Kirchen und Bischöfe. Aber über dem Innern von Deutschland lag noch heidnische Finsterniß. Da kamen aus England und Irland eifrige Glaubensboten und predigten mit Lebensgefahr die Religion Jesu. So Severin in Tyrol und Steyermark, Columban in Schwaben, Gallus, der Stifter des Klosters St. Gallen, in der Schweiz, Kilian in Franken und Thüringen, Emeran und Ruprecht in Bayern, Willibrod in Friesland.

Der ausgezeichnetste Bekehrer der heidnischen Deutschen ist aber Winfried, später Bonifacius (Wohlthäter) genannt. Er war 684 zu Kirton in England geboren und für die Sache Christi schon frühe mit großer Begeisterung erfüllt. Nachdem seine Bekehrungsversuche unter den Friesländern mißlungen waren, wendete er sich zu den übrigen Deutschen. Papst Gregor II. gab ihm die Vollmacht zur Bekehrung dieser Heiden. In der Gegend von Amöneburg in Hessen predigte er nun das Evangelium und gewann bald die Herzen der Hessen für die neue Religion. Dann reiste er 723 wiederum nach Rom, wo er zum Bischof geweiht wurde und den Namen Bonifacius erhielt. Hier versprach er dem Papste, die bekehrten Deutschen in steter Einheit mit dem Oberhaupte der Kirche zu erhalten und reiste mit ausgedehnten Vollmachten und Empfehlungen des Papstes und mit einem Schutzbriefe Karl Martells abermals nach Deutschland. Mit neuer Begeisterung predigte er das Christenthum und fällte bei Geismar in Hessen die alte Eiche, welche dem Donar geweiht war, zum großen Entsetzen des umstehenden Heidenvolkes, welches erwartete, der Gott werde den unerhörten Frevel

schrecklich bestrafen. Aber die Eiche stürzte um, und Donar gab seine Rache nicht kund. Da ließ sich alles Hessenvolk taufen, von der Ohnmacht seines Gottes überzeugt, und verarbeitete selbst das Holz der Eiche zu einem Kirchlein des gekreuzigten Heilandes. Auch in Thüringen wurden die Bemühungen des großen Heidenbekehrers mit den schönsten Erfolgen gekrönt. Nun legte Bonifacius überall zur Befestigung seiner Bekehrungen Kirchen, Klöster und Bisthümer an, so zu Fritzlar, Fulda, Buraburg, Eichstädt und Würzburg. Wegen seiner großen Verdienste ernannte ihn der Papst zum Erzbischof von Mainz. In hohem Alter gedachte er noch seinen ersten Plan, die Friesen zu bekehren, auszuführen. Als er aber bei Dokkum die Neubekehrten firmen wollte, da überfielen wilde Schaaren bewaffneter Heiden den ehrwürdigen Greis und ermordeten ihn am 1. Juni 755. Sein Leichnam wurde zuerst nach Mainz gebracht, dann aber zu Fulda, seinem Lieblingsaufenthalte, beigesetzt. Mit Recht gibt die dankbare Nachwelt dem h. Bonifacius den Namen eines Apostels der Deutschen.

Karl der Große.

Karl der Große, der Sohn Pipins des Kleinen, war König der Franken und der erste römisch-deutsche Kaiser. Würdig eröffnet dieser größte der deutschen Kaiser die Reihe jener Herrscher, welche die Kaiserkrone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation trugen und die im Jahre 1806 mit Kaiser Franz II. sich schloß.

Der großartige Plan und die ganze Lebensaufgabe dieses wahrhaft christlichen Regenten bestand darin, die deutschen Stämme zu einem großen, christlichen Reiche zu vereinigen. Bei der Ausführung dieses Planes setzten ihm die heidnischen Sachsen, nach den Franken der mächtigste deutsche Volksstamm, die größten Hindernisse entgegen. Dreißig Jahre lang dauerte der Kampf beider Volksstämme um die Oberherrschaft. Im Grunde war er nichts anders, als der Kampf des deutschen Heidenthums mit dem christlichen Glauben. Endlich unterwarfen sich die Anführer der Sachsen, Wittekind und Albion, und ließen sich taufen, wodurch dieser fürchterliche Krieg ein Ende nahm. Das Volk der Sachsen folgte seinen großen Heerführern, nahm das Christenthum und mit ihm die fränkische Herrschaft an. Durch die Besiegung einiger kleinen Gränzvölker hatte das mächtige Reich der Franken noch an Umfang gewonnen, so daß es im Norden bis an die Ostsee und die Eider, einem Flusse an der dänischen Gränze, sich erstreckte, gegen Osten die Raab in Ungarn, gegen Süden die Tiber in Italien und den Ebro in Spanien, gegen Westen das atlantische Meer und die Nordsee zur Gränze hatte.

Als Karl noch im Lande der Sachsen war, kam Papst Leo III. mit einem glänzenden Gefolge zu ihm und rief ihn um Hülfe gegen den römischen Adel an, der ihn aus Rom vertrieben hatte. Karl eilte nach Rom, befestigte die Herrschaft des Papstes durch

Bestrafung seiner Feinde und wurde am Weihnachtsfeste im Jahre 800 nach gehaltenem Hochamte von Papst Leo mit der römischen Kaiserkrone gekrönt und vom jubelnden Volke zum römischen Kaiser ausgerufen.

Karl der Große übte mitten im Kriege auch die Künste des Friedens. Er hatte gerne Gelehrte um sich, wie Alkuin, und arbeitete mit ihnen an der Verbesserung der deutschen Sprache, sammelte die alten Heldenlieder und gab den Winden und Monaten deutsche Namen. Besonders sorgte er für die Schulen, die er bei den Kirchen und Klöstern anlegen ließ, besuchte dieselben oft, ermunterte und lobte die Fleißigen und drohte den Faulen mit den ernsten Worten: „Bei Gott, euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir. Von mir habt ihr nichts zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!" Nicht weniger bekümmerte sich Karl um einen sorgfältigen Anbau des Landes, und seine eigenen Besitzungen dienten dem Acker- und Gartenbau als Muster. Alle seine Einrichtungen hatten den wohlthätigsten Einfluß auf die Sitten der Deutschen.

So sorgte der große Kaiser für Sicherheit und Ruhe nach innen und außen und für die Vervollkommnung seines Volkes. Er starb im 72. Jahre seines Lebens am 28. Januar 814 zu Aachen und wurde in der Marienkirche daselbst begraben, sitzend auf einem goldenen Stuhl, den Scepter in der Hand, das Evangelienbuch auf dem Schooße und die Pilgertasche auf der Hüfte. — Karl hatte eine große, Ehrfurcht gebietende Gestalt; sein Auge war groß und feurig, sein Angesicht freundlich-ernst, sein Benehmen würdevoll. Seine Lebensweise war einfach; er genoß mäßig Speise und Trank und kleidtee sich in solche Kleider, welche seine Töchter gesponnen und verfertigt hatten. Nur bei feierlichen Angelegenheiten erschien er im kaiserlichen Schmucke.

Dem großen Karl folgte in der Regierung des Reichs sein Sohn Ludwig der Fromme, ein gütiger, aber allzu schwacher Regent, unter dem das Reich zu verfallen begann. Er theilte sein großes Reich unter seine drei Söhne, so daß der älteste Lothar, Italien und das nach ihm genannte Lothringen mit der Kaiserwürde erhielt; Ludwig bekam Deutschland und Karl Frankreich. Diese Theilung veranlaßte aber blutige Kriege unter den Brüdern, in welchen der alte Vater oft schwer seine Unbesonnenheit büßen mußte. Die schreckliche Brüderschlacht bei Fontenay führte in demselben Jahre den denkwürdigen Vertrag zu Verdun herbei, wo die ebengenannte Theilung bestätigt wurde. Kurz vorher war Ludwig der Fromme gestorben.

Deutsche Könige und Kaiser bis zu den Kreuzzügen.

Seit dem Vertrage zu Verdun (843) erscheint Deutschland zum erstenmale als ein eigenes Königreich. Ludwig der Deut-

sche, Karls des Großen Enkel, war der erste deutsche König. Er hatte, wie die meisten seiner Nachfolger, gegen die benachbarten rohen Slaven die Sicherheit seines Reiches zu vertheidigen. Der letzte deutsche König aus dem Geschlechte Karls des Großen war Ludwig das Kind, welcher 911 starb, zu einer Zeit, wo Deutschland von zwei mächtigen Völkern, den Normannen im Westen und den Ungarn im Osten angegriffen wurde. — Deutschland wurde nun ein Wahlreich. Die fünf Herzoge von Franken, Sachsen, Lothringen, Schwaben und Bayern wählten den einsichtsvollen und edelmüthigen Konrad, Herzog von Franken, zum Könige. Auf seinem Sterbebette empfahl er in edler Gesinnung seinen Gegner, Herzog Heinrich von Sachsen, zu seinem Nachfolger, weil er ihn für den einzigen deutschen Fürsten hielt, der Kraft genug habe, das von allen Seiten bedrohte Reich zu erhalten.

Heinrich I., auch der Vogelsteller oder Finkler genannt, Herzog von Sachsen, wurde nun deutscher König. Durch seine Klugheit und Kraft unterwarf er sich mehrere rebellische deutsche Herzoge, schlug die Wenden, legte die Markgrafschaft Nordsachsen an und sicherte die Nordgränze Deutschlands gegen die räuberischen Einfälle der Normannen durch die Mark Schleswig. Dann schloß er mit den Ungarn einen neunjährigen Waffenstillstand und übte während desselben die Deutschen in den Waffen, besonders im Reiten, um den Ungarn, welche treffliche Reiter waren, das Gleichgewicht halten zu können. Ueberall wurden Städte und Burgen angelegt zur Sicherung gegen die einbrechenden Barbaren (Entstehung des Bürgerstandes). Als nun der Waffenstillstand mit den Ungarn zu Ende war und eine ungarische Gesandtschaft den Tribut verlangte, überreichte man ihr auf Heinrichs Befehl einen räudigen Hund, das Zeichen großer Verachtung. Da brachen wuthentbrannt die Ungarn gegen Deutschland auf, wurden aber bei Merseburg von Heinrich so geschlagen, daß man sie, so lange dieser lebte, in deutschen Landen nicht mehr gesehen hat. — Auf Heinrich I. folgte sein Sohn Otto I., ein mächtiger, edler Herrscher, der mit der deutschen Königswürde auch die römische Kaiserkrone vereinigte, welche von nun an immer bei den deutschen Königen blieb. Otto hatte langwierige Kämpfe mit den Völkern, welche die Gränzen Deutschlands beunruhigten. Um diese Zeit verwüsteten die Ungarn, angeführt von ihrem Fürsten Bulzu, der den schrecklichen Beinamen „der Bluthund“ hatte, Deutschland. „Ihre Rosse würden,“ prahlte Bulzu, „mit den Hufen die neuen Städte der Deutschen zerstampfen und die Flüsse und Seen aussaufen, daß sie trockenen Fußes hinüber könnten.“ 955 aber schlug Otto die Ungarn auf dem Lechfelde bei Augsburg in einer sehr blutigen Schlacht, so daß sie von nun an Deutschland nie mehr angriffen. Bulzu und mehrere ungarische Fürsten wurden zu Regensburg an den Galgen gehängt.

Als das sächsische Haus mit Heinrich II. oder dem Heiligen

erlosch, bestiegen Kaiser aus dem Geschlechte der Herzoge von Franken den deutschen Thron. Unter den fränkischen oder salischen Regenten ist Heinrich IV. merkwürdig. Verdorben durch eine schlechte Erziehung, die ihm seine selbstsüchtigen Vormünder gaben, herrschte er willkürlich über sein Volk. Zuerst empörten sich die Sachsen wider ihn, so daß er von seiner Residenz Goslar entfliehen mußte; bald darauf wurden sie aber von Heinrich besiegt und nun noch mehr gedrückt als zuvor. Da wendeten sie sich an Papst Gregor VII., um Hülfe flehend. Gregor hatte schon längst Ursache, mit dem leichtsinnigen Regimente des Kaisers unzufrieden zu sein; denn dieser verkaufte und verschenkte die Kirchenämter an Unwürdige. Er lud ihn auf die Klagen der Sachsen zur Verantwortung nach Rom vor, und da Heinrich nicht erschien, sondern den Papst durch eine Versammlung deutscher Bischöfe zu Worms absetzen ließ, so löste Gregor die Unterthanen Heinrichs vom Bande des Eides und schloß den Kaiser von der Kirchengemeinschaft aus. — Heinrich, der ohnehin wegen seiner Gewaltherrschaft und seines sittenlosen Lebens verhaßt war, wurde nun von Allen verlassen. Erschreckt durch die Wirkungen des Kirchenbannes, den er anfangs leichtsinnig verlachte, und ermahnt von den zu Trebur versammelten deutschen Fürsten, zog Heinrich mit seiner Gemahlin und seinem Sohne im strengen Winter über die Alpen, um sich mit dem Oberhaupte der Kirche zu versöhnen. Gregor, der die verdorbene, meineidige Natur des Kaisers kannte, wollte den Ernst seiner Reue erproben und nahm ihn nur nach strenger Buße, der sich damals Jeder ohne Ansehen der Person unterwerfen mußte, in die Kirchengemeinschaft wieder auf. Heinrich aber brach bald darauf seinen Eid, den er vor Gregor geschworen, und stiftete Unruhen in Oberitalien zur Herstellung seines gesunkenen Ansehens. Nun wählten die Deutschen, die schon längst seiner Herrschaft überdrüßig waren, nach einander mehrere Gegenkaiser. Am Abend seines Lebens mußte der unglückliche Heinrich noch den Kummer erleben, von seinem eigenen Sohne, dem nachmaligen Kaiser Heinrich V., gefangen genommen zu werden. Während eines Festes zu Mainz entkam der in dem nahen Ingelheim schmachvoll Gefangene und floh nach Lüttich, wo er voll Gram sein unruhiges Leben beschloß im Jahre 1106.

Die Kreuzzüge.

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts begannen die kriegerischen Züge der abendländischen Christen in's Morgenland, um den Türken das heilige Grab und Land zu entreißen. Man nennt diese 200 Jahre lang dauernden heiligen Kriege **Kreuzzüge** und Diejenigen, welche daran Theil nahmen, **Kreuzfahrer**.

Die **Ursachen** zu diesen großen Unternehmungen lagen in der religiösen Begeisterung der damaligen Christen für dasjenige Land, wo Christus, der Heiland, geboren wurde, gelebt, gelitten und den

Kreuztod zur Versöhnung der Welt mit Gott erduldet hatte. Jeder Ort dieses Landes war dem Christen heilig. Darum war es schon frühe, besonders seit Konstantin zur christlichen Religion sich bekannte, Sitte, nach Palästina zu wallfahrten, um an den heiligen Orten zu beten oder seine Sünden zu beweinen. Diese Wallfahrten dauerten auch unter der arabischen Herrschaft fort. So blieb es bis in's elfte Jahrhundert, wo die seldschukischen Türken die Araber unterjochten und Herren der heiligen Stadt wurden. Nun begann eine harte Zeit für die Christen des Morgenlandes und die Wallfahrten nach dem heiligen Grabe wurden lebensgefährlich. Man mißhandelte, beraubte und erschlug die Pilger, gestattete ihnen nur unter Bezahlung einer hohen Geldsumme den Zutritt zu den heiligen Orten und entehrte dieselben auf alle Weise.

Die erste Nachricht von dem großen Gräuel, den die Türken an den heiligen Orten verübten, und von den abscheulichen Mißhandlungen der Christen brachte ein frommer Pilger, Peter von Amiens, nach Europa. Mit einem Briefe des Patriarchen zu Jerusalem versehen, kam er nach Rom zum Papst Urban II. und erzählte ihm in ergreifenden Worten die große Noth der Christen im heiligen Lande. Urban gebot ihm, überall umherzureisen und zu erzählen, was er im heiligen Lande gesehen und gehört habe. So durchzog Peter im Pilgergewande, auf einem Esel sitzend, ganz Italien und Frankreich und schilderte mit Begeisterung und unter vielen Thränen die Leiden der Christen in Palästina und erregte dadurch eine große Bewegung unter dem Volke. Nun kam Urban im Jahre 1095 nach Clermont in Frankreich, wo sich auf seinen Ruf eine große Anzahl Geistlicher, Ritter und Volks gesammelt, um einen Kreuzzug zu veranlassen. Nachdem Peter von Amiens vor der unabsehbaren Menge unter freiem Himmel die Leiden der Christen geschildert hatte und alles Volk laut weinte, da erhob sich Urban und sprach zur Versammlung: „Ich will sie nicht trocknen die Thränen der Wehmuth. Lasset uns weinen, meine Brüder! Aber wehe uns, wenn wir nichts als diese Thränen hätten, wenn wir den Gedanken ertragen könnten, das Erbe des Herrn noch länger in den Händen der Ruchlosen zu lassen. Jenes Land, das wir mit Recht das heilige nennen; jener Hügel, wo Christus für unsere Sünden blutete; jenes Grab, aus welchem er als Sieger des Todes erstand; jener Berg des Friedens, von dem er hinauf gen Himmel fuhr; jene heiligen Mauern, welche die Versammlung der Apostel umschlossen und wo das kostbare Blut der seligen Märtyrer vergossen wurde: sollen wir als Feige und Verworfene sie noch länger in den räuberischen Händen eines ruchlosen Volkes lassen? Von Zion ging das Wort des Herrn aus. Auf denn, ihr Bäche, die ihr von daher fließet, kehret zu euerer Quelle zurück! — Soll sich denn Gott andere Krieger erwecken? — Nein, o nein, ihr werdet aus euerer Trägheit erwachen! Waffnet euch also wider den Feind des christli-

chen Namens! Wendet gegen ihn die Schwerter, die ihr ohne Aufhören gegen euch schärft! Dort ziehet hin, gerechte Beleidigungen zu rächen! Dort büße Jeder seine hier begangenen Frevel! Werdet aus Soldaten des Teufels Soldaten des lebendigen Gottes! Fürchtet nichts unter seinen glorreichen Fahnen! Als Sieger werdet ihr zurückkehren oder die Märtyrerkrone erringen! Denn Vergebung der Sünden und die gewisse Hoffnung himmlischer Freuden begleiten euch in den heiligen Streit!" Als Urban geendet, da riefen alle Anwesenden: „Gott will es! Gott will es!" und viele Tausende ließen sich zum Zeichen ihrer Bereitwilligkeit, für Christus zu kämpfen, ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter heften.

Im Frühling des Jahres 1096 zogen viele unregelmäßige Haufen, welche das Hauptheer nicht abwarten konnten, unter Anführung von Peter von Amiens, des Priesters Gottschalk und eines armen Edelmannes, Walther Habenichts, voraus und verübten überall Räubereien und große Gewaltthätigkeiten an den Juden. Im Herbste desselben Jahres folgte das geordnete Hauptheer unter Anführung des edlen, tapfern und frommen Gottfried von Bouillon. An der Gränze der türkischen Länder hielt man Herrschau und zählte 500,000 Mann zu Fuß und 100,000 Reiter. Bald fielen Ikonium, Edessa und das feste Antiochia in die Hände der Kreuzfahrer. Nun rückte das Heer vor Jerusalem, das Ziel seiner Reise. Als man auf den Bergen vor Jerusalem angekommen war und die heilige Stadt sah, da fielen Alle auf ihre Knie, küßten die Erde und weinten vor Freude. Mit Sturm wurde am 15. Juli 1099 Nachmittags um drei Uhr, wo Christus am Kreuze gestorben war, das stark befestigte und gut vertheidigte Jerusalem genommen, und Gottfried war unter den Ersten, welche von der Stadtmauer in die Straßen herabsprangen. Durch den hartnäckigen Widerstand der Sarazenen war die Wuth der Kreuzfahrer auf's Höchste gesteigert, und sie verübten deßhalb große Grausamkeiten, mit welchen der heilige Ort und ihr feierlicher Einzug in die Auferstehungskirche in schreiendem Widerspruche standen. Nun wurde der edle Gottfried von Bouillon zum König von Jerusalem gewählt; aber seine zarte Frömmigkeit hielt ihn ab, da eine goldene Königskrone zu tragen, wo der Heiland unter einer Dornenkrone geblutet hatte. Er nannte sich nur Herzog Gottfried, Beschützer des heiligen Grabes. Gottfried starb am 18. August 1100 und wurde in der Kirche des heiligen Grabes begraben. Auf seinem Grabe lies't man die Worte: „Hier liegt Gottfried von Bouillon, welcher dies ganze Land dem Christenthume gewann: seine Seele ruhe in Christo!"

Das mit so vielem Blute eroberte Land konnten aber die Kreuzfahrer gegen die Macht der Türken nicht behaupten. Die christlichen Fürsten boten zwar alle Kräfte auf und stellten sich selbst an die Spitze ihrer Heere; aber es fehlte die Einigkeit und somit die nach-

haltige Kraft. Und so kam es, daß im Laufe der Zeit die heiligen Orte von den Türken wieder erobert wurden. Die letzten christlichen Städte im Morgenlande, Tyrus und Ptolemais, fielen im Jahre 1291 in die Hände der Ungläubigen. — Es wäre engherzig und unrichtig, wenn wir den Werth der Kreuzzüge nach ihrem Nutzen und Schaden beurtheilen wollten. Immerhin bleiben die Kreuzzüge ein ehrenvolles Zeugniß für jene Zeit, daß man vom christlichen Glauben auf's innigste durchdrungen und einer Begeisterung für Christi Sache fähig war, die in unseren kalten, genuß- und erwerbsüchtigen Zeiten vergeblich gesucht wird. Die Kreuzzüge gingen hervor aus Liebe zu Christus und aus warmem Bußegeist. Sie gehören zu den schönsten Erscheinungen der Geschichte, welche nur Jener lächerlich findet, der es längst aufgegeben hat, sich seiner Glaubenslosigkeit zu schämen. Diese großartigen Bewegungen des Abendlandes aus den ehrgeizigen Absichten der Fürsten und Päpste zu erklären, verräth einen kühnen Unverstand. Natürlich ist es, daß unter dieser großen Zahl tapferer, frommer und edler Männer auch Viele sich fanden, welche die Kreuzzüge zu Raub und Gewaltthat benützten. Viele Millionen verloren ihr Leben im Morgenlande; aber neues Leben, Bildung, Künste, Handel, Gewerbe, Veredlung der Geistlichen, Ritter und Bürger kehrten zum Abendlande zurück und wirkten wohlthätig auf dasselbe ein. Besonders wurden die Freistaaten Venedig und Genua durch die Kreuzzüge mächtig gehoben.

Den edlen, christlichen Geist jener Zeit beweisen besonders die Stiftung der geistlichen Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschherrn. Sie entstanden zum Schutze der Pilger und zur Pflege der Kranken. Die Johanniter, also genannt von ihrem Schutzpatron Johannes dem Täufer und gestiftet von italischen Kaufleuten, besaßen zu Jerusalem ein Kloster mit einem Hospital. Nach dem Verluste von Palästina gingen sie nach Rhodus und 1520 nach Malta, woher sie Malteserritter genannt wurden. — Die Tempelherren, welche ihr Kloster in der Nähe des Salomonischen Tempels zu Jerusalem hatten, waren eine Stiftung französischer Ritter. Der Reichthum dieses Ordens reizte Philipp IV. von Frankreich so sehr, daß er den Orden auf eine gewaltthätige Weise aufhob. — Der deutsche Ritterorden entstand ebenfalls in Palästina und zwar durch deutsche Kaufleute. Später zogen sie nach Ostpreußen, um die heidnischen Preußen durch's Schwert zum Christenthume zu bekehren. Nachdem ihr Hochmeister Albrech von Brandenburg zur lutherischen Lehre übergetreten war, wanderten die Deutschherren nach Mergentheim.

Die Hohenstaufen.

Das Geschlecht der Hohenstaufen hat seinen Namen von einer Burg auf dem Hohenstaufen, einem der Bergkegel der

rauhen Alp im Königreich Württemberg. Kaiser Heinrich IV. schenkte Friedrich von Hohenstaufen, dem Stammvater dieses Geschlechtes, das Herzogthum Schwaben, nachdem der zum Gegenkaiser erhobene Herzog Rudolph desselben entsetzt worden war. Einige Zeit darauf erhielten die Hohenstaufen auch das Herzogthum Franken. Die mächtig gewordenen Hohenstaufen oder Waiblinger (Schwaben und Franken) strebten nach der Kaiserkrone und geriethen dadurch mit den Herzogen von Sachsen und Bayern aus dem Geschlechte der Welfen in einen langjährigen Kampf. Beide Namen bezeichnen von nun an für lange Zeit die sich bekämpfenden Anhänger des Papstes (Welfen) und die des Kaisers (Waiblinger).

Der erste Hohenstaufe, der den kaiserlichen Thron bestieg, war Konrad III. Er nahm an dem zweiten Kreuzzuge Theil und suchte die Macht seines Hauses durch Unterdrückung der Welfen zu sichern. Während des Kampfes mit den Welfen belagerte Konrad die welfische Stadt Weinsberg. Endlich mußte sich die Stadt ergeben, und der Kaiser würde unter dem rebellischen Adel ein schreckliches Blutbad angerichtet haben, hätte nicht die Treue und Klugheit der Weiber zu Weinsberg ihn überlistet. Diesen gestattete er, frei abzuziehen und ihre liebsten Schätze mitzunehmen. Da nahmen die Weiber ihre Männer auf die Schultern und zogen am Tage der Uebergabe, Welfs Gemahlin Ida voran, an dem staunenden Kaiser vorüber. Obschon das kaiserliche Wort nicht so gedeutet werden konnte, so hielt doch Konrad, was er versprochen, gerührt von solcher Weibertreue.

Konrads Nachfolger war sein Neffe Friedrich I., ein kluger, tapferer, aber stolzer und herrschsüchtiger Mann. Er demüthigte die widerspenstigen lombardischen Städte und gab das Herzogthum Bayern Otto von Wittelsbach, dem Ahnherrn der bayerischen Herrscher. Als die Kunde von Jerusalems Uebergabe an die Türken in das Abendland drang, ergriff Friedrich das Schwert zum heiligen Kampfe und unternahm mit den Königen von England und Frankreich den dritten Kreuzzug. Friedrich ertrank in dem Flusse Seleph in Kleinasien, und die uneinigen Franzosen und Engländer kehrten ohne Erfolg in ihre Heimath zurück. Das Andenken dieses großen Kaisers lebt in den Sagen des deutschen Volkes fort. Nach diesen sitzt er schlafend an einem steinernen Tische in den Gewölben des Schlosses Kiffhäuser in Thüringen und wird als Retter des Vaterlandes einst erwachen. — Der letzte Hohenstaufe, der unglückliche Konradin, wollte sein väterliches Erbe Neapel und Sicilien sich erkämpfen, wurde aber gefangen genommen und auf dem Marktplatz zu Neapel hingerichtet.

Das Faustrecht und die Städtebündnisse in Deutschland.

Das Faustrecht bezeichnet eine furchtbare Zeit in unserem

Vaterlande, von dem Tode des letzten hohenstaufischen Königs Konrad IV. (1254) bis zur Wahl Rudolphs von Habsburg (1273), eine Zeit voll Gewaltthaten und Gesetzlosigkeit, wo in der Faust des Stärkeren auch das Recht über Leben und Eigenthum des Schwächeren lag. Diese Zeit der rohen Gewalt wurde durch die immerwährenden Kriege, die den deutschen Boden mit Blut tränkten und alle Bande der Ordnung im Staat und in der Familie auflösten, durch die beständigen Züge deutscher Kaiser nach Italien hervorgerufen und von dem Adel, der auf seinen festen Burgen auf den Bergen sicher war, handwerksmäßig ausgeübt. Das Land wurde öde, die Saaten des Landmannes wurden von den Rossen der Ritter zertreten und die Wanderer ausgeplündert. Jeder, der noch Etwas zu verlieren hatte, zog sich in die Städte, die seit den Zeiten Kaiser Heinrichs I. in ganz Deutschland blühten. Dadurch erlangten nun von dieser Zeit an die Städte einen großen Reichthum und selbst kriegerische Macht, welche ihnen in der Folgezeit bei Kriegsunternehmungen sehr zu Statten kam. Besonders wurden die Handelsstädte sehr mächtig, unter welchen sich damals schon Frankfurt am Main, Augsburg, Nürnberg, Köln, Lübeck u. a. auszeichneten. Der großartige Handelsverkehr dieser Städte wurde aber durch Ueberfälle und Plünderungen der Raubritter stets beunruhigt und in bedeutenden Nachtheil gebracht. Daher verbanden sich die Städte unter einander zum gegenseitigen Schutze gegen das Raubgesindel. So entstand die deutsche Hansa (von Hans, Geselle, Hansa, Gesellschaft, Bündniß), eine zu Land und zur See mächtige Handelsverbindung, die sich über den ganzen Norden von Deutschland verbreitete und durch eine bedeutende Waffenmacht den Handelsverkehr gegen die Raubritter in Schutz nahm. Die Städte Lübeck und Hamburg standen an der Spitze dieses Bundes. Im südlichen Deutschland entstand der schwäbische Städtebund und am Rhein der rheinische Städtebund, gestiftet von einem Mainzer Bürger. Beide Bündnisse stellten eine bedeutende Kriegsmacht. — Während so der Bürgerstand zu Reichthum und Ansehen gelangte, zerfiel die kaiserliche Macht in Deutschland immer mehr. Durch das Aussterben des mächtigen hohenstaufischen Hauses, durch die schrecklichen Zeiten des Faustrechts und die Befehdungen der Parteien und Gegenkaiser kam Deutschland in so große Verwirrung und Noth, daß kein deutscher Fürst die Regierung des Reiches übernehmen wollte. So bot man schmachvoller Weise die deutsche Krone Ausländern um Geld an, die sie zwar annahmen, aber sich wenig oder gar nicht um Deutschlands Wohl bekümmerten. In diesen Zeiten roher Gewalt führte man das geheimnißvolle Vehmgericht ein, das den Schwachen in Schutz nehmen sollte, aber bald ausartete und gewaltsam unterdrückt wurde.

Die Habsburger.

Um dem schreckenvollen Faustrechte ein Ende zu machen, wählte man den tapferen, frommen Rudolph von Habsburg in der Schweiz zum deutschen Könige. Von seiner Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit weiß man Vieles zu erzählen. Auf der Jagd begegnete er einmal einem Priester, der den Leib des Herrn zu einem Sterbenden trug und wegen des reißenden Baches die Schuhe von den Füßen zog, um durch denselben zu waten. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd, führt dasselbe bis an das Haus des Kranken und widmete das Pferd dem göttlichen Dienst; denn nicht selber wollte er das Roß zum Streiten und Jagen besteigen, das seinen Schöpfer getragen habe. Rudolph steuerte mit Macht dem Gräuel des blutigen Faustrechtes, ließ die Burgen widerspenstiger Ritter einreißen und die gefangenen Räuber hängen. Denn er hielt keinen für adelig, welcher die Gerechtigkeit nicht kennt und den Armen beraubt. So verschaffte er dem Landfrieden Ansehen: er besiegte auch seinen Nebenbuhler Ottokar von Böhmen und vergrößerte die Macht seines Hauses durch kluge Verheirathung seiner Töchter und durch Eroberungen. Er starb zu Germersheim 1291.

Nach seinem Tode wählten die deutschen Fürsten Adolph von Nassau zum deutschen Kaiser und übergingen dabei Rudolphs Sohn Albrecht, der mit Sicherheit glaubte, daß die Wahl auf ihn fiele. Adolph ließ sich aber verleiten, durch einen ehrlosen Ankauf von Thüringen die Macht seines Hauses zu vermehren, wurde deßhalb der deutschen Krone für verlustig erklärt und verlor in der Schlacht bei Gelnheim unfern Worms 1298 gegen Albrecht Krone und Leben.

Nun wurde Albrecht I., ein finsterer, gefühlloser Mann, von Allen als Kaiser anerkannt. Albrecht suchte die Macht seines Hauses durch gewaltthätigen Ländererwerb zu erweitern. Dieses hatte er auch mit den drei in der Schweiz liegenden reichsunmittelbaren Waldstädten Schwyz, Uri und Unterwalden vor; allein sein Plan scheiterte an der seltenen Tapferkeit der Schweizer. Gedrückt durch die kaiserlichen Landvögte Landenberg und Geßler, verbanden sich die drei wackeren Schweizer Werner Staufacher von Schwyz, Walther Fürst von Uri und Arnold von Melchthal von Attinghausen durch einen Eidschwur gegen Albrecht und seine verhaßten Landvögte. Noch bevor der Aufstand ausbrach, verübte Geßler Gewaltthat an Wilhelm Tell, einem wackern Mann aus dem Lande Uri, den er zwang, einen Apfel von dem Kopfe seines Knaben mit dem tödtlichen Pfeile herabzuschießen, weil er einem Hute, den Geßler auf eine Stange hatte stecken lassen, seine Ehrerbietung nicht erwiesen habe. Tell nahm zwei Pfeile und traf glücklich den Apfel. Als aber Geßler fragte, wozu er einen zweiten Pfeil genommen,

da antwortete der unerschrockene Schütze: „Dich damit zu erschießen, wäre mein Kind durch den ersten gefallen.“ Auf dieses kühne Wort ließ ihn der Landvogt fesseln und wollte ihn über den Waldstädter See in sein festes Schloß abführen. Da erhob sich auf dem See ein schaudervoller Sturm. In Todesangst befahl Geßler, den Tell zu entfesseln und ihm das Steuerruder anzuvertrauen. Tell lenkte an einen Felsen hin, entsprang und tödtete in der hohlen Gasse bei Küßnacht den Landvogt durch einen Pfeilschuß. Am Neujahrstag 1308 zerbrach das Volk die Burgen der Vögte und fiel von dem harten Kaiser ab. Die späteren Versuche der Erzherzoge von Oesterreich, die Schweizer zu unterwerfen, mißlangen. Sie wurden in dem Engpasse bei dem Berge Morgarten und bei Sempach geschlagen. Bei Sempach bildeten die Oesterreicher mit ihren Harnischen, Schilden und Speeren gleichsam eine eiserne Mauer und würden das Häuflein Schweizer, das sie von allen Seiten umringten, sicherlich erdrückt haben, wenn nicht ein kühner Mann, Arnold von Winkelried, mit den Worten: „Ich will euch eine Gasse machen; gedenket meines Weibes und meiner Kinder, treue, liebe Eidgenossen!“ in seine Brust viele Speere vergraben und mit sich zu Boden gerissen hätte. Durch diese große Heldenthat wurden die Schweizer gerettet und Leopolds Heer wurde völlig geschlagen. Die Unabhängigkeit der Schweizer vom deutschen Reiche wurde erst im westphälischen Frieden anerkannt.

Die Luxemburger Kaiser.

Albrecht I. wurde von seinem Neffen Herzog Johann von Schwaben, dem er sein väterliches Erbe vorenthielt, zwischen Baden und Rheinfelden in der Schweiz angefallen und ermordet. Man wählte Heinrich VII., einen Grafen von Luxemburg oder Lützelburg zum Kaiser. Er erwarb durch Verheirathung seines Sohnes an eine böhmische Prinzessin das Königreich Böhmen und starb auf einem Zuge nach Italien eines jähen Todes.

Nach Heinrichs Tode wurden Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Bayern, beide Enkel Rudolphs I., zwei ausgezeichnete Fürsten, von verschiedenen Parteien gewählt, wodurch leider wiederum ein blutiger, acht Jahre lang dauernder Krieg entstand, der durch die Schlacht bei Mühldorf 1322, worin Ludwig siegte und Friedrich gefangen wurde, sich endigte. Den Sieg über Friedrich verdankte Ludwig seinem tapferen Heerführer Seifried Schweppermann, einem höckerigen Männlein von sechzig Jahren, dessen Tapferkeit Ludwig Abends nach der Schlacht, wo er die wenigen Eier vertheilte, mit den Worten anerkannte: „Einem Jeden ein Ei, dem tapferen Schweppermann zwei!“ In einem Vertrage mit Ludwig versprach Friedrich, der Kaiserkrone zu entsagen, und wurde seiner Haft auf der Burg Trausnitz entlassen. Da aber sein Bruder, der Erzherzog Leo-

pold, diesem Vertrage nicht beistimmte, kam Friedrich wieder nach München, um seinem Versprechen gemäß sich wieder zur Haft zu stellen. Beide wurden nun so innige Freunde, daß Ludwig bei einem ausgebrochenen Kriege gegen Erzherzog Leopold seinem Freunde Friedrich die Statthalterschaft in Bayern übertrug. Nach Friedrichs Tode wurde zwar Ludwig als deutscher Kaiser anerkannt, mußte aber, mit dem Fluche der Kirche beladen, noch zu seinen Lebzeiten sehen, daß die deutschen Fürsten Karl von Böhmen zum König der Deutschen wählten. Ludwig starb auf der Jagd eines plötzlichen Todes.

Ludwigs Nachfolger war Karl IV. von Böhmen aus dem Hause Luxemburg. Er hat sich besonders durch die sogenannte goldene Bulle, ein Gesetz, nach welchem von nun an die deutsche Kaiserwahl abgehalten werden sollte, um Deutschland verdient gemacht. Diesem Gesetze zufolge sollte der Kaiser zu Frankfurt am Main von den sieben Kur- (Wahl-) Fürsten von Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg gewählt und zu Aachen gekrönt werden. Während der Erledigung des Kaiserthrones sollten die Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz das Reich verwalten. — Karl stiftete auch die erste deutsche Hochschule zu Prag 1348. — Unter Karls Regierung herrschte in Deutschland ein großes Sterben, der schwarze Tod genannt. „Die Leute starben an den Drüsen. Und wen das anging, der starb am dritten Tage. So starben in den großen Städten am Rhein jeden Tag mehr denn hundert Menschen, in den kleinen Städten täglich 20, 24 bis 30. Das währte mehr denn ein Vierteljahr. Da das Volk den großen Jammer sah vom Sterben, das auf'm Erdreich war, da fielen die Leute in eine große Reue ihrer Sünden, suchten aber Buße mit eignem Willen ohne Hülfe und Rath der heiligen Kirche, was eine große Thorheit war. Sie gingen nämlich 2—300 zusammen in den Städten und im Lande umher, hatten Hüte auf, daran stund vornen ein rothes Kreuz, und Jeder trug seine Geißel. Unter Gesang und Gebet zogen sie in die Kirchen und geisselten sich bis auf's Blut. Daher wurden sie Geisseler geheißen." — Karl bewirkte durch Bestechung der Kurfürsten die Wahl seines Sohnes Wenzel zum deutschen Kaiser. Wenzels Regierung konnte der schrecklichen Unordnung, die allenthalben im deutschen Reiche herrschte, nicht steuern. Seine unwürdige und niederen Genüssen ergebene Lebensweise, seine Sorglosigkeit für des Reiches Wohlfahrt zogen ihm Gefängniß in seinem eignen Lande Böhmen und Absetzung von Seite der Kurfürsten zu. Man wählte Ruprecht von der Pfalz, der aber nie recht zur Regierung gelangte und endlich vor Verdruß starb.

Noch vor Wenzels Tode hatte das deutsche Reich und die Kirche das wunderliche Schauspiel von drei Kaisern und drei Päpsten. Unter den erstern gelangte endlich Sigismund,

Wenzels Bruder, zum Throne, und es war nun seine erste Sorge dahin gerichtet, auch die Unordnung in der Kirche zu entfernen. Es wurde daher eine allgemeine Kirchenversammlung nach Konstanz ausgeschrieben und am 16. November 1414 dieselbe eröffnet. Hier wurden die drei Päpste abgesetzt, und Martin V., ein hochgebildeter, kluger, fester Mann, ward als Oberhaupt der Kirche ausgerufen. Auch wurde vor die Kirchenversammlung Johann Huß, ein Prager Professor, der verderbliche, unchristliche Lehren verbreitete, geladen. Kaiser Sigismund versprach ihm sicheres Geleit, jedoch mit Vorbehalt der Rechtsübung. Huß wollte aber seine Lehren nicht widerrufen, wurde nun als Irrlehrer seiner priesterlichen Würde verlustig erklärt und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben. So wurde Huß nach den damaligen strengen Gesetzen lebendig verbrannt. Dasselbe Loos traf seinen Schüler Hieronymus von Prag. Hussens Anhänger, Hussiten genannt, suchten in Böhmen die Lehren ihres Meisters mit Feuer und Schwert zu verbreiten. Die wilden Ziska, Prokopius der Große und Prokopius der Kleine führten sie in ihrem gräßlichen Vertilgungskriege gegen die Katholiken an. Bald aber zerfielen sie unter sich in Parteien, die Gemäßigten vereinigten sich mit den Katholiken, die Strengen wurden besiegt und zum Frieden gezwungen. — Die große Unordnung und Schwäche des deutschen Reiches endete mit Sigismunds Tod. Eine neue, bessere Zeit bricht nun für unser Vaterland an. Das Faustrecht hört auf, Gesetze und Ordnung beginnen, Deutschland wird mächtig und vom Auslande geachtet. Diese glückliche Umänderung haben wir den Kaisern aus dem Hause Oesterreich zu verdanken. In diesen Zeitraum gehören noch zwei derselben, Albrecht II. und Friedrich III., deren Regierung eine bessere Zeit anbahnte. Zur Zeit Friedrichs eroberten die Türken Konstantinopel am 29. Mai 1453. Umsonst waren seine Bemühungen, einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen, denn überall herrschte Uneinigkeit im Reiche. Friedrich hatte noch die Freude erlebt, daß die deutschen Kurfürsten seinen Sohn Maximilian zum König wählten.

Das Mittelalter.

Im Mittelalter oder in der Zeit von Karl dem Großen bis auf die Entdeckung Amerika's (800—1500) fanden Künste und Wissenschaften bei den Päpsten und Kaisern vorzüglichen Schutz. Gern hörte man Dichter zur Harfe singen. Man nannte sie Minnesänger und später, da sie handwerksmäßig die Dichtkunst betrieben, Meistersänger. In den Klosterschulen wurden die Wissenschaften fleißig betrieben, welche durch Stiftung der Universitäten zu Prag, Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig, Freiburg, Basel, Mainz u. s. w. und durch Wieder-

herstellung des Studiums der alten römischen und griechischen Schriftsteller, besonders seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst bedeutend in Aufnahme kamen. — Ausgezeichnet steht das Mittelalter durch seine herrlichen Bauwerke da. Die deutsche oder gothische Baukunst schuf die herrlichen Dome zu Mainz, Worms, Speyer u. s. w. Besonders berühmt wurden der Münster zu Straßburg, von Erwin von Steinbach erbaut, und der Dom zu Köln. Auch die Stephanskirche zu Wien, die Kirche Notre=Dame zu Paris, Westminster zu London, der Dom zu Toledo entstanden in dieser Zeit. Sie alle sind in Kreuzform erbaut und mit Spitzbögen, schlanken Säulen, künstlich durchbrochenen hohen Thürmen, Kreuzen und Statüen geziert. — Zahlreich sind die Erfindungen dieses Zeitalters und geben dem Scharfsinn und Nachdenken unserer Voreltern ein ehrenvolles Zeugniß. Ein Deutscher erfand um das Jahr 1300 die Kunst, aus Leinwand Papier zu verfertigen; jedoch entstanden erst im achtzehnten Jahrhundert Papiermühlen. Der Engländer Bakon (1214) erfand die Fern=, Brenn= und Vergrößerungsgläser; Berthold Schwarz, ein Mönch zu Freiburg im Breisgau, soll der Erfinder des Schießpulvers gewesen sein. Bald entstanden nun Schießgewehre und Kanonen, und die Kriegskunst wurde dadurch völlig verändert. Im vierzehnten Jahrhundert entstand die Kunst, Zeichnungen in Holz zu schneiden. Die wichtigste Erfindung in dieser Zeit ist aber die Buchdruckerkunst. Der Erfinder derselben ist Johann von Sörgenloch, genannt Gänsefleisch zu Gutenberg, ein Mainzer Bürger. Ihn unterstützte in seiner Kunst der reiche Mainzer Goldschmied Johann Faust. Peter Schöffer von Gernsheim goß zuerst die Buchstaben in Metall und verbesserte die Druckerschwärze. Die Malerkunst, für deren Blüthe in Deutschland die niederdeutsche und oberdeutsche Schule und berühmte Maler, wie Johann van Eyk, Albrecht Dürer, Lucas Cranach, Hans Holbein und Andere zeugen, wurde durch die Erfindung der Oelmalerei bereichert. Die Kupferstecherkunst erfand 1440 Israel von Mecheln, den Compaß der Italiener Gioja, die Taschenuhren Peter Hele zu Nürnberg.

Das Mittelalter bietet uns ein wundersames Schauspiel von Frömmigkeit und tiefem religiösen Sinne, von ritterlicher Tapferkeit und bürgerlichem Wohlstand, von Eifer für Wissenschaft, Kunst und Erfindungen dar, nicht weniger aber auch zeigt sich uns rohe Gewalt und blutiger Parteikampf. Durch die Eroberung Konstantinopels, durch den allerwärts geweckten Forschungsgeist und durch die Entdeckung Amerika's war eine neue Zeit angebahnt.

Columbus und die Entdeckung Amerika's.

Eine neue Zeit entstand mit der Entdeckung der neuen Welt. Der religiöse und ritterliche Sinn des Mittelalters machte den irdischen Interessen, der Erweiterung der Macht durch neue Besitzungen, Geld und Handel Platz. Der Mann, der diese Umgestaltung des Lebens hervorgerufen hat und den Bewohnern der alten Welt einen neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit eröffnete, dem Krieger den Lorbeer des Ruhmes, dem Kaufmann neue Erwerbsquellen, dem Naturforscher noch nie gesehene Produkte, dem Priester ein großes Feld für seine Bekehrungen zu Christus und die Palme des Märtyrerthumes überreichte, — dieser Mann ist Christoph Columbus, geboren 1447 in dem Gebiete des Freistaates Genua. Zwar hatten schon vor ihm die Portugiesen nicht unwichtige Entdeckungen gemacht, durch ihren berühmten Prinzen Heinrich, den Seefahrer, angetrieben. Es war ihnen gelungen, die ganze Westküste Afrika's zu entdecken und einen neuen Seeweg nach Ostindien aufzufinden, indem ihr unerschrockener Admiral Bartholomäus Diaz das Vorgebirg der guten Hoffnung, die äußerste Südspitze Afrika's, umschiffte. Auch haben diese Vorgänge den unternehmenden Columbus nicht wenig in seinen Plänen ermuntert und befestigt: allein seine Entdeckungen sind weit großartiger und wichtiger in ihren Folgen für die ganze Welt geworden. Die Absicht des Columbus ging dahin, einen Seeweg nach Indien zu finden, und er glaubte dieselbe am besten zu erreichen, wenn er immer gegen Abend durch das Meer fahre. Er dachte sich auch, daß Indien dem europäischen Festlande weit näher liege und daß man nach einer nicht allzulangen Fahrt dasselbe erreichen müsse.

Zu einem solchen Unternehmen sind aber Geld und Schiffe nöthig. Deßhalb wandte er sich zuerst an sein Vaterland Genua, dann an den königlichen Hof zu Lissabon, wurde aber von Beiden abgewiesen. Nun ging er nach Spanien und erhielt endlich mit großer Mühe von Ferdinand und Isabella, welche damals den spanischen Königsthron zierten, 3 kleine Schiffe, mit welchen er am 3. August 1492 aus dem Hafen Palos abfuhr. Unter unsäglichen Kämpfen legte er 700 Seemeilen zurück; aber nahe seinem Ziele, brach auf seinem Schiffe ein förmlicher Aufstand gegen ihn aus, und, mit dem Tode bedroht, gaben ihm die Seeleute auf sein inständiges Bitten nur noch 3 Tage zur Weiterreise Frist. Mitten in der Nacht vor dem dritten Tage erblickte man Licht, und freudig erscholl der Ruf: „Land! Land!“ Am Tage sah man die flache Insel Guanahani, welche Columbus Sanct Salvador nannte. Bald darauf entdeckte man die Inseln Cuba und Hispaniola. Nachdem Columbus auf der letzten Insel 38 Spanier zurückgelassen und sie zu einem friedlichen Benehmen gegen die Einwohner ermahnt hatte, kehrte er nach Spanien zurück und kam den

15. März 1493 in dem Hafen von Palos wieder an. Er wurde überall als der Entdecker einer neuen Welt, welche man Westindien nannte, begrüßt und wahrhaft königlich von Ferdinand und Isabella empfangen. Auf seinen nachfolgenden Reisen entdeckte er Portorico, Guadeloupe, Jamaica, Trinidad und selbst das feste Land von Amerika. Aber sein Ruhm erweckte Neid und Argwohn, und in Ketten wurde er aus Amerika nach Spanien geführt, wo man ihn endlich freisprach und ihm eine weitere Reise nach der neuen Welt gestattete. Bald darauf starb Columbus zu Valladolid in Spanien vor Kummer über den Undank der Menschen, 1506. Die Kette, die man ihm einst anlegte, wurde nach seinem letzten Willen ihm mit in das Grab gegeben. Sein Leichnam wurde auf der Insel St. Domingo beerdigt. Obschon Columbus Amerika entdeckt hatte, so wurde dieses Land doch nicht nach seinem Namen, sondern nach dem eines florentinischen Edelmanns Ameriko Vespuccio, der diesen Erdtheil zuerst in einem Buche beschrieben hat, genannt. — Unterdessen machte der Portugiese Vasco de Gama die erste Seereise nach Ostindien und eroberte einen großen Theil des Landes. — Ein anderer Admiral, Alvarez Kabral, entdeckte Brasilien. — Durch diese wichtigen Entdeckungen wurden die Reiselust der Europäer und die Eroberungslust der europäischen Seemächte nicht wenig angefacht.

Nun unternahm man bald Reisen um die ganze Erde und entdeckte auf denselben Australien, den fünften Erdtheil. Der erste Erdumsegler war Ferdinand Magellan. Ihm folgte Franz Dracke, Kavendish, Oliver Nord und Andere.

Die deutschen Kaiser Maximilian I. und Karl V.

Als Columbus die neue Welt entdeckte, regierte über das deutsche Reich der treffliche Maximilian I. Er zerstörte das Faustrecht, indem er auf dem Reichstage zu Worms einen ewigen Landfrieden bei Strafe der Reichsacht gebot. Er theilte Deutschland in 10 Kreise und setzte über jeden einen Kreishauptmann, um so eher Ordnung in Deutschland halten zu können. Unter ihm entstand das Reichskammergericht, das zuerst seinen Sitz zu Speyer und dann zu Wetzlar hatte, und das Postwesen. Die erste Postverbindung wurde zwischen Wien und Brüssel errichtet und von Baptist von Taxis geleitet. Auch vermehrte Maximilian die Macht seines Hauses durch großen Ländererwerb. Er heirathete Maria von Burgund und wurde dadurch Herr der reichen Niederlande. Sein Sohn Philipp vermählte sich mit der spanischen Infantin Johanna, aus welcher Ehe Karl, der nachmalige Kaiser, stammte. So kam Burgund und Spanien an das Haus Habsburg. Gegen das Ende von Maximilians Regierung im Jahre 1517 entstanden in Deutschland und in der Schweiz große Reli-

gionsstreitigkeiten, in Folge derer sich ein bedeutender Theil der Christen von der katholischen Kirche lostrennte. Diese Glaubensspaltung hatte die betrübendsten Folgen für unser Vaterland; die Nationalkraft und der Gemeingeist des deutschen Volkes wurden gebrochen, und die deutschen Gauen waren lange Zeit der Schauplatz gräßlicher Religionskriege und schimpflicher Fremdherrschaft [1].

Maximilians Enkel, Karl V., ein edler, geistvoller Herrscher, bestieg 1519 den deutschen Kaiserthron. Er war ein mächtiger Fürst, in dessen Reiche die Sonne nie unterging. Unter ihm trug die Saat der Glaubensspaltung in Deutschland blutige Früchte. Da Luther, welcher wegen Läugnung wesentlicher Lehren der christlichen Kirche von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und von Kaiser und Reich in die Reichsacht erklärt wurde, in seinen Schriften und Predigten das Ansehen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit zerstörte und häufig von evangelischer Freiheit redete, so veranlaßte dies im Jahre 1524 einen furchbaren Aufstand der deutschen Bauern, welche damals unter großem Drucke seufzten. Der Bauernkrieg begann in den Gegenden der Schweiz und verbreitete sich wie ein Lauffeuer über ganz Süddeutschland bis nach Thüringen. Die Schlösser des Adels, die Klöster und Kirchen plünderte und zerstörte der rohe Haufe. Besonders zeichnete sich in diesem Aufstande der überspannte Gleichheitsprediger Thomas Münzer aus. Nun zogen die Grafen von Mansfeld und der Landgraf Philipp von Hessen bei Frankenhausen in Thüringen ein Kriegsheer zusammen, tödteten und nahmen viele Bauern in der daselbst stattgefundenen Schlacht gefangen, zerstreuten die Uebrigen und hielten über Thomas Münzer und dessen Gehülfen Heinrich Pfeifer Standrecht. Beide wurden zu Mühlhausen, wo ihre weltliche Herrschaft begonnen, öffentlich enthauptet. Luther ermahnte jetzt die Bauern zum Gehorsam gegen die Obrigkeit. Da aber dessen ungeachtet der Aufstand immer schrecklicher und blutiger von Schwaben nach Franken sich heraufzog; da man die Nachricht erhielt, daß die aufrührerischen Bauern den Grafen von Helfenstein zu Weinsberg auf eine schauderhafte Weise ermordet hatten, ließ Luther seine Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern drucken. Nachdem die Bauern sengend, brennend und mordend das Frankenland durchzogen hatten, wurden sie in mehreren Schlachten von dem Feldherrn des schwäbischen Bundesheeres, Truchseß von Waldburg, geschlagen. An den Besiegten wurde eine unerhörte Grausamkeit ausgeübt. Viele Tausende wurden enthauptet, aufgehängt, gebrandmarkt und einzelner Gliedmaßen, als der Finger und Augen, beraubt.

Unter ununterbrochenen Religionsstreitigkeiten, unter steten

---

1) Das Nähere über die Glaubensspaltung des sechzehnten Jahrhunderts gehört in den Religionsunterricht.

Kriegen gegen die Türken und gegen seinen Nebenbuhler, den König Franz I. von Frankreich, konnte Karl nicht zur Ruhe gelangen. Darum trat er voll Kummer von dem Schauplatze der Welt ab, übergab seinem Sohne Philipp Spanien, Italien, die Niederlande und Amerika, seinem Bruder Ferdinand die übrigen Länder und die Kaiserkrone. Karl V. starb 1558 in einem spanischen Kloster, nachdem er zuvor sein Leichenbegängniß hatte feierlich begehen lassen.

Der dreißigjährige Krieg.

Der furchtbare dreißigjährige Krieg (1618—1648) nahm in Böhmen seinen Anfang. Den Protestanten in Böhmen wurde eine Kirche niedergerissen, eine andere geschlossen, weil dieselben eigenmächtig auf verbotenem Grund und Boden errichtet worden waren. Nun verübten sie Gewalt, indem sie das königliche Schloß zu Prag stürmten und zwei kaiserliche Räthe nebst ihrem Schreiber aus den Fenstern des Rathhauses 30 Ellen hoch herabwarfen. Das war die Veranlassung zu dem Ausbruche des 30jährigen Krieges. Denn die Protestanten fürchteten nun mit Recht die kaiserliche Strafe, rüsteten sich, wählten den Grafen Thurn zum Heerführer und erwarteten ruhig den Angriff des Kaisers. Der alte und kranke Matthias wollte mit ihnen unterhandeln, da starb er, und Ferdinand II., ein frommer und kräftiger Regent, bestieg den kaiserlichen Thron. Die Protestanten in Böhmen, in völligem Aufruhr gegen Ferdinand, knüpften mit der Union, dem Bündnisse der protestantischen Fürsten Deutschlands, eine Verbindung an und wählten Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen, der auch wirklich in Prag gekrönt wurde, aber nur einen Winter lang regierte, weßhalb man ihn spottweise den Winterkönig nannte. Er wurde in der Schlacht am weißen Berg bei Prag 1620 von dem kaiserlichen Heere, zu dem spanische Hülfstruppen und das Heer der katholischen Ligue (spr. Lik) in Deutschland unter Anführung des bayerischen Herzogs Maximilian und seines berühmten Feldherrn Tilly gestoßen waren, vollständig geschlagen. Der Kaiser erklärte ihn in die Reichsacht und belohnte den Herzog Maximilian mit seinen Besitzungen. Tilly besetzte einstweilen die Pfalz.

Nun ging der König von Dänemark, Christian IV., nach Deutschland, um Friedrich von der Pfalz und den Protestanten Hülfe zu leisten. Das kaiserliche Heer wurde damals von zwei ausgezeichneten Feldherrn befehligt, von dem bayerischen Feldherrn Tilly und von dem österreichischen General Albrecht von Wallenstein, später Herzog von Friedland, geboren zu Prag. Das protestantische Heer wurde unter dem Grafen Mansfeld an der Dessauerbrücke 1626 von Wallenstein und der Dänenkönig bei Lutter am Barenberge in Hannover von Tilly in

demselben Jahre so geschlagen, daß Christian zu Lübeck 1629 sich verpflichtete, nie mehr der Sache der deutschen Protestanten sich annehmen zu wollen.

Gustav Adolph, König von Schweden, vom Kaiser gekränkt und von den Franzosen angelockt, mischte sich nun in die deutschen Angelegenheiten. Mit 30,000 Mann landete der Schneekönig, wie er spottweise zu Wien genannt wurde, auf der Insel Rügen (1630) und kämpfte mit rühmlichem Erfolge gegen Tilly, den er unfern Leipzig 1631 schlug. Da sich aber die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen mit den Schweden nicht vereinigen wollten, so konnte noch vorher Tilly Magdeburg mit Sturm nehmen. Nun ergoß sich das Heer der Schweden über ganz Süddeutschland, besiegte Tilly, der kurz darauf an seinen Wunden starb, am Lechflusse und besetzte Prag und München. Da übernahm auf inständiges Bitten des Kaisers Wallenstein, dessen Entlassung die deutschen Fürsten zu Regensburg 1630 durchgesetzt hatten, wiederum den Oberbefehl. Schnell warb er ein Heer, jagte die Sachsen aus Böhmen und schlug Gustav Adolph in Bayern. In der blutigen Schlacht bei Lützen siegten zwar die Schweden über den Friedländer, wie Wallenstein allgemein genannt wurde, aber Gustav Adolph, von zwei Kugeln durchbohrt, sank todt vom Pferde. Dessen ungeachtet setzten die Schweden unter ihrem Kanzler Oxenstierna und dem Herzoge Bernhard von Weimar ihren schrecklichen Verwüstungskrieg in Deutschland fort. Da aber Wallenstein den unmenschlichen Grausamkeiten der Schweden unthätig zusah, so wurde er seiner Würde entsetzt, als Landesverräther in die Acht erklärt und zu Eger, wo er sich mit einem kleinen Heere den kaiserlichen Befehlen widersetzte, am 25. Februar 1634 von drei Hauptleuten ermordet. Nun übernahm der österreichische Erzherzog Ferdinand den Oberbefehl über das Heer und schlug in der Schlacht bei Nördlingen 1634 das schwedische Heer vollständig. Der heiß ersehnte Friede würde gewiß jetzt zu Stande gekommen sein, und einige Fürsten, wie der Kurfürst von Sachsen, schlossen auch wirklich mit dem Kaiser Frieden; da schürte das katholische Frankreich aus Eifersucht gegen Oesterreichs Uebermacht auf's Neue das Feuer des schrecklichen Religionskrieges, dem es während seiner ganzen Dauer mit Schadenfreude zugesehen hatte. So war es den Schweden durch Frankreichs Geld und Hülfstruppen möglich, bei Wittstock 1636 über die Kaiserlichen zu siegen. Kaiser Ferdinand II. starb im darauf folgenden Jahre. — Sein Nachfolger Ferdinand III. führte in Person sein Heer gegen die Schweden; aber der Sieg neigte sich auf die Seite seiner Gegner. Alle, sowohl die erschöpften Fürsten als auch das von Elend und Armuth niedergedrückte Volk, wünschten den Frieden, der auch wirklich zu Münster und Osnabrück in Westphalen, woher er den

Namen „westphälischer Friede" erhielt, im Jahre 1648 zu Stande kam.

Groß waren die Leiden, die dieser blutige Religionskrieg über unser Vaterland brachte. Armuth, Elend und Rohheit traf man allenthalben im verödeten Lande, auf den Schutthaufen der ehemals blühenden Städte und Dörfer. Fremdlinge hatten sich eingemischt in unsere Angelegenheiten, trugen dazu bei, die Flamme der Zwietracht zu nähren, und das arme Vaterland mußte sie dafür mit seinem Gelde und mit seinen schönen Provinzen bezahlen. Denn in jenem schmachvollen Frieden erhielt Frankreich Elsaß und einen Theil von Lothringen, Schweden Pommern, die Insel Rügen, mehrere Festungen und fünf Millionen Thaler. Auch das Innere von Deutschland erhielt durch diesen Frieden eine andere Gestalt, indem einigen Fürsten ihre Besitzungen genommen und andern zugetheilt wurden. Die Hauptsache aber, die der westphälische Friede festsetzte, war die Religionsfreiheit, welche den Lutherischen und Reformirten gewährt wurde. Da es indessen den Landesherren frei gestellt wurde, die Religion ihrer Unterthanen zu bestimmen, so wurde durch diesen Frieden für die wahre religiöse Freiheit nichts gewonnen.

Deutschland nach dem westphälischen Frieden.

Durch den dreißigjährigen Religionskrieg war die Verfassung des deutschen Reiches heftig erschüttert worden, und ihrem völligen Untergang eilte sie nun unaufhaltsam entgegen. Diesen Untergang beförderten die Eifersucht Frankreichs auf Oesterreichs Macht, die verheerenden Einfälle der Türken in's deutsche Land, die inneren Kämpfe der Deutschen im spanischen und bayerischen Erbfolgekriege und im siebenjährigen Kriege, und vollendete die Unterjochung eines Theils von Deutschland durch Napoleon.

Die mißvergnügten Ungarn riefen den Christenfeind, die Türken, zu Hülfe, und 1683 erschien zum allgemeinen Entsetzen der türkische Großvezier Kara Mustapha vor Wien. Der Kaiser übertrug dem tapferen Grafen Rüdiger von Stahremberg die Vertheidigung der Stadt und floh nach Linz. 200,000 Türken schlossen Wien ein, das auf das heldenmüthigste von seinen Bewohnern vertheidigt wurde. In der höchsten Noth kam am 12. September das christliche Heer der hartbedrängten Stadt zu Hülfe. Es waren die Reichstruppen unter Herzog Karl von Lothringen und die Polen unter ihrem ritterlichen König Johann Sobiesky. Bald flohen die Türken und das reiche Lager fiel in die Hände der Sieger. In dem Türkenkriege, der noch fünfzehn Jahre dauerte, zeichneten sich die ruhmgekrönten Feldherren Prinz Eugen von Savoyen und Prinz Ludwig von Baden aus, welche in mehreren Schlachten den Türken bedeutende Niederlagen beibrachten.

Während dieser Kämpfe mit den Türken wurde Oesterreich

durch den übermüthigen französischen König Ludwig XIV. stets beunruhigt. Jetzt, da die Türken, welche er seither gegen Oesterreich aufgehetzt hatte, besiegt waren, bot sich dem ländersüchtigen Ludwig durch das Aussterben der pfälzischen und spanischen Regenten eine erwünschte Gelegenheit dar, das deutsche Land mit Krieg zu überziehen.

Im Jahre 1688 fielen die Franzosen in die Rheinpfalz und verbrannten Trier, Worms, Mannheim, Heidelberg und viele andere Orte. Zu Speyer rissen sie die Kaisergräber auf und trieben gräulichen Spott mit den Gebeinen der Kaiser. In dem bald darauf folgenden vierzehnjährigen spanischen Erbfolgekriege wurden die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Bayern bei Hochstädt von den Oesterreichern und Engländern geschlagen. Doch erhielten die Spanier einen König aus der Familie Ludwigs von Frankreich, Oesterreich aber bekam Belgien, Mailand und Neapel.

Kaiser Karl VI. hatte eine einzige Tochter, die durch Geistesfähigkeiten und Tugenden ausgezeichnete Maria Theresia. Um ihr den Thron zu sichern, gab der Kaiser ein Hausgesetz, wornach alle österreichischen Länder an den Erstgebornen — weiblich oder männlich — ungetrennt sich vererben. Die Anerkennung dieses Hausgesetzes bei den verschiedenen europäischen Höfen wurde mit außerordentlichen Opfern erkauft.

Kaum hatte Karl aber die Augen für immer geschlossen, so erwachte, ungeachtet der heiligsten Verträge, die Habgier der Kurfürsten von Bayern und Sachsen, der Könige von Frankreich, Spanien und Preußen. Ihr Streben ging dahin, Oesterreich als eine willkommene Beute zu theilen, und es handelte sich nur noch darum, wer den größten Theil erhalte. Friedrich der Große, König von Preußen, fiel in Schlesien ein und besiegte die Oesterreicher; der Kurfürst von Bayern, Karl Albrecht, besetzte Böhmen und ließ sich als Karl VII. zum deutschen Kaiser ausrufen. Spanien und Frankreich standen unter den Waffen. In dieser großen Noth suchte Maria Theresia bei dem tapferen und ritterlichen Volke der Ungarn Hülfe. Zu Preßburg erschien sie unter den versammelten Ständen des Reichs in kriegerischer Tracht, redete die Magnaten mit Thränen in den Augen an, wie sie von Allen verlassen, überall von Feinden bedroht, nur noch bei dem tapferen und treuen Volke der Ungarn Schutz und Beistand suche. Dann hob sie ihren Sohn Joseph, den nachmaligen Kaiser, damals noch ein Kind, auf den Armen hoch empor und legte ihn mitten in die Versammlung mit den Worten: „Schützet eueren König!" Voll Begeisterung zogen alle anwesenden Ungarn ihre Schwerter und riefen: „Laßt uns sterben für unsern König!" — In kurzer Zeit vertrieb das Schwert der Ungarn Oesterreichs Feinde aus Oesterreich, Böhmen und Italien. Preußen behielt in dem Frieden zu Breslau, was es in Schlesien erobert hatte, aber Bayern mußte Böhmen aufgeben. Nun kamen die Engländer, die

einzigen Bundesgenossen Oesterreichs, nach Deutschland und besiegten die Franzosen bei Dettingen 1743. Bayern kam an Oesterreich und Karl flüchtete nach Frankreich. Da fiel Friedrich der Große zum zweiten Male in Schlesien ein, schloß aber schon im folgenden Jahre mit Oesterreich Frieden; auch Maximilian Joseph von Bayern söhnte sich nach seines Vaters Tod mit Oesterreich aus. In demselben Jahre wurde der Großherzog von Toskana, Maria Theresia's Gemahl, als Franz I. zum deutschen Kaiser gewählt.

Doch nicht lange sollte Deutschland das Glück des Friedens genießen. Friedrich der Große, der von einer feindlichen Verbindung Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs und Sachsens gegen Preußen Kunde erhalten hatte, fiel unvermuthet in Sachsen ein, nahm das sächsische Heer ohne Schwertschlag gefangen und der siebenjährige Krieg begann. Nach mehreren blutigen Schlachten schlossen beide Theile Frieden, in welchem Preußen Schlesien behielt.

Als Kaiser Franz I. gestorben war, folgte ihm als deutscher Kaiser sein Sohn Joseph II. Nach dem Tode seiner Mutter, 1780, wurde Joseph Alleinherrscher über die österreichischen Staaten. Er ließ sich von seiner Eitelkeit, Friedrich den Großen nachzuahmen und den unchristlichen Weltweisen jener neuerungssüchtigen Zeit zu gefallen, verleiten, die Rechte des Volkes zu verletzen und die katholische Kirche in seinen Ländern nach dem Geiste der ungläubigen Welt einzurichten. Allein seine Neuerungen erregten großen Unwillen und selbst Aufruhr in Ungarn und den österreichischen Niederlanden und nöthigten den Kaiser kurz vor seinem Tode, seine gewaltsamen Gesetze zu widerrufen.

Franz II., ein milder Fürst, der sich der Liebe seines Volkes in hohem Grade erfreute, war der letzte deutsche Kaiser. Die französische Revolution trieb das seit dem sechzehnten Jahrhundert tief erschütterte Gebäude des deutschen Reichs aus seinen letzten Fugen. Napoleons Siege und die Lostrennung eines großen Theils des deutschen Reichs veranlaßten den Kaiser, die Kaiserkrone des deutschen Reichs niederzulegen und sich als Kaiser von Oesterreich Franz I. zu nennen. Dies geschah am 6. August 1806, nachdem das heilige römische Reich deutscher Nation seit Karl dem Großen über tausend Jahre bestanden hatte.

Die französische Revolution.

Die französische Revolution oder Staatsumwälzung gehört zu den großartigsten, blutigsten und folgereichsten Ereignissen der Geschichte. Mit ihr beginnt eine neue Zeit, nicht nur in Frankreich, sondern beinahe auf der ganzen Erde, indem die französische Revolution nach der Vorhersagung des Grafen Mirabeau die Reise um die ganze Welt machte.

Die Ursachen der französischen Revolution waren Armuth und falsche Aufklärung. Die Staatskassen waren bei dem Ausbruche

derselben fast ganz von Geld entblößt. Ludwig XIV. und Ludwig XV. hatten durch ihr üppiges Hofleben und ihre zahllosen kostspieligen Kriege die ungeheure Schuldenlast von 4000 Millionen Franken dem Lande aufgebürdet. Steuern sollten nun den Geldmangel decken, aber der Bürger- und Bauernstand mußten allein Steuer bezahlen. Adel und Geistlichkeit waren, obschon außerordentlich begütert, steuerfrei. Groß war daher der Druck, der auf der ärmeren Volksklasse lag. Dazu kam noch, daß das Volk in der Religion keinen Trost und keine Kraft zur Ertragung seiner Leiden mehr fand, weil eine falsche Aufklärung, welche von England nach Frankreich sich verpflanzte und sich durch die Schriften eines Voltaire und Rousseau bald unter das Volk verbreitete, die Grundsäulen der Religion erschütterte. Reizend für die mißvergnügten Franzosen wirkte das Beispiel der Nordamerikaner, welche um diese Zeit das Joch der Engländer abgeschüttelt hatten.

In dieser Zeit (1774) bestieg Ludwig XVI., dem das Volk den Beinamen „der Ersehnte" gab, ein gütiger, aber für jene Zeit zu schwacher Regent, den Thron Frankreichs. Um die große Geldnoth zu entfernen und überhaupt einen bessern Zustand der Dinge herbeizuführen, rieth dem Könige der kluge und allgemein beliebte Minister Necker, der anfangs Handlungsdiener zu Genf gewesen, die Reichsstände, die seit 1614 nicht mehr versammelt gewesen waren, zusammen zu rufen. — Am 5. Mai 1789 kamen 300 Abgeordnete vom Adel, 300 von der Geistlichkeit und 600 vom Bürgerstande zu Versailles zusammen. Gleich erhob sich ein Streit über die Weise der Abstimmung; Adel und Geistlichkeit wollten nach Ständen, die Bürger aber nach Köpfen abstimmen. Endlich erklärte sich am 17. Juni 1789 der dritte Stand, die Bürger, für die rechtmäßige Volksversammlung. Männer aus dem niederen Adel und der Geistlichkeit, welche auf ihre vornehmen Standesgenossen eifersüchtig waren, und der Herzog Philipp von Orleans, einer der schändlichsten Menschen und abgesagter Feind des Königs, schlossen sich an den dritten Stand an. Der König befahl der Versammlung, sich aufzulösen; allein die Abgeordneten erklärten sich für unverletzlich und der schwache König gab nach; ja auf seinen Befehl vereinigten sich sogar die übrigen Adeligen und Geistlichen mit den Bürgern.

Die Zusammenziehung eines großen Heeres um Paris und Neckers Entlassung veranlaßten einen Volksaufstand in Paris und die Erstürmung des Staatsgefängnisses, Bastille genannt (14. Juli 1789). Der König ging nach Paris, um das Volk zu beruhigen, wurde aber unwürdig behandelt, und nun wanderte eine große Anzahl des hohen Adels und der Geistlichkeit aus (Emigranten). Der Aufruhr verbreitete sich bald auch in die Provinzen. Die Nationalversammlung hob in der Nacht vom 4. auf den 5. August die alte Verfassung des Reiches auf, und hiermit alle Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit und die unumschränkte Macht des Königs. Am 5.

Oktober zog der Pariser Pöbel, unter ihm viele entartete Weiber, nach Versailles, um den König nach Paris zu führen. Der edle Lafayette führte nothgedrungen den tollen Haufen an. Schrecklich waren die Auftritte in Versailles. Die Wachen des Schlosses wurden ermordet und die Zimmer der Königin aufgesprengt. Nur mit Mühe hielt die Pariser Nationalgarde die Wüthenden von den Zimmern des Königs ab. Um das Volk zu beruhigen, erschien der König und die Königin auf dem Balkon des Schlosses und baten um Erbarmen. Das Volk aber verlangte, daß der König nach Paris gehe. In Allem von nun an ein Spielball des Volkswillens, setzte sich der König mit seiner Familie in einen Wagen und fuhr, von dem Auswurfe des Pariser Pöbels umgeben, nach Paris. Hier, als Gefangener des Volkes, unterschrieb er die Beschlüsse der Nationalversammlung, wodurch alle königlichen und geistlichen Güter eingezogen und das Reich in 83 Departements eingetheilt wurde, um alle Erinnerung an die Vergangenheit zu vertilgen. Kein Franzose sollte fortan einen Titel führen, sondern nur Bürger heißen. — Als der König bald darauf nach seinem Schlosse St. Cloud reisen wollte, hielt ihn der Pariser Pöbel zurück. Nun wollte der König aus seinem Lande entfliehen, aber von dem Postmeister Drouet erkannt, wurde er zu Varennes aufgehalten und mit Gewalt nach Paris zurückgebracht. Die Reichsversammlung entwarf jetzt eine neue Verfassung, welche der König gezwungen unterzeichnete, und ging auseinander.

Eine neue, die gesetzgebende Reichsversammlung, großentheils aus Feinden des Königs bestehend, kam im Jahre 1791 in Paris zusammen. Die Furchtbarsten dieser Abgeordneten hießen Jakobiner, also genannt von der Jakobinerkirche zu Paris, wo sie ihre Versammlungen hielten. Robespierre, Marat, Danton und andere abscheuliche Blutmenschen gehörten zu denselben. Während dessen flehten die ausgewanderten Franzosen an allen europäischen Höfen um Hülfe und Schutz für den unglücklichen König. Kaiser Franz von Oesterreich und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen rüsteten sich zum Kriege gegen Frankreich; aber die Franzosen kamen ihnen zuvor und erklärten am 20. April 1792 den Krieg gegen Oesterreich. Oesterreicher und Preußen zogen nun nach Frankreich unter Anführung des Herzogs von Braunschweig, der einen unklugen Aufruf an das französische Volk erließ, worin den Ungehorsamen große Strafe gedroht wurde. Das erbitterte das Volk so, daß es mit wahnsinniger Wuth über die Fremdlinge herfiel, dieselben bei Jemappe den 5. und 6. November schlug, aus dem Lande vertrieb, die Niederlande besetzte und das schwach vertheidigte Mainz einnahm. Während dieses Krieges kam es zu schrecklichen, blutigen Auftritten zu Paris. Der König und seine Familie wurden in dem sogenannten Tempel als Gefangene auf's strengste bewacht, und Jeder wurde auf die schrecklichste Weise ermordet, den man für einen Freund des Königs hielt.

Eine dritte Volksversammlung, der Nationalconvent, welcher am 21. September zusammenkam, erklärte Frankreich für eine Republik und schaffte somit das Königthum ab. Nun wurde der König von dem Convent des Hochverraths angeklagt, zum Tode verurtheilt und am 21. Januar 1793 öffentlich enthauptet. Bald darauf mußte auch seine Gemahlin Maria Antoinette, eine Tochter der österreichischen Kaiserin Maria Theresia, und seine Schwester Elisabeth das Blutgerüste besteigen. — Ganz Europa erschrack bei der Nachricht von dem Morde des Königs und seiner Familie. — Der Convent hatte nun die höchste Gewalt in Frankreich. Er theilte sich in den Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß. Bald entstanden unter den Mitgliedern desselben Parteien, wovon die eine die Republik, aber mit Mäßigung wollte (Girondisten), die andere (Jakobiner) eine Republik mit Grausamkeit erstrebte und wüthend gegen Alle verfuhr, die nicht ihrer Meinung waren. Viele Girondisten wurden auf Robespierres Befehl hingerichtet. Wie zu Paris, so ging es auch in den Provinzen, besonders in der Vendée, sehr blutig zu. — Die europäischen Mächte schlossen jetzt unter sich ein großes Bündniß gegen Frankreich, welches alle Völker zur Vertreibung der Fürsten und des Adels aufforderte und ihnen dabei Hülfe versprach. Schon hatten die Verbündeten einige glänzende Erfolge errungen, als der Freiheitsschwindel der Franzosen ganz Frankreich unter die Waffen rief, die aufrührerischen Städte Lyon, Toulon u. a. züchtigte, sich mit einer beispiellosen Tollkühnheit über die Verbündeten herwarf, sie aus dem Lande vertrieb, unter Anführung Pichegrü's Holland besetzte und zur Republik machte und unter Jourdan das ganze linke Rheinufer eroberte. Preußen schloß nun im Jahre 1795 mit der französischen Republik zu Basel, unter allen Staaten zuerst, Frieden, in welchem es das ganze linke Rheinufer an die Franzosen Preis gab und dafür Entschädigungen auf dem rechten Rheinufer versprochen bekam.

Napoleon und seine Kriege.

Um diese Zeit war die Schreckensregierung in Frankreich zu Ende; der fürchterliche Robespierre und viele seiner Anhänger hatten ihre schuldbefleckten, schwarzen Seelen auf der Guillotine ausgehaucht, und an der Spitze der Staatsverwaltung standen fünf Direktoren. Ihre größte Angelegenheit war es, Oesterreich, das allein unter allen europäischen Staaten die Sache der Könige am standhaftesten vertheidigte, zu demüthigen. Mehrere gewaltige Heere unter Jourdan, Moreau und Napoleon Bonaparte brachen nun im Jahre 1796 gegen Oesterreich auf. Vor allen französischen Feldherren aber zeichnete sich Napoleon Bonaparte, geboren am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Korsika, durch kaltblütige Tapferkeit, seltenes Feldherrntalent und glänzende Waf-

fenthaten aus. Schon bei der Belagerung von Toulon, welcher er als junger Artillerie-Lieutenant beiwohnte, bewies er die Vorzüge seines Geistes und die unmenschliche Rohheit seines Herzens. Dieser merkwürdige Mann hatte den Oberbefehl über das französische Heer, welches in Italien gegen die Oesterreicher und die mit ihnen verbündeten Italiener kämpfte. Durch die glänzenden Siege bei Lodi und bei dem Dorfe Arcole wurde Bonaparte Herr von Oberitalien. Die erschreckten italienischen Fürsten erhielten den Frieden unter harten Bedingungen, und der österreichische General Wurmser, welcher Mantua hartnäckig vertheidigte, mußte sich mit 20,000 Mann ergeben. Die Verluste aber, welche die Franzosen unter Jourdan und Moreau in Deutschland gegen den ausgezeichneten Feldherrn Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder, erlitten, führten den Frieden von Campo Formio 1797 herbei, in welchem jedoch Oesterreich Belgien und seine italienischen Besitzungen verlor. Auch mit dem deutschen Reiche sollte zu Rastadt Friede geschlossen werden.

England, Frankreichs entschiedenster Gegner, sollte nun in seiner innersten Kraft, in seinem Handel und Reichthum gebrochen werden. Indien, diese reiche englische Colonie, sollte vernichtet und zu diesem Zwecke das nahe gelegene Aegypten erobert werden. Bonaparte ging nach Aegypten und unterwarf sich das ganze Land durch den Sieg bei den Pyramiden über die Aegypter 1798. Unterdessen wurde die französische Flotte bei Abukir, unfern Alexandria, von dem englischen Admiral Nelson zerstört, am 1. August 1798. Auch Syrien betrat der große Eroberer, kehrte aber ohne Erfolg wieder nach Aegypten zurück. Ganz Italien und die Schweiz wurden in den Jahren 1798 und 99 von den Franzosen erobert und in mehrere Freistaaten verwandelt. In Deutschland erlitten sie dagegen empfindliche Niederlagen durch die glänzenden Siege des Erzherzogs Karl. Alles schien für sie verloren, als Bonaparte plötzlich Aegypten verließ, nach Frankreich kam, die fünf Directoren absetzte und sich zum ersten Consul ernennen ließ. Seine Siege bei Marengo in Italien und bei Hohenlinden in Bayern über die Oesterreicher (1800) gaben den Franzosen wieder das Uebergewicht und den Rhein zur Gränzlinie zwischen Frankreich und Deutschland, wie dieses der Friede zu Lüneville (1801) festsetzte. Um die einzelnen Fürsten für ihre Verluste jenseits des Rheins zu entschädigen, erhielten sie Reichsstädte, Bisthümer und andere Herrschaften diesseits des Rheins, welche 1803 aufgehoben wurden. Im Jahre 1804 wurde Napoleon Bonaparte, den der Senat schon 1802 zum lebenslänglichen Consul ernannt hatte, unter dem Namen Napoleon I. als Kaiser der Franzosen ausgerufen und von dem Papste Pius VII. zu Paris gekrönt. Bald darauf nannte er sich auch König von Italien.

Im Jahre 1805 erklärten Oesterreich und Rußland dem übermüthigen Eroberer, dem kein Besitz und kein Recht heilig war, den Krieg, der aber für die Verbündeten unglücklich ausfiel; denn Napoleon nahm den österreichischen General Mack bei Ulm gefangen, zog siegreich in Wien ein, besiegte die Russen und Oesterreicher bei Austerlitz in Mähren und erhielt im Frieden zu Preßburg von Oesterreich für sich Venedig, für seinen Bundesgenossen Bayern Tyrol und für Württemberg und Baden die österreichischen Besitzungen in Schwaben. In demselben Jahre aber wurden die Franzosen von dem englischen Admiral Nelson bei Trafalgar in Spanien zur See geschlagen. — Sechzehn deutsche Fürsten bildeten nun, von der Noth der Umstände gedrungen, den Rheinbund, zu dessen Beschützer Napoleon erwählt wurde. Sie sagten sich vom deutschen Reiche los und ließen ihre Truppen zu dem großen französischen Heere stoßen. So sah man jetzt Deutsche gegen ihre Brüder unter einem fremden Zwingherrn kämpfen, und es war daher ganz natürlich, daß der deutsche Kaiser Franz II. am 6. August 1806 die Kaiserkrone niederlegte und sich Franz I., Kaiser von Oesterreich, nannte.

Der preußische König, Friedrich Wilhelm III., von Napoleon auf mannigfache Weise gekränkt, erklärte 1806 diesem den Krieg. Aber Franzosen und Truppen des Rheinbundes schlugen die Preußen bei Jena und Auerstädt und besetzten ganz Preußen. Die meisten Festungen, Graudenz ausgenommen, ergaben sich ohne Schwertstreich. Napoleon ging nun 1807 über die Oder, kämpfte bei Eylau mit den Preußen und Russen und besiegte dieselben bei Friedland. Der Friede zu Tilsit beendigte diesen Krieg und verkleinerte Preußen um die Hälfte seiner Länder, mit welchen Napoleon seinen jüngsten Bruder Hieronymus beschenkte, und ihn zum König von Westphalen mit der Residenzstadt Kassel erhob. Auch seine übrigen Brüder und Verwandten beschenkte er freigebig mit den Ländern und Kronen, die er ihren rechtmäßigen Besitzern abnahm. So war sein Stiefsohn Eugen Beauharnais Vizekönig von Italien, sein Schwager Mürat Großherzog von Cleve und Berg, später König von Neapel, sein Bruder Joseph König von Neapel, später König von Spanien, sein Bruder Ludwig König von Holland. Im Jahre 1807 wurde auch Portugal von französischen Truppen besetzt, und der König von Spanien nebst dem Kronprinzen auf listige Weise in die Gefangenschaft gelockt, und Napoleons Bruder, Joseph, als spanischer König ausgerufen. Doch hier zeigte es sich zum ersten Male, daß die Freiheitsliebe eines stolzen und tapferen Volkes mehr vermöge, als die Macht des großen Kaisers. In Masse erhoben sich die Spanier und vertheidigten das Recht ihres angestammten Königs mit beispielloser Tapferkeit gegen die übermüthigen Fremdlinge. Den Aufstand der Spanier benützte Oesterreich zur Befrei-

ung Deutschlands vom französischen Joche. Allein obschon der Erzherzog Karl bei Aspern und Eßlingen über Napoleon siegte, so mußten doch die Oesterreicher, bei Eckmühl und Deutsch-Wagram geschlagen, den Frieden zu Schönbrunn (1809) theuer erkaufen.

England und Rußland standen allein noch unbesiegt dem furchtbaren Gewalthaber gegenüber. Um England zu vernichten, mußten alle mit Frankreich verbündeten Fürsten dem englischen Handel ihre Häfen verschließen. In vielen Städten wurden die englischen Waaren auf öffentlichem Markte verbrannt. Nur der Papst weigerte sich, so ungerecht gegen England zu handeln, verlor deßhalb sein Land, wurde gefangen nach Frankreich abgeführt, das römische Gebiet aber für eine französische Provinz erklärt. Später gab Napoleon seinem Sohne den Titel: „König von Rom." — Im Juni 1812 ging ein ungeheures Heer, welches beinahe aus allen europäischen Völkern zusammengesetzt war, nach Rußland, um dieses mächtige Reich dem französischen Scepter zu unterwerfen. Die Russen zogen sich immer tiefer in ihr Land zurück und verbrannten Dörfer und Städte, damit der Feind, wenn auch nicht durch ihr Schwert, doch durch Hunger und Mangel an Obdach während des Winters vernichtet werde. Nur bei Smolensk und an dem Flusse Moskwa kam es zu blutigen Schlachten. Der Winter war vor der Thüre, und Napoleon hoffte, denselben in Ruhe zu Moskau zubringen zu können. Aber die Entschiedenheit der Russen griff zu einem furchtbaren Mittel, um die Plane Napoleons zu vereiteln. Kaum befanden sich die Franzosen zwei Tage in der menschenleeren, von allen Lebensmitteln entblößten Stadt, als überall Feuer ausbrach und die ganze große Stadt in Asche dahinschwand. Hunger und eine unerhörte Kälte zwangen nun Napoleon umzukehren, verfolgt von den pfeilschnellen Kosaken. Viele Tausende würgten der Hunger und die Kälte, verschlang der Fluß Beresina, dessen Brücke unter den fliehenden Franzosen zusammenstürzte. Im folgenden Jahre fand und verbrannte man über 200,000 Leichen. Napoleon entging kaum der Gefangenschaft auf einem elenden Schlitten.

Nun ging Napoleon seinem Untergange mit schnellen Schritten zu. Zwar raffte er nochmals ein Heer zusammen und stellte sich in Sachsen den verbündeten Russen, Preußen und Oesterreichern, an die sich bald auch Bayern und Schweden anschlossen, entgegen, wurde aber bei Leipzig am 16., 18. und 19. Oktober 1813 völlig geschlagen. Die fliehenden Franzosen wurden bei Hanau (30. und 31. Oktober) von Bayern und Oesterreichern aufgehalten und konnten nur nach einem äußerst blutigen Treffen den Uebergang über den Rhein sich erzwingen. Die Verbündeten zogen den Franzosen nach, gingen über den Rhein, verwiesen Napoleon mit einem Gehalte von zwei Millionen Franken auf die

Insel Elba und setzten den vertriebenen Ludwig XVIII., den Bruder des hingerichteten Ludwig XVI., zum König von Frankreich ein. Doch Napoleon konnte sich mit seiner kleinen Herrschaft auf Elba nicht begnügen und machte einen Versuch, die verlorne Kaiserkrone wieder zu gewinnen. Am 1. März 1815 erschien er auf französischem Boden und wurde überall jubelnd empfangen. Alle Soldaten gingen zu ihm über, und so wurde es ihm möglich, daß er am 20. März seinen Einzug in Paris hielt, nachdem in der Nacht vorher der König Ludwig in schneller Flucht diese Stadt verlassen hatte. Der Schauplatz des neuen Kampfes waren nun die Niederlande. Bei Waterloo (Belle-Alliance) kam es zu einer furchtbaren Schlacht zwischen den Franzosen und den verbündeten Preußen und Engländern unter Blüchers und Wellingtons Befehlen. Hier bei Waterloo wurde die letzte Kraft Napoleons gebrochen, und sein Heer gänzlich geschlagen. Ludwig XVIII. zog mit den Verbündeten am 10. Juli in Paris ein und bestieg wieder den französischen Thron. Napoleon aber wollte nach Amerika entfliehen, ergab sich den Engländern und wurde auf die Insel St. Helena verbannt, wo er am 5. Mai 1821, 52 Jahre alt, starb. Im Jahre 1842 wurden seine sterblichen Ueberreste durch den Sohn des französischen Königs von St. Helena abgeholt und feierlich zu Paris in der Invalidenkirche begraben. Der heilige Bund, den nun Rußland, Oesterreich und Preußen mit einander schlossen, sollte die Ruhe in Europa erhalten. Die deutschen Fürsten schlossen aber unter sich den deutschen Bund zur äußeren und inneren Sicherheit der deutschen Staaten. Dieses geschah zu Wien am 8. Juni 1815; im November des folgenden Jahres schickten die Bundesmitglieder (ein Kaiser, sieben Könige, sechs Großherzoge, zehn Herzoge, eilf Fürsten und vier freie Städte) ihre Gesandten nach Frankfurt am Main, welche Stadt man zum Sitze der Bundesversammlung oder des Bundestages bestimmt hatte.

Die Gegenwart.

Der Frieden, den Europa von 1815 an genoß, wurde zuerst in Frankreich, dem Mutterlande der Revolution, wieder gestört. Im Jahre 1830 brach wegen Verletzung der Verfassung in Frankreich die sogenannte Juli-Revolution aus. König Karl X. wurde vertrieben und der Herzog Louis Philipp von Orleans als König der Franzosen ausgerufen. Eine Folge dieser Empörung waren die Losreißung Belgiens von Holland und die Aufstände in Polen, Italien, Deutschland und der Schweiz, die aber bald unterdrückt wurden. Das Wohl des französischen Volkes wurde durch die Juli-Revolution nicht gefördert. Der neue König zeigte wenig Eifer für die Religion, die allein das Elend des Volkes zu entfernen fähig ist. Seine Habsucht machte ihn noch verhaßter, als sein

Vorfahr war, den er verdrängen half. Als er das freie Vereins- und Versammlungsrecht beschränken wollte, brach die Februar-Revolution aus. Louis Philipp mußte die Regierung niederlegen und Frankreich verlassen. Am 24. Februar 1848 wurde in Frankreich die Republik ausgerufen und später Louis Napoleon, ein Neffe des Kaisers Napoleon, als erster Präsident des Freistaates erwählt. Mehrere Aufstände der gefährlichsten und verdorbensten Gegner jeder staatlichen Ordnung, der Religion, des Eigenthums und der Familie, der sogenannten Socialisten und Communisten, unterdrückten tapfere Generäle und der Präsident mit seltener Kaltblütigkeit und Willensstärke. Das dankbare Frankreich erhob darauf letzteren, als seinen Schützer und Retter, mit großer Stimmenmehrheit zum Kaiser.

Die Februar-Revolution erschütterte alle Länder Europa's; das Jahr 1848 ist das denkwürdigste der Neuzeit geworden. Unter dem Vorwande, die Fremdherrschaft zu bekämpfen, erhoben sich die Italiener, von ehrgeizigen Parteihäuptern aufgestachelt, gegen Oesterreich. Der greise und ruhmgekrönte Feldherr Radetzky schlug in der Schlacht bei Novara (23. März 1849) den König Karl Albert von Sardinien, der sich der Sache der Revolution annahm und stellte mit ruhmreicher Kraft die Herrschaft seines Kaisers über Italien wieder her. — Zu Rom wurde in blutiger Weise die Republik eingeführt und Papst Pius IX. zur Flucht nach Neapel gezwungen. Ein französisches Heer eroberte aber in der Folge Rom und vertrieb die Revolutionäre, worauf der Papst wieder zurückkehrte.

Wie die Italiener, so hatten sich auch die Ungarn im Jahre 1848 gegen Oesterreich empört. Oesterreich, von allen Seiten angegriffen, konnte diesen blutigen Kampf nur mit Hülfe der Russen siegreich beenden. — Auch in Deutschland brachen revolutionäre Aufstände aus; Wien, Berlin und andere Städte wurden Schauplätze blutiger Kämpfe zwischen Militär und revolutionären Volkshaufen. Um den Forderungen des Volkes zu genügen, traten zu Frankfurt am Main Abgeordnete aus ganz Deutschland zu einer deutschen Reichs- oder National-Versammlung (Parlament) zusammen, wählten den Erzherzog Johann von Oesterreich zum deutschen Reichsverweser und setzten eine neue Gesammtverfassung Deutschlands und die Grundrechte des deutschen Volkes auf. Unter dem Vorwande, dieselben mit Waffengewalt einzuführen, entstanden in Baden, der bayerischen Pfalz und in andern Gegenden Revolutionen, die aber durch hessische und preußische Truppen unterdrückt wurden. — Die aus Italien, Ungarn und Deutschland vertriebenen Empörer fanden in England und der Schweiz Freistätten, von wo aus sie ihre verbrecherischen Unternehmungen von Zeit zu Zeit wiederholen und zur Erreichung ihres Zweckes die schlechtesten Mittel, namentlich den Meuchelmord, anwenden. Durch Unterstützung Englands und der Schweiz wurde

es ihnen möglich, am 6. Februar 1853 einen meuchlerischen Ueberfall auf die österreichische Garnison zu Mailand auszuführen. Durch ihre gottlosen Lehren verblendet, erhob ein ungarischer Handwerksbursche am 18. Februar 1853 den Mordstahl gegen den ritterlichen Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, den Stolz und die Hoffnung seines Volkes.

So ist die Gegenwart eine bewegte, von den verderblichsten Lehren erschüttert, von den gefährlichsten Feinden jeder göttlichen und menschlichen Ordnung bedroht. Die tiefste Ursache dieser gewaltigen und blutigen Erschütterungen ist der Mangel an wahrer, christlicher Religiosität. Die Kirche, welcher Gott die Bewahrung und Verbreitung des christlichen Glaubens aufgetragen hat, kann allein die Schäden der Zeit heilen. Darum wendet sich von jeher die Revolution mit allem Ingrimm der Hölle gegen den von Gott gesetzten Felsen. Den meisten Revolutionen gingen Stürme gegen die Kirche voraus, und sobald die Revolution siegte, folgte die Unterdrückung der Kirche. Wo aber die Kirche frei waltet, wo sie ihre heilige Macht über die Herzen der Menschen ungehindert ausübt, da beschwört sie den bösen Geist der Revolution, beruhigt die Völker, versöhnt sie mit ihrem Schicksal und den Unvollkommenheiten des irdischen Daseins. Ihre segensreichen Missionen in der Gegenwart haben Millionen wieder gewonnen für Gott, haben sie zum Gehorsam zurückgeführt gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Schließen wir uns in Liebe und Gehorsam an die heilige Kirche an; dann wird es auch besser werden mit jedem Einzelnen, mit den Familien, Gemeinden und Völkern. Unser Retter und Heiland ist und bleibt einzig und allein Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit. Amen.

Vierte Abtheilung.

Sprachstoff

zur Kenntniß und Uebung der Muttersprache.

I. Der einfache Satz.

A. Der reine einfache Satz.

1. Der Satz ist eine Aussage von irgend einem Gegenstande. Man kann in einem Satze dreierlei aussagen, nämlich: a) was ein Ding thut, leidet, oder in welchem Zustande es sich befindet; b) wie ein Ding beschaffen ist; c) was ein Ding ist. Das Ding, von welchem man aussagt, heißt Satzgegenstand; das, was man aussagt, Satzaussage. Beide sind Hauptbestandtheile oder Hauptsatzglieder des Satzes. Enthält ein Satz nur diese zwei Glieder, so ist er ein reiner, einfacher Satz.

Sätze, in welchen der Satzgegenstand durch ein Dingwort ausgedrückt ist.

Wasser fließt. Bier schäumt. Tadel schmerzt. Heinrich schreibt. Marie strickt. —

2. Sätze mit einem Dingwort und vorgesetztem Geschlechtswort.

Der Lehrer unterrichtet. Die Schülerin lernt. Das Glas zerbricht. Ein Wolf heult. Eine Blume verblüht. Ein Kind spielt.

3. Die Dingwörter sind entweder Stammwörter oder abgeleitete Wörter. Stammwörter sind solche Wörter, welche durch Ablautung und auch ohne dieselbe von den Wurzelwörtern hergeleitet werden.

Aufgabe. Einfach reine Sätze mit folgenden Stammdingwörtern zu bilden, indem man von denselben aussagt, was sie thun.

Fuchs, Wachs, Flachs, Ochs, Lachs, Luchs, Wuchs. — Freund, Kreuz, Zeug, Heu, Spreu, Streu.

Aufgabe. Eben solche Sätze mit folgenden Dingwörtern:

Diener, Lehrer, Freundin, Bäuerin, Frühling, Lehrling, Bächlein, Kindlein, Bäumchen, Hündchen; — Hoffnung, Quittung, Erlaubniß, Zeugniß, Schicksal, Trübsal, Räthsel, Ueberbleibsel, Schwätzerei, Sklaverei; — Spinne, Lüge, Würfel, Flügel, Weisheit, Gewohnheit, Ewigkeit, Munterkeit, Herrschaft, Feindschaft, Christenthum, Reichthum. Wie heißen die Nachsilben?

4. Sätze, in welchen der Satzgegenstand durch ein persönliches Fürwort ausgedrückt ist.

Ich lerne. Du lernst. Er lernt. (Sie lernt. Es lernt.) Wir lernen. Ihr lernet. Sie lernen. Ich verkaufe. Du verkaufst. Er verkauft. Wir verkaufen. Ihr verkaufet. Sie verkaufen.

5. Sätze, in welchen die Satzaussage durch ein Zeitwort ausgedrückt ist.

a) Thätige Form.

Der Schüler liest. Der Schüler schreibt. Der Schüler rechnet. Die Blume wächst. Die Blume blüht. Die Blume duftet. Das Kind weint. Das Kind schläft. Das Kind spielt. Der Hund wacht. Der Hund bellt. Der Hund beißt. Der Lehrer unterrichtet. Der Lehrer ermahnt. Der Lehrer bestraft.

b) Leideform:

Das Kind wird erzogen. Der Baum wird gepflanzt. Das Schwein wird gemästet. Das Zimmer wird gereinigt. Der Mensch wird geprüft. Der Acker wird gepflügt. Das Geld wird gemünzt.

Aufgabe. Nach vorstehender Satzform schreibe nieder, was geschieht mit: Obst, Hanf, Schaf, Pferd, Verbrecher, Geschickte, Gold, Zinn, Gott, Herr, Eltern, Trauben, Messer, Milch, Hase, Leinwand, Todte.

6. Die Zeitwörter sind Wurzelwörter oder Sproßwörter. Wurzelwörter sind solche Wörter, die nicht von andern Wörtern herkommen, aber von welchen Wörter hergeleitet werden.

a) Sätze mit Wurzelzeitwörtern als Satzaussage.

Die Mutter spinnt. Die Tochter näht. Der Wind braust. Die Sonne glänzt. Die Wunde schmerzt.

b) Sproß- oder abgeleitete Zeitwörter:

Antworten, bewachen, beweinen, empfinden, empfehlen, entschwinden,

entbehren, erzählen, erziehen, verstehen, verbieten, zerstören, zerbrechen. Wie heißen die Vorsilben?

Wende diese Zeitwörter in reinen einfachen Sätzen an!

7. Sätze, worin die Satzaussage durch ein **Eigenschaftswort** ausgedrückt ist.

a) Sätze mit **Stammeigenschaftswörtern**:

Gott ist gut. Schnee ist kalt. Wien ist groß. Wilhelm ist brav. Luise ist fromm. Der Knecht ist treu. Die Tanne ist schlank. Das Veilchen ist blau. Der Rhein ist breit. Die Taube ist sanft. Das Bild ist schön.

b) Abgeleitete Eigenschaftswörter:

Brauchbar, dankbar, furchtbar; golden, buchen, hänfen; silbern, steinern, thönern; boshaft, tugendhaft, wahrhaft; einig, heilig, ewig; neidisch, herrisch, irdisch; steinicht, wollicht, holzicht; herrlich, friedlich, reinlich; furchtsam, sparsam, aufmerksam. Wie heißen die Endsilben?

Aufgabe. Gebrauche diese Wörter als Satzaussagen!

8. Mehrere Dinge können eine und dieselbe Eigenschaft besitzen; jedoch kann eines oder das andere dieser Dinge die Eigenschaft in einem höheren Grade besitzen, und muß alsdann **gesteigert** bezeichnet werden.

Afrika ist **groß**. Amerika ist **größ-er**. Asien ist am **größ-est-en**. Die Lilie ist **wohlriechend**. Die Rose ist **wohlriechend-er**. Das Veilchen ist am **wohlriechendsten**. Die Buche ist **hoch**. Die Eiche ist **höher**. Die Tanne ist am **höchsten**.

9. Sätze, worin die Satzaussage durch ein Dingwort ausgedrückt ist.

Hessen ist ein Großherzogthum. Mainz ist eine Festung. Der Regenbogen ist eine Naturerscheinung. Der Neid ist ein Laster. Der Rhein ist ein Strom. Die Malerei ist eine Kunst. Der Elephant ist ein Säugethier. Der Winter ist eine Jahreszeit.

10. Auch kann man Etwas nicht nur von **einem** Dinge, sondern von **mehreren** derselben Art aussagen; man muß alsdann das Dingwort in der **Mehrzahl** ausdrücken.

Reben thränen. Neider verläumden. Die Bauern arbeiten. Die Könige herrschen. Die Pflanzen wachsen. Die Thiere leben. Die Knaben werden unterrichtet. Die Berge werden erstiegen. Die Metalle werden geschmolzen. — Laster sind verderblich. Wüsten sind unbewohnt. Fische sind kaltblütig. Die Edelsteine sind kostbar. Die Lügner sind verächtlich. Die Waffen sind nothwendig. — Kometen sind Irrsterne. Krankheiten sind Plagen. Die Löwen sind Raubthiere. Die Thaler sind Münzen.

11. Sätze mit Dingwörtern, die in der Mehrzahl den Umlaut annehmen.

Die Träume beunruhigen. Die Wälder grünen. Die Stürme brausen. Die Hörner erschallen. Die Bäume sind nutzbar. Die Säle sind geräumig. Die Thürme sind hoch. Die Töchter sind sittsam. Die Kräuter sind Pflanzen. Die Mägde sind Dienstboten. Die Frösche sind Amphibien. Die Brüder sind Verwandten.

12. Der reine einfache Satz kann in verschiedener Ausdrucksweise dargestellt werden. Alle vorstehenden Sätze hatten die Form eines **Urtheils** oder waren **Urtheilssätze**.

Wunschsätze.

Käme die Mutter! Entfernte sich die Krankheit! Besserte sich der Sohn! Aenderte sich das Wetter! Wäre er zufrieden! Wäre der Vater gesund!

Befehls- oder Heischesätze.

Kind, gehorche! Betet! Arbeitet! Schweige! Sei bescheiden! Seid ehrlich! Freund, sprich! Sei kein Prahler! Seid keine Betrüger!

Fragesätze.

Freust du dich? Kommt der Vater? Weint die Mutter? Wird die Eisenbahn gebaut? Sind die Vögel giftig? Ist die Luft elastisch? Ist der Schatten ein Körper? Ist der Mond ein Fixstern? — Nach Urtheilssätzen macht man einen Punkt, nach Wunsch- und Befehlssätzen ein Ausrufzeichen, nach Fragesätzen ein Fragezeichen.

13. An dem Zeitworte werden verschiedene Zeiten bezeichnet, nämlich die Gegenwart, die Vergangenheit und die Zukunft.

Der Schüler lernt. Der Schüler hat gelernt. Der Schüler wird lernen. Der Taglöhner arbeitet. Der Taglöhner hat gearbeitet. Der Taglöhner wird arbeiten. Der Vogel singt. Der Vogel hat gesungen. Der Vogel wird singen.

Die Zeit vergeht. Die Zeit ist vergangen. Die Zeit wird vergehen. Das Gebäude zerfällt. Das Gebäude ist zerfallen. Das Gebäude wird zerfallen. Das Kind fällt. Das Kind ist gefallen. Das Kind wird fallen.

Ich gehe. Ich bin gegangen. Ich werde gehen.
Du gehst. Du bist gegangen. Du wirst gehen.
Er, sie, es geht. Er, sie, es ist gegangen. Er, sie, es wird gehen.
Wir gehen. Wir sind gegangen. Wir werden gehen.
Ihr gehet. Ihr seid gegangen. Ihr werdet gehen.
Sie gehen. Sie sind gegangen. Sie werden gehen.

Welche Sätze stehen in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft?

14. Sätze, worin am Zeitworte die drei Hauptzeiten in der Leideform bezeichnet sind.

Die Schülerin wird gelobt. Die Schülerin ist gelobt worden. Die Schülerin wird gelobt werden. Die Fische werden gefangen. Die Fische sind gefangen worden. Die Fische werden gefangen werden. Der Geschickte wird geachtet. Der Geschickte ist geachtet worden. Der Geschickte wird geachtet werden.

Ich werde empfohlen. Ich bin empfohlen worden.
Du wirst empfohlen. Du bist empfohlen worden.
Er, sie, es wird empfohlen. Er, sie, es ist empfohlen worden.
Wir werden empfohlen. Wir sind empfohlen worden.
Ihr werdet empfohlen. Ihr seid empfohlen worden.
Sie werden empfohlen. Sie sind empfohlen worden.

Ich werde empfohlen werden.
Du wirst empfohlen werden.
Er, sie, es wird empfohlen werden.
Wir werden empfohlen werden.
Ihr werdet empfohlen werden.
Sie werden empfohlen werden.

15. Die durch das Zeitwort ausgedrückte Thätigkeit wurde seither als wirklich ausgesagt. — Sätze, worin durch das Zeitwort die Thätigkeit auch als möglich und nothwendig ausgesagt wird.

Der Faule mag darben. Der Baum mag verdorren. Der Mensch kann krank werden. Der Schüler kann fleißig sein. Der Kranke darf schlafen. Der Müde darf ausruhen. Der Faule muß darben. Der Baum muß verdorren. Der Schüler soll fleißig sein. Der Kranke will schlafen. Der Müde will ausruhen.

Aufgabe. Sage von folgenden Wörtern die Thätigkeit als möglich und nothwendig aus!

König, Christ, Kind, Schüler, Pfarrer, Kranke, Zufriedene, Landmann, Arzt, Freund, Mutter. — Hausthiere, Knabe, Körper, Augen, Schaden, Sünde, Jüngling, Lehrer, Gläubiger, Schuldner, Trauben, Verurtheilte, Baumeister.

Zur Rechtschreibung.

16) Dehnung und Schärfung der Stimmlaute.

a) Dingwörter, worin die Dehnung durch Verdoppelung der Stimmlaute: „a, e, o" bezeichnet ist.

Das Aas, der Aar, der Aal, das Haar, die Maas, das Paar, der Saal, die Saat, die Schaar, der Staar, der Staat, die Waare. — Das Beet, das Heer, der Klee, das Meer, der See, die See, der Schnee, der Speer, der Theer, der Thee, die Allee, die Armee, die Beere, das Kameel, der Kaffee, die Seele. — Das Boot, das Loos, das Moor, das Moos, der Lootse.

b) Dingwörter, worin die Dehnung der Stimmlaute durch das Dehnungszeichen „h" bezeichnet ist.

Die Bahn, der Hahn, der Hohn, das Huhn, das Jahr, der Kahn, der Lehm, der Lohn, das Mahl, das Mehl, das Oehr, das Ohr, die Ohm, der Rahm, das Rohr, der Ruhm. die Ruhr, der Stahl, der Stuhl, die Uhr, der Wahn, die Zahl, der Zahn. — Die Ahle, die Aehre, die Bahre, die Bohne, die Bühne, die Dohle, die Ehre, die Fahne, das Fohlen, die Kehle, die Kohle, die Lehne, die Mähne, die Mühle, die Rahme, die Röhre, die Sohle.

c) Dingwörter, worin die Dehnung des Stimmlautes „i" durch die Dehnungszeichen: „e und eh" bezeichnet ist.

Das Bier, der Brief, der Dieb, der Dienst, das Glied, der Hieb, der Kiel, der Kies, das Knie, der Krieg, das Lied, das Rieß, das Sieb, der Sieg, das Spiel, der Spieß, der Stiel, der Stier, das Thier, der Trieb, das Vieh, das Ziel, die Zier. — Die Biene, die Diele, das Fieber, die Fliege, der Friede, der Giebel, die Liebe, die Miene, die Miethe, das Papier, der Priester, der Riegel, der Riemen, der Riese, der Schiefer, die Schwiele, das Siegel, der Spiegel, der Stiefel, die Stiege, die Wiege, die Wiese, das Wiesel, die Zieche, die Ziege, die Zierde, die Zwiebel.

d) Dingwörter, worin die Schärfung des Stimmlautes durch „ch" bezeichnet ist.

Der Bach, das Buch, das Blech, der Bruch, das Dach, das Fach, der Fluch, das Joch, der Koch, das Loch, das Pech, der Spruch, der Stich, das Tuch. — Der Becher, die Buche, der Drache, das Echo, die Hechel, die Küche, die Lache, der Nachen, der Rachen, der Rechen, die Sache, die Sichel, die Wache, die Woche, der Wucher, die Zeche.

e) Dingwörter, worin der Stimmlaut durch „ck" oder „tz" geschärft ist.

Der Blick, der Bock, das Eck, der Fleck, das Glück, der Rock, der Sack, der Speck, der Stock, der Strick, das Stück, der Schmuck, der

Zweck. — Der Acker, das Becken, die Brücke, die Ecke, die Fackel, die Lücke, die Mücke, der Nacken, die Schnecke, der Schrecken, die Wicke, der Zucker. — Der Blitz, das Netz, der Platz, der Satz, der Sitz, der Schatz, der Schutz, der Trotz, der Witz. — Der Batzen, die Hitze, die Katze, die Mütze, der Nutzen, die Pfütze, die Spitze, die Spritze, die Stütze. Anmerkung: ck und tz werden nach Stimmlauten gesetzt.

f) Dingwörter, worin der Stimmlaut durch irgend einen verdoppelten Mitlaut geschärft ist.

Das Bett, das Blatt, das Fett, der Kitt, der Schutt, der Schritt; die Butter, die Dattel, das Futter, das Gitter, die Hütte, die Kette, die Mutter, die Natter, die Otter, die Platte, die Quittung, die Ratte, der Sattel, der Schlitten, der Vetter, die Wette, der Zettel. — Die Kappe, die Krippe, der Rappe, der Schoppen, die Stoppel, die Suppe, die Treppe. — Der Ball, der Wall, der Zoll; die Brille, das Füllen, die Halle, der Keller, die Pille, die Quelle, die Rolle, die Schelle, die Scholle, die Welle, die Zelle. — Der Herr, der Narr, der Karren, die Sperre. — Der Bann, das Kinn, das Zinn; die Kanne, die Pfanne, die Rinne, die Sonne, die Tanne, die Tonne, die Wonne. — Der Damm, der Grimm, der Kamm, das Lamm, der Schwamm; der Glimmer, der Hammer, die Kammer, der Schimmer, der Schlummer, die Stimme. — Der Baß, das Faß, der Fluß, der Guß, der Haß, der Kuß, die Nuß, der Paß, der Riß, das Roß, der Spaß, das Schloß, der Schluß; der Bissen, die Drossel, der Essig, die Fessel, die Gasse, die Kasse, die Klasse, die Masse, die Messe, das Messing, die Nessel, die Presse, der Sessel, die Sprosse, die Tasse, das Wasser. — Die Ebbe, die Krabbe, der Robbe, der Sabbath. — Der Widder. — Die Brigg, der und die Dogge, die Egge, die Flagge, der Roggen, der Schmuggel.

Aufgabe. Vorstehende Wörter können zur Uebung auch in einfach reinen und später in erweiterten Sätzen angewendet werden.

B. Der erweiterte einfache Satz.

A. Erweiterung des Satzes durch nähere Bestimmung des Satzgegenstandes.

1. Die nähere Bestimmung des Satzgegenstandes, so wie überhaupt eines Dinges nennt man Beifügung.

Sätze, worin der Satzgegenstand durch ein Eigenschaftswort näher bestimmt wird.

Ein edler Mensch rächt sich nicht. Ein ruhiger Schlaf stärkt. Ein gutes Gewissen beglückt. Der fleißige Schüler wird geachtet. Ein treuer Freund ist hülfreich. Keimende Kartoffeln sind kraftlos. Ist ein wüstes Land bewohnt? Kann ein reuiger Sünder begnadigt werden? Käme der schöne Frühling!

Aufgabe. Bestimme in nachstehenden Sätzen den Satzgegenstand näher durch ein Eigenschaftswort, theils ohne, theils mit einem bestimmten oder auch unbestimmten Geschlechtsworte!

a) — Waare wird verkauft. — Brod ist schädlich. — Luft ist ungesund. — Holz brennt nicht. — Geld gilt nicht. — Wasser ist Eis. — Blei ist flüssig. — Speise ist nahrhaft.

b) — Münze nicht gangbar. — Mensch bedauernswerth. — Winter schädlich. — That verdienstlich. — Wille strafbar. — Mann verdrüßlich. — Körper sich nicht bewegen. — Baum umgehauen werden. — Haus muß ausgebessert werden. — Hund todt geschossen werden.

2. Sätze, worin die Beifügung ein Zahlwort ist.

Zwei Stücke sind ein Paar. Vier Kreuzer sind ein Batzen. Fünfzehn Batzen sind ein Gulden. Vier und zwanzig Stunden sind ein Tag. — Der erste Wochentag ist der Sonntag. Der vierte Theil ist ein Viertel. Der fünf und zwanzigste Dezember ist der Weihnachtstag. — Jede Arbeit ist mühsam. Jeder Mensch hat Fehler. Alle Menschen sind sterblich. Manches Geldstück ist falsch. Viele Menschen sind unzufrieden. Einige Thiere sind electrisch. Etliche Arbeiten sind leicht. Wenige Säugethiere fliegen. Kein Vogel ist giftig. Die meisten Flüsse sind Nebenflüsse. Viel Holz ist gefällt worden. Wenig Getreide ist gerathen.

3. Sätze, in welchen die Beifügung durch ein besitzanzeigendes Fürwort ausgedrückt ist.

Mein Vater ist mein Lehrer. Dein Bruder ist mein Freund. Sein Tod war sanft. Ihre Freude war unaussprechlich. Unser Leben ist flüchtig. Euere Mutter ist haushälterisch. Ihre Mühe wurde belohnt. Ist deine Schwester krank? Käme mein Bruder!

4. Sätze, worin die Beifügung durch ein hinweisendes Fürwort bezeichnet ist.

Dieser Frost war schädlich. Jene Stadt ist eine Residenz. Eine solche That ist abscheulich. Der Verlust ist groß. Die Melodie ist lieblich. Das Land ist bevölkert. Würde dieser Krieg beendigt! Gefällt ein solches Benehmen?

5. Sätze, worin die Beifügung durch ein Dingwort im Wessenfall ausgedrückt ist.

Die Liebe der Eltern ist unbegrenzt. Die Gebote Gottes sind heilig. Die Person des Fürsten ist unverletzlich. Die Treue des Hundes ist rührend. Die Thränen des Mitleids sind Edelsteine des Herzens.

6. Sätze, worin die Beifügung durch ein Dingwort mit einem Vorworte oder Richtungsworte ausgedrückt ist.

Der Glaube ohne die Werke ist todt. Ein Mann von Ehre verläumdet nicht. Das Vertrauen auf Gott stärkt. Der Glaube an die Unsterblichkeit tröstet. Die Tapferkeit aus Vaterlandsliebe ist rühmlich. Eine Reise über die Alpen ist mühsam. Eine Handlung wider das Gebot ist Sünde. Die Furcht vor Gespenstern ist kindisch. Ein Gewinn durch Lotteriespiel ist höchst zufällig. Eine Brücke von Stein ist dauerhaft.

7. Sätze mit mehreren Beifügungen.

Die Sünde ist unser gefährlichster Feind. Der plötzliche, grausame Tod dieses braven Mannes ist erschütternd. Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens. Der heilige Johannes war der einzige Sohn des jüdischen Priesters Zacharias. Jeder fleißige Schüler wird gelobt. Manche alte Leute werden grämlich. Jene kleinen, funkelnden Sterne des nördlichen Himmels sind unzählbar. Die große, schöne Sammlung von Thieren ist sehenswürdig.

Zur Rechtschreibung.

Aufgabe. Nachstehende Wörter mit den Buchstaben „V" und „Qu" sollen in Sätzen mit Beifügungen angewendet werden!

Das Volk, der Vater, das Vieh, der Vetter, der Gevatter, der Vogel, das Veilchen, der Vers, die Violine, der Vitriol, das Klavier, das Pulver. — Die Vesper, die Viole, der Vikar, die Visite, der Sklave, der

Visitator, der Advokat, der Frevel, der Nerv, die Larve; Viktor, Vincenz, Valentin, Veronika.

Die Qual, der Qualm, der Quark, der Quarz, das Quadrat, der Quacksalber; die Quecke, das Quecksilber, die Quelle, das Quentchen, der Quendel, der Quirl, die Quitte, die Quittung; der Quaderstein, die Quaste, das Quartier.

B. Erweiterung des Satzes durch nähere Bestimmung der Satzaussage.

1. Sätze, worin die Satzaussage durch ein Dingwort im Wen- oder Wasfall näher bestimmt oder ergänzt wird.

Die Sonne erleuchtet die Erde. Der Bauer pflügt den Acker. Der Lehrer unterrichtet die Schüler. Die Bienen sammeln Honig. Noth bricht Eisen. Das Werk lobt den Meister. Die Zeit bringt Rosen. Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Die Sonne zerstreut den Nebel. Der Wind zertheilt die Wolken. Der Baumeister führt Gebäude auf. Die Musik erheitert das Gemüth. Der Frohsinn verscheucht den Kummer. Die Klapperschlange hat einen Giftzahn. Der Elephant hat einen langen Rüssel. Petrus hatte Muth. Leonidas hatte Vaterlandsliebe. Der Jüngling wird ein Mann. Der Sattler macht Lederwaaren.

2. Sätze, worin die Satzaussage durch eine Ergänzung im Wemfalle näher bestimmt ist.

a) Der Schüler antwortet dem Lehrer. Der Unterthan gehorcht dem Landesfürsten. Anbetung gebührt Gott. Gott verzeiht dem Sünder. Muth geziemt dem Manne.

b) Der Lehrer ist dem Fleißigen geneigt. Gott ist dem Sünder gnädig. Die Lüge ist dem Wahrheitsliebenden verhaßt. Die Ruhe ist dem Müden willkommen. Das Gebet des Gerechten ist Gott angenehm. Ein Frühlingsfrost ist der Saat nachtheilig.

3. Sätze, in welchen die Aussage durch eine Ergänzung im Wessenfalle bezeichnet ist.

a) Der Gerechte erbarmt sich des Viehes. Der Rechtschaffene gedenkt seiner Pflicht. Giezi wurde des Betruges überführt. Der Ehrlose rühmt sich der Sünde. Der Mäßige erfreut sich eines langen Lebens. Der Starke spottet des Schwachen. Der Blinde bedarf des Führers.

b) Die Wittwe ist der Unterstützung benöthigt. Unsere Geisteskräfte sind der Vervollkommnung fähig. Der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Der Dankbare ist der Wohlthat eingedenk. Die Magd ist des Diebstahls verdächtig.

4. Sätze, worin die Ergänzung durch ein Dingwort mit einem Vorworte ausgedrückt ist.

Wir hoffen auf Gottes Beistand. Der Unglückliche verlangt nach Hülfe. Der Abergläubische fürchtet sich vor Gespenstern. Der Verurtheilte fleht um Gnade. Gedenke an den Herrn! Der Lasterhafte fällt von Gott ab. Erzürne dich nicht über die Bösen!

5. Sätze mit rückbezüglichen Zeitwörtern.

Ich erinnere mich. Du freuest dich. Der Neidische grämt sich. Wir empfehlen uns. Ihr erbarmt euch. Die Unwissenden wundern sich. — Ich habe mich getäuscht. Du hast dich betrogen. Er hat sich bemüht.

Wir haben uns bekümmert. Ihr werdet euch schämen. Sie werden sich betrüben.

6. Sätze gleicher Bedeutung in thätiger und leidender Form.

Der Sünder beleidigt Gott. Gott wird von dem Sünder beleidigt. Der Jäger jagt das Wild. Das Wild wird von dem Jäger gejagt. Der Arzt heilt die Kranken. Die Kranken werden von dem Arzte geheilt. Jesus suchte die Sünder auf. Die Sünder wurden von Jesus aufgesucht. Die Franzosen haben Mainz erobert. Mainz wurde von den Franzosen erobert. Columbus hat Amerika entdeckt. Amerika ist von Columbus entdeckt worden. Gott wird die Bösen strafen. Die Bösen werden von Gott gestraft werden.

7. Sätze mit zwei Ergänzungen, deren Dingwörter in verschiedenen Biegungsfällen stehen.

Der Lehrer ertheilt dem Schüler Unterricht. Jesus verzieh dem Schächer seine Schuld. Die Apostel verkündigten allem Volke das Evangelium. Salomon erbaute dem Herrn einen Tempel. Der liebreiche Vater gewährte dem gehorsamen Kinde seine Bitte. — Die Schuld beraubt den Menschen seiner Zufriedenheit. Der Hochmüthige würdigt den Armen keines Blickes. Der Richter versichert sich der Schuld des Angeklagten. Der Vorgesetzte entbindet den Untreuen seines Amtes. Die Liebe verwandelt Hartherzigkeit in Mitleid. Das Feuer hat das Haus zu Asche verwandelt.

Aufgabe. Gebrauche folgende zusammengesetzte Dingwörter als Ergänzungen! z. B. der Jäger schießt das Feldhuhn.

Hausgarten, Thurmuhr, Erdbeere, Hofhund, Seehund, Rheinwein, Landmann. — Nachtwächter, Abendessen, Morgenroth, Sommerkleid, Herbstblume. — Frostbeule, Schnittwunde, Dampfboot, Windmühle. — Handschuhe, Federmesser, Saatkorn, Jagdhund. — Glockenblume, Dintenfaß, Handwerkszeug, Weihnachtsgeschenk, Maulwurfshaufen.

C. Erweiterung des Satzes durch Angabe von Ort, Zeit, Weise und Grund bei der Satzaussage.

1. Sätze, worin der Umstand des Ortes ausgedrückt ist.

Der Bauer arbeitet auf dem Felde. Der Rhein entspringt in der Schweiz. Die Korallen wachsen im Meere. Deutschland liegt in der gemäßigten Zone. Der Wein gährt im Fasse. Die Lappländer wohnen in den Polargegenden. — Die Dünste steigen aus dem Meere. Der Reisende kommt von Berlin. Das Wasser sprudelt aus der Quelle. Die Lawine stürzt von der Alpe. Die Blüthen brechen aus den Knospen hervor. Der Wind weht von Osten. — Die Donau ergießt sich in's schwarze Meer. Paulus reiste nach Damaskus. Jesus begab sich in den Oelgarten. Der Nebel fällt zur Erde. — Ich wohne hier. Mein Freund wohnt da. Sein Bruder wohnt dort. Die Luft umgibt die Erde allenthalben. Gott ist überall.

2. Sätze, worin der Umstand der Zeit ausgedrückt ist.

Wir feiern die Geburt Jesu an Weihnachten. Wir müssen uns in der Jugend Kenntnisse erwerben. Die Christen ruhen am Sonntage von den Arbeiten der Woche aus. Das Korn säet man im Herbste. Die Veilchen blühen im Frühlinge. — Wir befinden uns jetzt in einer schwierigen Lage. Habt allezeit Gott vor Augen! Unterstützt sogleich den Unglücklichen! Eine Krankheit befällt uns bisweilen. Die Jugend-

zeit entschwindet bald. — Die Israeliten zogen vierzig Jahre in der Wüste umher. Der Tag währt vier und zwanzig Stunden. Die Eintagsfliege lebt einen Tag. Die Kartoffeln werden seit hundert und fünfzig Jahren bei uns angebaut. Ein Erwachsener soll sieben Stunden schlafen.

3. Sätze, worin der Umstand der Weise bezeichnet ist.

Der Bauer arbeitet mit größter Anstrengung. Ein weiser Mann handelt mit Ueberlegung. Der Reuige bittet unter Thränen um Verzeihung. Der Fromme trägt alle Leiden in Geduld. Der Pilger wallt zu Fuße zum heiligen Grabe. Das Eichhorn erklettert mit Behendigkeit den Baum. — Man muß die Jugendzeit gut anwenden. Sie entflieht schnell. Der Besonnene urtheilt nicht voreilig. Die Sonne strahlt herrlich. — Der arme Knabe geht betteln. Der Taglöhner hilft dreschen. Der General reitet spazieren. Der Händler geht hausiren.

4. Sätze, worin der Umstand des Grundes ausgedrückt ist.

Der Bach ist von dem Regenguß angeschwollen. Die Haut wurde von der Sonne gebräunt. Die Gesundheit wird durch Unmäßigkeit geschwächt. Die Kleider werden durch den Gebrauch abgenutzt. Die Dünste steigen wegen ihrer Leichtigkeit empor. — Die ersten Menschen sündigten aus Hochmuth. Jakob betrog seinen Bruder aus Eigennutz. Saul feindete David aus Schwermuth an. Mancher unterläßt das Böse um der Schande willen. Jesus vertrieb die Käufer aus dem Tempel aus heiligem Eifer. — Den Baum erkennt man an der Frucht. Den Vogel erkennt man an den Federn. Der Fremde ist seiner Sprache nach ein Engländer. Die Größe der Schuld ersieht man aus ihren erschrecklichen Folgen. — [illegible] lesen zur Belehrung. Mancher spielt zum Zeitvertreib. Der Bauer arbeitet zur Ernährung seiner Familie. Das Gewehr braucht man zum Schießen. Erhitzte Luft wendet man jetzt zur Fortbewegung der Schiffe an.

Aufgabe. Bilde Sätze mit Umständen verschiedener Art und wende nachstehende Wörter in denselben an! Z. B. Der Bach strömt in's Thal herab. Der preußische Thaler gilt in Preußen 1 fl. 48 Kr.

Das Thal, der Thaler, die That, das Thier, die Thüre, der Thau, das Thor, der Thee, der Theer, der Thran, die Thräne, der Theil, der Thron, der Thurm, der Thon, der Athem, die Blüthe, der Koth, das Loth, die Mauth, die Miethe, der Muth, die Noth, der Pathe, der Rath, die Ruthe, der Werth, der Wirth, die Wuth.

Aufgabe. Bilde mannichfach erweiterte Sätze und wende dabei die Vorwörter an, nach welchen das Dingwort im Wessenfall stehen muß! Z. B. Außerhalb Mainz dehnen sich die Festungswerke weithin aus. Der Stein sinkt vermöge seiner Schwere im Wasser unter.

Außerhalb, innerhalb, oberhalb, unterhalb, diesseit, jenseit, statt, anstatt, mittelst, kraft, vermöge, ungeachtet, laut, während, unweit, wegen, halben. — Entlang, längs, zufolge, trotz. (Stehen die vier letzten nach dem Dingwort, so steht dasselbe bei „entlang" im Wen=, bei den andern im Wemfall. Z. B. Er lief den Bach entlang. Dem Befehle zufolge reiste er ab.)

Aufgabe. Fortsetzung. Vorwörter, die den Wemfall regieren: „Aus, außer, bei, binnen, entgegen, nach, nächst, nebst, sammt, von, zu, zuwider." Z. B. Aus der Baumwolle verfertigt man in den Fabriken die verschiedenartigsten Zeuge. Das Dampfschiff ist auf seiner Reise nach Nordamerika mit Mann und Maus untergegangen.

Aufgabe. Fortsetzung. Vorwörter, welche den Wen- oder Wasfall regieren.

Durch, für, gegen (gen), ohne (sonder), um, wider. Z. B. Gott hat im Anfange die Welt durch sein Allmachtswort erschaffen. Der fromme Christ stirbt sonder Furcht.

Aufgabe. Fortsetzung. Vorwörter, welche auf die Frage „wo?" den Wemfall und auf die Frage „wohin?" den Wenfall regieren.

An, auf, hinter, in, neben, über, unter, vor, zwischen. Z. B. Carl sitzt in der Schule schon seit langer Zeit neben mir. Maria setzt sich bei Tische immer neben mich. Alle Staatsangehörigen stehen unter dem Schutze der Landesgesetze. Der ungerecht Verfolgte stellt sich unter den Schutz der Gesetze des Staates.

5. Betonung und Wortfolge.

Hat ein Wort im Satze eine größere oder geringere Bedeutung, so spricht man dasselbe auch mit stärkerem oder schwächerem Tone aus. Diesen größern oder geringern Nachdruck der Stimme, womit man die Wörter ausspricht, heißt die Betonung.

a) Der Lehrer unterrichtet den Schüler in der Schule.
Der Lehrer unterrichtet den Schüler in der Schule.
Der Lehrer unterrichtet den Schüler in der Schule.
Der Lehrer unterrichtet den Schüler in der Schule.
Der Lehrer unterrichtet den Schüler in der Schule.
Der Lehrer unterrichtet den Schüler in der Schule.
Der Lehrer unterrichtet den Schüler in der Schule.
Der Lehrer unterrichtet den Schüler in der Schule.

Die Ordnung, in welcher die Glieder eines Satzes auf einander folgen, heißt die Wortfolge. Es gibt eine gerade und versetzte Wortfolge.

b) Der Vater arbeitet. Arbeitet der Vater? Arbeitete der Vater! Der Baum hat geblüht. Hat der Baum geblüht? Geblüht hat der Baum. (?) Der Mann ist ein Künstler. Ein Künstler ist der Mann. (?) Ist der Mann ein Künstler? Der Wolf ist raubgierig. Raubgierig ist der Wolf. Ist der Wolf raubgierig? Der Mensch muß arbeiten. Arbeiten muß der Mensch. Muß der Mensch arbeiten? — Das Blei ist ein biegsames Metall. Ein biegsames Metall ist das Blei. Ist das Blei ein biegsames Metall?

II. Der einfach zusammengesetzte Satz.

Zusammgesetzte Sätze entstehen durch eine Verbindung einfacher Sätze. Drückt ein solcher einen vollständigen Gedanken aus, so heißt er Hauptsatz; Nebensatz ist jeder, der irgend ein Satzglied des Hauptsatzes ausdrückt und mit diesem einen vollständigen Sinn gibt. Besteht der zusammengesetzte Satz aus lauter Hauptsätzen, so wird er Satzverbindung genannt, enthält er aber Haupt- und Nebensatz, so heißt er Satzgefüge.

A. Satzverbindungen.

Die Verbindung zweier oder mehrerer Hauptsätze zu einem Satzganzen geschieht meistens durch Bindewörter oder geradezu, d. h. ohne Bindewörter.

1) Hauptsätze, zusammenstellend verbunden durch die Bindewörter: „und, auch, zudem, außerdem, nicht nur — son-

dern auch, nicht allein — sondern auch, sowohl — als auch, nicht blos — sondern auch, weder — noch, theils — theils, erstlich — dann — ferner — endlich, nämlich, als, wie." (Die Hauptsätze werden durch Strichpunkte geschieden; nur vor den Bindewörtern: „und" „oder" setzt man einen Beistrich.)

Der Vater arbeitet im Garten, und die Mutter besorgt die Küche. Das Buchenholz wird zu allerlei Geräthschaften verarbeitet; auch dient es uns als vortreffliches Brennholz. Die Gebirge sind die Lagerstätten der Metalle; zudem sind sie auch die reichsten Wasserbehälter. Der Mond bewegt sich um die Erde; außerdem kreist derselbe mit der Erde um die Sonne. Die Kenntniß der Natur gewährt uns nicht nur eine genußreiche Unterhaltung; sondern sie befördert auch die Erkenntniß Gottes. Jesus belehrte nicht allein die sündigen Menschen; sondern er versöhnte sie auch durch seinen Kreuzestod mit Gott. Der gebildete Mensch empfiehlt sich ebensowohl durch seine Geschicklichkeit; als er sich auch durch gute Sitten bei Allen beliebt macht. Die Geschicklichkeit verschafft dem Menschen nicht blos seinen Unterhalt; sondern sie macht ihn auch bei Jedermann beliebt. Die Eidechsen sind weder giftig; noch bringen sie uns auf andere Weise erheblichen Schaden. Die Blumen erfreuen uns theils durch ihre schöne Gestalt; theils ergötzen sie das Auge durch ihre herrlichen Farben; theils erquicken sie uns durch ihren Wohlgeruch. Erstlich wird das Buch verfaßt; dann wird die Handschrift des Verfassers von dem Schriftsetzer gesetzt; ferner wird dieser Schriftsatz vom Buchdrucker auf die Druckbogen gedruckt; endlich werden die bedruckten Bogen von dem Buchbinder zu einem Buche eingebunden.

2) Hauptsätze, entgegenstellend verbunden durch die Bindewörter: „nicht — sondern, entweder — oder, sonst, aber, allein, hingegen, doch, jedoch, dennoch, dessenungeachtet, gleichwohl, dagegen."

Der wahre Glauben an Jesus trennt die Menschen nicht; sondern er vereinigt die Herzen in Liebe. Entweder muß der Bürger den Gesetzen des Staates gehorsam sein; oder er verfällt in Strafe. Bete mit reinem, versöhntem Herzen zu Gott; sonst ist ihm dein Gebet ein Greuel. Der Hunger schaut dem Fleißigen zuweilen in die Thür; aber über die Schwelle darf er nie treten. Du siehst den Splitter in deines Bruders Auge; allein den Balken in deinem eigenen wirst du nicht gewahr. Die Wahrheit bedarf nicht vieler Worte; die Lüge hingegen kann deren nie genug haben. Die Wahrheit ist so schön; doch findet sie Widerspruch. Der Tiger ist eines der stärksten Raubthiere; jedoch überwältigt ihn die Riesenschlange. Viele werden wünschen in das Reich Gottes zu kommen; dennoch werden sie es nicht erreichen.

3) Sätze, begründend verbunden durch die Bindewörter: „daher, deßwegen, deßhalb, darum, demnach, mithin, also, folglich, denn."

Der Frühlingsfrost hat großen Schaden angerichtet; daher wird es wenig Obst geben. Manche Pflanzen enthalten ein tödtliches Gift; deßwegen muß man sie von den nützlichen Pflanzen unterscheiden lernen. Unser Nachbar ist sehr streitsüchtig; deßhalb vermeidet Jedermann seinen Umgang. Die Geisteskräfte des Menschen entwickeln sich nicht ohne Bildung; darum müssen sie besonders in der Jugend tüchtig geübt werden. Die Saat steht im erfreulichsten Wuchse; demnach wird sich die Theuerung

der Lebensmittel vermindern. Die Wolken häufen sich am Horizonte in schwarzen, dichten Massen; mithin muß ein Gewitter im Anzuge sein. Ich weiß gar Nichts von diesem Vorfalle; somit kann ich hierüber kein Zeugniß abgeben. Der Schüler kann nicht aufmerken; also fehlt ihm die wesentliche Eigenschaft zum Lernen. Der Verschwender hat sein Vermögen durchgebracht; folglich hat er seine Familie in's Unglück gestürzt. Der Besitz irdischer Güter kann uns nie ein vollkommenes Glück verleihen; denn sie sind vergänglich.

4) Hauptsätze, welche geradezu nebeneinander gestellt sind.

Der Genuß eines unerlaubten Vergnügens ist kurz; die Reue ist lang. Der Zufriedene ist heitern Sinnes; der Unzufriedene voller Unmuth. Jonathas ist das Bild der edelsten Freundschaft; Saul ist ein trauriges Bild der Feindschaft. Die Sünde ist ein zweischneidiges Schwert; ihre Wunden schmerzen entsetzlich. Der Gottlose verliert den Muth auch im geringsten Leiden; der Gerechte bleibt auch im Tode getrost. Die Sünde gleicht einer schmerzlichen Wunde; Reue ist fressender Essig darauf. Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit ist linderndes Oel. Gott läßt die Arznei aus der Erde wachsen; der Vernünftige verachtet sie nicht. Ein gutes Herz ist die Gesundheit des Leibes; Neid ist Eiter in den Gebeinen.

III. Der zusammengezogene Satz.

Ein zusammengezogener Satz entsteht, wenn man irgend welche gleichartige Satzglieder mit irgend einem gemeinsamen Satzgliede zu einem Satze verbindet, er sei nun Haupt- oder Nebensatz. Die gleichartigen Satzglieder werden mit den nämlichen Bindewörtern verbunden, wie die Hauptsätze und werden getrennt durch einen Beistrich, welcher aber vor „und“ „oder“ wegbleibt.

Beispiele über den zusammengezogenen Satz.

Der Mensch denkt. Der Mensch spricht. = Der Mensch denkt und spricht. Der Mensch denkt nicht blos, sondern spricht auch. Der Christ soll beten. Der Christ soll arbeiten. = Der Christ soll sowohl beten, als auch arbeiten. Der Christ soll nicht allein beten, sondern auch arbeiten. Der Böse ist weder wahrhaft glücklich, noch zufrieden. Wir sollen nicht nur Hörer, sondern auch Thäter des göttlichen Wortes sein. Gott bewacht, regiert und schützt die Welt.

Der Rhein ist ein Strom. Die Donau ist ein Strom. = Der Rhein, deßgleichen auch die Donau sind Ströme. Versprechen und Borgen macht Schulden. Lust und Liebe zu einer Sache sind die besten Lehrmeister. Der Zorn sowohl, als auch der Trunk und das Spiel entdecken oft die geheim gehaltene Gesinnung.

Die Jugend bedarf des Unterrichts. Die Jugend bedarf der Erziehung. Die Jugend bedarf sowohl der Erziehung, als auch des Unterrichts. Dem Vaterlande verdanken wir unser Leben und unsere Erziehung, zudem auch unsern Wohlstand. Durch Ordnung ersparst du dir nicht nur Zeit, sondern auch Geld und Mühe. Gott kennt die Gedanken und Anschläge der Menschen.

Nicht nur über die guten, sondern auch über die bösen Menschen läßt Gott seine Sonne scheinen. Weder die faulen, noch die ungehorsamen Schüler werden von dem Lehrer geliebt. Der Zufriedene hat ein sanftes und ruhiges Leben. An dem Lügen kennt man einen schlechten, sittenlosen Menschen. Die Selbstüberwindung ist nicht nur allein der allernothwendigste, sondern auch der allerschönste Sieg.

Das Wasser, sowohl der Flüsse, als auch der Brunnen, nennt man süßes Wasser. Nicht nur die Ausdehnsamkeit des Dampfes, sondern auch der Luft gebraucht man als Triebkraft bei Maschinen. Der Fleiß der Bienen, deßgleichen auch der Ameisen erregt unsere Bewunderung in hohem Grade.

Der Taglöhner verrichtet seine Arbeiten theils auf dem Felde, theils im Garten und theils im Hause. Der Bösewicht findet weder in dieser, noch in jener Welt den Frieden. Die Wilden wohnen in Erdhöhlen und auch in Hütten. Gott ist nahe — um dich — über dir — in dir. Der Kaiser von Rußland herrscht unumschränkt in einem großen Theile Europa's und Asiens. Wohlgezogene Kinder betragen sich nicht nur in der Kirche und Schule, sondern überall anständig. Halte stets Gott vor Augen und in deinem Herzen. Das Reich Gottes ist weder hier, noch dort, sondern in uns.

Christliche Kinder beten des Morgens und des Abends, deßgleichen vor und nach dem Essen. Das Getreide wird theils im Frühjahre, theils im Herbste gesäet. Zu keiner Zeit, weder heute, noch morgen sind wir vor dem Tode sicher. Ein gutes Kind ist in der Jugend der Eltern Freude und im Alter ihr Trost. Weder in Freud', noch Leid will ich meines Gottes vergessen.

Jesus segnete die Kinder mit göttlicher Liebe und himmlischer Freundlichkeit. Lehret und ermahnet einander in aller Weisheit mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern. Liebet eure Nächsten nicht nur mit Worten, sondern in der That und Wahrheit. Du sollst Gott lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, von deinem ganzen Gemüthe und aus allen deinen Kräften.

Die Rose ist sowohl ihres Wohlgeruchs, als auch ihrer Schönheit wegen eine der beliebtesten Blumen. Den Alten gebührt Ehre wegen ihrer Einsicht und Erfahrung. Den Baum erkennt man an seiner Frucht, den Menschen an seinen Handlungen. Jede von Gott eingegebene Schrift ist nützlich zur Belehrung, zur Zurechtweisung, zur Besserung, zur Unterweisung in der Gerechtigkeit.

Dieser Knabe ist nicht erzogen. Dieser Knabe ist verzogen. = Dieser Knabe ist nicht erzogen, sondern verzogen. Frömmigkeit und Geschicklichkeit, nicht Reichthümer geben dem Menschen wahre Ehre. Nicht Armuth, sondern unsere Begierden erregen Traurigkeit. Reichthum ist vergänglich, Tugend aber unsterblich. Nicht der Glanz unserer Thaten, sondern die Güte unseres Herzens bestimmt unsern Werth.

Der Diamant ist ein prächtiger und seltener Edelstein, daher auch sehr werthvoll. Der Walfisch ist ein Säugethier, deßhalb kein Fisch. Alle Pflichten müssen erfüllt werden, mithin auch die Pflicht der Dankbarkeit.

B. Satzgefüge.

Die Nebensätze verbindet man mit dem Hauptsatze durch die unterordnenden Bindewörter, aber auch durch die bezüglichen Fürwörter: „welcher, welche, welches; der, die, das; womit, worauf, wofür, woran" u. s. w. anstatt „mit welchem, auf welche, für welches" u. s. w. Die Nebensätze stehen theils zwischen den Gliedern des Hauptsatzes — Zwischensätze —, theils vor, theils nach dem Hauptsatze — Vorder- oder Nach-

sätze. Der Vorder- und Nachsatz wird durch einen Beistrich, der Zwischensatz aber durch zwei von dem Hauptsatze getrennt.

a. Satzgefüge mit Beifügesätzen.

1) Satzgefüge, worin der Beifügesatz ein Eigenschaftswort vertritt, welches den Satzgegenstand näher bestimmt.

Ein unaufmerksamer Schüler lernt Nichts. = Ein Schüler, welcher unaufmerksam ist, lernt Nichts. Die wohlriechende Blume ergötzt uns. = Eine Blume, welche wohlriechend ist, ergötzt uns. Ein treuer Freund ist Goldes werth. = Ein Freund, welcher treu ist, ist Goldes werth. Die verlorene Zeit bringt keine Reue zurück. = Die Zeit, welche verloren ist, bringt keine Reue zurück. Falsche Freunde gleichen dem Zeiger der Sonnenuhr. = Freunde, welche falsch sind, gleichen dem Zeiger der Sonnenuhr.

Aufgabe. Bildet folgende einfache Sätze in Satzgefüge von vorstehender Art um.

Gottlose Menschen gleichen den Wolken ohne Wasser. Ein weiser Sohn ist die Freude seines Vaters. Eine thörichte Tochter ist der Kummer und die Schande ihrer Mutter. Einem lügenhaften Menschen schenkt man kein Vertrauen. Ein unfolgsames Kind verliert die Liebe seiner Eltern. Schlechte Zeiten machen gute Menschen. Eine volle Schüssel findet viele Freunde.

Aufgabe. Drücke nachstehende Satzgefüge in einfachem Satze aus.

Ein Hund, der das Haus bewacht, hat viele Feinde. Ein Dieb, der sich anmelden läßt, findet wenig zu stehlen. Ein Mensch, welcher sich durch Kenntnisse auszeichnet, findet stets ein gutes Fortkommen. Das Nordlicht, welches bei uns selten erscheint, ist eine prachtvolle Naturerscheinung. Die Kirche, welche auf einen Fels gegründet ist, wird von den Pforten der Hölle nicht überwältigt.

2) Satzgefüge, worin der Beifügesatz ein Dingwort der Satzaussage näher bestimmt.

Hessen-Darmstadt ist ein Großherzogthum, welches den deutschen Bundesstaaten angehört. Der Mond ist ein Trabant, welcher sich um die Erde bewegt. Des Menschen Leib ist ein Tempel, welcher Gott geweiht ist. Eine weise Lebensordnung ist eine Arznei, welche vor Krankheit bewahrt. Die Sprache ist eine der herrlichsten Gaben, welche uns der gute Gott verliehen hat. Selbstüberwindung ist ein Sieg, welcher über alle Siege erhaben ist.

Aufgabe. Bilde vorstehende Satzgefüge in einfache Sätze um.

Aufgabe. Aus jedem der folgenden Sätze bilde ein Satzgefüge mit einem Beifügesatz.

Der Dukaten ist eine aus Gold geprägte Münze. Die Unmäßigkeit ist ein die Gesundheit zerstörendes Laster. Der Wucher ist ein himmelschreiender Betrug. Der Kummer ist ein am Herzen nagender Wurm. Ein Quadrat ist ein von vier gleichen Seiten und vier rechten Winkeln gebildetes Viereck. Der Müßiggang ist ein Hab' und Gut raubender Hausdieb.

3) Satzgefüge, worin ein Beifügesatz eine Ergänzung näher bestimmt.

Der Haifisch verschlingt bisweilen Matrosen, welche sich im Meere baden. Der Löwe ist ein Raubthier, welches den Menschen nur in äußerster Noth anfällt. Hilf deinem Nächsten, der sich in

Gefahr und Noth befindet. Halte deine Gelübde, welche du dem Herrn gemacht hast.

Aufgabe. Vorstehende Satzgefüge wandle in einfache Sätze um.

Aufgabe. Folgende einfachen Sätze bilde in Satzgefüge um.

Der Kaufmann empfiehlt seine zu verkaufenden Waaren. Der Lehrer muß die unartigen Schüler bestrafen. Jesus suchte die verlorenen Sünder. Jesus ist der zum Himmel führende Weg. Wohlthun ist ein Gott wohlgefälliges Werk.

Gott verzeiht dem Sünder, welcher reumüthig ist. Man gibt gern dem Armen, welcher bescheiden fordert. Ehre gebe man Dem, dem Ehre gebührt. Ein festes Vertrauen auf Gott mangelt Dem, der ihn nicht liebt. Die Schwätzer gleichen einem Siebe, das nichts bei sich behalten kann.

Aufgabe. Wandle vorstehende Satzgefüge in einfache Sätze um.

Aufgabe. Bilde aus folgenden Sätzen Satzgefüge.

Die Eltern gewähren den Kindern gern ein erlaubtes Vergnügen. Der Gärtner stellt dem den Gewächsen schädlichen Ungeziefer nach. Der Lasterhafte fröhnt den die Menschen herabwürdigenden Leidenschaften. Dem Tagedieb fehlt zuletzt der zum Leben nothwendige Unterhalt.

Der rechtschaffene Mann entledigt sich pünktlich eines jeden Auftrags, welchen er übernommen hat. Der Leichtsinnige überhebt sich gern der Pflichten, die er zu erfüllen hat.

Der Uebermüthige ist stolz auf die Glücksgüter, die er oft nicht einmal selbst erworben hat. Der Angeklagte überzeugte den Richter von seiner Unschuld, welche so freventlich angegriffen war.

Aufgabe. Verwandelt vorstehende Satzgefüge in einfache Sätze.

Aufgabe. Wandelt folgende Sätze in Satzgefüge mit Beifügesätzen um.

Der Umgang mit den Bösen schadet dem mit keinem Gelde mehr zu erkaufenden Namen. Anbetung gebührt Gott, dem höchsten Gute. Der Negersklave erliegt der unmenschlichen Behandlung seiner Quäler. Jede Arbeit gelingt vollkommen dem beharrlich Thätigen. Die Leiden sind heilsam dem auf bösen Wegen Einherwandelnden.

4) Satzgefüge, worin der Beifügesatz sich auf die ganze Satzaussage bezieht und sie näher bestimmt.

Moses zweifelte an der Allmacht Gottes, was sündlich war. Johannes hielt Herodes eine Strafpredigt, wodurch jener seiner Freiheit beraubt wurde. Helis Söhne trieben allerlei schändliche Streiche, wofür sie von Gott hart bestraft wurden. Der Landesherr erläßt die Gesetze, wonach sich die Unterthanen zu richten haben.

Aufgabe. Ergänzet folgende Sätze durch Zusätze.

Manche fürchten sich vor Gespenstern, was —. Gott ist mein Schutz, worauf —. In jeder braven Familie besteht eine Hausordnung, wonach —. Der faule Schüler macht seine Aufgaben nicht, wofür —.

5) Satzgefüge, deren Beifügesätze mit dem Hauptsatze durch die bezüglichen Fürwörter: „wo, wann, wie, da, womit, wofür, wozu“ u. s. w. und durch die unterordnenden Bindewörter „daß und ob“ verbunden sind. („Wo“ kann sich nie auf Personen beziehen; also dürfte es z. B. nicht heißen: „Ein Freund, wo treu ist.“)

Die Bergstraße, wo man alle Annehmlichkeiten des Lebens findet, ist Vieler Lieblingsaufenthalt. Frankfurt, wo ehemals die deutschen Kaiser gekrönt wurden, ist eine freie Stadt. Gib das Datum an, wann du geboren bist. Der Tag, wann das Ende der Welt sein wird, ist Niemanden bekannt. Die Art, wie Jesus seine himmlische Lehre vortrug, war allgemein verständlich. Augustus lebte zur Zeit, da Christus geboren wurde. Die Gebirge, worin Metalle lagern, nennt man Uebergangsgebirge. Die Erlösung, wofür der Heiland sein Leben ließ, ist an Vielen verloren. Der Beruf, wozu sich mein Bruder entschlossen hat, ist einer der schwierigsten. — Das Glück einer guten Erziehung ist unschätzbar. = Das Glück, daß man gut erzogen ist, ist unschätzbar. Mein Entschluß, ob ich auswandere, ist noch nicht fest.

) Satzgefüge mit zusammengezogenen Beifügesätzen.

Der Colibri, welcher nicht nur einer der kleinsten, sondern auch einer der schönsten Vögel ist, ist in Südamerika zu Hause. Das Pferd, welches uns theils durch seine edle Gestalt, theils durch seine Fähigkeiten und theils durch seinen großen Nutzen erfreut, ist das größte und schönste Hausthier. Das Gute gleicht einer schönen Frucht, welche uns nicht allein einen lieblichen, angenehmen Genuß gewährt, sondern auch Samen zu neuen Pflanzen und Früchten derselben Art liefert. (J. P. Richter.) Der Mensch, welcher blos seinen sinnlichen Trieben folgt, weder auf die Einsprechungen der Vernunft, noch auf die Stimme des Gewissens achtet, macht sich im höchsten Grade unglücklich. Wohl Dem, der des Lebens Noth und Mangel geduldig trägt und treu bleibt seinem Gott und seiner Pflicht.

b. Satzgefüge mit Dingsätzen.

Der Zufriedene ist glücklich. = Wer zufrieden ist, der ist glücklich. Der Fromme ist Gott angenehm. = Wer fromm ist, der ist Gott angenehm. Das Schöne gefällt Jedermann. = Was schön ist, das gefällt Jedermann. Das Verkehrende lehrt. = Was verkehrt, das lehrt. Daß Abraham gehorsam war, das gefiel Gott wohl. Daß der Schüler faul ist, das bekümmert den Lehrer. Ob ich versetzt werde, dies ist noch zweifelhaft. Ob ich abreisen werde, ist noch ungewiß. Es freut den Lehrer, wenn die Schüler fleißig sind.

Aufgabe. Bilde folgende Satzgefüge dadurch zu einfachen Sätzen um, daß du den Nebensatz zum Satzgegenstand des Hauptsatzes machst.

Wer betet, bindet die Erde an den Himmel an. Wer das Höchste gewinnen will, muß das Höchste einsetzen. (v. Schiller.) Wer mit fremdem Schweiße düngt, dem trägt der Acker nur Disteln. Wer in der Weinsucht lebt, stirbt an der Wassersucht. Wer sich mit der Weisheit vermählen will, der muß sie jung lieben. Wer mit der Sonne schlafen geht, muß auch mit ihr aufstehen. Wer seine Schätze im Himmel hat, dem stiehlt sie kein Dieb. Wer dem Teufel dient, kann Gott nicht anbeten. Wer den Heiland sucht, findet auch einen Stern zum Wegweiser. Was wahr ist, das besteht ewig. Was ein Dorn werden will, spitzt sich bei Zeiten.

Das Geliebte schätzt man hoch. = Was man liebt, das schätzt man hoch. Thue stets das Rechte. = Thue stets Das, was recht ist. Man muß sein Versprechen halten. = Man muß Das halten, was man versprochen hat. Fliehe den Verführer. = Fliehe Den, der dich verführen will. Der Geizige kennt die Süßigkeit des Wohlthuns nicht. = Der Geizige kennt nicht, wie süß das Wohlthun ist.

Niemand kann seine Sterbestunde voraussagen. = Niemand weiß, wann er sterben wird. Die Seefahrer erkennen an den Gestirnen ihren Standort auf der See. = Die Seefahrer erkennen an den Gestirnen, wo sie sich auf der See befinden.

Aufgabe. Verwandle folgende einfache Sätze in Satzgefüge mit Ergänzungssätzen.

Das nicht mit Wasser zu Reinigende muß man mit Lauge waschen. Nimm das nicht zu Aendernde geduldig an. Den Hochstehenden sieht man weit. Das Nichtzuverdauende mußt du nicht kauen. Der von Christus bei der Hand Genommene steht auf. Brave Kinder wünschen ihren Eltern langes Leben. Salomon erkannte die Eitelkeit irdischer Dinge. Die Sitte fordert vom Gegrüßten Dank. Man empfiehlt sich durch Höflichkeit.

Der Dankbare erinnert sich der empfangenen Wohlthaten. = Der Dankbare erinnert sich, daß er Wohlthaten empfangen hat. Gedenke der irdischen Vergänglichkeit. = Gedenke, daß alles Irdische vergänglich ist. Jedes Geschöpf freut sich, daß es lebt. Alle lebende Geschöpfe bedürfen Dessen, was sie nährt. Der Glaube hält für gewiß, was er nicht sieht. Der Rechtschaffene ist bewußt, daß er seine Pflicht erfüllt hat. Der Geschickte ist alles Dessen kundig, was in sein Geschäft einschlägt. Benjamin schien verdächtig, daß er Josephs Mundbecher gestohlen habe.

Aufgabe. Bildet nachstehende Satzgefüge in einfache Sätze um.

Jesus belehrte uns über alles Das, was uns zum Heile gereicht. Die Pharisäer ziehen Jesus derjenigen Verbrechen, wodurch sie ihn zum Tode brächten. Pilatus versicherte dem hohen Rathe, daß Jesus unschuldig sei. Die Pharisäer harrten sehnsüchtig darauf, daß sie Jesus in seinen Reden fangen würden. Der Pharisäer rühmt sich Dessen, was werkheilig macht. Der Müde ist froh, wenn er der Ruhe pflegen darf. Wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über. Wessen ein Mensch fähig ist, das erkennt man aus seinen Leistungen. Der Niederträchtige macht sich alles Dessen verlustig, was Ehre bringt.

Dem keinen Rath Annehmenden ist nicht zu helfen. = Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Dem Reumüthigen verzeiht Gott. = Wer reumüthig ist, dem verzeiht Gott. Traue Dem nicht, der dir schmeichelt. Wer dem Armen gibt, dem wird es nicht mangeln. Wer seinem Vater und seiner Mutter flucht, dessen Licht wird erlöschen. Ehre, dem Ehre gebührt! Gib Gott, was Gottes ist. Wer dir Nüsse gibt, dem reiche keine Schalen. Wer Gott für die Aehre dankt, dem schenkt er eine Garbe. Wer Christus sucht, dem ist kein Weg zu weit. Wen der Himmel segnet, dem schließt auch die Erde ihre Schätze auf. Wer dem Nothleidenden den Rücken zeigt, dem zeigt das Glück die Fersen.

Aufgabe. Bilde vorstehende Sätze in einfache um.

Ein aufmerksamer Schüler achtet auf das vom Lehrer Gelehrte. = Ein aufmerksamer Schüler achtet auf Das, was der Lehrer lehrt. Der Christ beginnt den Tag damit, daß er betet. Trachtet nach Dem, was oben ist! Der heidnische Hauptmann bat Jesus darum, daß er seinen Knecht heile. Wir bitten im Gebete des Herrn, daß er uns von dem Uebel erlöse. Wir bewahren uns dadurch vor dem ewigen Verderben, daß wir Gottes Wege wandeln. Der Schadenfrohe spottet darüber, daß Andere gebrechlich sind.

Aufgabe. Wandle die vorstehenden Sätze in einfache um.

Aufgabe. Bilde aus folgenden einfachen Sätzen Satzgefüge.

Jesus weinte über die Zerstörung Jerusalems. Gewöhne

dich an's Frühaufstehen! Verlasset euch nicht auf euern Reichthum. Der Genügsame ist mit dem Nothwendigen zufrieden. Der Unglückliche verlangt nach Hülfe. Der Mensch macht sich durch den Abfall von Gott unglücklich. Viele Krankheiten kommen von der Unmäßigkeit her.

Jesus sprach: „Liebet eure Feinde!" Jesus befahl, man solle die Feinde lieben. Paulus schrieb: „Der schönste Ruhm ist das Zeugniß eines guten Gewissens." Paulus schrieb, der schönste Ruhm sei das Zeugniß eines guten Gewissens.

Der Türke droht, er wolle den Krieg beginnen. Petrus und Johannes erklärten, sie müßten Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Jesus befahl, daß man die Feinde lieben solle. Paulus schrieb, daß das Zeugniß eines guten Gewissens der schönste Ruhm sei. — Der Türke droht, daß er den Krieg beginnen wolle. Petrus und Johannes erklärten, daß man Gott mehr, als den Menschen gehorchen müsse.

Anführungssätze und deren Stellung.

Sirach sagte: „Gott lieben ist die allerschönste Weisheit." „Gott lieben," sagte Sirach, „ist die allerschönste Weisheit." „Gott lieben ist die allerschönste Weisheit," sagte Sirach.

c. Satzgefüge mit Umstandssätzen.

1) Satzgefüge mit Umstandssätzen des Ortes.

Bei höchster Noth ist Gott am nächsten. = Wo die Noth am höchsten, da ist Gott am nächsten. Beim Mangel von Sonne ist keine Wärme. = Wo keine Sonne ist, da ist auch keine Wärme. Wo die Verschwendung einzieht, da zieht der Wohlstand aus. Wo Nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren. — Wohin der Schütze zielt, dahin muß der Pfeil fliegen. Das Pferd geht dahin, wohin es sein Reiter lenkt. Der Blitz fährt dahin, wohin er angezogen wird. — Südwesten ist diejenige Gegend, woher die meisten Stürme kommen. Die Zugvögel ziehen im Herbste dahin, woher sie im Frühlinge gekommen waren. Man weiß nicht, woher dieser Fremde ist.

Aufgabe. Bilde vorstehende Sätze in einfache um.

Aufgabe. Verwandle folgende einfache Sätze in Satzgefüge mit Umstandssätzen des Ortes.

Bei vielen Worten geht's selten ohne Sünde ab. Beim Abtragen von Bergen genügt das Händereiben nicht. Beim Mangel an Licht nützen die besten Augen nichts. Der Hund begleitet seinen Herrn auf allen Wegen. Beim Mangel an Salz fehlt es am besten Gewürze im Hause. Jedes Thier hält sich am Orte seiner Nahrung auf. Mainz liegt an der Mündung des Mains in den Rhein. Gott ist überall.

2) Satzgefüge mit Umstandssätzen der Zeit.

Bei Erschaffung der Welt zeigte sich Gott als liebevoller Vater. = Als Gott die Welt erschuf, zeigte er sich als liebevoller Vater. Da Joseph die Reue seiner Brüder sah, verzieh er ihnen von ganzem Herzen. Wenn die Sonne untergegangen ist, dann erscheinen die glänzenden Sterne. Sobald die Sonne aufgeht, weicht die Dunkelheit der Nacht. Während Jesus am Oelberge betete, schliefen seine Jünger. Wie der Frühling naht, kehren auch die Störche wieder. Nachdem Judas seinen Herrn verrathen hatte, erhängte er sich.

Aufgabe. Ziehe vorstehende Satzgefüge in einfache Sätze zusammen.

Aufgabe. Verwandelt folgende einfache Sätze in Satzgefüge mit Umstandssätzen der Zeit!

Die Zugvögel verlassen uns vor dem Herannahen des Winters. Gleich nach dem Aufstehen verrichte dein Morgengebet. Der Fleißige ist auch munter während der Arbeit. Beim Aufgang der Sonne wird Alles neu lebendig. Beim Tode Jesu erbebte die Erde. Die Eulen gehen des Nachts auf Raub aus.

3. Satzgefüge mit Umstandssätzen der Weise.

Nach der Art des Einmessens wird uns ausgemessen. = Wie wir einmessen, so wird uns ausgemessen. Manche Käfer stellen sich beim Herannahen ihrer Feinde todt. = Manche Käfer stellen sich beim Herannahen ihrer Feinde so, als ob sie todt wären. Bei einer totalen Sonnenfinsterniß wird es so dunkel, als wenn es Nacht werden wollte. Jesus war so liebreich, daß er sogar für seine Feinde betete. Gott bestraft eben so streng, als er gütig belohnt. Das liebliche Veilchen ist so wohlriechend, als die prachtvolle Rose.

Aufgabe. Aus nachstehenden einfachen Sätzen bildet Satzgefüge mit Umstandssätzen der Weise!

Die Ernte ist gleich der Saat. Jesus starb unter Gebet für seine Mörder. Eine der Pyramiden und der Straßburger Münster sind gleich hoch. Der Wasserstand des Rheins ist manchmal zum Fahren der Frachtschiffe zu klein. Nach der Größe des Fehlers richtet sich die Strafe. Der Kaufmann bedient seine Käufer nach Verlangen.

4. Satzgefüge mit Umstandssätzen des Grundes.

Der Wind entsteht bei plötzlicher Aenderung der Lufttemperatur. = Der Wind entsteht dadurch, daß sich die Temperatur der Luft plötzlich ändert. Mancher wird von Erkältung krank. = Mancher wird davon krank, daß er sich erkältet. Das Getreide ist bei der Nässe nicht gerathen. = Das Getreide ist nicht gerathen, weil es zu naß war. Jesus starb für uns aus unaussprechlicher Liebe. = Jesus starb für uns, weil er unaussprechlich liebte.

Man geht des Lernens wegen in die Schule. = Man geht in die Schule, daß (auf daß) man lerne. Gott gab den ersten Menschen ein Gebot zur Prüfung ihres Gehorsams. = Gott gab den ersten Menschen ein Gebot, damit er ihren Gehorsam prüfe. Jesus hat sich selbst dahin gegeben zu unserer Erlösung von der Ungerechtigkeit. = Jesus hat sich selbst für uns dahin gegeben, auf daß er uns erlösete von aller Ungerechtigkeit.

Aufgabe. Nachstehende Satzgefüge wandelt in einfache Sätze um!

Der Gärtner veredelt die Bäume, damit sie bessere Früchte tragen. Der Fürst bereist sein Land, damit er die Bedürfnisse seiner Unterthanen kennen möge. Die Wohnzimmer muß man täglich öffnen, damit frische Luft eindringe. Man errichtet spitze, eiserne Stangen auf den Gebäuden, damit der Blitz abgeleitet werde. Der Mensch muß arbeiten, daß er sein Brod verdiene. Gott hat uns erschaffen, daß wir ihm dienen. Christus starb den Kreuzestod, damit er uns mit dem Vater versöhnete. Lebe mäßig, damit du gesund bleibest und alt werdest!

Bei mäßigem Leben wird man alt. = Wenn man mäßig lebt, so wird man alt. Bei Gesundheit bin ich zufrieden. = Wenn ich gesund bin, bin ich zufrieden. Durch Pflichtverletzung zieht man sich Strafe zu. = So man seine Pflicht verletzt, zieht man sich Strafe zu. Bei Erweisung von Gerechtigkeit gegen Andere darfst du sie vom Himmel hoffen. = So du vom Himmel Gerechtigkeit hoffest, so erweise

sie Andern. Durch Bravheit und Geschicklichkeit findet der Mensch überall sein Fortkommen. = Der Mensch findet überall sein Fortkommen, sofern er geschickt und brav ist.

Gott verzeiht vermöge seiner Barmherzigkeit auch die schwersten Verbrechen. = Da Gott barmherzig ist, so verzeiht er auch die größten Verbrechen. Der Kranke fühlt sich immer unglücklich. = Da er krank ist, so fühlt er sich immer unglücklich. Der Menschenfreund gibt wegen seines Reichthums viel Almosen. = Der Menschenfreund gibt viel Almosen, zumal derselbe reich ist. Man reist jetzt bei der vervollkommneten Dampfschifffahrt in kurzer Zeit nach Amerika. = Man reist jetzt sehr schnell nach Amerika, zumal die Dampfschifffahrt äußerst vervollkommnet ist. Der Dienstbote muß seines Unterhaltes wegen der Herrschaft willigen Gehorsam leisten. = Der Dienstbote muß seiner Herrschaft willigen Gehorsam leisten, indem sie ihm seinen Unterhalt gibt.

Der Mensch wird gemäß seines Besserwerdens auch gottähnlicher. = Der Mensch wird insofern Gott ähnlicher, inwiefern er besser wird. Der Mensch erforscht nach dem Maße seiner Einsicht die Natur. = Der Mensch erforscht die Natur, inwieweit seine Einsicht reicht. Die Eltern erlauben den Kindern bei deren Fleiß und Bravheit gern ein Vergnügen. = Die Eltern erlauben den Kindern gern ein Vergnügen, sofern sie brav und fleißig sind.

Außer Liebe bleibet euch Nichts schuldig. = Bleibet euch Nichts schuldig, außer daß ihr euch liebet. Dieses Jahr war für alle Feldfrüchte ergiebig ausgenommen die Kartoffeln. = Dieses Jahr war sehr ergiebig, ausgenommen daß die Kartoffeln nicht gut gerathen sind. Mein Freund ist ohne Rücksicht auf dessen Jugend zu dieser Stelle vollkommen tüchtig. = Mein Freund ist zu dieser Stelle vollkommen tüchtig, nur daß er zu jung ist. Gott straft den Sünder ohne reuige Bekehrung strenge. = Gott straft streng den Sünder, es sei denn, daß er sich reuig bekehrt.

Paulus stritt trotz großer Leiden der Lehre Jesu halber standhaft für dieselbe. = Obgleich (obschon, ob auch) Paulus der Lehre Jesu halber erstaunlich Vieles leiden mußte, so stritt er dennoch standhaft für dieselbe. Manche Menschen sind oft bei großen Glücksgütern doch unzufrieden. = Wenn schon (wenn auch, wenn gleich) manche Menschen mit Glücksgütern jeder Art gesegnet sind, so sind sie doch oft unzufrieden. Dem Heuchler traut man trotz seiner Freundlichkeit nicht. = Wiewohl der Heuchler freundlich ist, so traut man ihm doch nicht.

d. Satzgefüge mit verkürzten Nebensätzen.

Das Rennthier, welches dem Lappländer unentbehrlich ist, begnügt sich mit der kärglichsten Nahrung. = Das Rennthier, dem Lappländer unentbehrlich, begnügt sich mit der kärglichsten Nahrung. Der Rhein, welcher ein Hauptstrom Deutschlands ist, mündet in die Nordsee. = Der Rhein, ein Hauptstrom Deutschlands, mündet in die Nordsee.

Salomon, welcher der weiseste König Israels war, erbaute den prachtvollen Tempel zu Jerusalem. = Salomon, der weiseste König Israels, erbaute den prachtvollen Tempel zu Jerusalem. Jakob trauerte um Joseph, welcher sein Liebling war, lange Zeit. = Jakob trauerte um Joseph, seinen Liebling, lange Zeit.

In Südamerika findet man häufig edle Metalle, als: Gold, Silber und Platina. Menagerien enthalten viele ausländische Thiere, wie: Löwen, Tiger, Elephanten, Hyänen, Affen, Wölfe, Bären, Schlangen, Casuare und Papageien. In einem Garten findet man allerlei Blumen, nämlich:

Veilchen, Aurikeln, Hyacinthen, Rosen, Lilien, Balsaminen, Astern, Levkojen und Reseda.

Daß man zu rechter Zeit schweige, fordert viel Selbstbeherrschung. = Zu rechter Zeit zu schweigen, fordert viel Selbstbeherrschung. Daß man sich selbst beherrsche, ist Pflicht. = Sich selbst zu beherrschen, ist Pflicht. Es ist wohlanständig, daß man bescheiden ist. = Es ist wohlanständig, bescheiden zu sein. Jesus gebot, daß man auch die Feinde liebe. = Jesus gebot, auch die Feinde zu lieben. Es ist dem Menschen gesetzt, daß er einmal sterbe. = Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben.

Wenn man mit Wenigem zufrieden ist, findet man leicht sein Auskommen. = Mit Wenigem zufrieden, findet man leicht sein Auskommen. Wenn man die Strenge zu weit treibt, so verfehlt sie ihren weisen Zweck. = Die Strenge, zu weit getrieben, verfehlt ihren weisen Zweck. Indem ich auf baldige Antwort hoffe, grüße ich Dich freundschaftlichst. = Auf baldige Antwort hoffend, grüße ich Dich freundschaftlichst. Das schönste Gedicht mißfällt, wenn man es schlecht vorträgt. = Das schönste Gedicht, schlecht vorgetragen, mißfällt. Obgleich Pilatus von der Unschuld Jesu überzeugt war, ließ er dennoch das Todesurtheil an Jesu vollziehen. = Pilatus, obgleich von der Unschuld Jesu überzeugt, ließ dennoch das Todesurtheil an Jesus vollziehen.

e. Schaltsätze.

Du hast deine Aufgabe — ich habe es nicht anders erwartet — zu meiner vollkommenen Zufriedenheit gelöst. Mein Bruder (du hast ihn ja vor Kurzem noch gesehen) ist heute nach Australien ausgewandert. Die Wichtigkeit des Gehorsams bei der Erziehung — ohne Gehorsam gedeiht keine Erziehung — wird noch von vielen Eltern nicht gewürdigt. Mein Großvater — Gott hab' ihn selig! — war ein ausgezeichneter Künstler. Die Verschwendung — dies ist meine feste Ueberzeugung — führt unvermeidlich zum Bettelstab.

f. Unvollständige Sätze.

Guten Tag! = (Ich wünsche einen —!) Sieg oder Tod! = (Wir wollen siegen oder sterben!) Vorwärts! = (Gehet voran!) Hülfe! = (Helfet mir!) Feuer! = (Es brennt! oder Schießt los!) Jung gewohnt, alt gethan. = Wie man sich in der Jugend gewöhnt, so wird man im Alter thun. Wenn ihr doch gehorchtet! = (Ich wünsche, daß ihr gehorchet.) Hast du deine Aufgabe gelernt? Nein! (ich habe sie nicht gelernt.) Wer hat dich beleidigt? Niemand. (hat mich beleidigt.)

Du hast meinen Rath, leider! nicht befolgt. Pfui! wer wird so sprechen! Ein blinder Mann, ach Gott, erbarm! ein armer Mann! Vergiß, o Kind! nie deiner lieben Eltern! Ei! ich finde dich hier? O Himmel! welch ein Schmerz! Glück auf! zum fröhlichen Jagen!

Hu, wie schaurig! Heisa! lustig durch die Welt! Patsch! drin lag er. Hau, hau! hussah! schallt's durch den Wald!

Aufgabe. Ergänzet folgende unvollständige Sätze! Wohl bekomm's! Rechts um! Still! Nicht möglich! Gott im Himmel! Nicht geplaudert! Dem Verdienste seine Krone! Daß Alles gut geht! Wenn es nur regnete! Wie sich doch Alles fügt! Wäre ich doch gesund! Heute roth, morgen todt. Ost oder West, daheim ist das Best! Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Ländlich, sittlich. Ehre verloren, Alles verloren. Wie das Werkzeug, so der Arbeiter. Wie gewonnen, so zerronnen. Kurze Mahlzeit, lange Lebenszeit.

IV. Der mehrfach zusammengesetzte Satz.

A. Sätze, die aus drei einfachen Sätzen zusammengesetzt sind.

Fürchte Gott; thue Recht, und scheue Niemand. (Spr. Sal.) Die christliche Religion ist eine wahrhaft göttliche; denn sie belehrt uns am vollkommensten über Gott und seinen heiligen Willen; sie gibt uns den klarsten Unterricht über die Würde und die Bestimmung des Menschen. Thu' recht, und schreibe dir nicht als Verdienst es an; denn deine Schuldigkeit allein hast du gethan. (Rückert.) Die Hoffnung ist ein fester Stab, und die Geduld ein Reisekleid; mit beiden wandert man durch Welt und Grab sicher nach der Ewigkeit. Die Arbeit stärkt den Leib; Mäßigkeit und Reinlichkeit verleibt ihm Dauer; aber Müßiggang und Unmäßigkeit schwächt und zerstört ihn.

Das stärkste Gift, das die Natur hat, ist die Wollust; denn sie vergiftet selbst die Seele. Noch nie wurde eine Weissagung durch einen menschlichen Willen hervorgebracht; sondern heilige Menschen Gottes haben, getrieben vom heiligen Geiste, geredet. (2 Petr. 1, 21.) Vertraut dir dein Freund ein Geheimniß, so verschließe es in dein Herz, und gib deinem Freunde den Schlüssel. Der Hunger blickt zuweilen durch die Thüre des Fleißigen; aber er wagt es nicht, daß er hineintritt.

Die Leiden, welche der Herr schickt, mit Geduld ertragen, läutern die Gesinnung und bessern das Herz. Der Neid ist ein Laster, welches dem Menschen auch nicht den geringsten Genuß gewährt, welches ihn aber stets unglücklich und unzufrieden macht. Der Christ versöhnt sich mit seinem Feinde, weil Versöhnung Pflicht ist, und damit auch ihm von Gott verziehen werde.

Ein Prahler, der sein Versprechen nicht hält, ist den Winden und Wolken gleich, die keinen Regen geben. Der Vater gewährt seinen Kindern, die er zärtlich liebt, gern ein erlaubtes Vergnügen, welches sich eben darbietet. Das arme Herz hienieden, von manchem Gram bewegt, erlangt den wahren Frieden nur, wo es nicht mehr schlägt. (Salis.)

Wenn du bei Allem, was du thust, das Ende bedenkst, so wirst du in Ewigkeit nicht sündigen. (Sirach 7, 40.) Wahre Bescheidenheit ist ein dichtbelaubter Baum, der unter seinen Blättern die Früchte verbirgt, die er trägt. Kurzsichtigkeit ist ein Fehler der Augen, der sich, wenn man es nicht an Uebung fehlen läßt, mit der Zeit verlieren kann. Gewissenhaftigkeit ist die ernste Sorgfalt, in Allem stets so zu handeln, wie es die Pflicht gebietet. Wir wissen, daß Gott unser lieber Vater ist, der seine Kinder ewig glücklich macht. Armuth ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehr daran tragen. (J. P. Richter.)

Selbstmord ist die abscheulichste Sünde, die einzige, die man nicht mehr bereuen kann, weil Tod und Missethat zusammenfallen. (Schiller.)

B. Sätze, die aus vier und mehr einfachen Sätzen zusammengesetzt sind.

Seid wachsam, stehet fest im Glauben, handelt männlich und seid stark. (1 Kor. 16, 13.) Sehet die Vögel unter dem Himmel an! sie säen nicht; sie ernten nicht; sie sammeln nicht in die Scheuern, und doch ernährt sie euer himmlischer Vater. Nichts ist von ungefähr; ein allmächtiger Gott rief diese Welt in's Dasein; mit unendlicher Weisheit regiert er sie, und alles Geschaffene beseligt er mit seiner väterlichen Liebe. Süß ist der Lohn des Gewissens; er ist schon des Himmels Vorgeschmack; denn Friede und Freude beseligt das Herz, und keine Lust der Erde macht so

glücklich. Freundliches Geben zieret das Leben; schließe dem Dürftigen nimmer die Hand; frommes Erbarmen läßt nimmer verarmen; Wohlthun ist Quelle im brennenden Sand. (Usteri.)

Zur Hölle wandelt sich des Schöpfers schöne Erde; das Dasein wird ein Joch voll Jammer und Beschwerde; nie lebensfroh wird unser Herz, wenn Feindschaft, Zwist und Streit des Weges Blumen knickt und Dornen streut. Ein Mann, welcher täglich seine Pflicht erfüllt, ist zufrieden, und er hat, was Millionen nicht haben: Seelenruhe. Das ist das Geschick unsers Lebens, daß wir uns selbst plagen, oder daß wir Jemand antreffen, der uns plagt. Der Tröster, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, wird euch Alles lehren und in Allem unterrichten, was immer ich euch gesagt habe. (Joh. 14, 26.) Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. (Luk. 19, 10.) Wer mit Weisen umgeht, wird weise; aber wer mit Thoren umgeht, wird selbst ein Thor. (Sprüche Sal.) Wer sich auf seinen Reichthum verläßt, der verdorrt, wie eine versengte Grasblume; wer aber auf Gerechtigkeit baut, der grünt, wie ein frisches Blatt. (Spr. Sal.) Das Vorgebirg der guten Hoffnung ist der Grabeshügel; wer glücklich ihn übersteigt, der hat die Grenze der neuen Welt erreicht, wo er die alte vergißt. (J. P. Richter.)

Sei zufrieden mit Allem, was der Herr dir gibt, und denke, von der Welt geschieden: „Gott prüfet dich, weil er dich liebt.“ (M. Diepenbrock.)

V. Gliedersätze oder Perioden.

A. Zweigliederige Perioden.

Der Sparsame geizet nicht; aber er verschwendet auch nicht. — Der Rechtschaffene ist schon hienieden selig; denn er wandelt im Himmel eines schuldlosen Bewußtseins. — Du kannst Herzen gewinnen, wenn du gute Eigenschaften zeigst; doch erhalten nur, wenn du gute Eigenschaften hast. — Frage bei Allem, was du thust, nicht darnach, ob es nützlich oder schädlich, sondern ob es gut oder böse sei. — Der Vater blickt sein Kind mit Lieb' und Freundschaft an; dennoch versagt er ihm, was leicht ihm schaden kann. — Dem Vaterlande verdanken wir unser Leben, unsere Erziehung und unsern Wohlstand; daher müssen wir auch dem Wohle des Vaterlandes Alles aufzuopfern bereit sein. — Der Umgang mit guten, edeln und verständigen Menschen macht gut und weise; darum suchet sorgfältig ihre Gesellschaft auf. — Auch der beste Mensch hat schwache Stunden, darum wache und bete. — Sobald du ängstlich wirst und sich dir traurige und bange Vorstellungen aufdrängen, so fange an, recht herzlich zu beten. (Novalis.) — Wo die Vernunft nicht das Steuerruder führt, da ist leicht Schiffbruch zu fürchten. — Hat Gott einen Altar in dem Herzen der Mutter, so hat er einen Tempel im ganzen Hause. (J. M. Sailer.) — Wenn Jemand Böses thut, so hasse nur die That. — Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist's, der mich lieb hat. (Joh. 14, 21.) — Wie sich an der Sonne jedes Blümchen wärmet, so fand Jeder, der zu Jesu ging, bei ihm Unterricht, Ruhe, Trost, Ermunterung und Seelennahrung. — Ihr möget essen oder trinken oder etwas Anderes thun, so thuet Alles zur Ehre Gottes. (1 Kor. 10, 30.) — Wenn wir in die Zukunft sehen könnten, so würden wir der Hoffnung, dieser liebreichen Trösterin, beraubt sein. — Wer ohne Noth zum Dürft'gen sagt: „Morgen will ich geben,“ der sagt auch: „Heute will ich noch lieblos sein.“ — Wenn die Kinder zur Mutter, die Mutter zum Manne, der Mann zu Gott aufsehen; so sieht Gott mit segnendem Wohlgefallen auf Alle herunter. (J. M. Sailer.) — Wie das

Rad, welches das meiste Geräusch macht, gewöhnlich das schlechteste am ganzen Wagen ist, so sind auch die Großsprecher gewöhnlich die untüchtigsten Menschen. (J. P. Richter.) — Wenn du mit deinen Gefälligkeiten wartest, bis dich ein Freund anspricht: so erniedrigst du die Gefälligkeit zu einem Almosen und deinen Freund zu einem Bettler. (Kleist.)

B. Dreigliederige Perioden.

Wenn es finster um dich ist, so sei Gottes Wort dein Licht, und dessen Verheißung werde dein Stab auf dem dunkeln Wege.

Je weniger Jemand ist, desto mehr Stolz wird er haben, und desto geneigter wird er sein, an Andern wohl Fehler, gute Eigenschaften aber nie zu bemerken. (Kleist.)

Beschäftigung ist ein unfehlbares Mittel gegen die Langweile; denn die Natur hat sie uns zum Bedürfniß, die bürgerliche Gesellschaft zur Pflicht gemacht, und die Gewohnheit verwandelt sie in ein Vergnügen.

Wer wenig Bedürfnisse hat, der wird selten Mangel leiden, dessen Zufriedenheit kann nicht leicht geraubt werden.

Wer den Menschen Wahrheit versagt oder einschränket: der verstopft ihm die Quellen des unentbehrlichen Genusses, er raubt den Hungernden ihre Speisen in der Wüste, den Kranken die Mittel zu ihrer Genesung.

Wie von der Luft, die wir einathmen, wie von der Sonne, die uns umstrahlet: so sind wir umgeben von der Fülle der göttlichen Wohlthaten.

Wer den Gottlosen rechtfertigt, und wer den Gerechten verdammt: die sind Beide ein Greuel vor Gott. (Sprüchw. 17, 5.)

Wenn Geschwister fromm und weise, nachsichtsvoll und gütig sind; wenn in ihrem stillen Kreise stets des Friedens Quelle rinnt: o, dann ruht auf ihnen Allen Gottes Blick mit Wohlgefallen!

Was ist dem Menschen leichter, und was ist seinem Herzen wohlthuender: als überall seiner Pflicht und seines Gottes eingedenk zu wandeln.

Wer die Jugend für den Himmel erwerben, wer sie der Tugend zuführen will: der begnüge sich nicht, ihnen den Weg dahin zu zeigen, sondern er wandle vorausgehend ihn selbst.

Halte Wort und handle redlich gegen deinen Nächsten: so wirst du jederzeit finden, was du brauchst.

C. Vier- und mehrgliederige Perioden.

Gott, laß dein Licht auf Erden siegen, laß die Macht der Finsterniß erliegen, und lösch der Zwietracht Glimmen aus: daß wir, die Völker und die Thronen, vereint als Brüder wieder wohnen in deines großen Vaters Haus. (Rückert.)

Obgleich die Versuchung zum Bösen oft sehr groß ist; obgleich das Böse der Natur des Menschen zuzusagen scheint; obgleich es oft selbst großen, irdischen Vortheil verspricht: so wird dennoch kein guter Mensch die Sünde rechtfertigen wollen.

Da die Eltern ihre Kinder unaussprechlich lieben; da sie für ihre Erziehung und Bildung unablässig besorgt sind; da sie für deren Wohlfahrt bereit sind, Alles aufzuopfern: so sollte auch jedes Kind diese über Alles erhabene Sorgfalt und Liebe mit wärmstem Danke und treuester Gegenliebe stets belohnen.

Wer lehrt dich muthig jede Bürde tragen? wer hält dich aufrecht jederzeit? wer läßt dich kühn den Blick nach Oben wagen? — Es ist die Hoffnung auf Unsterblichkeit.

Obgleich Reichthum nicht das höchste Gut des Lebens ist; obgleich er allein uns niemals wahrhaft glücklich machen kann, wie die Erfahrung

klar beweist; obgleich er nur ein Mittel zu dem Lebenszwecke ist: so sehen wir doch nicht selten viele Menschen mit unersättlicher Begierde so darnach streben, als sei sein Besitz die höchste, irdische Aufgabe, des Lebens letzter Zweck.

Wenn ich den Weltenbau betrachte und auf den Lauf der Sterne achte; wenn ich zur Erde niederschaue, wo Flur und Wald und Berg und Aue von Millionen Wesen sind belebt; wenn so mein Blick sich schweifend hebt: dann ruf' ich aus mit dem Psalmisten: „O, Herr, wie groß sind deine Werke! wie weislich hast du sie geordnet!"

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien und die Sterne des Himmels zuerst dir leuchteten; wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte; wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit in's Herz grub: — da ist deine Liebe; da ist dein Vaterland!

Wenn wir Gottes unendliche Macht in seiner Schöpfung erkennen; wenn wir seine göttliche Liebe und Güte gegen alle seine Geschöpfe erwägen; wenn wir seine wundervolle Weisheit in der Fürsorge schauen, womit er alles Geschaffene erhält und regiert; wenn wir uns seine Heiligkeit und seine übrigen erhabenen Eigenschaften so recht lebendig vergegenwärtigen: dann ergreift uns heilige Ehrfurcht vor dem Höchsten; dann fühlen wir uns mächtig hingezogen zu dem Herrn der Herren, und in Staub niedersinkend, beten wir in tiefster Demuth an.

I. Beigabe.

Biegungsformen.

Der Vater sorgt für die Familie. Die Arbeit *des Vaters* ist sehr mühsam. Das Kind verdankt *dem Vater* seine gute Erziehung. Ein unfolgsames Kind beleidigt *den Vater*. — *Die Väter* sorgen für die Familie. Die Arbeit *der Väter* ist sehr mühsam. Die Kinder verdanken *den Vätern* ihre gute Erziehung. Unfolgsame Kinder beleidigen *die Väter*.

Die Tochter unterstützt die Mutter in den Haushaltungsgeschäften. Den Beistand *der Tochter* bedarf die Mutter. Die Mutter gewährt *der Tochter* gern die freundliche Bitte. Die Genesung der Mutter freut *die Tochter*. — *Die Töchter* unterstützen die Mutter in ihren Haushaltungsgeschäften. Den Beistand *der Töchter* bedarf die Mutter. Die Mutter gewährt *den Töchtern* gern die freundliche Bitte. Die Genesung der Mutter freut *die Töchter*. — *Das Pferd* ist das größte Hausthier. Der Nutzen *des Pferdes* ist bedeutend. Der Reiter gibt *dem Pferde* oft den Sporn. Man richtet *das Pferd* auch zu Kunststücken ab. — *Die Pferde* sind die größten Hausthiere. Der Nutzen *der Pferde* ist bedeutend. Die Reiter geben *den Pferden* oft den Sporn. Man richtet *die Pferde* oft auch zu Kunststücken ab. — *Der Fürst* ist der Landesvater. Die Räthe *des Fürsten* heißen Minister. Die größte Hochachtung gebührt *dem Fürsten*. Die Unterthanen lieben *den Fürsten*. — *Die Fürsten* sind Landesväter. Die Räthe *der Fürsten* heißen Minister. Die größte Hochachtung gebührt *den Fürsten*. Die Unterthanen lieben *die Fürsten*. — *Eine Lüge* bedarf zu ihrer Bestätigung *zehn* anderer. Die Folgen *einer Lüge* sind oftmals schrecklich. Strafe gebührt *einer Lüge*. Mancher will sich durch *eine Lüge* heraushelfen.

1) Biegung der Geschlechtswörter.

Einzahl.	Die bestimmten Geschlechtswörter.	Die unbestimmten Geschlechtswörter.
Wer- oder Wasfall	der, die, das.	ein, eine, ein.
Wessenfall	des, der des.	eines, einer, eines.
Wemfall	dem, der, dem.	einem, einer, einem.
Wen- oder Wasfall	den, die, das.	einen, eine, ein.

Mehrzahl.		
Wer- oder Wasfall	die	Die unbestimmten Geschlechtswörter haben keine Mehrzahl.
Wessenfall	der	
Wemfall	den	
Wen- oder Wasfall	die.	

2) Biegung der Dingwörter.

a. Biegung alter Form. (Die Biegung alter Form hat bei den Dingwörtern männlichen und sächlichen Geschlechtes „es" oder „s"; bei den Dingwörtern weiblichen Geschlechtes aber bleibt die Einzahl unverändert und in der Mehrzahl werden sie theils nach alter, theils nach neuer Form gebogen.)

Einzahl.			
Werf.	der Vater.	die Mutter.	das Pferd.
Wessenf.	des Vater-s.	der Mutter.	des Pferd-es (s).
Wemf.	dem Vater.	der Mutter.	dem Pferd-e.
Wenf.	den Vater.	die Mutter.	das Pferd.
Mehrzahl.			
Werf.	die Väter.	die Mütter.	die Pferd-e.
Wessenf.	der Väter.	der Mütter.	der Pferd-e.
Wemf.	den Väter-n.	den Mütter-n.	den Pferd-en.
Wenf.	die Väter.	die Mütter.	die Pferd-e.

Aufgabe. Biege folgende Dingwörter alter Form und wende jene auch in allen Fallformen im Satze an! Arzt, Baum, Fuß, Fluß; Gans, Stadt, Frucht; Schiff, Spiel, Metall; Mann, Wurm, Weib, Huhn; Bruder, Bürger, Vogel, Messer, Wagen, Schaden.

b. Biegung neuer Form. (Diese nimmt im Wessenfall der Einzahl „en" oder „n" an und behält in allen Fällen der Ein- und Mehrzahl diese Endungen.)

Einzahl.		
Werf.	der Fürst.	die Frau.
Wessenf.	des Fürst-en.	der Frau.
Wemf.	dem Fürst-en.	der Frau.
Wenf.	den Fürst-en.	die Frau.
Mehrzahl.		
Werf.	die Fürst-en.	die Frau-en.
Wessenf.	der Fürst-en.	der Frau-en.
Wemf.	den Fürst-en.	den Frau-en.
Wenf.	die Fürst-en.	die Frau-en.

Aufgabe. Biege nachstehende Dingwörter neuer Form und wende sie mit allen Fallformen im Satze an! Knabe, Herr, Löwe, Mensch, Christ, Heide, Türke, Franzose, Hesse, Gefährte, Gehülfe, Blume, Zahl, Bahn, Köchin, Hirtin, Mandel, Gabel.

Nach der neuen Form werden unter andern gebogen: 1) die Namen

vieler Völker, z. B. der Brite, Deutsche, Russe u. a.; 2) manche Thiernamen, z. B. der Affe, Bär, Hase, Rabe ꝛc.; 3) viele Fremdwörter, wie der Adjutant, Advokat, Prälat, Artillerist, Infanterist ꝛc.; 4) die von Eigenschaftswörtern gebildeten Dingwörter, wie der Geizige, Sparsame, Streitsüchtige ꝛc.; 5) ebenso die von Mittelwörtern gebildeten Dingwörter, wie der Schreibende, das Gesprochene ꝛc. Suche Wörter zu 1, 2, 3 und 4!

3) Biegung des Dingwortes und Eigenschaftswortes mit davor gesetztem Geschlechtsworte.

Einzahl.

Werf.	der krank=e Mann.	die gut=e Frau.	das brav=e Kind.
Wessenf.	des krank=en Mannes.	der gut=en Frau.	des brav=en Kindes.
Wemf.	dem krank=en Manne.	der gut=en Frau.	dem brav=en Kinde.
Wenf.	den krank=en Mann.	die gut=e Frau.	das brav=e Kind.

Mehrzahl.

Werf.	die krank=en Männer.	die gut=en Frauen.	die brav=en Kinder.
Wessenf.	der krank=en Männer.	der gut=en Frauen.	der brav=en Kinder.
Wemf.	den krank=en Männern.	den gut=en Frauen.	den brav=en Kindern.
Wenf.	die krank=en Männer.	die gut=en Frauen.	die brav=en Kinder.

Das Eigenschaftswort bekommt bei der Biegung en: 1) wenn die bestimmten Geschlechtswörter, 2) die hindeutenden Fürwörter, die allgemeinen Zahlwörter alle, keine davor stehen. Nach den besitzanzeigenden Fürwörtern bekommen die Eigenschaftswörter mit Ausnahme des ersten und vierten Falles der Einheit bei weiblichen und sächlichen Dingwörtern in allen Fällen en.

4) Biegung des Dingwortes und Eigenschaftswortes ohne Geschlechtswort.

Einzahl.

Werf.	krank=er Mann.	gut=e Frau.	brav=es Kind.
Wessenf.	krank=en (es) Mannes.	gut=er Frau.	brav=es Kindes.
Wemf.	krank=em Manne.	gut=er Frau.	brav=em Kinde.
Wenf.	krank=en Manne.	gut=e Frau.	brav=es Kind.

Mehrzahl.

Werf.	krank=e Männer.	gut=e Frauen.	brav=e Kinder.
Wessenf.	krank=er Männer.	gut=er Frauen.	brav=er Kinder.
Wemf.	krank=en Männern.	gut=en Frauen.	brav=en Kindern.
Wenf.	krank=e Männer.	gut=e Frauen.	brav=e Kinder.

5) Biegung der hinweisenden Fürwörter mit Dingwörtern.

Einzahl.

Werf.	dies=er Wald.	solch=e That.	jen=es Unglück.
Wessenf.	dies=es Waldes.	solch=er That.	jen=es Unglücks.
Wemf.	dies=em Walde.	solch=er That.	jen=em Unglück.
Wenf.	dies=en Wald.	solch=e That.	jen=es Unglück.

Mehrzahl.

Werf.	dies=e Wälder.	solch=e Thaten.	jen=e Unglücke.
Wessenf.	dies=er Wälder.	solch=er Thaten.	jen=er Unglücke.
Wemf.	dies=en Wäldern.	solch=en Thaten.	jen=en Unglücken.
Wenf.	dies=e Wälder.	solch=e Thaten.	jen=e Unglücke.

Aufgabe. Diese Blume, jener Vogel, dasselbe Kleid, derjenige Fluß, dieselbe Lage, solches Gewitter.

6) Biegung der besitzanzeigenden Fürwörter mit Dingwörtern.

Einzahl.

Werf.	mein Bruder.	dein-e Schwester.	ihr Kind.
Wessenf.	mein-es Bruders.	dein-er Schwester.	ihr-es Kindes.
Wemf.	mein-em Bruder.	dein-er Schwester.	ihr-em Kinde.
Wenf.	mein-en Bruder.	dein-e Schwester.	ihr Kind.

Mehrzahl.

Werf.	mein-e Brüder.	dein-e Schwestern.	ihr-e Kinder.
Wessenf.	mein-er Brüder.	dein-er Schwestern.	ihr-er Kinder.
Wemf.	mein-en Brüdern.	dein-en Schwestern.	ihr-en Kindern.
Wenf.	mein-e Brüder.	dein-e Schwestern.	ihr-e Kinder.

Aufgabe. Unser Garten, eure Wiese, ihr Feld.

7) Biegung persönlicher Fürwörter.

Einzahl.

	männlich,			weiblich,	sächlich.
Werf.	ich	du	er	sie	es
Wessenf.	meiner	deiner	seiner	ihrer	seiner
Wemf.	mir	dir	ihm } sich	ihr } sich	ihm } sich.
Wenf.	mich	dich	ihn } sich	sie } sich	es } sich.

Mehrzahl.

Werf.	wir	ihr	sie } für die drei Geschlechter.
Wessenf.	unser	euer	ihrer } für die drei Geschlechter.
Wemf.	uns	euch	ihnen } für die drei Geschlechter.
Wenf.	uns	euch	sie } für die drei Geschlechter.

8) Biegung der Zeitwörter.

a. Nichtablautende Zeitwörter.

Diese sind solche, welche bei ihrer Biegung den Wurzelstimmlaut nicht verändern, in der Mitvergangenheit „te" oder „ete", z. B. frag-te, bild-ete, und im Mittelwort der Vergangenheit die Vorsilbe „ge" und die Endungen „t" oder „et" annehmen, z. B. ge-frag-t, ge-bild-et.

Das Zeitwort „fragen".

Thätige Form.

Wirklichkeitsform.	Möglichkeitsform.	Bedingungsform.
Gegenwart.		
Einzahl: Ich frage, du fragst, er, sie, es fragt.	Ich frage, du fragest, er, sie, es frage.	Ich fragete, du fragetest, er, sie, es fragete.
Mehrzahl: Wir fragen, ihr fraget, sie fragen.	Wir fragen, ihr fraget, sie fragen.	Wir frageten, ihr fragetet, sie frageten.
Mitvergangenheit.		
Ich fragte, du fragtest, er, sie, es fragte.	fehlt.	fehlt.
Wir fragten, ihr fragtet, sie fragten.		
Vergangenheit.		
Ich habe, du hast, er, sie, es hat gefragt.	Ich habe, du habest, er, sie, es habe gefragt.	Ich hätte, du hättest, er, sie, es hätte gefragt.
Wir haben, ihr habet, sie haben gefragt.	Wir haben, ihr habet, sie haben gefragt.	Wir hätten, ihr hättet, sie hätten gefragt.

Vorvergangenheit.

Ich hatte, du hattest, er, sie, es hatte gefragt. Wir hatten, ihr hattet, sie hatten gefragt.	fehlt.	fehlt.

Zukunft.

Ich werde, du wirst, er, sie, es wird fragen.	Ich werde, du werdest, er, sie, es werde fragen.	Ich würde, du würdest, er, sie, es würde fragen.
Wir werden, ihr werdet, sie werden fragen.	Wir werden, ihr werdet, sie werden fragen.	Wir würden, ihr würdet, sie würden fragen.

Vorzukunft.

Ich werde, du wirst, er, sie, es wird gefragt haben.	Ich werde, du werdest, er werde gefragt haben.	Ich, würde, du würdest, er, sie, es würde gefragt haben.
Wir werden, ihr werdet, sie werden gefragt haben.	Wir werden, ihr werdet, sie werden gefragt haben.	Wir würden, ihr würdet, sie würden gefragt haben.

Befehlsform.	Mittelwörter.	Dingform.
Frage (du)! Fraget (ihr)! Frage er! Fragen Sie!	Gegenwart: fragend. Vergangenheit: gefragt. Zukunft: zu fragend.	Gegenwart: fragen. Verg.: gefragt haben. Zukunft: fragen werden.

b. Ablautende Zeitwörter.

Diese sind solche, welche bei ihrer Biegung den Wurzelstimmlaut verändern, z. B. finden, fand, gefunden; liegen, lag, gelegen; befehlen, befiehlst, befahl, befohlen; sehen, siehst, sah, gesehen. Im Mittelwort der Vergangenheit enden sie mit „en".

Das Zeitwort „gehen".

Thätige Form.

Wirklichkeitsform.	Möglichkeitsform.	Bedingungsform.
	Gegenwart.	
Einzahl: Ich gehe, du gehst, er, sie, es geht. Mehrzahl: Wir gehen, ihr gehet, sie gehen.	Ich gehe, du gehest, er, sie, es gehe. Wir gehen, ihr gehet, sie gehen.	Ich ginge, du gingest, er, sie, es ginge. Wir gingen, ihr ginget, sie gingen.
	Mitvergangenheit.	
Ich ging, du gingst, er, sie, es ging. Wir gingen, ihr ginget, sie gingen.	fehlt.	fehlt.
	Vergangenheit.	
Ich bin, du bist, er, sie, es ist gegangen. Wir sind, ihr seid, sie sind gegangen.	Ich sei, du seiest, er, sie, es sei gegangen. Wir seien, ihr seiet, sie seien gegangen.	Ich wäre, du wärest, er, sie, es wäre gegangen. Wir wären, ihr wäret, sie wären gegangen.

Vorvergangenheit.

Ich war, du warst, er, sie, es war gegangen.	fehlt.	fehlt.
Wir waren, ihr waret, sie waren gegangen.		

Zukunft.

Ich werde, du wirst, er, sie, es wird gehen.	Ich werde, du werdest, er, sie, es werde gehen.	Ich würde, du würdest, er, sie, es würde gehen.
Wir werden, ihr werdet, sie werden gehen.	Wir werden, ihr werdet, sie werden gehen.	Wir würden, ihr würdet, sie würden gehen.

Vorzukunft.

Ich werde, du wirst, er, sie, es wird gegangen sein.	Ich werde, du werdest, er, sie, es werde gegangen sein.	Ich würde, du würdest, er, sie, es würde gegangen sein.
Wir werden, ihr werdet, sie werden gegangen sein.	Wir werden, ihr werdet, sie werden gegangen sein.	Wir würden, ihr würdet, sie würden gegangen sein.

Befehlsform.	Mittelwörter.	Dingform.
Gehe (du)! Geher (ihr)!	Gegenwart: gehend.	Gegenwart: gehen.
Gehe er! Gehen Sie!	Vergangenh.: gegangen.	Verg.: gegangen sein.
	Zukunft: zu gehend.	Zukunft: gehen werden.

Das Zeitwort „fragen".

Leidende Form.

Wirklichkeitsform.	Möglichkeitsform.	Bedingungsform.
Gegenwart.		
Einzahl: Ich werde, du wirst, er, sie, es wird gefragt.	Ich werde, du werdest, er, sie, es werde gefragt.	Ich würde, du würdest, er, sie, es würde gefragt.
Mehrzahl: Wir werden, ihr werdet, sie werden gefragt.	Wir werden, ihr werdet, sie werden gefragt.	Wir würden, ihr würdet, sie würden gefragt.
Mitvergangenheit.		
Ich wurde, du wurdest, er, sie, es wurde gefragt.	fehlt.	fehlt.
Wir wurden, ihr wurdet, sie wurden gefragt.		
Vergangenheit.		
Ich bin, du bist, er, sie, es ist gefragt worden.	Ich sei, du seiest, er, sie, es sei gefragt worden.	Ich wäre, du wärest, er, sie, es wäre gefragt worden.
Wir sind, ihr seid, sie sind gefragt worden.	Wir seien, ihr seiet, sie seien gefragt worden.	Wir wären, ihr wäret, sie wären gefragt worden.
Vorvergangenheit.		
Ich war, du warst, er, sie, es war gefragt worden.	fehlt.	fehlt.
Wir waren, ihr waret, sie waren gefragt worden.		

Zukunft.

Ich werde, du wirst, er, sie, es wird gefragt werden.
Wir werden, ihr werdet, sie werden gefragt werden.

Ich werde, du werdest, er, sie, es werde gefragt werden.
Wir werden, ihr werdet, sie werden gefragt werden.

Ich würde, du würdest, er, sie, es würde gefragt werden.
Wir würden, ihr würdet, sie würden gefragt werden.

Vorzukunft.

Ich werde, du wirst, er, sie, es wird gefragt worden sein.
Wir werden, ihr werdet, sie werden gefragt worden sein.

Ich werde, du werdest, er, sie, es werde gefragt worden sein.
Wir werden, ihr werdet, sie werden gefragt worden sein.

Ich würde, du würdest, er, sie, es würde gefragt worden sein.
Wir würden, ihr würdet, sie würden gefragt worden sein.

Befehlsform.
Werde gefragt!
Werdet gefragt!

Mittelwörter.
Gegenwart: gefragt werdend.
Vergangenh.: gefragt geworden.
Zukunft: gefragt zu werdend.

Dingform.
Gegenw.: gefragt werden.
Vergangenh.: gefragt worden sein.
Zukunft: werden gefragt werden.

Die Befehlsform der Einheit richtet sich mit ihrem Stimmlaute nach der zweiten Person der Gegenwart, z. B. sprechen; zweite Person der Gegenwart: du sprichst; Befehlsform: Sprich! — Suche Zeitwörter mit dem Stimmlaut i in der Befehlsweise!

II. Beigabe.

Gleich- und ähnlichlautende Wörter zur Kenntniß und Richtigschreibung.

(In Wörtern und Sätzen dargestellt.)

A.

Als wir Alle in der Allee spazieren gingen, zeigte uns ein Fischer einen mit einer Ahle getödteten Aal. Die Ammen pflegen kleine Kinder. Amen bedeutet: es geschehe! Das Böse darf man nie nachahmen. — Das Amt, er ahmt (nach). — Das Aas, das Aß (in der Karte und Goldwage). — Er aß mit Heißhunger. — Die Axt, die Achse, die Achsel (an der Schulter). — Die Arme, die Armen, die Armeen. — Ablesen, ablösen. — Anger (Weideplatz), Anker. — Ich konnte es unmöglich ahnen, daß die strafende Gerechtigkeit die Schuld meiner Ahnen noch ahnden würde. — Der Verbrecher lebt in tausend Aengsten, während der Schuldlose mit dem engsten Gewissen heiter und ruhig in die Zukunft schaut. — Die Aehre, die Ehre, das Oehr. — Ast, aßt (essen). — Manche eiserne Naturen äußern oft den größten Schmerz nicht. — Aendern, entern (Schiffe anhaken). — Ausspielen, ausspülen. — Auskleiden, ausgleiten; ausreiten, ausreuten (jäten); aufgeräumt, aufgereimt (heiter); abreisen, abreißen.

B.

Der Backen, backen, packen. — Das Bad, bat; baden, baten; die Pathen, Baden. Der barfüßige Knabe hat das gekaufte Paar Schuhe baar bezahlt. Die Bahre. Der Schnee ballt sich bald. Die Base, der Baß, der Paß. — Der Ballast (zur Beschwerung eines Schiffes), der Palast. Er schlug ihm mit dem Beile eine Beule. Die Bären nähren sich nicht von Beeren; doch des Fleisches können sie

nicht entbehren. — Becken, Böcke. Der Betagte handelt mit Bedacht. — Beet, bet, Bett; beten, böten, Böden; bäte, bähte (bähen). Der Arzt befühlt den kranken Peter und befiehlt ihm drei Bäder zu geben. Wer seine Fehler aufrichtig bereut, ist auch bereit Buße zu thun. Beräuchern, bereichern; besähen, besehen; beschwören, beschweren; Beschwerde, beschwerte; begleiten, bekleiden; bezeigen, bezeugen; berichtigt, berüchtigt; bohren, die Poren; Biene, die Bühne; bieten, bitten. — Das Uebermaß der guten Bissen muß man mit Krankheit büßen. Der Biß, bis. Der Bote fuhr in einem Boote über den Bodensee und als er wieder auf schweizerischem Boden angekommen war, boten ihm seine Landsleute freundlichen Gruß. — Brödchen, Brätchen, Brettchen. Die Brillen, brüllen. Das Buch, der Bug (Thierrücken). Bitte, Bütte. — Beichten, beugten; der Bund, bunt. Bücken, picken. Butter, der Puder.

C.

Ceder, Zeter (Geschrei). Der Cider (Aepfelwein), die Cither (Saiteninstrument), zittern.

D.

Das Dach, der Tag; der Dachs, die Taxe. Sobald es tagte, dachte ich an mein Tagewerk. Die Dame, der Damm. Wer wird die Datteln tadeln, da sie reif und gut sind? Die Daube, die Taube, taub; dehnen, tönen; Dienste, Dünste, dünnste. Vor allen Dingen werde ich nur jenen Knecht dingen, welcher außer dem Düngen auch noch die übrigen Feldarbeiten gründlich versteht. Denke dir, der Elephant ist ein so großes Thier, daß er nicht einmal durch diese hohe Thüre hindurchgehen kann. Der Dinkel (Spelz), der Dünkel. Der Teich ist von einem Deich rings umgeben; Teig. Bei dem Dorfe wird viel Torf gegraben. Er verdünnte die Dinte so, daß sie kaum mehr zum Schreiben diente. Der Draht, trat; der Tod, todt; Todter, Dotter. Die Hunde drehten durch Treten das Rad des Nagelschmieds. Drei, treu; Dreier, treuer. Dicke Wolken, vom Sturme getrieben, trüben am Gebirge drüben den westlichen Horizont.

E.

Mit der Egge wird der Acker geeggt; ächt. Die Eichen, eigen; Eule, Eile; Ende, Ente, Entschluß. Eiter, Euter, Eider (Fluß). Aus Steinkohlen erhält man ein Gas, welches außerordentlich erhellt. Enkel, Engel. Herrmann, der Cherusker, war dazu erlesen, die Deutschen vom Römerjoche zu erlösen. Erzeigen, erzeugen.

F.

Diesem Felde fehlt es an Dung; darum fällt die Ernte so gering aus. Der Herr befahl mir, jenes fahle Pferd dort an den Pfahl zu binden. Die Fäule, die Feile, der Pfeil, feil. Er hat feiste Fäuste. Die Fahne, die Pfanne. Feilchen, Pfeilchen, Veilchen; Feier, Feuer; Ferse, Verse; Fieber, Fiber, die Viper; fiel, viel, der Pfühl; fühle, fülle, fiele; Fläche, Pflege; Flaumen, Pflaumen; flicken, pflücken, flügge; Flug, Pflug, Fluch; füllen, fühlen, vielen; fehlen, Fellen, Fällen; Fund, Pfund; fährt, Pferd, Gefährte, Fährte (Spur), Flieder, Flitter; freuen, freien, im Freien; das Fuder, Futter; freilich, erfreulich; die Frist, frißt; die Fracht, fragt.

G.

Gähren, begehren. Sie speisten eine ganze Gans. Erhöret

das Gebet des Armen und gebet ihm ein Almosen! Gasse, Kasse; galt, kalt; Garten, Karten; gefiel, Gefühl; gelehrt, geleert; Gerede, Geräthe; Gräte, Kröte; Geleite, Geläute. Es geht das Gerücht, man stelle ihn vor Gericht, wo sein Vergehen wohl strenge gerügt wird. Geredet, gerettet, geröthet. Ist das Gesinde wohlgesinnt, dann es der Herrschaft Vortheil bringt. Gescheid, gescheut. Meine geliebte Mutter machte das Gelübde, jährlich ein armes Kind zu kleiden. Das Gewehr, die Gewähr; Gewissen, gewiesen; gefehlt, gefällt; Gebäck, Gepäck; Gitter, Güter; girrten, gürten; Giebel, Kübel; gönnen, können, kennen; gießen, küssen, das Kissen; gleiten, kleiden; glimmen, klimmen; glauben, klauben; Gram, Kram; Grenze, Kränze; Greis, Kreis; Gunst, Kunst; kriegen, kriechen, Griechen; Glätte, Klette.

H.

Die Haare, harre; Haken, hacken; Hasen, hassen. Liebe Schwester! der Vater haßt die Hast, welche du bei Allem hast. Der Hai, das Heu; der Heide, die Haide, heute, die Häute. Gott ist der Herr der Heerschaaren, und wer da wandelt einher, halte hehr seinen heiligen Namen. Der Held hält sich tapfer. Der Himmel hellt sich auf. Auch ein Tropfen höhlt den Stein. Der Hehler, Heller; Herd, Heerde, hörte, Härte; der Hut, die Hut; Hüte, Hütte; hohl, hol.

J.

Im Walde ist er ihm begegnet. In, ihn; ihnen, innen; irden, irrten. Wie man ißt, so ist man. Jagd, jagt, Jacht; Jänner, jener.

K.

Als ich auf den äußersten Kamm des Gebirges kam, kam mir mein Bruder entgegen. Kahn, kann, Kanne; Kamerad, Kammerrath, Kammrad; die Kehle, die Kelle; Keil, Keule; der Kiel, kühl; Kien, Kinn, kühn. Die und der Kiefer, der Küfer; der Kragen, krachen; Kiste, Küste, küßte; die Kunde und der Kunde; Krieger, Kriecher; Kenner, Gönner.

L.

Die Lage, die Lache, lachen; der Laib, Leib; Lamm, lahm; las, laß; die Last, laßt, las't; läuten, leiten, leiden, Leute; leben, Löwen; lehren, leeren; Leuchter, leichter; die Leiter, leider! lesen, lösen; Licht, liegt, lügt. Beherrsche deine Lüste! Der Feind eroberte die Stadt mit List. Die Liste aller Theilnehmer an diesem Geschäft ist bereits aufgestellt. Durch das Loos machte er sich vom Soldatendienste los. Löthig, ledig; Lied, litt.

M.

Das Maß, die Maß, die Maas (Fluß); Magen, machen; die Magd, die Macht; Mägde, Mächte, möchte; das Mahl, Mal; malen, mahlen; mehlig, allmählig. Man beurtheilt den Mann nach seinen Handlungen. Im Becher ertrinken mehr, als im Meer. Die Mandel, der Mantel; der Marder, die Marter; das Mark, die Mark (Gewicht und Grafschaft); Meise, Mäuse; mein, Main; Miene, Mine. Die Armen müssen Manches missen, was den Reichen erfreut. Mist, mißt, müßt; Mode, Motte; Mus (Gemüse), Muße, Muse, muß; Mohr, Moor; Miethe, Mitte, müde, mied; mit, mühte.

N.

Nacht, nagt; Nachen, nagen; die Nachtheile einer schlecht

angewandten Jugendzeit sind nicht mehr zu ersetzen. Die Nachteule geht in der Dämmerung auf Raub aus. Nachtisch, Nachttisch. Rein, neun; Roth, Note; Nase, naß.

O.

Ofen, offen; Oder (Fluß), oder, Otter; Orden, Orten.

P.

Pflücken, pflügen, fliegen; prahlen, prallen; Preis, preisen, Preußen; Briefe, prüfe.

Q.

Quelle, quälen; Kitt, quitt.

R.

Der Rabe, so wie der Rappe sind schwarz. Rache, Rachen, ragen; Rad, Rath; Regen, regen, Rechen, rächen; Rhein, rein, Rain; regnen, rechnen; Recht, regt, rächt; Raupen, rauben; Räuber, Reiber; räuchern, bereichern; Rede, die Rhede, Röthe; Reihe, Reue; Reime, Räume; Reis, Reiß; reisen, reißen; riechen, rügen; Riemen, rühmen; Rocken, Roggen; Riß, Rieß, Riese; Räder, Retter. Das Kind ruhte nicht, bis es die Ruthe bekam. Ruhm, Rum.

S.

Saat, saht, satt; Sage, Sache; sagte, sachte; sehen, säen, sähen, See'n; Seite, Saite, Seide, seihte, seit, seid; Segen, sägen; Saal, Schicksal; Sand, gesandt; Setze diese Sätze in die Mehrzahl. Sitten, Süden, sieden; Siegel, Sichel. In einem Garten bringt der Schatten der Bäume Schaden. Der Sold, sollt, sohlt; schallt, schalt; Seele, Säle; Sieg, sich, siech; vorsichtig, streitsüchtig; sie, sieh'; spielen, spülen; spuken, spucken; Staar, starr; Stadt, statt, Staat; stehlen, stellen, Stelle, Ställe, Stähle; Stall, Stahl, stahl; stillt, stiehlt; stets, steht's; schief, Schiff; schiefer, der Schiffer, der Schiefer; der Schild, das Schild, schilt, schielt. Ist man müd' und schlaff, so sinkt man leicht in Schlaf. Schlemmen, schlämmen; Stiele, Stühle, Stille; Schlacht, schlagt; Sträuche, Streiche; schlief, schliff; schwören, schwären, schweren; Schwämme, Schwemme; Schwiele, schwül; Söhne, Sehne, sehnen; Schafe, schaffe; sittlich, südlich; Sparren, sparen; Säule, Seile.

T.

Die Taube, die Daube, der Taube; taugen, tauchen. Muß man sich von seinen Lieben trennen, fließen heiße Thränen. Thätlich, tödtlich; der Thor, das Thor; Tiger, Tücher; Ton, Thon.

U.

Uhr, Urtheil, Ursprung: ungerade, ungerathen.

V.

Vater, Gevatter; Vetter, Feder, fetter; verdienen, verdünnen; verhören, verheeren; vergießt, vergißt; vermiethen, vermieden; vergolden, vergolten; vergelten, verkälten; verzehren, verzerren; verhielt, verhüllt; verschütten, verschieden.

W.

Diese Waare war mir zu theuer. Rede stets, was wahr ist, und bewahre deine Zunge vor der Lüge. Der Wagen, wagen, wachen, Wachen; Wahl, Wall; der Wahn, wann, die Wanne; Wade,

wate, Watte; wären, wehren, währen; die Waise, der Weise, die Weise, die Weiße; weisen, weißen; weißlich, weislich; Weite, Weide, weihte, Eingeweide. Er scheute weder Wind noch Wetter. Wehr, wär', wer, Gewähr, Gewehr; Welle; Wälle, wähle; wehrt, wär't, werth, währt, Werth; wen, wenn; Wesen, wessen; wieder, wider; Widder, Gewitter; widrig, Wüthrich; wiegt, Wicht; Wiese, wisse; Willen, wühlen; verwirrt, wird, Wirth; Wüste, wüßte; Wochen, Wogen; Wonne, wohne.

3.

Zähe, Zehe; Zähren, zehren, zerren; Zeichen, zeigen, zeugen, zeichnen, erzeigen, erzeugen; Zeug, Werkzeug, Zeugniß, Verzeichniß; Ziege, Züge, Zieche; Ziegel, Zügel; Zwillich, Zwielicht; Zierde, zierte.

Aufgabe. Vorstehende Wörter sollen nach und nach zum Verständniß und als Rechtschreibübung in passenden einfachen und zusammengesetzten Sätzen angewendet werden.

Bei einer nicht geringen Anzahl von Wörtern wird ein verschiedener Schreibgebrauch beobachtet, und zwar bei folgenden:

Abenteuer — Abentheuer.
Aegypten — Egypten.
allmälich — allmählig.
Aermel — Ermel.
Armuth — Armut.
Aernte — Aernde, Ernde, Ernte, Erndte.
beßte — beste.
betrügen — betriegen.
blos — nur — bloß.
Blüthe — Blüte.
Branntwein — (Brandwein, Brandtwein falsch).
Brett — Bret.
Brod — Brot.
deutsch — teutsch.
dieß — dies.
Dinte — Tinte.
Docht — Dacht.
Draht — Drath.
Düte — Tüte.
ächt — echt.
Elenthier — Elennthier.
Elster — Aelster.
Aeltern — Eltern.
Endzweck — Entzweck.
Ente — Aente.
ergötzen — ergetzen.
Farrnkraut — Farnkraut.
fest — vest.
fing — fieng.
Fittich — Fittig.
Fluth — Flut.
fordern — fodern (ganz falsch).
Geberde — Gebärde.
Gebirge — Gebürge (falsch).
geboren — gebohren (falsch).
Geduld — Gedult.
Gehilfe — Gehülfe.
gescheid — gescheidt, gescheut.
Getreide — Getraide.
gibt — giebt.
giltig — gültig.
ging — gieng.
Gluth — Glut.
Gränze — Grenze.
Gräuel — Greuel.
Hafer — Haber.
hanthieren — hantiren.
Heimath — Heimat.
Heirath — Heurath (falsch).
Hilfe — Hülfe.
hing — hieng.
holen — hohlen (falsch).
Iltiß — Iltis.
jäh — gäh.
Jänner — Jenner.
Käfich — Käfig.
läugnen — leugnen.
Lootse — Lothse (falsch).
lüderlich — liederlich.
mannigfach, mannigfaltig — mannichfach, mannichfaltig, manchfach u. s. w.
Maß (die, das) — Maaß.
mittels — mittelst.

Mus (das) — Muß.
Naht — Nath.
nämlich — nähmlich.
Palast — Pallast.
Partei — Parthei.
Ried (das) Riedgras — Riet, Rieth.
Rippe — Ribbe (falsch).
Schemel — Schämel.
Scheit — Scheid.
Schoß oder Schooß — Schoos.
Schwert — Schwerd, Schwerdt.
selig — seelig (falsch).
Sprüchwort — Sprichwort.
Staar (Vogel) — Stahr.
stät, stätig — stet, stetig.
Stengel — Stängel.
Träber — Treber.
ungefähr — ohngefähr.
verdrießlich — verdrüßlich.
verleumden — verläumden.
welsch — wälsch.
Weizen — Waizen.
widerspenstig — widerspänstig.
Wittwe — Witwe.
Wollust — Wohllust.
Zeug — Zeuch (ganz falsch).

Anmerkung. Die gebräuchlichere und bessere Schreibart ist die zur Linken angegebene.

Briefe und Geschäftsaufsätze.

A. Briefe.

I. Billete (Briefchen).

1.

Lieber Anton!

Du bist wohl so gütig und übergibst dem Ueberbringer dieses Schreibens die Schulaufgaben auf ein Viertelstündchen, damit ich sie abschreibe; sie sind mir, ich weiß nicht, wie? auf meiner Schiefertafel ausgelöscht worden.

Im Voraus Dich meines Dankes versichernd, ist stets zu Gegendiensten bereit

Mainz, den 5. November 1853.

Dein
August Stern.

2.

Liebe Maria!

Gib doch Deiner Schwester Mathilde das mir versprochene Stickmuster mit, wenn sie morgen zur Arbeitsstunde geht. Vergiß es doch ja nicht! Du weißt, wozu ich dasselbe nöthig habe.

Herzlich grüßt Dich

Bensheim, den 2. Mai 1853.

Deine Freundin
Cäcilie.

3.

Lieber August!

Heute Nachmittag ein Uhr machen wir eine Schlittschuhfahrt auf dem Winkelbach nach Gernsheim, zu deren Theilnahme Dich freundlichst einladet

Bensheim, den 4. Januar 1854.

Dein Freund
Johann Weiß.

4.

Liebe Julie!

Lasse mir doch durch Ueberbringerin Dieses mittheilen, wann die Botenfrau nach Mainz geht. Ich habe eine Besorgung dahin zu machen, die ich nicht länger verschieben darf. Da die Botenfrau jede Woche bei Euch anfragt, so könntest Du dieselbe, was mir noch lieber wäre, vielleicht auch zu mir schicken.

Von Deiner Güte überzeugt, dankt vorläufig

(Datum.)

Deine Elise.

5.

Bester Karl!

Nach unserer Uebereinkunft versprachst Du mir, morgen zu Hause zu bleiben, weil ich Dich besuchen will; nun kann ich aber morgen meinen Besuch nicht bei Dir abstatten, weil ich mit meinem Vater nach Worms reisen muß. Acht Tage später jedoch soll es geschehen, was Du gütigst genehmigen mögest

Oppenheim, den 2. August 1853.

Deinem Freund
Robert Stein.

6.

Ew. Wohlgeboren

ersuche ich ergebenst im Namen meiner Eltern, sich doch eiligst zu uns begeben zu wollen, da die Krankheit meiner lieben Schwester plötzlich eine sehr bedenkliche Wendung genommen hat.

Großrohrheim, den 11. November 1853.

Hochachtungsvollst
Michael Müller, Sohn.

II. Nachrichtsschreiben.

7.

Worms, den 10. September 1853.

Lieber Karl!

Uebermorgen früh, spätestens um acht Uhr, befinden wir uns auf der Reise nach dem Felsberg in Deinem Wohnorte und halten eine kleine Rast, nach schon vier zurückgelegten Stunden. Meinen Lehrer habe ich gefragt, ob ich Dich mitnehmen dürfe, was er mir freundlichst erlaubte. Da Du das Felsenmeer und die Riesensäule auch noch nicht gesehen hast, so wird Dir die schöne Gelegenheit, alles Dieses sehen zu können, gewiß erwünscht sein, und Deine lieben Eltern werden Dir die Erlaubniß, mitgehen zu dürfen, wohl nicht versagen. Rüste Dich also, Freundchen! und vergiß nicht Dein gutes Fernrohr mitzunehmen; denn der Felsberg bietet uns eine herrliche ferne Aussicht.

Sicher erwartend, daß Du uns am Eingange Eures Wohnortes gebührend empfängst, grüßt Dich herzlich

Dein Freund
Wilhelm.

8.

Gaualgesheim, den 2. Mai 1853.

Liebe Maria!

Gott sei gedankt! Die grosse Gefahr, in welcher meine liebe Mutter seit einigen Tagen schwebte, ist glücklich vorüber, die Krankheit ist gehoben und die Mutter befindet sich auf dem Wege der Besserung. Ich weiss, liebe Maria! dass Du meine Freude hierüber theilst, so wie Du auch an meinem Schmerze Theil nahmest, wie ich dies aus Deinen Briefen ersah, worin Du mit der zärtlichsten Besorgniss Dich nach dem Krankheitszustande meiner lieben Mutter erkundigtest. O, wie wohlthuend ist die Theilnahme einer Freundin an unserer Freude, an unserem Schmerze! Dafür, liebe Maria! meinen innigsten Dank und die Versicherung, dass in Liebe allzeit Deiner gedenken wird

Deine Freundin
Johanna.

9.

Gernsheim, den 2. September 1853.

Geliebter Julius!

Gestern Vormittag neun Uhr, als wir eben in der Schule einen Aufsatz ausarbeiteten, entstand plötzlich Feuerlärm, und wir sahen aus dem Schulfenster auf der Südseite unseres Städtchens ein Haus schon in hellen Flammen stehend. Wir eilten zur Brandstätte und leisteten durch Wassertragen alle Hülfe, allein das Wohnhaus, nebst der Hofraithe wurde ein Raub der Flammen, da Scheuer, Speicher und Stallung mit Heu, Stroh und Getreide angefüllt waren, wo das Feuer reiche Nahrung fand. So war in einigen Stunden Haus und Hofraithe in eine Ruine verwandelt, und ein braver, fleißiger Mann größtentheils seiner Habe beraubt. Sein Vieh wurde noch gerettet; wo nun aber für dasselbe Futter hernehmen? — Nun man steuert bei. — Dein guter Vater wurde, wie ich weiß, auch dieses Jahr in seiner Futterernte reich gesegnet, und er wird auf Deine Bitte eine Beisteuer an Futter nicht versagen, und dies um so mehr nicht, als der Brandbeschädigte Euch auch verwandtschaftlich nahe steht, was ich nun nicht länger verhehlen kann; es ist nämlich Euer guter Vetter Müller.

Bringe diese Nachricht Deinem Vater auf eine zarte Weise bei und behalte in freundschaftlichem Andenken

Deinen
Ludwig Berg.

10.

Heppenheim, den 4. September 1853.

Theurer Ludwig!

Deine uns mitgetheilte Nachricht von dem Unglücke unseres armen Vetters Müller hat mich und meinen Vater sehr erschüttert; doch danken wir Dir herzlich dafür, daß Du uns so schnell davon in Kenntniß setztest und so meinem Vater Gelegenheit gegeben wurde, gegen seinen lieben, unglücklichen Vetter erkenntlich zu sein, wiewohl die Veranlassung hierzu eine traurige ist. Nächstens werden wir unsern

Vetter besuchen, und dann werde ich auch bei Dir einkehren, um mich einige Stunden mit Dir unterhalten zu können.

In der Hoffnung baldiger Zusammenkunft grüßt Dich herzlich

Dein dankbarer
Julius.

11.

Dieburg, den 5. Juni 1853.

Liebe Elisabetha!

Unmöglich kann ich meine Freude meiner lieben Freundin verbergen. Anfangs nächster Woche darf ich mit meiner Mutter nach Mainz zu meinem Onkel reisen. Wie ich mich hierauf freue, kann ich Dir nicht beschreiben. Denke nur: Ich darf den schönen Rhein sehen, darf mit dem Dampfschiffe auf dem prächtigen Strome fahren, sehe dort die schöne, grosse Stadt Mainz mit allen ihren Merkwürdigkeiten, verlebe mehrere Wochen bei meinem lieben Onkel und bei meiner lieben Tante, bei Auguste, Bertha und dem kleinen Rudolph, die Du ja auch kennst. O, wie viel Glück! Könntest Du es mit mir theilen! Kann ich Dir vielleicht in Mainz durch Einkauf Etwas besorgen, so schreibe mir darüber alsbald, und es wird auf's Beste besorgt werden. Lebe wohl! auf glückliches Wiedersehen!

Deine treue Freundin
Anna.

12.

Darmstadt, den 18. September 1853.

Bester Wilhelm!

Endlich kann einer Deiner Lieblingswünsche erfüllt werden. Vor einigen Tagen kam ein Thierbändiger mit einer ausgezeichnet schönen Menagerie hier an. Da kannst Du sie nun sehen, die Bestien, welche Du lebend zu sehen so oft Dir wünschtest. Da schauest Du den Löwen, der Thiere König, stolz sein Haupt erhebend, die Mähne mächtig schüttelnd und die Löwin zu seinen Füßen lagernd. Dort siehst du den klugen Elephanten, vor dem Du winzig klein Dich ausnimmst; den unruhigen Eisbären, die blutdürstige, struppige Hyäne, den schöngefleckten Leoparden, den plumpen, braunen Bären, zuweilen auf den Hinterfüßen stehend, den grausamen Tiger, den gefräßigen Wolf, die bunte Königs- oder Riesenschlange, dann ein Heer possierlicher, lärmender Affen, schreiender Papageien und Kakadu's und noch viele andere Thiere. Du glaubst Dich unwillkürlich in die Wüsten Asiens und Afrika's und in die Urwälder Amerika's versetzt. Und dies Alles kannst Du für drei Batzen in Augenschein nehmen. Komm also recht bald, um Deinen langgenährten Wunsch zu befriedigen, da der Aufenthalt des Menageriebesitzers kaum noch eine Woche dauert.

Dich sehnlichst erwartend, schließt herzlich grüßend

Dein Joseph.

13.

Mainz, den 8. April 1850.

Lieber August!

Mit dem größten Vergnügen ertheile ich Dir jederzeit Nachrichten aus dem Elternhause, aber heute war mir die Benachrichtigung schmerzlich, da sie Dir einen kleinen Unfall unserer Familie kundgibt.

Unsere lieben Eltern wurden nämlich in der Nacht vom 1. bis 2. April bestohlen. — Es war jene Nacht eine äußerst dunkle und stürmische. Dieses benutzten die Diebe und kamen, mittelst Einbruch, in die blaue Stube, erbrachen da einen Schrank und die Kommode, und im anstoßenden Nebenzimmer mehrere Kisten. Wir vermissen eine Summe baares Geld von 112 fl., außerdem eine Uhr, silberne Löffel, goldene Ringe und sonstige Kostbarkeiten, so wie auch viel Leibweißzeug. Der Vater schlägt den erlittenen Verlust auf mindestens 400 fl. an. Wie erschrack die Mutter, als sie des Morgens in die blaue Stube trat, die erbrochenen Zimmergeräthe und die Entwendung so vieler und kostbarer Gegenstände bemerkte; sie war fast außer sich, so daß der Vater und wir Kinder Alles aufbieten mußten, sie zu beruhigen. Der Vater hielt nun beim Gesinde Nachfrage über das Vorgefallene, aber Niemand hatte etwas Verdächtiges bemerkt, was sich auch bei näherer Untersuchung richtig herausstellte. Der Sturm hatte nämlich ein nach der Straße gehendes, nicht fest verschlossenes Fenster geöffnet, so daß die Diebe ganz gemächlich und geräuschlos einsteigen und ihren Raub ausführen konnten. Der Vater hat sogleich von diesem Vorfalle Anzeige bei der Obrigkeit gemacht, die bis heute die größte Thätigkeit aufgeboten hat, den Dieben auf die Spur zu kommen, allein bis jetzt vergebens. Der Schrecken, den dieser unangenehme Vorfall hervorgerufen, hat weiter keine nachtheiligen Folgen für den Gesundheitszustand der Familienglieder hervorgerufen; aber uns Alle zu größerer Vorsicht gemahnt, um künftig ähnlichem Unglücke vorzubeugen. Gelegentlich erinnere ich Dich, daß die lieben Eltern nächsten Monat den 20. Mai ihr silbernes Hochzeitsfest begehen. Ein Festgeschenk wirst Du wohl schon in Bereitschaft haben. Lieb wäre es uns Allen, wenn es Dir möglich wäre, an diesem schönen Familienfeste persönlich Theil nehmen zu können.

Herzinnige Grüße von Vater und Mutter, von Deinen Geschwistern und insbesondere

von Deiner Dich allzeit liebenden Schwester
Emilie.

III. Bitt- und Auftragsschreiben.

14.

Heidesheim, den 15. März 1853.

Mein theurer Johann!

Wie Du weisst, bin ich seit acht Tagen so krank, dass ich die Schule nicht besuchen kann. Da nun meine Gesundheit bald völlig hergestellt ist, so denke ich recht oft an meine Schule und an den Fortgang in allen Gegenständen. Dabei wird es mir manchmal recht bang, ich möchte zurückbleiben und grosse Sehnsucht ergreift mich, zu erfahren, was täglich in der Schule vorgeht. Ich bin von Deiner Güte, lieber Johann! so überzeugt, dass ich ungescheut an Dich die Bitte richte, mir doch täglich die Schulaufgaben mittheilen zu wollen!

Sehnlichst Deine gütigen Mittheilungen erwartend, grüsst Dich herzlich

Dein kranker Freund
Eduard.

15.

Lorsch, den 30. März 1853.

Lieber Friedrich!

Der harte Winter ist nun vorüber, der liebliche Frühling ist wieder bei uns eingekehrt und schon während acht Tagen kann man die Blumenbeete in Stand stellen. Zur Aufnahme des Samens sind die meinigen schon hergestellt. Um die Beete aber recht mannichfaltig zu bestellen, fehlt mir noch Samen von Astern und Balsaminen. Du hast, wie ich weiß, solchen von den herrlichsten Arten; deßhalb nehme ich Dein gütiges Versprechen, mir solchen geben zu wollen, heute in Anspruch. — Sei so gut und gib ihn Landrichters Eduard, der ja täglich zu Euch hinüber in die Schule kommt, in den nächsten Tagen mit, und vergiß nicht, mir recht bald Gelegenheit zu einem Gegendienste zu geben, damit in der That dankbar sein kann

Dein

August.

16.

Bensheim, den 4. April 1853.

Lieber August!

Es freut mich herzlich, Dir dienen zu können. Beifolgend erhältst Du durch unsern gefälligen Freund Eduard den versprochenen Aster- und Balsaminensamen von vorzüglicher Art. Mit dem Säen hast Du noch ein wenig Zeit. Einen Gegendienst nehme ich sogleich in Anspruch, indem ich Dich bitte, bei Deinem Vetter Ernst Frisch 5000 Tabakspflanzen für meinen Vater vorläufig fest zu bestellen. Nächsten Georgimarkt hoffe ich, Dich bei mir zu sehen, um Dir etwas für Dich sehr Erfreuliches mittheilen zu können.

Deinen Besuch nächsthin erwartend, schließt mit dem Wunsche, daß dein Samen zu recht üppigen Pflänzchen erspossen möge

Dein

Friedrich.

17.

Bingen, den 20. Mai 1853.

Liebe Dorothea!

Heute erlaube ich mir eine Bitte für eine unserer ehemaligen Schulfreundinnen an Dich zu richten. Du erinnerst Dich wohl noch der liebenswürdigen Theresia Heim; diese verlor vor einigen Monaten rasch nacheinander Vater und Mutter durch den Tod. Sie steht, eine Waise, nun allein und hülflos da und sieht sich genöthigt zu dienen. Sie will dies auch, da sie glücklicher Weise recht gesund und kräftig und auch in den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten wohl erfahren ist. Dieses brave Mädchen verdient eine recht gute Herrschaft, dann beglückt Eines das Andere. Liebe Dorothea! Therese wäre ein Mädchen für Euch. Wenn es Euch möglich ist, so nehmt sie in Euer Haus auf. Bedenke, wie hart es schon an und für sich ist, in die rauhe Schule des Dienens einzutreten, zumal auch noch bei

einer harten Herrschaft. Wie sehr es auch Therese wünscht, in Eurem Hause Unterkunft zu finden, kann ich Dir nicht beschreiben. O, Dorothea! sei Theresens rettender Engel und lasse mir bald eine genehmigende Antwort hierüber zukommen!

Die lieben Deinigen und Dich herzlich grüßend, verbleibt in Liebe

Deine

Amalia.

IV. Anfrage= und Erkundigungsschreiben.

18.

Alzei, den 3. März 1853.

Lieber Freund!

Schon öfters habe ich von Andern gehört, daß Euere Familie nach Amerika auswandern wolle, ja gestern wurde ganz bestimmt versichert, daß Ihr schon in drei Wochen abreisen würdet. Lieber Robert! ich bitte Dich, gib mir kund, ob dieses Gerücht gegründet ist, damit ich, falls Du es bestätigst, Dich vor der Abreise noch einmal besuchen und über einiges für mich und Dich Wichtige mit Dir sprechen kann.

In Erwartung einer baldigen Antwort grüßt Dich freudschaftlichst

Dein

Anton.

19.

Fürth, den 1. Novsmber 1853.

Liebe Tante!

In Auftrag meiner Mutter soll ich mich an Sie wenden und nachfragen, wie bei Ihnen die Kartoffelernte ausgefallen und wie hoch der Preis eines Malters ist; denn bei uns war die Fäulniss der Kartoffeln so stark, dass ihr Ertrag sehr gering, aber der Preis sehr hoch ist, und jetzt schon 3 fl. 20 kr. übersteigt. Seien Sie so gütig, liebe Tante! über das Nachgefragte uns bald eine Antwort zukommen zu lassen, damit meine liebe Mutter sich hiernach richten kann.

Mit herzlicher Begrüssung von uns Allen schliesst

Ihre, Sie liebende Nichte

Elise.

V. Theilnahmsschreiben.

A. Glückwünsche.

20.

Büdesheim, den 1. Januar 1854.

Lieber Vater!

Am ersten Morgen des neuen Jahres mische auch ich meine Stimme in den allgemeinen Freudenruf: „Glückseliges, neues Jahr!" Ja, lieber Vater! Glück und Friede und Freude begegne Dir im neuen Jahre auf allen Deinen Wegen! Gott segne Deine Arbeiten und Deine Unternehmungen mit gutem Erfolge, und erhalte Dich gesund und heiter in unserem Familienkreise! Darum will ich täglich Gott bitten, und er wird mein kindliches Gebet nicht verschmähen, er wird

mir auch die Gnade verleihen, meinen Vorsatz: Dich recht lieb zu haben, recht gehorsam und fleißig zu sein, auszuführen, daß Du Dich im neuen Jahre stets freuen könnest

über Deinen dankbaren
Ludwig.

21.

Gernsheim, den 19. März 1853.

Theuerster Vater!

Dein Namensfest ist mir stets ein willkommener, schöner Festtag, an dem ich immer eine so schickliche Gelegenheit finde, Dir die Gefühle meiner Hochachtung und Liebe darzulegen. Nimm sie gütig auf die Gefühle meines Herzens: „Möchte der liebe Gott Dich noch viele Jahre, wie bisher, so gesund, freudig und so liebreich wirksam in unserer Familie erhalten, damit ich insbesondere mich noch lange der väterlichen Führung und Fürsorge erfreuen darf, und mir ein lebendiges Vorbild zu treuer Nachahmung verbleibt." Um dieses will ich täglich den Vater im Himmel bitten, der mein kindliches Flehen wohlgefällig erhören wolle.

In dieser Gesinnung verharret stets

Dein gehorsamer Sohn
Ferdinand.

22.

Castel, den 26. Juli 1853.

Liebe Mutter!

Mit inniger Freude begrüsse ich den heutigen Tag, an dem meine liebe Mutter das schöne Fest ihres Namens feiert. O, könnte ich heute in dem Familienkreise bei Euch sein, könnte ich Dir, liebe Mutter! mündlich sagen, was mein Herz für Dich fühlt. Doch im Geiste freue ich mich all' der Beweise der Liebe und Anhänglichkeit, welche Dir heute meine Geschwister geben, und vereinige mit ihren Glückwünschen die meinigen. Das beiliegende kleine Angebinde möge Dir sagen, wie ich bei seiner Verfertigung der gütigsten Mutter in Liebe gedacht, wie ich dabei, trotz aller Mühe, im Andenken an Dich so glücklich war. Möge es Dir ein Zeuge meiner kindlichen Anhänglichkeit und Liebe, meiner Hochachtung und Dankbarkeit sein! Verlebe den schönen Festtag froh und glücklich, und so möge er noch recht oft wiederkehren zur hohen Freude unserer ganzen Familie. Dieses erfleht täglich von Gott

Deine, Dich ewig liebende
Theresia.

B. Beileidsversicherungen.

23.

Osthofen, den 8. Februar 1853.

Mein lieber Freund!

Die traurige Nachricht von dem plötzlichen Tode Deines lieben Vaters hat mich tief erschüttert, und ich fühle mit Dir die ganze Größe Deines unersetzlichen Verlustes. Einen Vater zu verlieren, den treuesten und liebevollsten Freund, den ein Kind auf Erden haben kann, ist wohl etwas unbeschreiblich Schmerzliches. Aber hemme den Lauf

Deiner Thränen, blicke flehend hinauf zum Vater Aller; er wird Dich nicht verlassen! er wird Dir Kraft und Muth geben, in die Fußtapfen Deines so braven Vaters einzutreten, um die verlorene Stütze Euerer Familie durch Dich, den ältesten Sohn, einigermaßen zu ersetzen. Ermanne Dich also, folge dem herrlichen Beispiele Deines Vaters, dessen Leben eine ununterbrochene Thätigkeit zur treuen Erfüllung seiner Pflichten war. Auf eine geeignetere Weise kannst Du Deinen seligen Vater nicht ehren, als eben hierdurch.

Der Versicherung meiner innigsten Theilnahme an Deinem harten Geschicke füge ich das Versprechen bei, Dir bei Deiner neuen, schweren Verpflichtung mit Rath und That zur Seite stehen zu wollen.

In der Hoffnung, daß des Freundes Zuspruch Dir einigen Trost in diesen Tagen der Trübsal gewähren möge, zeichnet

Dein aufrichtiger Freund
Bernhard Werner.

24.

Langen, den 22. September 1853.

Theuerste Luise!

Dein langes Schweigen machte mich schon längst unruhig und ließ mich nichts Gutes ahnen, und mein Vorgefühl hat mich, leider! nicht getäuscht. Wie ich gehört habe, hat Dich eine schmerzliche, lebensgefährliche Krankheit befallen, die aber, Gott sei gedankt! jetzt wieder im Abnehmen ist. O, theuerste Freundin! wie wir vor einigen Monaten die genossenen Freuden mit einander theilten, so lebhaft fühle und theile ich Deine Schmerzen. O, könnte ich jetzt an Deinem Schmerzenslager verweilen, Dir Trost und Hülfe geben, Dich pflegen, wie meine Schwester! Doch an allem Dem kann es Dir nicht mangeln. Wo eine liebende Mutter und zärtliche Schwestern wie schützende Engel jeden Athemzug belauschen, da wäre meine Hülfe nur für mich Genugthuung gewesen. Wie unendlich freut es mich, daß nun die Krankheit gehoben ist und deine baldige Genesung bevorsteht. Aber, liebe Luise! jetzt gilt es, die beharrliche Geduld im Leiden nicht zu verlieren und die Nachwehen einer solchen Krankheit auch noch standhaft zu übertragen und der völligen Genesung durch Mißmuth und Ungeduld nicht hinderlich in den Weg zu treten.

Ein Brief von Deiner Hand mit der Nachricht Deiner völligen Herstellung wird unendlich beglücken

Deine bis zum Tode treue Freundin
Agnes.

VI. Einladungsschreiben.

25.

Weisenau, den 20. Oktober 1853.

Lieber Rudolph!

Noch erinnere ich mich mit dem größten Vergnügen an die schönen Tage, welche ich an Eurem Kirchweihfeste bei Dir und Deinen

lieben Eltern verlebte. Diese Erinnerung mahnt mich aber auch an Wiedervergeltung. Die Blumen der Freude sind gepflückt auf der herbstlichen Flur. Der grämliche Winter ist vor der Thüre. Aber uns Rheinländern steht vor seinem Erscheinen noch ein freudiger Herbstgenuß bevor, nämlich die Traubenlese, die den 26. d. M. bei uns beginnt, und wozu ich Dich, lieber Rudolph! freundschaftlichst einlade. Also mache Dich auf und komme heraus aus Deinen Bergen zu den schönen Rebhügeln des Rheins, welche Dir, außer dem Genusse köstlicher Trauben und der Theilnahme am fröhlichsten Herbstjubel, auch noch schöne Aussichten in eine reizende Umgegend gewährt. Dann endlich wird Dich die Traubenlese selbst mit den mannichfachsten, Dir unbekannten Verrichtungen ergötzen, und die Herbstfreude, welche sich durch Gesang, Jubelruf und Pistolenknall kundgibt, wird Dich auf's Angenehmste unterhalten. Nun, Du kommst ganz sicher. Deine guten Eltern versprachen mir, es Dir zu erlauben. Also den 25. des Nachmittags 3 Uhr triffst Du bei mir ein, wo wir uns alsdann für die kommenden, frohen Tage gehörig vorbereiten können.

Mit aufrichtiger Freude erwartet Dich sehnlichst

Dein Freund

Johann.

VII. Dankschreiben.

26.

Hochgeehrtester Herr Onkel und Pathe!

Dass Sie durch Unwohlsein verhindert sind, meiner heiligen Abendmahlsfeier beizuwohnen, ist meinen lieben Eltern und mir ausserordentlich leid, da Ihre hochgeschäzte Gegenwart unsere Festfreude noch mehr erhöht haben würde. Indem ich Ihnen von ganzem Herzen recht baldige Genesung wünsche, liegt mir nun die Pflicht ob, Ihnen nicht nur für die vielen Wohlthaten, welche Sie seit meiner Taufe in so reichem Masse mir erzeigt haben, sondern auch für das schöne, reiche Geschenk und die herrlichen Ermahnungen und Wünsche meinen herzinnigsten Dank auszusprechen, und diese Ihre wohlmeinenden Ermahnungen durch treue Befolgung zu ehren. Möge mir Gott die Gnade verleihen, mein Vorhaben auszuführen, dass Sie recht grosse Freude an mir erleben möchten. Diesem heissen Wunsche füge ich noch das Versprechen bei, dass ich täglich Gott bitten werde, meinen hochverehrten Onkel mir noch lange in dauerhafter Gesundheit zu erhalten.

Meine lieben Eltern und mich Ihnen bestens empfehlend, wollen Sie die aufrichtige Versicherung genehmigen, dass ich stets verbleiben werde

Ihr dankbarer Pathe

N. N.

27.

Viernheim, den 14. April 1853.

Verehrtester Herr Lehrer!

Gern hätte ich, wie geziemend, persönlich Abschied von Ihnen genommen, wenn nicht unsere Abreise nach Amerika um acht Tage verfrüht worden wäre. Unmöglich kann ich aber von der Heimath

scheiden, ohne Ihnen, verehrtester Herr Lehrer! mit Herz und Mund für die großen Wohlthaten einer guten Erziehung und gründlichen Bildung, für die hierbei gehabte Mühe und Geduld innigst zu danken. Könnte ich es vergelten, wie Sie es um mich verdient haben! Weite Ferne wird uns wohl auf immer trennen und vielleicht nie sehe ich Sie wieder; aber das Andenken an meinen lieben Lehrer und an seine väterlichen Lehren und Ermahnungen wird niemals aus meinem Gedächtnisse schwinden; stets werde ich es heilig bewahren und den lieben Gott bitten, daß er Sie mit dauerhafter Gesundheit zum Heile der Ihnen anvertrauten Jugend segnen möge. — Und nun, leben Sie wohl! verehrtester Herr Lehrer! leben Sie ewig wohl!

Das Andenken an Sie stets bewahrend, scheidet betrübten Herzens von der lieben Heimath

Ihr allzeit dankbarer Schüler
N. N.

VIII. Erzählende und beschreibende Briefe.

28.

Bensheim, den 20. Juli 1853.

Lieber Paul!

Du erinnerst Dich wohl noch, wie sehnsüchtig wir oft von den Höhen unserer schönen Bergstraße in die Ebenen hinunterschauten zum lieben Vater Rhein; wie wir uns damals freuten, als wir einst von dem Thurme des Malchen mittelst des Fernrohres ein Schiff ganz deutlich auf seiner blinkenden Fluth dahinschwimmen sahen und wie oft wir bei solchen Gelegenheiten den Wunsch ausgesprochen haben: „Ach, könnten wir doch diesen Strom einmal in der Nähe sehen oder gar auf seinen Wellen in einem Schiffe dahinfahren.“ Dieser Wunsch wurde bei mir vor einigen Tagen verwirklicht, indem unser lieber Herr Lehrer uns nach Gernsheim an den Rhein spazieren führte. Mittags, Punkt 12 Uhr, verließen wir unter Jubelsang und im Geschwindschritt unser Städtchen und legten so in heiterer Lust bald zwei Stunden Weges zurück. Schon winkte uns der hochaufragende Thurm der freundlichen Kirche zu Gernsheim sein „Willkommen!“ zu, als wir an einer lichten Waldecke unter muntern Gesprächen uns zu einer kleinen Rast im Schatten stämmiger Eichen lagerten und Jeder sich mit einer kleinen Erfrischung labte. Nach einem Viertelstündchen ging's raschen Schrittes weiter, schnurgerade zum Rhein. Unterdessen hatten sich im Südwesten dicke Gewitterwolken aufgethürmt und drohten mit Entladung, als wir in der Nähe des Rheinufers angekommen waren und den königlichen Strom zum Erstenmale erblickten. Der Rhein! der Rhein! hallte es in einstimmigem Jubelchore wieder, und herzlicher mag wohl kaum der Freudenruf der Kreuzfahrer erschollen sein, als sie einst die heilige Stadt erblickten. Doch konnten wir uns dem schönen Anblick kaum eine Minute überlassen; denn ein heftiger Sturmwind brauste heran, von Blitz, Donner und einem gewal-

tigen Platzregen begleitet, so daß wir uns schnell in eine Herberge flüchten mußten. Kaum konnten wir den Vorbeizug des äußerst heftigen Gewitters erwarten, und sobald sich der Himmel ein wenig erheitert hatte und der Regenguß nachließ, drängten wieder Alle: „Zum Rhein! zum Rhein!" Wir zogen mit unserem Lehrer zum zweitenmale zu des Stromes Ufer, doch kaum angelangt, brach abermals ein Sturm im heftigsten Maße los, begleitet von eben so starkem Platzregen, und wir mußten uns wider Willen in's Warthaus der „fliegenden Brücke" eiligst zurückziehen. Da sahen wir nun etwas noch nie Erlebtes. Während der Sturm draußen entsetzlich heulte und die Aeste der umherstehenden Pappeln vom schlanken Stamme riß, peitschte er den Strom, so daß seine Wellen mannshoch sich überschlugen und die am Ufer ankernden Schiffe so heftig hin- und herschaukelte, daß sie klappernd zusammenschellten. Aus den dicken schwarzen Wolken zischte unaufhörlich des Blitzes feurige Schlange und plötzlicher Donner krachte erderbebend nieder, und das nahe Gebirge mehrte in hundertfachem Echo den mächtigen Schall; der Platzregen schlug so heftig wider die Fenster an der Südseite des Hauses, daß wir ihren Einbruch befürchteten. Dieser Aufruhr der Natur war furchtbar schön und gab uns wohl ein schwaches Bild von einem Seesturme. Endlich legte sich Sturm und Regen; die Gewitterwolken flohen dem Gebirge zu, der Himmel klärte sich; die Sonne bestrahlte wieder lieblich die Gegend. Jetzt ließen wir uns nicht mehr halten und eilten zum Ufer des Rheines. Die Einen liefen geradezu auf die „fliegende Brücke" und schauten jubelnd den Rhein auf- und abwärts; Andere besichtigten die großen Segelschiffe, und wieder Einige schaukelten in den am Ufer stehenden Nachen, oder beschauten neugierig die Rheinbäder und plätscherten im Wasser, welches auffallend wärmer war, als die Temperatur der abgekühlten Luft. Auf einmal riefen Viele: „Ein Dampfschiff! ein Dampfschiff!" und wirklich erblickte man im Nordwesten von Mainz her den rußschwarzen Schlangenstreif, welchen ein Dampfschiff in die Luft zeichnet; noch ein Viertelstündchen, und es war uns sehnsüchtig Harrenden Angesichts gegenüber. Das war ein Jubel, ein Schiff mit Rädern und einem Schornstein zu sehen! und noch dazu war's ein Schleppdampfer, dem fünf große, schwerbeladene Segelschiffe angehängt waren, die wie eine kleine Flotte stolz an uns vorüber rauschten. Kurz darauf durchschnitt auf seiner Thalfahrt ein Eildampfboot — Delphin — pfeilschnell die hochaufwogende Fluth, und zu Berg kam wieder eines der größten und schönsten Dampfschiffe, „Königin Elisabetha," hielt vor Gernsheim in Mitte des Rheines an, woselbst ihm mit einem Nachen Reisende und Gepäck zugeführt wurden. Auf einmal erscholl das Zeichen der Glocke auf der „fliegenden Brücke" zur Abfahrt nach dem jenseitigen Ufer, die Brücke stieß vom Lande und trug, wie von selbst, da keine Triebkraft sicht- und merkbar ist, ihre Last nach Jenseits. Und wieder dort am linken Ufer unter dem Halloh der Treiber schleppten drei Pferde im Schnecken-

schritt mühsam ein beladenes Rheinschiff zu Berg. — So sahen wir in wenig Stunden jede Art von Schifffahrt und uns gelüstete nicht wenig, auch einmal auf dem schönen Strome zu fahren. Dieser Wunsch ward uns heute erfüllt, indem unser Herr Lehrer zwei Nachen gemiethet hatte, die uns aufnahmen und mit lustigem Ruderschlage in die Mitte der Strömung hineinfuhren. — O, welche Lust! welches Vergnügen! in sanftem Geschaukel auf dem herrlichen Strome dahinzugleiten. Aber auch unsere schönsten Lieder ertönten aus voller Brust dem Vater Rhein zum herrlichen Gruße. Lieber Paul! ich bin nun auch schon auf dem schönsten Strome Deutschlands gefahren, weiß jetzt, was das heißt, ein Strom; habe gesehen, auf welche Weise Schifffahrt betrieben wird; dies war ein herrliches Stück Geographie.

Wärest Du bei uns gewesen! Da es Dir nicht möglich war, so nimm diese kleine Beschreibung als einen kleinen Ersatz hierfür

von Deinem, Dich stets liebenden Freunde
Joseph Lind.

29.

Darmstadt, den 28. Mai 1853.

Liebe Johanna!

Als Du vor einigen Wochen Deine Osterferien bei uns zubrachtest, hast Du Dich bei unsern Ausflügen in die liebliche Umgegend Darmstadts um den hohen Beherrscher der Bergstraße — den Malchen — der uns überall in südlicher Richtung in seinem duftigen Gewande entgegentrat, so lebhaft interessirt, daß es mir eine wahre Herzensfreude ist, Dir von diesem Unbekannten, dessen Bekanntschaft ich im Vereine meiner Lehrerinnen und Mitschülerinnen vor einigen Tagen gemacht habe, nun Näheres erzählen zu können. An einem schönen Maimorgen wanderten wir mit unsern Lehrerinnen früh nach dem Bahnhofe, um mit dem ersten Bahnzuge nach der Bergstraße zu fahren. In Zwingenberg, am Fuße des Malchen, angekommen, nahmen wir uns einen Führer, folgten ihm rüstig, um den Malchen zu besteigen. Anfangs ging's lustig voran, aber nach einer Viertelstunde, als wir schweißbedeckt waren und der Weg steiler wurde, gab es manchen Halt und wir waren froh, als uns der Schatten der Eichen und Buchen mit ihrem saftigen Frühlingsgrün aufnahm. Nun wurde der steile Weg zwar weicher, aber glätter, denn wir wandelten auf einer Laubdecke. Mühsam hatten wir endlich die Höhe erstiegen und müde gelangten wir auf einen großen, freien Platz von hohen Eichen und Buchen umgeben, in dessen Mitte ein massiver, viereckiger Thurm von 84 Fuß Höhe steht. Hier setzten wir uns in's Gras nieder und erquickten uns unter scherzenden Gesprächen mit den Erfrischungen, die wir mitgenommen hatten. Nach einer kleinen Weile der Rast stiegen wir auf der ziemlich bequemen Treppe zum Thurme hinan. Oben angekommen, steht man auf einem ebenen Boden, ringsum mit sicherer Brustmauer umgeben. O, liebe Johanna! welch' eine Aussicht! Da steht man hocherhaben über dem niedern Erdengewühl und die

geistige Erhebung entspricht der leiblichen. Läßt man jetzt den freudigen Blick hinausschweifen, so genießt man eine der schönsten Aussichten, die man haben kann. — Nach Westen liegt vor uns das weite, langgestreckte Rheinthal, das der königliche Strom in Schlangenwindung wie ein blitzendes Silberband durchfluthet. Nach Süd- und Nordwest verfolgt man seinen Lauf mit freiem, wie bewaffnetem Auge auf wenigstens zwanzig Stunden Länge. Auf dieser lieblichen Wanderung verweilt der Blick zuerst auf dem massenhaften Dom von Speyer mit seinen Kaisergräbern, weiter stromabwärts ruht der Blick auf den schlanken Thürmen und der majestätischen Kuppel der Jesuitenkirche zu Mannheim und uns beinahe westlich gegenüber streben die vier Thürme des herrlichen Doms von Worms zu den Wolken, weiter nordwestlich ruht Gernsheim, die Schöfferstadt, friedlich am Stromesufer; in derselben Richtung thront Oppenheim mit seiner Ruine Landskron und am Grenzpunkte der Sehweite erschaut man die Mainzer Schiffbrücke mit Kastel von dem nach dem Rheine herbeiziehenden Taunus begrenzt. Streift in derselben Richtung das Auge weiter über den Strom, so erblickt man in der Morgenbeleuchtung als Vordergrund das hügelreiche Rheinhessen mit seinen vielen Städtchen und Dörfern, als Hintergrund das Hardtgebirge mit seinen weinreichen Hügeln, rechtshin mit dem breitkuppigen Donnersberg endigend; links hinauf gewahrt man als Fortsetzung die Vogesenkette mit ihren vielzackigen Kuppenrändern. Vor uns, in naher Ebene, welch' buntes Gewimmel von Städtchen und Dörfern, von Auen, Wiesen und Wäldern! Zu unsern Füßen zieht in Schlangenwindung die schöne mit Nuß- und Obstbäumen aller Art besetzte Bergstraße, welche nicht weit davon die Main-Neckarbahn geradlinig begleitet. Lassen wir nun unsern Blick längs den Vorbergen des Odenwaldes in südlicher Richtung hinschweifen, so schauen wir bis Schrießheim die herrlichen reb- und waldbekränzten Hügel in bunter Mannichfaltigkeit, zum Theil mit Burgen geschmückt. Zunächst das Auerbacher Schloß (Ruine); die Starkenburg, Taufpathin der Provinz; die Burg Windeck, die Strahlenburg; in nördlicher Richtung: das Alsbacher Schloß und der Frankenstein; dann die Residenzstadt Darmstadt, welche in heiterm Gewande vor uns liegt, und endlich der Taunus, welcher in dieser Richtung die Aussicht schließt. Wenden wir zuletzt den Blick nach Osten, so schauen wir im buntesten Grün die Hügelketten und Thäler des Odenwaldes, die Dörfer und Dörfchen dazwischen versteckt, oft nur durch den aufsteigenden Rauch angedeutet. Doch ist hier der bedeutenden Höhen halber die Aussicht beschränkt. Nicht weit von hier, gerade im Osten, sieht man den Felsberg mit dem Jägerhaus, das Felsenmeer und nahe bei dem Dorfe Reichenbach den Riesenfels Hohenstein und im Hintergrunde die Neunkircher Höhe, als höchste des hessischen Odenwaldes. — Hier, liebe Johanna! hast Du ein schwaches Bild von der herrlichen Aussicht auf dem Thurme des Malchen. Diese Aussicht lohnt die Mühe des Bergstei-

gens hundertfach. Habe ich Dein lebhaftes Interesse durch diese kleine Schilderung des Malchen und seiner Aussicht einigermaßen befriedigt, so fühlt sich beglückt

Deine Dich herzlich liebende
Mathilde Graf.

IX. Briefe gemischten Inhalts.

30.

Liebe Freundin!

Die freundliche Einladung zu Deiner Namensfeier hat mich ungemein gefreut; aber eine andere Freude, die mir zu gleicher Zeit zu Theil werden soll, hält mich an diesem Tage im Familienkreise zurück. Wir erwarten nämlich, brieflicher Nachricht zufolge, an demselben Tage die Ankunft unserer Tante in Venedig, welche in ihren alten Tagen noch diese weite Reise angetreten hat, um noch einmal vor ihrem Ableben, wie sie so rührend in ihrem Briefe bemerkte, alle ihre Lieben zu sehen und an's Herz zu drücken. Du wirst unter diesen Umständen mein Nichterscheinen wohl entschuldigen und wollest beifolgendes Rosenstöcklein, welches ich mit eigener Hand gepflanzt und veredelt habe, als ein bescheidenes Angebinde gütig annehmen. Möge Deines Lebens Glück so ununterbrochen knospen und blühen, wie dieser Rosenstock; mögest Du stets in der Wahl Deiner Freunde so vorsichtig sein, als wenn Du dessen Rosen pflückest; mögest Du Dich bei jedem aufblühenden Röslein an unsere Freundschaft erinnern und möge sie Dich stets so erfreuen, wie der Röslein lieblicher Duft!

Im Geiste Antheil nehmend an der freudigen Feier Deines Namensfestes, schließt unter der Versicherung fortdauernder, treuer Freundschaft.

(Datum.)

Deine

Mathilde.

31.

Hochgeehrtester Herr Vormund!

Seien Sie nicht ungehalten, wenn ich Sie schon wieder mit einer Bitte um Geld belästige. Mein Meister schickt mich jetzt des Sonntags in die Handwerksschule. Da ich mich besonders im Zeichnen üben muß, so hatte ich, wie Sie aus beiligender Rechnung gütigst ersehen wollen, allerlei Zeichnenmaterialien nothwendig. Weiter muß ich Ihnen gestehen, daß ich durch Ungeschicklichkeit meinem Meister ein kostbares Werkzeug zerbrochen habe, welches ich ersetzen muß. Noch weiß er es nicht; doch möchte ich dasselbe schleunigst durch ein neues ersetzen, da wir es bei der Arbeit kaum entbehren können; es kostet ein solches billigst fünfzehn Gulden, um welche Summe, nebst dem Betrag der beiliegenden Rechnung ich Sie ergebenst bitte. Sagen Sie auch gefälligst, wenn ich Sie bitten darf, meiner Schwester Antonie, sie möchte mir doch das halbe Dutzend Hemden,

welches sie in Arbeit hat, recht bald zusenden, da ich dieselben gar nothwendig habe. Schließlich kann ich Ihnen die Freude nicht verbergen, welche mich erfüllt, daß Sie mich zu einem so geschickten und braven Meister gebracht haben, der mich so werth hält, wie sein eigenes Kind, wofür Ihnen nicht genug zu danken weiß

(Datum.)

Ihr stets gehorsamer Mündel
Adolph Dahm.

32.

Hochwürdiger,
Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Ew. Hochwürden mögen gütigst entschuldigen, wenn ich mir erlaube, Sie um einen Taufschein zu bitten. Es ist mir nämlich wegen einer Erbschaftssache von dem hiesigen Gerichte die Auflage gemacht worden, meinen Taufschein beizubringen. Indem ich Sie nun um baldige Zusendung desselben bitte, erlaube ich mir, Ihnen zur schnellen Aufsuchung in den Registern zu bemerken, dass ich der Sohn des verlebten Arztes N. und am 20. Mai 1838 in B. geboren worden bin. Leider! muss ich meine Unkunde bekennen, da ich nicht weiss, was die gesetzlichen Gebühren hierfür betragen. Ich bitte Sie daher, den Kostenbetrag als Postvorschuss gütigst erheben zu wollen.

Unter Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung bin ich
(Datum.)

Ew. Hochwürden
ergebenster Diener
N. N.

B. Die gewöhnlichsten Geschäftsaufsätze für's bürgerliche Leben nebst Aufgaben hierüber.

a. Anzeigen.

1. Unterzeichneter ist gesonnen, sein neuerbautes, dreistöckiges Haus, welches an der Hauptstraße steht und besonders zu einem öffentlichen Geschäftsbetrieb tauglich ist, zu verkaufen. Dasselbe enthält 12 bewohnbare Zimmer, wovon 7 heizbar sind, mehrere Kammern und Küchen, einen großen Speicher und Keller, Hofraum mit Scheuer und Stallung, eine Waschküche mit Pumpbrunnen und Holzbehälter.

Frankfurt, den 2. Januar 1854.

Philipp Herz, Oekonom.

2. (Dienstgesuch.) Ein junger Mensch, der alle Feldarbeiten versteht, auch mit dem Vieh, besonders mit Pferden umzugehen und auch zu fahren versteht, wünscht eine Stelle als Kutscher oder Hausknecht zu erhalten. Ueber sein Betragen kann er die besten Zeugnisse aufweisen; er kann sogleich in den Dienst eintreten. Näheres ist zu erfragen bei Bäckermeister Mai in Bensheim.

3. (Verlorner Mantel.) Auf der Straße von Auerbach nach Darmstadt wurde verflossenen Freitag, den 6. Januar 1854, ein

Mantel verloren. Derselbe ist noch ganz neu, von dunkelblauer Farbe, hat einen langen, faltenreichen Kragen, der oben mit einem dunkelbraunen Pelze besetzt und mit einer silbernen Schnalle versehen ist. Der Finder wird ersucht, denselben gegen eine angemessene Belohnung im Gasthaus zur Krone in Darmstadt abzugeben.

Aufgaben. Anzeige über einen Gartenverkauf, über den Verkauf eines Gasthofes, über die Erweiterung eines Geschäftes, über die Vermiethung eines Gartens, eines Weinkellers, einer Scheuer, einer Wohnung, eines Hauses; Anzeige über einen entlaufenen und zugelaufenen Hund, einen verlornen Regenschirm, einen verlornen Ring, eine gefundene Uhrkette, eine gestohlene Uhr.

b. Zeugnisse.

1. Maria Trautmann von Abenheim diente drei Jahre bei mir als Magd und betrug sich während dieser Zeit musterhaft brav und treu, und verrichtete ihre Dienstgeschäfte mit Geschick, Ordnung und Reinlichkeit, was hierdurch mit Vergnügen bezeugt

Worms, den 16. April 1854.

Georg Prinz.

2. Peter Schmelz aus Oppenheim hat drei Jahre bei mir in der Lehre gestanden und sich während seiner Lehrzeit stets sittlich betragen, fleißig gearbeitet und sein Geschäft gut gelernt. Dieses Zeugniß ertheile ich demselben zu seinem weiteren Fortkommen und empfehle ihn Jedermann.

Mainz, den 10. Mai 1854.

Wilhelm Müller,
Buchbindermeister.

Aufgaben. Stelle ein Zeugniß aus für einen treuen Knecht, einen geschickten Gesellen, eine brave Magd, über die schlechte Aufführung eines Lehrlings.

c. Vollmachten.

1. Unterzeichneter ermächtigt hierdurch seinen Schwager Johann Kranz von Mainz für ihn bei Herrn Kaufmann Chr. Strauß in Frankfurt a. M. die Summe von zweihundert und fünfzig Gulden in Empfang zu nehmen, und erkennt dessen Quittung hierüber gleich der seinigen an.

Bingen, den 5. Oktober 1853.

Adolph Kurz.

2. Endesunterschriebener erklärt und bestätigt hierdurch, daß er den Herrn Advokaten Metz in Darmstadt zu seinem Stellvertreter in der Kaspar Braun'schen Erbschaftssache erwählt hat, und daß er jeden Schritt, den derselbe hinsichtlich meiner Erbansprüche zu thun für nöthig findet, so angesehen wünscht, als ob ich ihn selbst gethan hätte.

Bensheim, den 30. August 1853.

Ludwig Schneider.

Aufgaben. Verfasse Vollmachten: 1) zur Einnahme einer Schuld von 80 fl.; 2) zum Verkauf eines Ackers; 3) zum Abschlusse eines Pachtvertrages über ein Haus; 4) zur Einnahme schuldiger Zinsen; 5) zu irgend einer Geschäftsbesorgung.

d. Anweisungen.

1. Ich schulde an Herrn Buchhändler Köhler in Frankfurt vier und zwanzig Gulden; diese Schuldsumme beliebe Herr August Trapp von da dem Vorzeiger Dieses von dem ihm anvertrauten Gelde für mich zu berichtigen, und mir diese Summe in Rechnung zu bringen.

Heppenheim, den 2. März 1853.

Joseph Treu.

2. Gegen diese meine Anweisung beliebe Herr Kaufmann Philipp Kramer in Mannheim die von mir gekauften 30 Zentner Stabeisen an Fuhrmann Johann Mai von Bensheim gefälligst abzugeben.

Bensheim, den 2. Februar 1854.

Heinrich Stein,
Schlossermeister.

Aufgaben. Ein Kaufmann soll eine gewisse Summe an Vorzeiger der Anweisung ausbezahlen; er soll demselben gekaufte Waaren übergeben; Einer soll dem Vorzeiger der Anweisung die zweijährigen Zinsen eines Kapitals einhändigen.

e. Bürgschaftsscheine.

1. Daß Unterzeichneter sich für die Zahlung der Steigsumme des von Peter Rupp von Hirschhorn bei Adam Kraft in Lampertheim gesteigerten Holzes im Betrage von einhundert und fünfzehn Gulden, dreißig Kreuzern verbürgt, bestätigt hierdurch

Hirschhorn, den 15. Februar 1854.

Gottfried Braun,
Bäckermeister.

2. Für den Dreher Anton Stein dahier, welcher dem Schreinermeister Georg Orth in Mainz für verschiedene gekaufte Hausgeräthe fünf und achtzig Gulden schuldig geworden ist, welche er zur Hälfte am 1. Juli, zur andern Hälfte am 1. Oktober d. J. zu bezahlen versprochen hat, leiste ich hierdurch Bürgschaft, so daß Herr Georg Orth mich um Zahlung angehen soll, wenn diese Termine vom Schuldner nicht richtig eingehalten werden.

Oppenheim, den 20. März 1854.

Peter Paul,
Kaufmann.

Aufgaben. Stelle Bürgscheine aus über mehrere Schuldsummen an Verschiedene: über 50 fl. für gekauftes Heu; über 152 fl. für ein gekauftes Pferd; über 80 fl. für gekaufte Waaren.

f. Sicherungsscheine. (Reverse.)

1. Herr Friedrich Reiz hat die Güte gehabt, an dem gemeinschaftlichen Zaun, welcher unsere Gärten trennt, eine Oeffnung zu lassen und mir den Durchgang zum nahen Bach zu erlauben. Ich erkläre hiermit, daß ich diese Gefälligkeit nie als ein Recht ansprechen und sogleich bereit sein werde, den Gartendurchgang zu meiden und die Zaunöffnung zu schließen, wenn derselbe die gegebene Erlaubniß zurücknehmen wird.

Seligenstadt, den 4. Mai 1854.

Karl Stolz.

2. Herr Gottlieb Reif hat mir aus nachbarlicher Freundschaft den Mitgebrauch seiner Pumpe gestattet. Ich erkläre hierdurch, daß ich diese Vergünstigung nie als ein Recht ansehen will, sondern daß es meinem Nachbar stets freistehen soll, die mir ertheilte Erlaubniß nach seinem Gefallen wieder zurückzunehmen. Zur Bestätigung dieser Versicherung habe ich diesen Revers eigenhändig unterschrieben und besiegelt.

Darmstadt, den 5. Juli 1853.

Georg Muth,
Oberförster.

Aufgaben. Stelle Sicherungsscheine aus: Einem, der Jemanden den Gang durch den Hof gestattete; Einem, der Jemanden auf unbestimmte Zeit das Wegrecht an einem Weinberge erlaubte; Einem, dem erlaubt wurde, nach dem Hofe oder Garten desselben ein Fenster in seinem Wohnhanse anzubringen.

g. Empfangscheine. (Quittungen und Recepisse.)

aa) Quittungen.

1. Von Herrn Kreisassessor Kurz dahier zwanzig Gulden Hausmiethe für das erste Quartal 1854 heute baar erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch

Heppenheim, den 1. April 1854.

M. Bauer.

2. Quittung

über fünfundzwanzig Gulden, welche Unterzeichneter von Herrn Oekonom Stamm dahier für mehrere Reparaturen in dessen Wohnhaus heute baar erhalten hat.

Steinheim, den 18. Juli 1853.

Anton Traut,
Maurermeister.

3. 27 fl., sage siebenundzwanzig Gulden einjährige Zinsen von sechshundert Gulden Kapital vom 8. Juni $18^{52}/_{53}$ sind mir heute von Ludwig Reuter von Lorsch baar bezahlt worden, was hiermit bescheinigt

Lampertheim, den 20. Juni 1853.

August Kraft.

4. Adam Rumpf dahier zahlte mir heute sechszehn Gulden Ackerzins für das Jahr 1853, was hierdurch bescheinigt
Herbstein, den 3. Januar 1854.

Johann Fertig.

5. Daß mir der Schreinermeister Kaspar Weißmann von Weinheim das ihm geliehene Kapital von fünfhundert Gulden, nebst den fälligen, zwanzig Gulden betragenden Zinsen richtig abgetragen hat, wird hiermit bescheinigt.
Mannheim, deu 10. April 1850.

Adolph Streichling.

520 fl.

6. „36 Gulden"
Sechs und dreißig Gulden sind mir heute von Herrn Uhrmacher Rau dahier als Abschlagszahlung auf meine Rechnung vom Jahr 1853 richtig bezahlt worden, was dankend bescheinigt
Worms, den 14. Februar 1854.

Karl Freund,
Schreinermeister.

7. Zwei und dreißig Gulden sind mir heute abschläglich für zwei fette Schweine, welche ich dem Metzgermeister Georg Ries in Zwingenberg in voriger Woche zu vier und fünfzig Gulden verkauft habe, von demselben eingehändigt worden, was hierdurch bezeugt
Bensheim, den 2. November 1853.

Philipp Stein,
Bäckermeister.

8. (Wechsel- oder Gegenquittung.) Wir Unterschriebenen bezeugen hiermit, dass wir heute unsere gegenseitigen Rechnungen bis zum heutigen Tage ausgeglichen und getilgt haben, so dass nun Keiner dem Andern Etwas schuldet. Demnach sind alle frühern Rechnungen, Schuldscheine u. s. w. von beiden Theilen für ungültig und nichtig anzusehen. Zur gegenseitigen Versicherung ist hierüber diese Bescheinigung doppelt ausgefertigt, von beiden Theilen unterschrieben und Jedem ein Exemplar eingehändigt worden.
Darmstadt, den 19. Juni 1853.

Karl Netz, Kaufmann.
Georg Reiss, Tuchfabrikant.

bb) Recepisse.

1. Daß mir der Bote Adam Lauf von Gernsheim einen Brief mit fünfzehn Thalern heute richtig eingehändigt hat, bezeugt hierdurch
Heppenheim, den 5. Oktober 1853.

Christian Schwalm.

2. Daß ich heute für Herrn Bauaufseher Sturm einen laut Adresse mit zehn Thalern preuß. Courant beschwerten Brief in

dessen Abwesenheit für denselben in Empfang genommen habe, bescheinigt

Oppenheim, den 1. August 1853.

Georg Meister,
Oekonom.

3. Daß mir der Frachtfuhrmann Christoph Kramer aus Vilbel die von Herrn Kaufmann Karl Löhnis in Frankfurt a. M. an mich abgesandte Kiste, bezeichnet I B. # 96, heute richtig und unversehrt abgeliefert hat, bescheinige ich hierdurch

Alzei, den 11. Juli 1853.

Joseph Breidenbach.

Aufgaben. Quittung über Zurückzahlung eines Darlehens von 700 fl. nebst den einjährigen Zinsen; über erhaltenen Pachtzins von einem Acker, einer Scheuer, eines Hauses; über die jährlichen Zinsen verschiedener Kapitalien, zu verschiedenen Procent verliehen. Empfangschein über 20 Malter, 3 Smr. Korn, über 6 Ohm Wein, über erhaltene Waaren.

b. Schuldscheine.

1. Herr Rentner August Römer hat mir heute einhundert und zwanzig Gulden baar geliehen. Ich verspreche dieses Darlehn nach vier Monaten, vom heutigen Tage an, baar, in unzertrennter Summe wieder zurückzubezahlen, und dieselbe bis dahin mit fünf Procent zu verzinsen.

Darmstadt, den 15. Dezember 1850.

Gottfried Stumpf.

2. Herr Gemeinderath Heim dahier hat mir heute aus Gefälligkeit fünf und zwanzig Gulden auf ein Jahr als Darlehn vorgeschossen, welche Summe ich nach Ablauf der gesetzten Zeit in guter Geldsorte richtig zurückzuzahlen verspreche.

Heidelberg, den 18. Juni 1852.

Peter Waldmann,
Uhrmacher.

3. Indem ich hierdurch bekenne, daß ich dem Holzhändler Herrn Ambros Köhl in Gernsheim für heute von ihm erkauftes Holz einhundert und dreißig Gulden schuldig geworden bin, verspreche ich zugleich, genannte Summe am 1. Juli 1854 zu bezahlen und bis dahin mit fünf Procent zu verzinsen.

Zwingenberg, den 1. Dezember 1853.

Georg Maiwald,
Zimmermeister.

Aufgaben. Stelle einen Schuldschein aus über 30 fl., welche aus Gefälligkeit ohne Zinsen auf ein halbes Jahr geliehen wurden; über ein Kapital von 300 fl., welches man zu $4^1/_2\%$ zu verzinsen und nach Ablauf zweier Jahre, wieder abzutragen verspricht; über 80 fl. für gekaufte Waaren, welche Jemand nach 3 Monaten zu bezahlen und bis dahin mit fünf vom Hundert zu verzinsen verspricht.

i. Depositen- oder Aufbewahrungsscheine.

1. Herr Augustin Friedemann, Kaufmann aus Elberfeld, hat mir heute bei seiner Abreise nach Amerika ein verschlossenes, mit dessen Siegel versehenes, hölzernes Kästchen, angeblich eine Summe in Gold enthaltend, in Verwahrung gegeben. Ich verspreche den mir zur Aufbewahrung übergebenen Gegenstand sorgfältigst zu schützen und denselben entweder an Herrn Friedemann oder einen von ihm schriftlich Bevollmächtigten unversehrt auszuliefern, sobald dies verlangt wird.

Dieburg, den 3. März 1854.

J. Müller,
erster Beigeordneter.

2. Der praktische Arzt Herr Emil Schröder dahier hat mir für die Dauer seines Aufenthalts in Paris folgende Werthpapiere zum Aufbewahren übergeben:

a) eine Obligation von 1000 fl. von B. Wolf in Neustadt;
b) eine Obligation über 500 fl. von Wilhelm Walter in Michelstadt;
c) Eisenbahn-Obligationen im Werth von 2000 fl. nebst Zinscoupons.

Ich verspreche, diese Papiere vor allem abwendbaren Schaden zu sichern und sie, sobald es von Herrn Schröder verlangt wird, wieder abzuliefern.

Weinheim, den 5. August 1853.

L. Gräf,
Bürgermeister.

Aufgaben. Verfasse Niederlegscheine über verschiedene Geldsummen verschiedenen Personen zur Aufbewahrung gegeben; über in Verwahrgebung mancherlei Gegenstände an verschiedene Personen.

k. Verträge.

aa) Miethvertrag.

Zwischen Lederhändler Christian Stromberg, als Vermiether, und Uhrmacher Adolph Hill, als Miether, ist heute nachstehender Miethvertrag abgeschlossen worden:

1) Lederhändler Christian Stromberg vermiethet an Uhrmacher Adolph Hill das erste Stockwerk seines in der Marktstrasse gelegenen Hauses, bestehend in vier Zimmern, zwei Kammern, einer Küche, einem Speicher, einem Keller und einem Holzbehälter in dem Hofe auf drei Jahre, vom 1. April 1854 bis dahin 1857.

2) Dagegen verspricht der Miether einen jährlichen Miethzins von einhundert und fünfzig Gulden in vierteljährigen Raten pünktlich und richtig zu bezahlen.

3) Der Vermiether übergibt dem Miether die Wohnung in wohnlichem, gutem Zustande und übernimmt es, alle grösseren Reparaturen an Thüren, Fenstern, Schlössern, Oefen und Allem, was nicht durch des Miethers und der Seinigen Schuld beschädigt wird, besorgen zu lassen.

4) Der Miether verpflichtet sich, die Wohnung in reinlichem, guten

Zustande zu erhalten und alle etwa nöthigen kleinen Ausbesserungen zu übernehmen.

5) Veränderungen dürfen in der Wohnung ohne Einwilligung des Vermiethers nicht vorgenommen werden. Sind indessen andere Einrichtungen in derselben nach vorhergängiger Uebereinkunft mit dem Vermiether getroffen worden, so muss doch, wenn nicht ein Anderes ausdrücklich verabredet ist, der Miether bei dem Ausziehen Alles in den vorigen Stand setzen.

6) Ohne Einwilligung des Vermiethers darf kein Zimmer der gemietheten Wohnung an einen Dritten abgetreten werden.

7) Sollte dieser Vertrag am 1. Januar 1857, also drei Monate vor Ablauf der festgesetzten Miethzeit, weder von dem Vermiether noch dem Miether aufgekündigt worden sein, so ist derselbe auf weitere drei Jahre nach allen Punkten als verlängert anzusehen.

Ueber vorstehende Bedingungen sind sowohl Vermiether als Miether vollkommen einig geworden und versprechen einander, dieselben ohne irgend eine Ausflucht genau zu erfüllen.

Zu gegenseitiger Sicherheit ist dieser Miethvertrag in zwei gleichlautenden Abschriften ausgefertigt und von beiden Theilen unterschrieben worden.

Mainz, den 4. März 1854.

Christian Stromberg, Vermiether.
Adolph Hill, Miether.

bb) Pachtvertrag.

Der Webermeister Christoph Krug dahier verpachtete heute sein ganzes Erbgut, in hiesiger Gemarkung gelegen, bestehend aus sechs Morgen Ackerland und drei Morgen Wiesen, an Friedrich Kaiser, Ortsbürger dahier, unter folgenden Bedingungen:

1) Der Pachter übernimmt genanntes Gut auf sechs Jahre und liefert es ebenso besamt, wie er es erhalten, wieder an den Eigenthümer ab.

2) Der Vertrag kann während dieser sechs Jahre nicht aufgehoben werden; es sei denn, daß einer der beiden Theile sterbe.

3) Der Pachter ist verpflichtet, das Feld gehörig zu bestellen und die Wiesen mit den Gräben ortsüblich zu unterhalten.

4) Er übernimmt auch alle auf dem Gute ruhenden Lasten und Abgaben, wozu auch die Kriegslasten gehören.

5) Bezahlt derselbe das Pachtgeld jedes Jahr auf Michaeli mit einhundert Gulden baar an den Verpachter.

Zur Bestätigung ist dieser Vertrag von beiden Theilen unterschrieben und Jedem ein gleichlautendes Exemplar eingehändigt worden.

Pfungstadt, den 2. Januar 1854.

Christoph Krug, Webermeister.
Friedrich Kaiser.

cc) Lehrcontract.

Daniel Kern, Schlossermeister dahier, hat heute mit dem Schreinermeister Johann Paulin in Betreff seines Sohnes nachstehenden Vertrag abgeschlossen:

1) Der Sohn von Daniel Kern will aus freier Wahl das Schreinerhandwerk erlernen und der Meister Johann Paulin nimmt denselben auf drei Jahre vom 1. Mai 1853 an in die Lehre.

2) Der Lehrling bekommt Kost und Wohnung, ausgenommen die Wäsche, von dem Lehrmeister und befindet sich überhaupt unter dessen persönlicher Aufsicht und wird ihn keine anderen Arbeiten verrichten lassen, als diejenigen des Handwerks.

3) Der Lehrling verspricht Folgsamkeit und Treue, wozu ihn sein Vater insbesondere anzuhalten verspricht.

4) Der Meister erhält als Lehrgeld die Summe von sechszig Gulden. Dreissig Gulden werden beim Eintritt in die Lehre und die andere Hälfte beim Lossprechen des Lehrlings bezahlt.

Dieser Vertrag ist doppelt gefertigt und von beiden Theilen zur Bestätigung unterschrieben.

Offenbach, den 20. April 1853.

Johann Paulin, Schreinermeister.
Daniel Kern, Schlossermeister.

I. Rechnungen.

1. Rechnung

für Herrn Romberg, Gasthalter zur Sonne in Steinheim, von Schneidermeister Nadel

1854.		fl.	kr.
April 5.	Einen neuen Frack, Arbeitslohn	2	48
	für Seide und Wattirung	—	54
Juni 7.	Ein Paar Hosen gemacht	1	6
	für Seide und Cannefaß	—	51
— —	Eine Weste verfertigt	—	40
	Seide und Knopfformen	—	18
Septbr. 23.	Einen neuen Ueberrock	2	48
	Seide, Wattirung und Knöpfe	1	7
	3/8 Ellen Seidesammet zum Kragen	—	54
	Summe . .	11	26

Steinheim, den 1. Oktober 1854.

Den Empfang dieser Summe bescheinigt dankend

Nadel,
Schneidermeister.

Steinheim, den 2. Oktober 1854.

2. Verdienstzettel

über verrichtete Taglöhnerarbeiten für Herrn Kaufmann Wilhelm Krauß dahier.

1853.		fl.	kr.
März.	6 Tage im Garten gearbeitet, à 30 Kr. . . .	3	—
—	1½ Tage den Gartenzaun geschnitten und mit Setzlingen ausgebessert à 30 Kr.	—	45
April.	10¾ Stecken Holz klein gemacht, à 48 Kr. .	8	36
—	4½ Tage verschiedene Arbeiten im Hause verrichtet (mit Kost) à 20 Kr.	1	30
	Summe . .	13	51

Heppenheim, den 1. Mai 1853.

Johann Kempf II.

Mit Dank erhalten,
Johann Kempf II.

Heppenheim, den 1. Mai 1853.

3. Muster zur Errichtung eines Haushaltungsbuches. Rechnung über Einnahme und Ausgabe im Jahre 1854.

Datum.	Monat Januar 1854.	Einnahme. fl.	Einnahme. kr.	Ausgabe. fl.	Ausgabe. kr.
1.	Monatlicher Gehalt	70	—	—	—
—	Miethzins für's vierte Quartal 1853 von Herrn N.	50	—	—	—
—	Neujahrsgeschenke an verschiedene Personen	—	—	8	45
3.	Für Schreibmaterialien	—	—	2	40
7.	Jahreszinsen von einem der Gemeinde G. geliehenen Kapitale	85	—	—	—
10.	Steuer für das erste Quartal 1854 . .	—	—	3	50
—	Vierteljahrlohn der Magd	—	—	6	—
15.	Buchbinderrechnung	—	—	3	36
—	Schneiderrechnung	—	—	5	20
18.	Für Ackerzins erhalten	24	—	—	—
20.	3 Stecken Holz gekauft à 6 fl. . . .	—	—	18	—
—	Holzmacherlohn für 3 Stecken à 48 kr. .	—	—	2	24
—	In die Haushaltung gegeben	—	—	36	—
28.	Beitrag zur Unterstützung für die Abgebrannten in N.	—	—	2	42
30.	Schuhmacherrechnung	—	—	10	48
—	Rückzahlung einer verliehenen Summe .	18	20	—	—
		237	20	100	5
		100	5		
	Cassebestand am Schlusse des Januar .	137	15		
	Monat Februar 1854.				
1.	Cassebestand am Schlusse des Januar 1854	137	15	—	—
—	In die Haushaltung	—	—	30	—
—	Monatlicher Gehalt	70	—	—	—
8.	Für ein Stück Leinwand von 70 Ellen .	—	—	32	20
12.	Vorlage von Proceßkosten	—	—	15	32
	u. s. w.				

III. Beigabe.

Die gebräuchlichsten Fremdwörter, nebst Angabe ihrer Bedeutung und Aussprache.

(m. w. s. bedeutet männliches, weibliches und sächliches Sprachgeschlecht.)

A.

Abbreviren, abkürzen, verkürzen. — Abonnement, s. (Abbonnemang) die Vorausbezahlung auf den Genuß oder Besitz einer Sache; Unterzeichnung. — Abonniren, unterzeichnen, zusagen, vorausbezahlen. — Absolut, unbedingt, unbeschränkt, durchaus, wesentlich; gegensätzlich von relativ. — Absolution, w. Freisprechung, Sündenerlaß, Begnadigung. — Absolviren, freisprechen; abfertigen, vollenden. — Abstinenz, w. Enthaltung, Enthaltsamkeit. — Accent, m. (Akzennt) Wortton, Nachdruck; Tonzeichen auf

eine Silbe. — Acceptiren, annehmen. — Accidentien, w. Nebeneinkünfte, Nebengefälle. — Accise, w. Zehrsteuer, Waarensteuer, Abgabe von Waaren. — Accord, m. Zusammenklang, Vertrag. — Accordiren, übereinkommen. — Accurat, sorgfältig, genau, pünktlich. — Acten, Verhandlungs- oder Proceßschriften; Urkunden. — Actien, Antheilsverschreibungen, die gegen vorgeschossene Summen zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung ausgestellt werden. — Adieu! (adiöh!) Gott befohlen! lebe wohl! — Adjunkt, m. Amtsgehülfe, Beigeordneter. — Adjutant, m. Hülfsoffizier. — Admiral, m. Befehlshaber einer Flotte, Flottenführer. — Adnotam nehmen, sich Etwas merken. — Adoptiren, an Kindes Statt annehmen. — Adresse, w. Aufschrift eines Briefes; ehrerbietige Zuschrift an einen Höhern. — Adressiren, an Jemanden richten, überschreiben, hinweisen, empfehlen. — Advent, m. Ankunft; die vierwöchentliche Festzeit vor Weihnachten. — Advocat, m. Rechtsbeistand, Sachwalter, Anwalt. — Aether, m. Himmel; der den Weltraum erfüllende, feinste Stoff. — Agent, m. Geschäftsführer. — Agio, s. (Aschioh) das Aufgeld bei Münz- oder Papierwechsel. — Agnus Dei, s. (Agnus De-i) das Lamm Gottes, ein Meßgebet. — Alkoven, m. das Bettgemach in einem Zimmer, Bettwinkel. — Almanach, m. Kalender, Taschenbuch. — Almende, w. Gemeindegut, Gemeinde-Nutznießung. — Amulet, s. ein Anhängsel gegen Krankheit und Gefahr. — Amüsiren, belustigen, angenehm unterhalten. — Anarchie, w. Herrenlosigkeit, der gesetzlose Zustand eines Staates. — Anathema oder Anathem, s. Bannfluch, Kirchenbann. — Anecdote, w. Denkwürdigkeit, kurze, unterhaltende Erzählung. — Anniversarium, s. jährliches feierliches Begängniß zum Andenken an Geburts-, Namens- und Todestage. — Annonce, w. (Annongs) Ankündigung, Anzeige. — Anno, im Jahr. — Anonym, namenlos, ungenannt. — Antichrist, m. Feind, Widersacher des Christenthums. — Antipoden, Gegenfüßler; uneigentliche Gegner, Widersacher. — Apanage, w. (Apanahsche) Jahrgehalt für nicht regierende fürstliche Personen. — Apart, besonders, für sich. — Apocalypse, w. Offenbarung (Johannis). — Apparat, m. Werkzeugsvorrath, Vorrath von Hülfsmitteln. — Appelliren, anrufen, sich mit einer Klage an ein höheres Gericht wenden. — Approbiren, billigen, genehmigen, gutheißen. — Archiv, s. Urkundensammlung des Staates u. s. w. — Arrest, m. Verhaft, Beschlag. — Arretiren, verhaften, festnehmen. — Arsenal, s. Zeughaus, Waffenhaus. — Artesische Brunnen, Bohrquellbrunnen, Springquellbrunnen. — Artikel, m. Glied, Theil, Abschnitt, Waarengattung; Geschlechtswort. — Artillerie, w. das grobe Geschütz, das Geschützheer, die Geschützkunde. — Assecuriren, versichern. — Assecuranz, w. Versicherung. — Assessor, m. Gerichtsbeisitzer. — Astronom, m. Sternkundiger. — Asyl, s. Freistätte, Zufluchtsort. — Atheïst, m. (Ate-ist) Gottesläugner, Gottloser. — Atlas, m. ein Glanz-Seidenzeug; eine Landkartensammlung; ein Gebirg in Afrika. — Atmosphäre, w. der Luftkreis um die Erde. — Attest und Attestat, s. Zeugniß, Beglaubigung. — Attestiren, bezeugen, beglaubigen. — Audienz, w. Gehörgebung, Anhörung, Zutritt. — Authentisch, ächt, urkundlich, bewährt. — Autorität, w. Würde, Macht, Ansehen, Mehrzahl Autoritäten, Behörden. — Autorisiren, ermächtigen, bevollmächtigen. — Avanciren, (awangsihren) vorwärtsgehen, eine höhere Stufe ersteigen. — Ave Maria! sei gegrüßt Maria! — Avertiren, (awertihren) benachrichtigen, in Kenntniß setzen.

B.

Bagage, w. (Bagahsch) das Reisegeräthe, Gepäck, Gesindel. — Bagatelle, w. (Bagatell) Kleinigkeit, Unerheblichkeit. — Balance, w. (Balangs) und Bilance oder Bilanz, Gleichgewicht; Rechnungsabgleichung. — Balcon, m. der Vortritt vor einem Fenster (Altan). — Baldachin, m.

Traghimmel, Thronhimmel. — Ballast, m. Schiffsbeschwerung, Unterlast. — Ballon, m. (Ballong) Luftball, Windball. — Bandage, w. (Bandahsch) Wundverband, Bruchbinde. — Bandit, m. Verbannter, Meuchelmörder. — Banquerout, m. (Bankerutt) auch Bankerott, der Bankbruch, die Zahlungsunfähigkeit. — Banquier, m. (Bankjeh) Geldwechsler. — Baret, s. (Barett) eine Mütze aus alter Zeit; Hütchen bei geistlicher Amtstracht. — Barke, w. kleines Fahrzeug. — Barometer, m. Luftschwermesser. — Barricade, w. Versperrung, Straßenversperrung. — Barrière, w. (Barriähr) Grenzwehr, Schlagbaum, Geländer. — Base, Basis, w. Grundlage, Grundfeste, Fußgestell. — Basrelief, s. (Basrelljef) halb erhabenes Bildwerk. — Bataille, w. (Batallje) die Schlacht, das Treffen. — Bataillon, s. (Batalljong) Schlachtschaar; Unterabtheilung eines Regiments, gewöhnlich aus vier Compagnieen bestehend. — Batterie, w. der Geschützwall, die Geschützabtheilung; ein Zug Kanonen aus acht bis zehn Stück bestehend; eine Flaschenreihe zu elektrischen Versuchen. — Benedeien, segnen, selig preisen. Bestie, w. (Bestjeh) wildes Thier, Vieh. — Bibliothek, w. Büchersammlung, Büchersaal. — Billiard, s. (Billjahr) Balltafel, Balltafelspiel. — Billet, s. (Billjeh oder Billjett) Briefchen, Schein, Einlaßkarte. — Biographie, w. Lebensbeschreibung. — Blamiren, beschimpfen, in übeln Ruf bringen. — Blasphemie, w. die Gotteslästerung. — Blessiren, verwunden. — Blockade, w. Einsperrung, Einschließung einer Festung. — Bord, m. Rand des Schiffes, das Schiff selbst (an Bord gehen). — Borde, w. Einfassung, Randbesetzung. — Bornirt, beschränkt am Verstande. — Börse, w. Geldbeutel; Sammelplatz der Kaufleute ihrer Geschäfte wegen. — Bouquet, s. (Bukeh oder Buket) Blumenstrauß, auch Wohlgeruch des Weines. — Bouteille, w. (Butellje) die Flasche. — Boutique, w. (Butihk) Bude, Kramladen, Werkstätte eines Handwerkers. — Breve, s. (Brehve) päpstliches Sendschreiben. — Brevier, s. Gebetbuch der katholischen Geistlichen. — Brigg, w. (Brick) Schnellschiff; leichtes Kriegsschiff von zehn bis zwölf Kanonen und hundert Mann. — Brigade, w. größere Heerschaar, bestehend aus mehreren Regimentern. — Brochiren, (broschihren) heften. — Brochüre, w. (Broschühr) Heft, kleine geheftete Schrift, Flugschrift. — Bronze, w. (Brongs) Gießerz, Glockenspeise, worin Kupfer der Hauptinhalt ist. — Brutal, viehisch, ungesittet, grob. — Brutto, s. Gewicht einer Waare sammt Packhülle. — Budget, s. (engl. Bodschet, franz. Büdscheh) Verzeichniß der zu den Staatsausgaben erforderlichen Auflagen; die Uebersicht der wahrscheinlichen jährlichen Einnahmen und Ausgaben einer Staats-, Gemeinde- oder Kirchenkasse u. s. w. — Bulle, w. päpstliche Verordnung. — Bureau, s. (Büroh) Schreibtisch, Schreibstube; Geschäfts- oder Amtsstube. — Büste, w. Brustbild aus Marmor oder Gyps u. s. w.

C.

Cabinet, s. Nebenzimmer; Geheim- oder Geschäftszimmer eines Fürsten. — Calculiren, rechnen, berechnen, überschlagen. — Camisol, s. Wamms. — Campagne, w. (Campanje) das Land; der Feldzug. — Campiren, auf dem Felde lagern. — Canal, m. Wasserführung, Wassergang, Kunstfluß. — Canapé, s. (Kanapeh) Ruhebank, Polsterbank. — Candidat, m. Amtsbewerber. — Candis oder Candelzucker, m. brauner crystallisirter Zucker. — Canevas oder Cannevas, m. leinenes oder baumwollenes Zeug, Futterleinwand. — Cannibale, m. Menschenfresser, Unmensch. — Cantate, w. Singgedicht, zum Kirchengebrauch bestimmt. — Capellan, m. Hauspriester, Hülfspriester, Untergeistlicher. — Capelle, w. Bethaus, kleine Kirche. — Capitain, m. (Kapitähn) Hauptmann, Anführer einer Compagnie oder eines Schiffes. — Capital, s. Haupt- oder Grundvermögen, auf Zinsen stehendes Geld. — Capitel, s. Abschnitt; sämmtliche Geistliche eines Kirch-

sprengels oder sämmtliche Domherrn. — Carbonade, w. Rostbraten. — Cardinal, m. Titel der vornehmsten Geistlichen, welche den Papst aus ihrer Mitte wählen. — Caserne, w. großes Wohngebäude für Soldaten. — Cassiren, zernichten, absetzen. — Castell, s. festes Schloß, Burg. — Casualien, zufällige Amtsverrichtungen (des Geistlichen). — Caution, w. Bürgschaft, Gewährleistung. — Cediren, abtreten, überlassen. — Celebriren, feiern, festlich begehen. — Censiren, prüfen, beurtheilen. — Centrum, s. Mittelpunkt eines Kreises. — Ceremonie, w. (Zeremonih) Kirchengebrauch, Feierlichkeit, Hofsitte. — Certificat, s. das schriftliche Zeugniß, Beglaubigungsschein. — Cervelatwurst, w. (Serwelatwurst) Hirnwurst, Rohfleischwurst. — Chaise, w. (Schäse) Stuhl, Halbkutsche, leichter Wagen. — Changiren, (schangschihren) verändern, wechseln, schillern. — Chaos, s. (Ka-os) der unentwickelte Stoff aller Wesen; die Schöpfungsmasse vor ihrer Entwickelung und Ausbildung, das Gewirr. — Charade, w. (Scharahde) Silbenräthsel. — Character, m. eigenthümliche Kennzeichen, Gemüthsart, Sittengepräge, Amtstitel, guter Name. — Charge, w. (Scharsche) Ehrenstelle, Amt, Bürde. — Chaussee, w. (Schosseh) Steinbahn, Kunststraße, Fahrbahn. — Chef, m. (Scheff) Führer, Befehlshaber, Vorgesetzte. — Chemie, w. Scheidekunst, Lehre von den Bestandtheilen der Körper, ihrer Zersetzung und Vereinigung. — Chevaurlegers, (Schwoleschehj) die leichten Reiter. — Chikane, w. (Schikane) Ränke, Rechtsverdrehung. — Chikaniren, (schikanihren) Kniffe gebrauchen, foppen, hudeln. — Chirurg, m. Wundarzt. — Cholera, w. (Kohlerah) Gallenruhr, Brechdurchfall. — Chor, m. und s. Rundtanz mit Gesang, Gesellschaft von Sängern und Sängerinnen; mehrstimmiger Gesang; der erhöhte Ort in der Kirche für die Geistlichen und Sänger. — Choral, m. Kirchengesang, Kirchenlied. — Chronik, w. Zeitgeschichte. — Chronologie, w. Zeitrechnungskunde. — Cigarros oder Cigarren, (Sikarros) Tabaksröllchen zum Rauchen ohne Pfeife. — Circa, (zirka) ungefähr, gegen. — Circular, s. Umlaufsschreiben. — Circulation, w Kreislauf, Umlauf. — Cisterne, w. Wasserbehälter, Wasserfanggrube. — Citadelle, w. kleine Festung neben größerer Festung oder Stadt. — Citiren, vorladen, eine Schriftstelle anführen. — Civilisation, w. Sittenbildung, Sittenverbesserung. — Civilliste, w die einem Fürsten von den Ständen bewilligte Summe zur seiner Hofhaltung. — Classe, w. Abtheilung, Ordnung. — Classisch, vorzüglich, musterhaft in seiner Art. — Clause, w. eng eingeschlossener Raum, Mönchswohnung. — Clausel, w. Einschränkung, Bedingung, Vorbehalt, Schlußsatz. — Client, m. Schützling. — Club oder Klubb, m. Verein, geschlossene Gesellschaft. — Coadjutor, m. vorausbestimmter Nachfolger eines Bischofs. — Coaks, (Kohks) abgeschwefelte Steinkohlen. — Cocarde, w. Landesfarbzeichen, Feldzeichen, Hutrose. — Cocon, m. (Kokong) Puppe der Seidenraupe. — Coffre oder Koffer, m. Kasten, Reisekiste. — Cölibat, m. eheloser Stand. — Collecte, w. Sammlung milder Gaben, Meßgebet. — College, m Amtsgenosse, Amtsbruder. — Colonie, w. Niederlassung, Ansiedlung. — Colonne, w. Säule, Theil eines Heeres, die Spalte einer Seite. — Commandiren, befehlen, gebieten, anführen. — Commis, m. (Kommih) Geschäftsbesorger, Handlungsdiener. — Commissär, m. Beauftragter, Bevollmächtigter zur Ausführung eines Geschäfts. — Commod, bequem, gemächlich. — Communiciren, mittheilen, gemeinsam das heilige Abendmahl genießen. — Communion, w. die Feier des heiligen Abendmahls. — Compagnie, w. (Kompanih) Gesellschaft, Gemeinschaft, Handelsgesellschaft, Hauptmannschaft. — Compaß, m. die eingefaßte Magnetnadel, die stets nach Norden zeigt. — Compliment, s. Bückling, Hochachtungsgruß, etwas Wohlwollendes, Verbindliches. — Complot, s. geheime Verbindung, Verschwörung, Rotte. —

Compost, s. durch Zusammensetzung von Erdarten, Thier- und Pflanzenabfällen bereiteter Dünger. — Concentriren, zusammenziehen, vereinigen in einem Punkte. — Concept, s. Entwurfsschrift. — Concert, s. Zusammenspiel mehrerer Tonkünstler. — Concilium, s. Kirchenversammlung. — Concurs, m. Zusammentritt der Gläubiger zur verhältnißmäßigen Theilung des Vermögens des überschuldeten Schuldners. — Condition, w. Bedingung, Dienst, Stelle. — Conferenz, w. Geschäftsunterredung, Zusammenkunft dazu. — Consecriren, weihen, heiligen. — Consens, m. Einwilligung, Erlaubniß. — Consequent, folgerecht, den Grundsätzen gemäß. — Consistorium, s. der Kirchenrath. — Constatiren, beweisen, bestätigen, darthun, bekunden. — Continent, m. Festland. — Conto, s. Rechnung. — Contract, m. Vertrag, Uebereinkunft. — Contrair, (konträhr) entgegengesetzt, zuwider. — Contribution, w. Steuer, Kriegssteuer, Brandschatzung. — Contrôle, w. das Gegenverzeichniß, die Gegenaufsicht (eines Rechners gegen den andern). — Copie, w. Abschrift, das Nachgebilde. — Copiren, abschreiben, nachbilden, nachahmen. — Copuliren, verbinden, trauen, ehelich einsegnen. — Corporal, m. Rottenführer von zehn bis fünfzehn Mann. — Corps, s. (Kohr) Körper, Heerhaufen. — Correct, richtig, fehlerfrei. — Correctur, Verbesserung. — Corrigiren, verbessern, berichtigen. — Correspondiren, Briefe wechseln. — Costume, s. (Kostühm) das Uebliche in der Tracht. — Couleur, w. (Kulöhr) Farbe, Anstrich. — Courage, w. (Kurahsch) Muth, Herzhaftigkeit. — Courier, m. (Kurihr) Eilbote, Staatsbote zu Pferd. — Cours, m. (Kurs) Lauf, Geldumlauf, Geldpreis, Wechselpreis. — Couvert, s. (Kuhwär) Briefumschlag, Gedeck für eine Person. — Creatur, w. Geschöpf, Günstling. — Credit, m. Vertrauen, Handelsvertrauen, guter Ruf als Zahler, Zahlungsfrist. — Credo, s. Glaubensbekenntniß. — Cruzifix, s. Bild Christi am Kreuz. — Cultus, m. öffentlicher Gottesdienst, äußere Kirchengebräuche. — Cultiviren, bauen, urbar machen, ausbilden, gesittet machen. — Cur, w. Heilung. — Curatel, w. Vormundschaft. — Curator, m. Vormund, Rechtsbeistand. — Cylinder, m. Walze, Rundsäule. — Czaar, m. (Tschar) Kaiser, Titel des Kaisers von Rußland. — Czako, m. (Tschako) Soldatenhut.

D.

Damast, m. künstlich gewebtes Zeug mit Blumen und Bildern in glänzendem Grund. — Dame, w. Frauenzimmer von Stand, Herrin. — Decan, m. Obergeistlicher. — Decimal, zehntheilig. — Decoriren, ausschmücken. — Deficit, s. Fehlsumme, das Ermangelnde. — Definitiv, entscheidend, unwiderruflich. — Delikat, fein, zart, zartfühlend, köstlich; auch mißlich, bedenklich. — Decret, s. obrigkeitlicher Beschluß, Erlaß, Verfügung, Rechtsspruch. — Democrat, m. Anhänger der Volksregierung. — Depesche, w. Briefschaft, Bericht, Sendschrift (in Staatsangelegenheiten). — Deputation, Abordnung, die Abgeordneten selbst. — Desertiren, ausreißen, fortlaufen, heerflüchtig werden. — Despot, m. unumschränkter Herrscher. — Dessert, s. (Dessähr) Nachtisch. — Detail, s. (Detallj) das Einzelne, Besondere, Ausführliche; Handel im Kleinen. — Detto oder ditto, dasselbe, deßgleichen. — Diagonal, schräg, querlaufend. — Dialect, m. Sprechart, Mundart. — Diameter, m. Durchmesser. — Diät, w. Lebensordnung, Gesundheitspflege, Krankenkost. — Diäten, Taggelder. — Dictiren, vorsagen zum Nachschreiben, Strafe zuerkennen. — Differenz, w. Unterschied. — Diöcese, w. das Gebiet eines geistlichen Vorgesetzten (eines Pfarrers, Bischofs). — Direct, geradezu, unmittelbar, ohne Umschweife. — Director, m. Vorsteher, Oberaufseher. — Disciplin, w. Zucht, Ordnung. — Discours, m. (Diskuhr) Gespräch, Unterhaltung. — Dispensiren, freisprechen, entbinden. — Disputiren, wortstreiten. — District, m. Bezirk,

Umfang eines Gebiets. — Document, s. Urkunde, Beleg. — Dogma, s. Lehrsatz, Glaubenslehre. — Dollar, m. (Dollär) Thaler in England und Nordamerika = 2 fl. 30 Kr. — Dolmetscher, m. übersetzender Gesprächsvermittler. — Dom, m. Stiftskirche, Hauptkirche eines Bischofs. — Domänen, Kron- und Staatsgüter. — Domestik, m. Hausdiener, Dienstbote. — Douceur, s. (Dusöhr) Geschenk, Erkenntlichkeit, Süßigkeit. — Drachme, w. Viertelloth, Quentchen, alte Münze = 5 Groschen. — Dressiren, abrichten, einüben. — Ducaten, m. Goldmünze = 5 fl. 30 Kr. — Duell, s. Zweikampf. — Duett, s. Zweigesang. — Duodez, Zwölftelform, zwölf Blätter von einem Bogen. — Dubliren, verdoppeln.

E.

Ecce Homo! (Ekze Homo!) Sieh' welch' ein Mensch! Bild des leidenden Heilandes. — Echo, s. Wiederhall. — Eden, s. Paradies, Lustgefilde. — Edict, s. landesherrliche Verordnung. — Effect, m. Wirkung, Erfolg. — Egal, gleich, eben, gleichgültig, einerlei. — Elasticität, w. Spannkraft, Federkraft. — Element, s. Urstoff, Grundstoff. — Emballage, w. (Angballahsch) Packhülle um Waaren. — Energie, w. Kraft, Thatkraft. — Engagiren, (anggahschiren) anwerben, in Dienst nehmen. — En Gros, (ang Groh) im Großen, Ganzen. — Enorm, übermäßig, ungeheuer, unerhört. — Entree, w. (Angtreh) Eintritt, Eingang, Zutritt. — Epidemie, w. Seuche, herrschende, ansteckende Krankheit. — Epistel, w. Sendschreiben. — Epoche, w. Zeitrechnungsanfang, merkwürdiger Zeitpunkt. — Equipage, w. (Ekipahsch) Reisegeräthschaft (Wagen, Pferde u. s. w.) — Equipiren, kleiden, ausrüsten. — Etabliren, sich häuslich niederlassen, einrichten. — Etui, s. (Etwih) Taschengesteck, Futteral für allerlei Kleinigkeiten. — Eucharistie, w. heiliges Abendmahl. — Evident, augenscheinlich, sonnenklar, offenbar. — Exact, genau, pünktlich. — Examen, s. Prüfung. — Exceß, m. Ueberschreitung, Ausschweifung, Frevel gegen Gesetz und Ordnung. — Excommuniciren, aus der Kirchengemeinschaft ausschließen. — Excusiren, entschuldigen. — Exempel, s. Muster, Beispiel, Vorbild. — Exemplar, s. Abdruck; ein Stück derselben Art. — Exequien, Seelenämter für Verstorbene. — Exerciren, üben. — Existenz, w. das Bestehen, Dasein, Wirklichkeit, Fortdauer. — Expediren, absenden, abfertigen. — Expliciren, entwickeln, erklären. — Extra, außerhalb, außerdem, außerordentlich.

F.

Fabel, w. erdichtete Erzählung, worin Thiere, auch andere leblose Dinge sprechend und handelnd dargestellt werden, um sittliche Wahrheiten anschaulich zu machen. — Fabricant, m. Herr und Werkmeister einer Fabrik. — Fabrik, w. Gewerkhaus, wo Waaren, Roh- und Kunststoffe, im Großen verfertigt werden. — Façon, w. (Fassong) Art und Weise, Gestalt, Kunstform, Anstand. — Factisch, thatsächlich. — Factum, s. Thatsache, Handlung, Ereigniß. — Falliment, s. Zahlungseinstellung, Kassenbruch. — Falsum, s. Betrug, Urkundenverfälschung. — Farm, w. Pachtgut, Landgut. — Faience, w. (Fajangß) Halbporzellan. — Fecit, (fehzitt) er hat's gemacht. — Ferien, Ruhetage, Ruhezeit. — Fibel, w. ein A B C-Buch. — Fidel, treu, treuherzig, lustig. — Fidibus, m. Holzspänchen oder Papierstreifen zum Anzünden. — Figur, w. Gestalt, Bild, Umriß mit Linien, Wortbild. — Filial, s. Tochterkirche. — Filtriren, durchseien. — Finanzen, Staatseinkünfte, auch Vermögensstand einer Privatperson. — Fingiren, erdichten, ersinnen. — Firma, w. Name, unter welchem ein Handlungsgeschäft geführt wird. — Firniß, m. ölige Flüssigkeit zu glänzendem Anstrich. — Flagge, w. Schiffsfahne. — Flanke, w. Seite, Heeresflügel. — Flattiren, schmeicheln. — Flor, m. Blüthe, Blüthenzeit, Wohlstand. —

Florin, m. (Floräng) Gulden. — Floskeln, zierliche Redensarten. — Flotte, m. Schiffsheer. — Foliant, m. Buch in Bogengröße. — Fond, m. (Fong) Grund, Grundlage, Grundvermögen; Fonds, Grundgelder, Geldquellen. — Force, w. (Forß) Kraft, Gewalt. — Forenser, Ausmärker. — Form, w. Gestalt, Bildungsgefäß. — Format, s. Länge und Breite eines Buches, Briefes oder einer Schrift. — Fort, s. (Fohr) Schanze, kleine Festung. — Franc, m. (Frank) französische Münze = 7 Batzen = 28 Kr. — Franco. frei, postfrei. — Frequentiren, besuchen. — Frivol, leichtfertig, eitel, kleinlich. — Fronte, w. Stirnseite, Vorderseite eines Gebäudes, eines Heeres. — Frugal, mäßig, genügsam, einfach, spärlich (Mahlzeit). — Functioniren oder fungiren, sein Amt verwalten, Dienst leisten. — Fundament, s. Grundlage, Grund. — Futteral, s. Hülle, Scheide.

G.

Gage, w. (Gahsche) Gehalt, Sold, Löhnung. — Gallerie, w. Geländergang, Bildersaal, Gemäldesammlung. — Gallerte, w. durchsichtiger Klebsaft aus Knorpel gekocht. — Galop, m. (Gallopp) Schnelllauf, Sprunglauf des Pferdes. — Garantie, w. Bürgschaft, Gutsprechung, daher garantiren. — Garde, w. Schutzwache. — Garderobe, w. (Gardrob) Kleiderkammer, sämmtliche Kleider. — Garniren, besetzen, ausschmücken. — Garnison, w. Besatzung, Standort (eines Regiments). — Gas, s. (Gahs) flüssige Luftart. — Gensd'arm, m. (Schangdarm) Straßenreiter, Landwächter. — General, m. Feldherr, Heerführer. — Generation, w. Menschengeschlecht, Menschenalter = Zeit von dreißig Jahren. — Genie, s. (Schenih) hohe Geistesfähigkeit, ein schöpferischer Kopf. — Geniren, (schenihren) Zwang anthun, lästig fallen. — Glasur, w. Ueberglasung, Ueberzug von Glanzfarben. — Globus, m. Kugel, künstliche Kugel, welche die Erde darstellt. — Gloria oder Glorie, w. (Glorih-e) Herrlichkeit, Ruhm, Heiligenschein, Lobgesang bei der heiligen Messe. — Golf, m. Meerbusen. — Golgatha, Schädelstätte, Richtplatz bei Jerusalem. — Gouverneur, m. (Guwernähr) Statthalter, auch Kindererzieher. — Gran, m. sechzigster Theil eines Quentchens. — Gratis, unentgeltlich, umsonst. — Gratuliren, glückwünschen. — Grotte, w. natürliche oder künstlich nachgemachte Höhle. — Gruppe, w. Zusammenstellung mehrerer Gegenstände; Vereinigung einzelner Figuren zu schönem oder häßlichem Ganzen. — Guillotine, w. (Gilljotihne) Köpfmaschine, Fallbein. — Guinee, (Ghineh) englische Goldmünze, Werth = 6 Thaler 8 Groschen. — Gymnasium, s. Gelehrtenschule. — Gymnastik, w. Turnkunst, Leibesübungskunst.

H.

Halle, w. Bogengang, Säulengang, bedeckter Platz. — Halleluja! lobet den Herrn! gelobt sei Gott! — Häresie, w. Ketzerei. — Harmonie, w. Einklang der Töne, Eintracht, Einigkeit. — Harmoniren, zusammenstimmen, einträchtig leben. — Harpune, w. Wurfspieß zum Wallfischfang. — Hausiren, von Haus zu Haus Etwas feil bieten. — Hemisphäre, w. Halbkugel, Hälfte der Erd- oder Himmelskugel. — Herold, m. Verkündiger, Kriegsbote. — Hiëroglyphen, (Hi-eroglifen) Bilderschriften der alten Aegypter. — Historie, w. (Histohrje) Geschichte, Begebenheit, Erzählung. — Honnet, ehrbar, rechtschaffen, sittsam, höflich, bieder. — Honneur, m. Ehre, Ehrenbezeigung. — Honorar, s. Ehrenlohn. — Honoratioren, Vornehmere eines Ortes. — Horizont, m. Gesichtskreis, uneigentlich: Verstandesgränze. — Horizontal, wagrecht, wassergleich. — Hosianna! Herr hilf! Heil ihm! Hoch lebe er! — Hospital, s. Kranken-Armenhaus. — Hostie, w. (Hosti-eh) Abendmahlbrod. — Hotel, s. (Hotäll) großes Wohn-

gebäude, Palast, großer Gasthof. — Human, menschlich, menschenfreundlich, leutselig, huldreich. — Humus, m. Erde von verwes'ten Pflanzen und Thieren. — Hymne, w. Lobgesang, Preisgesang. — Hypothek, w. Pfandverschreibung, das verschriebene Unterpfand.

J.

Ideal, s. Gedankenbild, Urbild, das Höchste einer gedachten Vollkommenheit. — Idee, w. (Ideh) Bild einer Sache in der Vorstellung, Begriff, Entwurf. — Idem, eben der oder dasselbe. — Identisch, einerlei, gleichmäßig. — Illuminiren, erleuchten, mit Farben ausmalen. — Immobilien, unbewegliche Güter, Grundeigenthum. — Impuls, m. Antrieb, Anregung. — Indirect, nicht geradezu, mittelbar, auf Umwegen. — Individuum, s. (Individuh-um) Einzelwesen, Einzelding, Person. — Industrie, w. Betriebsamkeit, Kunst- und Gewerbfleiß. — Infam, ehrlos, verrufen, schändlich. — Infanterie, w. Fußvolk, Fußheer. — Infusionsthierchen, s. Aufgußthierchen, ein dem freien Auge unsichtbares Thierchen, in einer Flüssigkeit lebend. — Injurie, w. (Injuri-e) Ehrenverletzung, Ehrenkränkung. — Inserat, s. Eingerücktes in ein öffentliches Blatt. — Insignien, Zeichen, Merkmale (z. B. Wappen, Krone, Scepter, Schwert). — Inspection, w. Besichtigung, Aufsicht, Aufsichtskreis. — Inspector, m. Aufseher. — Installiren, einführen, einweisen. — Instinct, m. Naturtrieb. — Institut, s. Anstalt, Bildungsanstalt. — Instruction, w. Belehrung, Vorschrift, Anleitung in Amtssachen. — Instrument, s. Werkzeug, Tonwerkzeug. — Intelligenz, w. Einsicht, Kenntniß, geistige Bildung. — Interesse, s. Theilnahme, Innigkeit, Reiz, Wichtigkeit, Vortheil, Gewinn, Zinsen. — Interessant, anziehend, reizend, unterhaltend, wichtig. — Interessirt, betheiligt, eigennützig, selbstsüchtig. — Intim, innig, vertraut. — Intolerant, unduldsam. — Invalide, m. Dienstunfähiger, Ausgedienter (Soldat). — Inventarium, s. Verzeichniß von Ueberlieferungsstücken; Vorrathsverzeichniß (einer Verlassenschaft). — Invitiren, einladen, bitten. — Ironie, w. Spottrede, versteckte Hohnrede. — Ironisch, spöttisch. — Irregulär, unregelmäßig. — Irreligiös, ungläubig, gottvergessen, gottlos. — Isoliren, absondern, vereinzeln.

Jot.

Jehovah, (Jehowah) der Ewige, Unwandelbare. — Jesuit, m. Mitglied des geistlichen Ordens, vom heiligen Ignatius von Loyola 1540 gestiftet. — Journal, s. (Schurnahl) Tagebuch, Zeitschrift, Zeitung. — Jubilarius, m. Jubelgreis, der sein fünfzigstes Dienstjahr oder das fünfzigste Jahr des Ehelebens feiert. — Jubiläum, s. Jubelfest, Jubeljahr. — Jubiliren, frohlocken, jubeln. — Jurist, m. Rechtsgelehrter. — Justiz, w. Gerechtigkeit, Rechtspflege, Gericht.

K.

Kajüte, w. Schiffszimmer im Hintertheile des Schiffes. — Kamaschen, Knöpfstrümpfe. — Kanzlei, w. ein umschränkter Ort, wo das Gerichtspersonal gerichtliche Angelegenheiten ausfertigt; die dazu angestellten Diener selbst. — Karawane, w. (Karawahne) Handelsreisezug, reisende Gesellschaft. — Kaste, w. ein erblicher Stand, eine Classe oder Zunft. — Katalog, m. das Verzeichniß. — Katarrh, m. Schnupfen, Flußfieber. — Katechese, w. Belehrung in Fragen und Antworten. — Kathedralkirche, w. bischöfliche Hauptkirche, Dom. — Klerus, m. die Geistlichkeit. — Klima, s. Himmelsstrich, Witterungsbeschaffenheit. — Kolik, w. Darmgicht. — Komet, m. Schweifstern. — Komisch, lustig, drollig, lächerlich. — Komödie, w.

Schauspiel, Lustspiel. — Krawall, m. Streit, Auflauf. — Krise oder Krisis, w. Entscheidungspunkt zum Bessern oder Schlimmern. — Kritik, w. Beurtheilung, Prüfung, Beurtheilungskunst. — Kubus, m. Würfel, Körper von gleicher Länge, Breite und Dicke. — Kuppel, w. Band, Kugelgewölbe, Dachverbindung. — Kyrie eleison! Herr erbarme dich!

L.

Laie, m. Weltliche, Nichtgeistliche, der irgend einer Kunst oder Wissenschaft Unkundige. — Lakonisch, kurz und bündig. — Lambris, m. und s. (Lambrih) Getäfel. — Lamentiren, wehklagen, jammern. — Lanzette, w. Wundnadel. — Larve, w. geformtes, hohles Menschengesicht, ein Insekt als Raupe oder Made. — Lätare, der vierte Fastensonntag. — Lava, w. Auswurf feuerspeiender Berge. — Lavine, w. (Lawihne) Schneesturz. — Laviren, im Zickzack segeln bei widrigem Winde; bedächtig zu Werke gehen. — Lazareth, s. Krankenhaus. — Lection, w. Lesung, Lesestück, Lernaufgabe, Lehrstunde, Verweis. — Legal, gesetzlich, rechtskräftig. — Legat, s. Nebenvermächtniß, Stiftung, Schenkung. — Legende, w. Heiligengeschichte, Wundererzählung, Sage. — Legion, w. altrömische Kriegsschaar von 6000 Mann; eine sehr große unbestimmte Menge. — Legiren, vermachen, stiften, zusammenschmelzen. — Levante, w. (Lewamte) Morgenland. — Lexikon, s. Wörterbuch. — Liberal, freisinnig, vorurtheilsfrei, edel, mild. — Lieue, w. (Liöh) Meile, deutsche Stunde. — Lieutenant, m. (Liötenang, gewöhnlich Leutnant) Stellvertreter, Unterhauptmann. — Linienschiffe, Kriegsschiffe erster Größe, welche sich in der Schlacht in Reihen bewegen. — Liquid, flüssig, richtig, rein und klar, erwiesen, begründet, fällig. — Liquidiren, klar machen, Forderungen verzeichnen, fordern, Schuldposten beweisen. — Liste, w. Verzeichniß von Personen oder Sachen. — Litaney, w. Bittgesang, Versöhnungsgebet. — Local, s. Ort, Platz, der zu gewissen Zwecken eingerichtete Raum. — Loge, w. (Lohsche) Schauhalle. — Logiren, (loschihren) wohnen, übernachten. — Louis'dor, m. (Lu=idohr) goldner Ludwig, französisches Goldstück = 9 fl. — Luxus, m. Wohlleben, Ueppigkeit, Schwelgerei, Aufwand, Prachtliebe.

M.

Maculatur, w. Lösch=, Fleck= oder Fließpapier, bedrucktes Papier. — Madame, w. (Madahm) meine Frau, gnädige Frau. — Mademoiselle, w. (Mademoasell) (meine) Jungfer, (mein) Fräulein. — Madonna, w. meine Frau, unsere liebe Frau, die heilige Jungfrau, ein Marienbild. — Magazin, s. Vorrathshaus, Waarenlager, Sammelschrift (Buchtitel). — Magistrat, m. Stadtobrigkeit, Stadtrath. — Magnet, m. anziehender Eisenstein. — Mais, m. Wälschkorn. — Majestät, w. Erhabenheit, höchste Würde, Gewalt, Herrlichkeit. — Major, m. Aeltere; der dritte Stabsoffizier im Regiment, Führer eines Bataillons. — Majorenn, volljährig, mündig. — Majorität, w. Stimmenmehrheit. — Makel, m. Flecken, Schandfleck, Fehler. — Malheur, s. (Malöhr) Unglück, Mißgeschick. — Maltraitiren, (malträthihren) mißhandeln. — Mammon, m. Geldgötze, Geldschatz. — Manco, m. Mangel, das Fehlende. — Mandat, s. Auftrag, Vollmachtsschreiben, landesherrlicher Befehl. — Manier, w. Art und Weise, wie man Etwas macht, sich beträgt; Manieren, äußere Sitten. — Manoeuvre, s. (Manöhwer) Verfahrungsart; Stellungen und Bewegungen eines Heeres. — Manufactur, w. Handwirkerei, Werkhaus. — Manuscript, s. Handschrift, besonders das zum Druck bestimmte. — Marine, w. Seewesen, Seemacht, Flotte. — Mark, w. Gränze eines Gebiets, das Gebiet, der Bezirk selbst; ein Gold= und Silbergewicht = 16 Loth und 24 Karat. — Markiren, bemerken, bezeichnen, aufschreiben. — Marschall, m. Stall=

meister, fürstlicher Haushofmeister bei öffentlichen Feierlichkeiten; Feldmarschall, Oberfeldherr. — Martyrer, m. Glaubenszeuge, Glaubensheld. — Maschine, w. Werkzeug, Triebwerk. — Maske, w. Larve, Hohlgesicht; falscher Schein, List, Verstellung. — Maskiren (sich), verlarven, verkleiden, unkenntlich machen. — Massiv, aus lauter Mauerwerk oder Metall bestehend; gediegen, nicht hohl; auch grob, plump, ungesittet. — Materie, w. (Matehri=e) Stoff, Grundstoff, das Zeug, woraus Etwas gebildet wird; Inhalt, Gegenstand, Eiter. — Material, Materialien, Stoffe, Geräthe. — Matratze, w. Haarpolsterbett. — Matrone, w. ehrwürdige Frau. — Matrose, m. Schiffsknecht, Seemann. — Maximum, s. das Größte, Höchste. — Mechanik, w. Bewegungslehre, Maschinenlehre. — Mechanisch, zur Mechanik gehörend, geläufig, gedankenlos. — Medaille, w. (Medallje) Schaumünze, Gedenkmünze. — Medicin, w. Arzneiwissenschaft, Heilkunde, Arznei, Heilmittel. — Melancholisch, (melankolisch) schwermüthig, trübsinnig. — Melirt, gemischt, gesprenkelt. — Melodie, w. Singweise, Wohlklang. — Memoiren, (Memoahren) denkwürdige Nachrichten, Denkschriften. — Menagerie, w. (Menascherih) Thierhaus, Sammlung ausländischer Thiere. — Messe, w. in der katholischen Kirche das heilige Opfer zur Feier des Kreuztodes Jesu; das Tonstück, welches während der Meßfeier aufgeführt wird; Jahrmarkt. — Meteor, s. Lufterscheinung, Luftgebilde. — Methode, w. Verfahrungsart, Lehrgang. — Meuble, s. (Möbel) bewegliches Gut, Hausgeräth, Hausrath. — Militär, s. Kriegswesen, Soldatenstand, Soldaten. — Milliarde, w. tausend Millionen. — Millionär, m. Millionenbesitzer. — Minimum, s. das Kleinste, Geringste. — Minister, m. eigentlich Diener; der höchste Staatsbeamte. — Minorenn, minderjährig, unmündig. — Minorität, w. Minderzahl, geringe Stimmenzahl. — Mirakel, s. Wunder, Wunderwerk. — Mißcredit, m. Uebelruf, geringes Vertrauen und Ansehen. — Mission, w. Sendung, Bekehrungsgesandtschaft. — Missionär, m. Glaubensbote, Ausgesandter zur Bekehrung der Heiden. — Mixtur, w. Mischung, Heiltrank, Arzneigemisch. — Mobilien, bewegliche Güter, Hausgeräthe. — Mode, w. Sitte, Trachtsitte, Zeitgebrauch. — Modell, s. Muster, Vorbild. — Modern, (modärrn) neu, zeitgebräuchlich, neuer Art und Kunst gemäß. — Moment, m. Augenblick, Zeitpunkt. — Monarch, m. Alleinherrscher. — Monopol, s. Alleinverkauf oder das Recht dazu. — Monoton, eintönig, einförmig, langweilig. — Monsieur, m. (Mongsiöh oder Mossiöh) mein Herr! Messieurs (Messiöh) meine Herrn! — Monstranz, w. Zeigebehältniß des Allerheiligsten. — Montiren, kleiden. — Montur, w. Kleidung. — Monument, s. Denkmal, Grabmal. — Moral, w. Sitten- oder Pflichtenlehre. — Moralisch, sittlich, tugendhaft. — Moschee, w. muhamedanischer Tempel. — Motto, s. Denkspruch, Sinnspruch. — Mumie, w. (Mumi=e) einbalsamirter, getrockneter Leichnam. — Munition, w. Vorrath an Pulver, Blei, Kugeln u. s. w., Kriegsvorrath. — Museum, s. Ort der Gelehrsamkeit, der Künste und Wissenschaften, Natur- und Kunstsammlung, Sammelort für Gelehrte und Kunstfreunde.

N.

Nadir, m. Fußpunkt. — Naiv, (na=ihv) natürlich, ungezwungen, offenherzig, arglos. — Nation, w. Volk, Völkerschaft. — Neger, m. Schwarzer, Mohr, Afrikaner. — Neglige, s. (Neklischeh) das nachläßige, bequeme Gewand, Nachtkleid, Hauskleid. — Nerven, Spannflechsen, Gefühlsfäden. — Nett, rein, zierlich, hübsch. — Netto, rein, reines Waarengewicht ohne Packhülle.

O.

Ordre, w. (Orrder) Ordnung, Verordnung, Befehl, Auftrag. — Or-

gan, s. Werkzeug, Sinnes- und Sprachwerkzeug. — Organist, m. Orgelspieler. — Orient, m. Morgen, Osten, Morgenland. — Original, s. Urbild, Urschrift, entgegengesetzt: Copie; ausgezeichneter Kopf, seltsamer Mensch. — Ornat, m. Schmuck, Amtskleid, Priesterkleidung. — Orthographisch, schreibrichtig.

P.

Packet, s. Päckchen, Bündel. — Pagina, w. Blattseite, Seitenzahl. — Palais, s. (Paläh) Palast, Prachtgebäude. — Panier, s. Heerfahne. — Panorama, s. Rundgemälde. — Pantomine, w. Geberdensprache. — Panzer, m. Harnisch. — Papiermaché, s. (Pappjehmascheh) zerstampftes Papier, woraus Dosen, Schachteln, Figuren u. s. w. verfertigt werden. — Parabel, w. Gleichnißrede, Gleichniß. — Parade, w. Pracht, Prunk, Schauausstellung, Prunkaufzug (Soldaten). — Paragraph, m. Schriftabsatz, Lehrabschnitt und dessen Zeichen (§). — Parallel, gleichlaufend. — Parapluie, s. (Paraplüh) Regenschirm. — Parat, bereit, gerüstet, fertig. — Parcellen, kleine Theile, einzelne Stücke eines Feldes. — Pardon, m. (Pardong) Verzeihung, Verschonung, Begnadigung. — Park, m. Lustgehölz, Geheg für's Wild, Sammelort für's grobe Geschütz. — Partie, w. (Partih) Theil, Anzahl, Menge; Lustbarkeit, ein ganzes Spiel. — Pasquill, s. witzige Spottschrift, Schmähschrift. — Paß, m. Reiseschein, Engweg, Durchgang. — Passable, (passabel) erträglich, ziemlich, mittelmäßig. — Passage, w. (Passahsche) Durchfahrt, Durchreise; die Straße, welche begangen und befahren wird; das Hin- und Hergehen auf derselben. — Passion, w. Leidenschaft, Neigung, Leiden Christi, Leidensgeschichte Christi. — Passiren, vorbeigehen, durchreisen, sich zutragen, ereignen, gelten, erträglich sein. — Patent, s. landesherrliches Ausschreiben, Berechtigungsbrief zur Führung eines Amtes oder Geschäfts. — Patient, m. Leidender, Kranker. — Patriarch, m. Erzvater, Stammvater eines Geschlechts, Oberbischof. — Patriot, m. Vaterlandsfreund. — Patron, m. Schutzherr, Vorsteher, Schutzheiliger. — Pause, w. Ruhe, Ruhezeit, Ruhepunkt, Zwischenstille in der Musik. — Pendel, s. Schwunggewicht an einer Uhr. — Pension, w. (Pangsiohn) Gnadengehalt, Ehrensold, Ruhegehalt, Kostgeld; Erziehungsanstalt. — Perfect, vollkommen, fertig, genau. — Periode, w. Umlauf, Zeitraum, Zeitabschnitt, Satzgefüge. — Perpendikel, m. Senkschnur, Senklinie, Unruhe an der Uhr. — Perpendikulär, senkrecht, lothrecht. — Perspectiv, s. Fernrohr. — Pestilenz, w. Pest, Seuche. — Petition, w. Bittschrift, Gesuch. — Petschaft, s. Handstempel zum Siegeln. — Phänomen, s. (Fänomehn) Erscheinung, Lufterscheinung. — Phantasie, w. Einbildungskraft, Gedankenbild. — Phrase, w. Redensart. — Physik, w. Naturlehre. — Physiognomie, w. Gesichtsbildung, Gesichtsausdruck. — Picant, stechend, reizend, treffend. — Piedestal, s. (Pi-ehdestal) Fußgestell, Säulenfuß. — Pilot, m. Steuermann, Führer. — Pirat, m. Seeräuber. — Pisé, m. gestampfte Erde zum Bauen. — Pistill, s. Stempel in Blumen und Blüthen. — Pistole, w. französische und spanische Goldmünze = 5 Thaler, kurzes Sattelgewehr, Faustbüchse. — Placat, s. Anschlagzettel, obrigkeitliche Verordnung. — Plaisir, w. (Pläsihr) Vergnügen, Lust, Freude, Ergötzlichkeit. — Planiglob, s. Erd- und Himmelskarten in zwei Hälften dargestellt. — Plantage, w. (Plantahsche) Pflanzung, Anpflanzung, besonders der Europäer in Ost- und Westindien. — Plumeau, m. (Plümoh) Flaumfederndecke. — Pocal, m. Becher, Kelch, Humpen, Deckelglas. — Podagra, s. die Fußgicht. — Poesie, w. Dichtkunst. — Point, m. (Poäng) Punkt, Stich, Stoß, Auge auf Würfeln. — Polirt, geschliffen, gebildet, fein, höflich, artig. — Politik, w. Staatskunst, Klugheit im Umgange. — Politur, w. Glätte, Glanz. — Polizei, w. Stadt- oder Staats-

ordnung, Zuchtgericht, öffentliche Zucht und Ordnung. — Pomp, m. Schaupracht, Gepränge. — Pönitenz, w. Büßung, Strafe. — Populär, volksmäßig, gemeinverständlich, faßlich, beliebt beim Volk. — Poren, Zwischenräume eines Körpers, Schweißlöcher. — Porös, Poren besitzend. — Portal, s. Hauptthüre, Prachtthüre. — Portier, m. (Portjeh) Pförtner, Thürhüter, Thorwächter. — Portion, w. (Porziohn) Theil, Antheil. — Porto, s. Brief-Postgeld, Botenlohn, Fracht. — Portrait, s. (Porträh) Bildniß, Brustbild. — Positiv, bestimmt, ausgemacht, zuverlässig, gewiß, bejahend. — Positive Religion, die geoffenbarte, überlieferte Religion. — Positur, w. Haltung, Anstand (des Körpers). — Postament, s. Fußgestell, Säulenfuß. — Posten, m. Stand, Stelle, Schildwache; Amt; Geldsumme. — Potentat, m. Machthaber, gekröntes Haupt, Kaiser oder König. — Präcis, genau, bestimmt, pünktlich. — Practiciren, ausüben, Geschäfte treiben. — Practisch, ausübend, werkthätig, anwendbar, ausführbar. — Prämie, w. (Prämi-e) Preis, Ehrenbelohnung. — Pränumeriren, vorausbezahlen. — Präsent, s. Geschenk, Gabe. — Präses oder Präsident, m. Vorsitzer, Vorsteher. — Prätext, m. Vorwand, Scheingrund, Ausrede. — Praxis, w. Ausübung, Anwendung; Uebung, Erfahrung, ärztliche Kundschaft. — Precair oder prekär, bittweise, unsicher, schwankend. — Preis-Courant, m. Preiszettel, Waarenverzeichniß sammt den Preisen. — Pressiren, drängen, pressen. — Primas, m. oberster Erzbischof eines Reiches. — Primus, m. Erster, Oberster. — Principal, m. Hauptperson, Lehrherr, Brod-, Hausherr. — Princip, s. Anfang, Grundursache, Grundsatz. — Prior, m. Vorsteher (eines Klosters). — Privat, geheim, unbeamtet, häuslich. — Privatim, besonders, für sich, insgeheim. — Privilegium, s. Vorrecht, Erlaubnißbrief, Schirmbrief. — Probiren, prüfen, versuchen. — Proceß, m. Rechtsstreit. — Procession, w. feierlicher Umgang. — Proclamiren, ausrufen, bekanntmachen. — Producent, m. Erzeuger. — Profan, ungeweiht, entweihend, ungeistlich, heidnisch. — Profession, w. Bekenntniß, Gewerbe, Handwerk. — Professor, m. öffentlicher Lehrer an einer Universität. — Profit, m. Gewinn, Vortheil, Ertrag. — Programm, s. Einladungsschrift zu einer Schulfeier, Ausschreiben. — Project, s. Entwurf, Anschlag, Plan, Vorhaben. — Promenade, Spazierplatz, Spaziergang. — Promt oder prompt, geschwind, fertig, schnell, baar. — Proportion. w. Verhältnißmäßigkeit, Ebenmaß. — Proper, (propper) eigen, reinlich, sauber, nett. — Prosa, w. ungebundene Schreibart. — Protocoll, s. Verhandlungsbericht, Verhör- oder Vernehmungsschrift. — Proviant, m. Mundvorrath, Lebensbedarf. — Provinz, w. Landschaft, Bezirk, Gau, Gebiet. -- Provisorium, s. vorläufige Anstalt, einstweilige Einrichtung. -- Provisorisch, vorsorglich, einstweilig, vorläufig. -- Psalm, m. Loblied. -- Publiciren, bekanntmachen, veröffentlichen. -- Publicum, s. Gemeinwesen, Zuschauer, Zuhörer. -- Puls, m. Schlagen der Ader, Schlagader. -- Puppe, w. lebloses Nachgebilde eines kleinen Mädchens; Insectenlarve. -- Pur, lauter, rein, klar, unvermischt, eitel. -- Purpur, m. kostbarste, hochrothe Farbe. -- Pyramide, w. Spitzsäule.

Qu.

Quader, m. viereckig gehauener Stein. -- Quadrat, s. gleichseitiges, rechtwinkeliges Viereck. -- Quai, m. (Käh) Ufergang, gemauertes Ufer eines Flusses oder Hafens. -- Qualification, w. Befähigung, Tauglichkeit. -- Qualität, w. Beschaffenheit, Eigenschaft, Güte; Titel, Würde, Stand. -- Quantität, w. Menge, Größe, Maß, Anzahl. -- Quart, s. Viertel, Viertelmaß, Viertelbogengröße. -- Quartal, s. Vierteljahr. -- Quartett, s. vierstimmiges Tonstück, Viergesang. -- Quartier, s. der vierte Theil, Stadt- und Hausviertel, Herberge. -- Quatember, m. der Vierteljahrs-

tag, strenger Fasttag. — Quit, (quitt) frei, los, ledig, entledigt. — Quittiren, freimachen, verabschieden, sich entledigen, den Empfang einer Zahlung bescheinigen. — Quittung, w. Empfangschein, Bescheinigung.

R.

Rabatt, m. Nachlaß am Preise einer Waare, Abgangsgeld. — Rabatte, w. Umschlag oder Aufschlag an Kleidern; schmales Gartenbeet, Seiten- oder Saumbeet. — Raçe, w. (Rasse) Art, Zucht, Schlag, Stamm (von Menschen und Thieren). — Radiren, schaben, auskratzen. — Radius, m. Halbmesser. — Raisonniren, (rähsongniren) vernünftig urtheilen und sprechen, vernünfteln, widersprechen, schelten. — Rangiren, (ranschihren) ordnen, anordnen, in Ordnung bringen. — Rapport, m. Bericht, Meldung. — Rar, selten, kostbar. — Ration, w. bestimmtes Maß, Tagesfutter, Speisemaß (auf Schiffen). — Realisiren, verwirklichen. — Rebell, m. Empörer, Aufrührer. — Recepisse, s. Empfangschein. — Recept, s. Verschreibung zur Zubereitung einer Speise oder einer Arznei. — Receß, m. Rückgang, Rückstand (nicht bezahlte Gelder). — Reclamiren, zurückfordern, gerichtlich in Anspruch nehmen. — Recommandiren, empfehlen, anpreisen. — Recrut, m. neugeworbener Soldat. — Redacteur, m. (Redaktöhr) Anordner, Abfasser, Druckbesorger, Herausgeber von Zeitschriften, Zeitungen u. s. w. — Reduciren, zurückführen, herabsetzen, einschränken. — Reel, (re-ell) wesentlich, gründlich, glaubwürdig, zuverlässig, rechtlich. — Referent, m. Berichterstatter. — Reflectiren, widerstrahlen, überlegen, erwägen, Rücksicht nehmen. — Reform, w. Umbildung, Verbesserung. — Regel, w. Vorschrift, Richtschnur. — Regent, m. Reichsverweser, Landesherr. — Regieren, herrschen, lenken, leiten, führen. — Regiment, s. Staatsverwaltung; Kriegsschaar von 2000—4000 Mann. — Region, w. Gegend, Luftschichte, Luftkreis. — Register, s. Inhaltsverzeichniß, Seitenzeiger, Stimmenzug in der Orgel. — Reglement, s. (Reglemang) Vorschrift, Anordnung, Verfügung. — Reguliren, ordnen, vorschreiben, bestimmen. — Reine-Claude, w. (Rähneklod) Königin Claudia, eine grüne Saftpflaume. — Reinette, w. (Ränett) kleine Königin, Königsapfel. — Relièf, (Relieff) erhabene Arbeit in Stein, Holz u. s. w. — Reliquie, w. (Reliqui-e) Ueberreste von Heiligen. — Remise, w. Wagenbehälter, Schoppen, Behälter. — Renommée, s. Ruf, Gerücht, Berühmtheit. — Renoviren, erneuern, ausbessern. — Rente, w. jährliches Einkommen, Gefälle, Zinsen. — Rentier, m. (Rangtjeh) Rentner, der von seinen Einkünften lebt. — Rentiren, Zins bringen, eintragen. — Repariren, wiederherstellen, ersetzen, verbessern. — Repetiren, wiederholen. — Republik, w. Freistaat. — Requiem, s. (Requi-em) Ruhe, feierliche Seelenmesse. — Rescript, s. Rückschreiben, Befehlsschreiben, Verordnung, Verfügung eines Fürsten oder Collegs. — Reserve, w. (Reserwe oder Reserv) Rückhalt, Vorbehalt. — Residenz, w. Hoflager, Wohnsitz eines Fürsten. — Resolut, entschlossen, beherzt, gefaßt. — Respect, m. Rücksicht, Achtung, Ehrerbietung. — Responsorium, s. kirchlicher Wechselgesang. — Rest, m. Ueberbleibsel, Rückstand. — Restauriren, wiederherstellen, ausbessern, erquicken, stärken. — Resultat, s. Ergebniß, Erfolg. — Retirade, w. Rückzug, Flucht. — Retour, w. (Retuhr) Umkehr, Wiederkehr, Rückfahrt. — Revenue, w. (Rewenüh) Einkommen, Ertrag; Revenuen, Einkünfte. — Reverenz, w. und m. Ehrerbietung, Achtung, Verbeugung. — Revers, m. Kehrseite einer Münze, Gegenverschreibung, schriftliche Gegenversicherung. — Revidiren, durchsehen, prüfen, nochmals untersuchen. — Revier, s. Bezirk, Umkreis einer Gegend. — Revolution, w. Umwälzung, Staatsumwälzung. — Revue, w. (Rewüh) Musterung, Heerschau. — Rhede, w. bequemer Ankerplatz vor dem Hafen. — Rheumatisch, flußartig. — Riscant, gefährlich,

gewagt. — Riskiren, Gefahr laufen, wagen. — Ritus, m. Kirchengebrauch. — Rivalisiren, wetteifern, mitbewerben. — Robust, stark, handfest, kraftvoll. — Roman, m. erdichtete Geschichte. — Rouleau, m. und s. (Ruloh) Rolle, Rollvorhang. — Route, w. (Rutt) Weg, Reiseweg, Straße, Richtung. — Rubrik, w. Aufschrift in Berichten, Classe, Gattung. — Ruin, m. Verfall, Untergang, Verwüstung, Zerstörung. — Ruine, w. Trümmer. — Ruiniren, zerstören, zu Grunde richten.

S.

Sacrament, s. Gnadenmittel. — Sandalen, Band oder Schnürsohlen. — Satire oder Satyre, w. Spottrede, Spott- oder Strafgedicht. — Sauce, w. (Sohß) Brühe, Tunke. — Scandal, m. Aergerniß, Anstoß, Schändlichkeit, schändliche Sache. — Scepter, m. Herrscher- oder Königsstab. — Schaffot, s. Blutbühne, Blutgerüst. — Schaluppe, w. Schiffsboot. — Scribent, m. Schreiber. — Secte, w. Lehr- oder Glaubenszunft. — Säculum, s. das Jahrhundert. — Sedez, Sechszehntel-Größe eines Bogens oder Buches. — Semester, s. Halbjahr. — Seminarium, s. Pflanzschule, Vorbereitungsanstalt. — Senat, m. Rath, Stadtrath, Staatsrath. — Sentenz, w. richterlicher Ausspruch, Sinn- oder Denkspruch. — Separiren, absondern, trennen. — Seraph, Mehrzahl Seraphim, höhere Geister, Engel. — Session, w. Sitzung, Versammlung. — Shawl, m. (Schahl) Umhängtuch, Manteltuch für Frauenzimmer. — Signal, s. Zeichen, Losung. — Signalement, s. (Signalemangh) Bezeichnung, genaue Beschreibung (eines Menschen). — Simultan, gemeinschaftlich, gleichzeitig. — Simultan-Kirche, w. eine gemeinschaftliche Kirche zum gottesdienstlichen Gebrauch verschiedener Religionsparteien. — Skelett, s. Gerippe, Knochengebäude. — Solid, dicht, fest, gediegen, gründlich, tüchtig, rechtlich, zuverlässig, sicher, wohlberechnet. — Sopha oder Sofa, s. türkisches Ruhebett, Polsterbank. — Sortiren, aussuchen, sondern. — Special, speciell, besonders, einzeln, genau. — Species, w. Gattung, Art, Haupt- oder Grundrechnungsart, Zuthat, Bestandtheil. — Speculiren, spähen, nachsinnen, grübeln; auf Gewinn versprechende Handelsunternehmungen denken; daher Speculation, w. — Spediren, fördern, versenden (Waaren). — Spesen, Unkosten, Auslagen, Versendungskosten, Besorgungsgebühren. — Spion, m. Späher, Kundschafter, Ausspäher; daher spioniren. — Spiritus, m. Geist, geistiges Wesen; geistige Flüssigkeit. — Sporteln, gerichtliche Nebengebühren, Nebeneinkünfte. — Standarte, w. Reiterfahne. — Station, w. Standort, Aufenthalt; die Anfuhrt (von Posten und Schiffen); eine Stelle, ein Amt. — Stationiren, anstellen, einen Standort anweisen. — Stativ, s. Gestell. — Statue, w. Standbild, Bildsäule, Ehrensäule. — Statuiren, festsetzen, als fest annehmen, behaupten; Statt finden lassen. — Statur, w. Leibesgröße, Leibesgestalt. — Statut, s. Mehrzahl Statuten, Gesetz, Verordnung. — Stellage, s. (Stellahsch) Gestell, Gerüst. — Stereometrie, w. Körpermeßkunst; Lehre von der Körpermessung. — Stipuliren, angeloben, versprechen, sich zu Etwas verpflichten. — Strophe, w. Wendung, Absatz, Verssatz. — Student oder Studiosus, m. ein Schüler auf hohen Schulen. — Studiren, den Wissenschaften obliegen, sich befleißigen; forschen, fleißig nachdenken. — Styl, auch Stil, m. eigentlich ein Griffel; Schreibart, Darstellungsart, Vortrag oder Ausdruck im Schreiben. — Subscribiren, unterschreiben, unterzeichnen, sich schriftlich im Voraus zu Etwas verbindlich machen. — Substanz, w. das Wesen, Wesentlichste, Wichtigste; der Kern, die Hauptkraft eines Dinges; Substanzen, Bestandtheile. — Suppliciren, demüthig bitten, eine Bittschrift einreichen. — Suspendiren, aufschieben; auf einige Zeit des Amtes entsetzen. — Symbol, s. Kennzeichen, Wahrzeichen, Sinnbild. — Symmetrisch, ebenmäßig, übereinstimmend. —

Sympathie, w. Mitempfindung, Mitgefühl; die natürliche. — Synagoge, w. Versammlung, besser Judenschule.

T.

Tabelle, w. Tafel, Uebersichtstafel, Liste. — Taffet, m. leichtes, glattes Seidenzeug. — Talent, s. eigentlich ein Gewicht und eine Geldsumme; Naturanlage, Fähigkeit, Kunstgeschick. — Tambour, m. (Tambur) Trommler. — Tante, w. Muhme, des Vaters oder der Mutter Schwester. — Tarif, m. Waarenverzeichniß, Preisverzeichniß. — Taxe, w. der gesetzte Preis, Werthanschlag, Preisvorschrift; daher die Taxation, Taxator. — Teint, m. (Täng) Farbe, Haut- oder Gesichtsfarbe. — Telegraph, m. ein Fernschreiber, eine Fernschreibmaschine. — Temperatur, w. Milderung, Luftwärme, Wärmegrad der Luft. — Temperament, s. die natürliche Gemüthsstimmung, Gemüthsart. — Temporär, nur eine Zeitlang dauernd, einstweilig, vorübergehend. — Termin, m. bestimmte Zeit, Frist, Zeitraum, Zeitpunkt, Frist- oder Gerichtstag. — Terrain, s. (Terräng) Erdreich, Grund, Boden. — Terrasse, w. Erdstufe, Erdbank, Rasentreppe. — Testiren, bezeugen, darthun; ein Vermächtniß machen; daher Testator, Testament. — Thema, s. Hauptsatz, Hauptgedanke in einer Rede, einem Tonstücke u. s. w. — Theolog, m. Gottesgelehrter. — Theorie, w. Einsicht, Grundkenntniß, Erkenntniß der Regeln und Grundsätze einer Wissenschaft oder Kunst entgegengesetzt: (Praxis.) — Tituliren, betiteln, benennen, daher Titulatur. — Toast, m. (Tohst) Trinkspruch, Spruch beim Gesundheittrinken. — Toleriren, dulden, gestatten, zulassen. — Tolerant, duldsam, besonders in Glaubenssachen. — Tornister, m. Ranzen, lederner Reisesack der Soldaten. — Tortur, m. Folter, Marter, Folterbank. — Total, gänzlich, völlig, ganz und gar. — Tractiren, behandeln, begegnen, abhandeln, verhandeln, bewirthen. — Tradition, w. Uebergabe, mündliche Ueberlieferung, Sage. — Tranchiren, (trangschiren) zerschneiden, zerlegen, vorlegen. — Transparent, durchscheinend, durchleuchtend. — Transport, m. Uebertrag (in Rechnungen), Ueberfahrt, Versendung, Ausfuhr, die Fracht, daher transportiren. — Tribunal, s. Richterstuhl, Gerichtshof. — Tribune, w. (Tribühne) Rednerbühne. — Tribut, m. Abgabe, Steuer. — Triumph, m. Sieg, Siegeszug, Siegesfeier. — Triumphiren, einen Siegeszug halten, siegreich frohlocken, singen, jauchzen. — Tumult, m. Getümmel, Lärm, Aufstand, Aufruhr — Tyrann, m. Herrscher, Gebieter; besonders Gewaltherrscher, Zwingherr, (Despot), daher tyrannisiren, Tyrannei.

U.

Uniform, einförmig, gleichförmig. — Uniform, w. Gleichtracht, gleichförmige Dienstkleidung. — Union, w. Vereinigung, Einheit. — Universum, s. das All, Ganze, Weltall. — Universall und universell, allgemein, allumfassend. — Universal-Erbe, m. der Erbe vom Ganzen, Haupterbe. — Universität, w. Hochschule. — Unterminiren, untergraben, unterhöhlen. — Urne, w. Aschenkrug, Ziergefäß.

V.

Vacanz, w. Erledigung eines Amtes, Ruhezeit, Erholung (Ferien). — Vagabund, m. Herumstreifer, Landstreicher. — Vasall, m. Lehnsmann, Dienstmann. — Vase, w. zierliches Gefäß. — Vegetabilien, Pflanzen, Gewächse. — Vegetiren, pflanzenartig leben, daher Vegetation. — Velin oder Velinpapier, feines, pergamentartiges Papier. — Ventil, s. Luft- oder Windklappe. — Vertical, senk- oder scheitelrecht. — Vesper, eigentlich Abend, auch Nachmittag; der Nachmittags- oder Abendgottesdienst. — Veteran, m. ein alter, erprobter Krieger; ein in seinem Geschäfte, Berufe

grau gewordener, bewährter Mann. — Vexiren, necken, beunruhigen, quälen, anführen. — Vicariren, eines Andern Stelle vertreten. — Vicariat, Stellvertretung. — Victualien, Lebensmittel, Eßwaaren. — Vidimiren, beglaubigen, gerichtlich bestätigen, daß eine Abschrift mit der Urschrift (Original) gleichlautend sei. — Vignette, w. (Winjette) Verzierungsbildchen, Druckverzierung, kleines Kupfer zwischen dem Drucke oder zu Anfang oder Ende desselben. — Violine, w. Geige. — Virtuos oder Virtuose, m. ausgezeichneter Künstler. — Visiren, beschauen, zielen, auf's Korn nehmen. — Visitiren, besichtigen, durchsuchen; daher Visitation, Visitator. — Visite, w. (Wisitte) Besuch, Aufwartung. — Vivat! er oder es lebe! — Vulcan, m. ein feuerspeiender Berg.

W.

Wattiren, watten, mit gestreifter Baumwolle u. s. w. unterlegen. — — Wrack, s. Trümmer eines gescheiterten Schiffes.

Y.

Ysop, m. eine Gewürzpflanze.

Z.

Zenith, m. Scheitelpunkt am Himmel (entgegengesetzt Nadir, Fußpunkt.) — Zone, w. Gürtel, Erdgürtel, Erdstrich.





Anhang.

Geschichte und Geographie des Großherzogthums Hessen.

1. Das Gebiet des Großherzogthums Hessen wurde in uralter Zeit von verschiedenen deutschen Volksstämmen bewohnt. In Rheinhessen wohnten Gallier und Vangionen, in Starkenburg Alemannen, in Oberhessen Chatten. Kurz vor Christi Geburt lernten die Römer, im Kampfe mit den Galliern begriffen, die Chatten oder Hessen kennen und schilderten sie als einen mächtigen, tapferen Volksstamm. Zweihundert Jahre nach Christi Geburt schlossen sich die Chatten dem mächtigen Frankenbund an, und ihr Land bildete lange Zeit einen Theil des Frankenreichs. Im achten Jahrhundert wurden sie durch den heil. Bonifacius, den Apostel der Deutschen, zum Christenthum bekehrt. Bis in's zwölfte Jahrhundert gehorchten sie vielen Grafen und Rittern.

2. Vom Jahre 1130—1247 stand der größte Theil von Hessen unter der Botmäßigkeit der Landgrafen von Thüringen. In diese Zeit fällt das Leben der heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Nach dem Tode ihres Gemahls entsagte sie der Welt und brachte ihr Leben in Gebet, Bußübungen und in Werken der Barmherzigkeit zu. Sie starb zu Marburg, 1231.

3. Als 1247 der Mannsstamm der Thüringischen Landgrafen ausgestorben war, kam Hessen an Heinrich I. von Brabant, genannt das Kind. Er war der Sohn eines Herzogs von Brabant und Sophiens, einer Tochter der heil. Elisabeth. Heinrich ist der erste Landgraf von Hessen und der Stammvater der hessischen Fürsten. — Der Landgraf Heinrich III. heirathete die Erbgräfin Anna von Katzenellenbogen, und vermehrte durch die Erwerbung dieser mächtigen Grafschaft, wozu auch Darmstadt gehörte, die Macht der hessischen Landgrafen.

4. Philipp der Großmüthige, welcher 1567 starb, theilte die Landgrafschaft unter seine vier Söhne, von denen Wilhelm IV. der Stifter von Hessen-Kassel, Georg I. aber Stammherr der Hessen-Darmstädtischen Landgrafen ist. Die beiden andern Brüder starben ohne Nachkommen und ihre Besitzungen kamen an Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt.

5. Die Landgrafen von Hessen-Darmstadt zeichneten sich durch Sparsamkeit im Staatshaushalt, durch Aufführung nützlicher Bauten, durch Gelehrsamkeit und Treue gegen das kaiserliche Haus Oesterreich aus. Georg I. verwandelte eine große Strecke öden,

sumpfigen Landes in fruchtbares Ackerfeld, indem er den sog. Landgraben errichtete. Er legte auch den großen Woog bei Darmstadt an und hinterließ als sparsamer Haushalter eine Million Gulden. Ludwig V. stiftete die Universität Gießen, welche 1607 vom Kaiser bestätiget wurde. Als 1618 der dreißigjährige Krieg ausbrach, blieb er dem Kaiser treu. Auch sein Sohn und Nachfolger Georg II. war ein treuer Anhänger des Kaisers. Nach dem westphälischen Frieden bot er Alles auf, um die schrecklichen Folgen des dreißigjährigen Kriegs aus seinem Lande zu entfernen. Er ist der Stifter des Gymnasiums zu Darmstadt, 1629. — Georgs Sohn und Nachfolger Ludwig VI. legte den Grund zur Hofbibliothek und errichtete den sog. Glockenbau mit dem Glockenspiele zu Darmstadt, 1671. — Ludwig VIII. erwarb durch Heirath die Grafschaft Hanau. Während er im siebenjährigen Kriege auf Seite Oesterreichs stand, war sein Sohn und Nachfolger Ludwig IX. ein Freund des großen Preußenkönigs Friedrich. Er wohnte meistens zu Pirmasens in der heutigen bayerischen Pfalz und beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Militärwesen.

6. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig X. war ein geistvoller und trefflicher Regent. Durch die französische Revolution verlor er seine Besitzungen jenseits des Rheins, wurde aber für diese Verluste durch kurmainzische und pfälzische Orte und das Herzogthum Westphalen entschädigt und zur Würde eines Großherzogs erhoben, 1806. Als Großherzog nannte er sich Ludewig I. Im Jahre 1815 kam Westphalen an Preußen und die jetzige Provinz Rheinhessen wurde mit dem Großherzogthum vereinigt, das fortan den Titel „Großherzogthum Hessen und bei Rhein“ führt. Am 17. Dezember 1820 gab er seinem Volke eine Verfassung, Constitution. Er hob die Leibeigenschaft und Frohnden auf, erließ wohlthätige Gesetze und unterstützte die Künste und Wissenschaften. Das dankbare Hessenvolk, die Verdienste dieses trefflichen Fürsten würdigend, setzte seinem Andenken ein erhabenes, 156 Fuß hohes Monument mit der Bildsäule des verehrten Großherzogs, welches am 25. August 1844 in großartiger, feierlicher Weise enthüllt wurde. Ludewig I. starb nach einer vierzigjährigen, segensreichen Regierung am 6. April 1830. Sein Sohn Ludwig II., ein milder, gütiger Herrscher, regierte im Geiste seines Vaters. Unter ihm wurde das Schulwesen verbessert, der Grundbesitz von darauf haftenden Lasten befreit, die Rechtspflege durch treffliche Gesetze gefördert und der Handel durch einen vorzüglichen Straßenbau gehoben. Nach seinem Tode (am 16. Juni 1848) ergriff Ludwig III., der gegenwärtig regierende Großherzog, mit Weisheit und Kraft die Zügel der Regierung in einer ernsten, ereignißreichen Zeit.

7. Das Großherzogthum Hessen ist kein zusammenhängendes Ganze, sondern es besteht aus zwei großen und mehreren kleinen Theilen. Der vom Main aus nördlich liegende Theil bildet die Pro-

vinz Oberhessen, zu der die kleinen Landestheile im Waldeckischen, die ehemalige Herrschaft Itter, jetzt der Kreis Vöhl, gehören. Oberhessen ist von Preußen, Nassau, Kurhessen, Hessen-Homburg und dem Gebiete der freien Stadt Frankfurt umgeben. Der vom Main aus südlich gelegene Theil des Landes wird durch den Rhein in zwei Provinzen getheilt, Starkenburg und Rheinhessen, und von Preußen, Bayern, Baden, Kurhessen und Frankfurt begränzt. Der Main und Rhein trennen diesen südlichen Theil von Nassau. Ein kleiner Theil, der Kreis Wimpfen am Neckar, wird von Baden und Württemberg eingeschlossen.

8. Das Land hat einen Flächenraum von 153 Q. M. und zählt nach der Aufnahme im Monat Dezember 1852 — 854,314 Einwohner, wovon 409,658 Lutheraner, 36,520 Reformirte, 157,405 Unirte, 217,798 Katholiken, 4199 Sektirer, 28,734 Juden sind.

9. Nur im Süden und Norden sind Gebirge, nämlich der Vogelsberg in der Provinz Oberhessen, ein rauhes Basaltgebirge mit den über 2000′ hohen Bergen Geiselstein, Taufstein und Bilstein und der Odenwald in der Provinz Starkenburg mit schönen Thälern. Seine höchsten Bergspitzen sind die Neunkircher Höhe, der Felsberg (in dessen Nähe das wunderbare Felsenmeer und die merkwürdige 31′ lange aus Granit von den Römern gearbeitete Riesensäule), der Melibokus oder Malchen. Auf der westlichen Seite des Odenwaldes zieht sich die schöne Bergstraße von Darmstadt bis Heidelberg hin. Sie ist mit Nuß-, Mandel- und Kastanienbäumen alleeartig besetzt; Weinberge und fruchtbare Felder, viele Burgen auf den Spitzen des nahen Odenwaldes und eine weite, prachtvolle Aussicht nach dem Rhein machen die Bergstraße zur lieblichsten Gegend des Großherzogthums. Hügelland ist die ganze Provinz Rheinhessen und die Wetterau in der Provinz Oberhessen. Ganz eben ist die Gegend am Rhein in Starkenburg, das sogenannte Ried, und der Strich am Main von Seligenstadt bis an die Mündung des Mains in den Rhein. Diese Ebene hat häufig sandigen Boden.

10. Der Hauptfluß des Landes ist der Rhein, der bei Mainz den Main und bei Bingen die Nahe aufnimmt; andere Flüsse: Lahn, Nidda mit der Nidder und Wetter, Eder, Schwalm, Gersprenz, Weschnitz, Mümling. Die äußerste Südgränze berührt der Neckar und die äußerste Ostgränze die Fulda.

11. Das ganze Land ist von vortrefflichen Landstraßen durchschnitten; Rhein, Main und Neckar werden von Dampfschiffen befahren, so daß der Verkehr und Handel mit den Nachbarländern und auch weiterhin ziemlich bedeutend sind. Die Weser- und Main-Neckar-Eisenbahn durchlauft das ganze Land von Norden nach Süden. Eigentliche Handelsplätze zählt Hessen nur zwei: Mainz und Offenbach. In dieser Stadt und in Oberhessen gibt es auch viele Fabriken. Viehzucht und Ackerbau, die durch einen landwirthschaft-

lichen Verein jetzt außerordentlich blühen, treiben vorzugsweise die Provinzen Starkenburg und Oberhessen. Rheinhessen und die Bergstraße im Starkenburgischen beschäftigen sich mehr mit Weinbau, dessen Erzeugnisse eine große Berühmtheit erlangt haben. Dahin gehören die weißen Weine von Bensheim und Heppenheim in der Provinz Starkenburg, von Bechtheim, Bingen, Büdesheim (Scharlachberger), Alsheim, Ost- und Westhofen, Bodenheim, Gaubischofsheim, Laubenheim, Nackenheim (Rothenberger), Nierstein (Glöcke und Kranzberg), Oppenheim, Worms (Liebfrauenmilch und Luginsland), sowie die rothen Weine von Gundersheim, Heidesheim, Nieder- und Oberingelheim in der Provinz Rheinhessen. Für den Unterricht in allen Kenntnissen wird im Großherzogthum sehr gut gesorgt. Jedes Dorf hat seine Volksschule; in den Städten gibt es Realschulen. Man zählt 8 Gymnasien, 2 Schullehrer- und 2 geistliche Seminarien, eine Kriegsschule und eine Universität.

12. Das Land hat eine Verfassung (Constitution), welche Großherzog Ludewig I. am 17. Dezember 1820 gegeben hat. Die Stände des Landes theilen sich in zwei Kammern, welche nach der Verordnung vom 9. Oktober 1850 in folgender Weise zusammengesetzt sind. Die erste Kammer besteht: 1) aus zehn von den fünfzig höchstbesteuerten Grundbesitzern gewählten Abgeordneten; 2) aus neun nach Wahlkreisen gewählten Abgeordneten; 3) aus dem Bischofe der Diöcese Mainz; 4) aus dem protestantischen Prälaten; 5) aus dem Kanzler der Landes-Universität; 6) aus acht Staatsbürgern, die der Großherzog dazu beruft. Die zweite Kammer besteht aus fünfzig Abgeordneten, welche nach Wahldistrikten gewählt werden. Alle drei Jahre kommen die Stände in der Hauptstadt des Landes zusammen, um über Steuern, Gesetze und verschiedene andere Gegenstände sich zu berathen und ihre Genehmigung zu geben. — Der Großherzog ist das Oberhaupt des Staates, vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den von ihm gegebenen, in der Verfassungsurkunde festgesetzten Bestimmungen aus. Die Regierung ist in dem Großherzoglichen Hause erblich nach Erstgeburt. Die höchste Staatsbehörde ist das Staatsministerium, welches abgetheilt ist in die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten und des Großherzoglichen Hauses, des Innern und der Justiz, der Finanzen, des Krieges. Unter ihm stehen die Behörden für Verwaltung (Provinzialcommissäre, Kreisräthe und Bürgermeister) und für Recht (Oberappellationsgericht, Hof-, Stadt- und Landgerichte für die Provinzen Starkenburg und Oberhessen, Obergericht, Kreis- und Friedensgerichte für die Provinz Rheinhessen). — Hessen stellt über 6000 Soldaten zum deutschen Bundesheere. Sein Militär besteht aus vier Regimentern Infanterie, einem Regiment Reiterei, einem Artilleriecorps und einer Sapeurcompagnie. Auch hat der Großherzog eine eigene Leibwache.

13. Das Großherzogthum Hessen wird in drei Provinzen eingetheilt: Starkenburg, Oberhessen und Rheinhessen.

I. Die Provinz Starkenburg, welche ihren Namen von der Burgruine Starkenburg bei Heppenheim an der Bergstraße erhalten hat, besteht aus folgenden zehn Kreisen: Darmstadt, Offenbach, Großgerau, Bensheim, Heppenheim, Lindenfels, Erbach, Neustadt, Dieburg, Wimpfen.

I. Kreis Darmstadt. Darmstadt, Haupt- und Residenzstadt, zählt mit Bessungen 30,465 E. Sie besteht aus der unansehnlichen Altstadt und aus der regelmäßig, sehr schön gebauten Neustadt. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören: das Schloß mit einer großen Bibliothek und einem Museum, das Zeughaus, die katholische Kirche, das Ständehaus, das Theater, das großartige Denkmal Ludewigs I. In der Nähe die fürstlichen Landhäuser zu Seeheim, Jugenheim und Auerbach. — Zwei Stunden von Darmstadt liegt Griesheim mit 3000 E., das größte Dorf im Großherzogthum, bekannt durch seinen Handel mit Sämereien, Garten- und Felderzeugnissen. Pfungstadt, Marktflecken mit 3600 E. Hier wird viel Torf gegraben. Oberramstadt, gewerbreicher Flecken mit 2400 E., Geburtsort des großen Naturforschers Lichtenberg.

II. Kreis Offenbach. Offenbach, lebhafte Handels- und Fabrikstadt am Main, über welchen hier eine Schiffbrücke führt, mit 13,087 E., einem Schlosse des Fürsten von Isenburg-Birstein und zahlreichen Fabriken in Kutschen, Tabak, Gold, Silber und Wachslichtern. — Seligenstadt am Main mit 3208 E., ehemals berühmt durch eine reiche Benediktinerabtei und Eginhard's und Emma's Grabmal. — Steinheim am Main mit 1200 E., altem churmainzischem Schlosse und Basaltbrüchen. — Langen, Marktflecken mit 2700 E. In der Nähe das Jagdschloß Wolfsgarten.

III. Kreis Großgerau. Großgerau mit 2226 E. und vorzüglichem Kohlbau. In der Nähe das Dorf Trebur, wo ehemals mehrere merkwürdige Reichstage gehalten wurden. — Bei dem Dorfe Crumstadt befindet sich die Irren- und Verpflegungsanstalt Hofheim.

IV. Kreis Bensheim. Bensheim an der Bergstraße mit 5104 E., katholischem Schullehrerseminar, Gymnasium, Taubstummenanstalt und Weinbau. Zwingenberg am Fuße des Melibokus mit 1400 E. Gernsheim am Rhein mit 3488 E., Schifffahrt, Handel und einer Bildsäule des Peter Schöffer, Miterfinders der Buchdruckerkunst.

V. Kreis Heppenheim. Heppenheim an der Bergstraße mit 4344 E., einer von Karl dem Großen erbauten Kirche und Weinbau; Burgruine Starkenburg. Lorsch mit den Ruinen der berühmten fürstlichen Abtei Lorsch. An der badischen Gränze die

großen gewerbreichen Marktflecken Birnheim mit 3135 E. und Lampertheim mit 4047 E.

14. VI. Kreis Lindenfels. Lindenfels, kleine Stadt in reizender Gegend des Odenwalds. Fürth im fruchtbaren Weschnitzthale und Reichelsheim, in dessen Nähe die Burgruinen Rodenstein und Schnellerts. Hirschhorn mit 1835 E. am rechten Neckarufer, dem Schloß Hirschhorn auf stolzer Höhe und einem ehemaligen Karmeliterkloster. Neckarsteinach mit 1500 Seelen, ebenfalls am Neckar gelegen, mit vier schönen Burgen.

VII. Kreis Erbach. Erbach in herrlicher Lage des Odenwalds an der Mümling mit 2325 E., einem gräflichen Schlosse, worin der berühmte Rittersaal. Eine halbe Stunde von Erbach die Stadt Michelstadt mit 3414 E., mit guten Tuchfabriken und einem bedeutenden Hütten- und Hammerwerk. Beerfelden auf einer Hochebene des Odenwaldes mit 3000 E. Hier entspringt die Mümling.

VIII. Kreis Neustadt. Neustadt, kleine Stadt an der Mümling mit dem Schlosse Breuberg. Im schönen Mümlingsthale liegen die gewerbreichen Marktflecken König und Höchst.

IX. Kreis Dieburg. Dieburg an der Gersprenz mit 3680 E., gewerbreiche Stadt mit einer im vierzehnten Jahrhundert erbauten Pfarrkirche und der Wallfahrtskirche zur Jungfrau Maria, zu welcher alljährlich am 8. September 6—8000 Menschen wallfahren. Eine halbe Stunde davon liegt der schöne und gewerbreiche Marktflecken Großzimmern mit 3200 Seelen. Umstadt im Odenwalde mit 3033 E., die Gewerbe und Weinbau treiben. 1¼ Stunde südlich Berg und Schloß Otzberg. Reinheim in fruchtbarer Gegend des Odenwalds mit 1300 E. Babenhausen an der Gersprenz mit 1900 E., alter, sehenswerther Kirche und der Militärstrafanstalt.

X. Kreis Wimpfen. Wimpfen am Berg, in herrlicher Gegend am Neckar, mit einem Bade und der Saline Ludwigshall, zählt mit Zubehör 3143 Seelen.

15. II. Die Provinz Oberhessen besteht aus folgenden elf Kreisen: Gießen, Friedberg, Vilbel, Büdingen, Nidda, Schotten, Lauterbach, Alsfeld, Grünberg, Biedenkopf, Vöhl.

I. Kreis Gießen. Gießen, Hauptstadt in schöner Gegend an der Lahn, mit 9049 E. und der Landesuniversität, zwei neuen Universitätsgebäuden, einem Gymnasium und vielen Fabriken. — Lich an der Wetter mit 2444 E. und fürstlich-solms'schen Schlosse. In der Nähe das ehemalige Kloster Arnsburg.

II. Kreis Friedberg. Friedberg mit 5242 E., einem Prediger- und Schullehrerseminar und einer Taubstummenanstalt. Zu Dauernheim und Dorheim sind Braunkohlenwerke. Butzbach, gewerbreiche Stadt mit 2300 E. In der Nähe das Dorf Rockenburg mit der Landesstrafanstalt Marienschloß.

III. Kreis Vilbel. Vilbel an der Nidda mit einem Sauerbrunnen und 2400 E. Bei dem Dorfe Großkarben zwei Mineralquellen. Rödelheim, freundlicher, gewerbreicher Marktflecken mit einem gräflich-solms'schen Schlosse.

IV. Kreis Büdingen. Büdingen mit 2921 E., einem Schlosse des Fürsten von Isenburg-Büdingen und Gymnasium.

V. Kreis Nidda. Nidda an der Nidda und am Fuße des Vogelsbergs mit 1920 E. Eine halbe Stunde westlich Salzhausen mit einem Salzwerke und Bädern. Ortenberg an der Nidder mit 1300 E. und einem Schlosse des Grafen von Stollberg-Roßla. Gedern mit 2200 E. und einem Schlosse des Grafen von Stollberg-Wernigerode. Hungen mit 1000 E. und einem Schlosse des Fürsten von Solms-Braunfels.

VI. Kreis Schotten. Schotten, in einem schönen Thale des Vogelsberges, mit 2413 E., welche sich mit Tuchfabrikation, Leinweberei und Metzgerei beschäftigen. Es wohnen hier über 80 Wursthändler, welche jährlich an 900 Stück Rindvieh und Schweine schlachten. Ulrichstein mit 1000 E., im hohen Vogelsberg gelegen, mit rauhem Klima. Laubach mit 1984 E. und einem Schlosse des Grafen von Solms-Laubach. In der Nähe das bedeutende Hammer- und Hüttenwerk Friedrichshütte.

VII. Kreis Lauterbach. Lauterbach in einem freundlichen Thale des Vogelsberges mit 3525 E., welche sehr gewerbfleißig sind. Hier sind zwei Schlösser der Freiherrn von Riedesel. Herbstein mit 1827 E. und vielen Leinwandwebereien. Schlitz mit 2861 E., einer alten Kirche, die schon im neunten Jahrhundert eingeweihet wurde, mehreren Schlössern des Grafen von Görtz und vielen Damast- und Baumwollenwebereien.

VIII. Kreis Alsfeld. Alsfeld, alte hessische Stadt an der Schwalm mit 4228 E., welche Ackerbau, Viehzucht und viele Gewerbe treiben. Hier gibt es viele Fabriken in Tuch, Baumwolle, Leinen und Tabak. Romrod und Homberg an der Ohm mit herrschaftlichen Schlössern.

IX. Kreis Grünberg. Grünberg, sehr alte Stadt auf einem Berge mit 2456 E. und einem Schloß.

X. Kreis Biedenkopf. Biedenkopf im Hinterlande an der Lahn mit 3015 E. In der Nähe das Eisenwerk Ludwigshütte, welche jährlich 25,000 Zentner Gußeisen liefert. Gladenbach, gewerbreicher Marktflecken mit 1300 E. Battenberg auf einer Anhöhe und mit herrlicher Aussicht in's Ederthal.

XI. Kreis Vöhl. Vöhl, Marktflecken mit einem Schlosse. Thalitter, Dorf mit einem Kupferbergwerk.

16. **III.** Die **Provinz Rheinhessen** besteht aus folgenden fünf Kreisen: Mainz, Oppenheim, Worms, Alzei, Bingen.

I. Kreis Mainz. Mainz, Hauptstadt am Einflusse des Mains in den Rhein mit 36,741 E., Bischofssitz und starke Bundes-

festung. Eine 1520′ lange Schiffbrücke verbindet Mainz mit der gegenüber liegenden stark befestigten Stadt Kastel, welche 3360 E. zählt. Mainz hat viele schöne Kirchen, ein geistliches Seminar, ein Gymnasium, Schifffahrt, Handel und Fabriken. Sehenswerth sind: der Dom, erbaut von dem ersten Kurfürsten, Erzbischof Willigis, im Jahre 978, mehrmals abgebrannt und verwüstet, mit mehreren Grabdenkmälern. Die St. Stephanskirche mit dem Grabe des Erzbischofs Willigis und einem 210 Fuß hohem Thurm, von welchem man eine herrliche Aussicht genießt. Das kurfürstliche Schloß, theils Lager- und Kaufhaus, theils Museum. Das großh. Schloß, ehemals deutsches Ordenshaus; das Zeughaus; das Theater, dem gegenüber das bronzene Standbild Gutenbergs. Merkwürdig ist in der von dem Kurfürsten Schweikard von Kronberg erbauten Citadelle der Eichelstein, ein Denkmal, das die Römer ihrem hier gestorbenen Feldherrn Drusus erbaut haben. Mainz wurde von den Römern erbaut und war bis 1797 Sitz eines geistlichen Kurfürsten; dann gehörte die Stadt zu Frankreich bis zum Jahre 1814, wo sie an Deutschland kam.

II. Kreis Oppenheim. Oppenheim am Rhein mit 3218 E., der Burg Landskron und der schönen Katharinenkirche, welche die Franzosen 1689 zerstörten. Nierstein mit 2400 E., vorzüglichem Wein und dem Sironabad. Wörrstadt in fruchtbarer Gegend, mit 2000 E.

III. Kreis Worms. Worms am Rhein, ehemals sehr volkreiche freie Reichsstadt, mit 9690 E., schönem Dome, einem Gymnasium, Schifffahrt und Handel. Hier wurden viele Reichstage gehalten. Herrnsheim mit einem Dalbergischen Schlosse. Die stark bevölkerten Marktflecken Ost- und Westhofen treiben ansehnlichen Acker- und Weinbau. Pfeddersheim an der Pfrimm in sehr fruchtbarer Gegend.

IV. Kreis Alzei. Alzei, alte Stadt an der großen Kaiserstraße, die von Mainz nach Paris führt, mit 5382 E. Wöllstein mit 1500 E. und nahe dabei, im schönen Münsterthale, die Burgruine Ostenburg.

V. Kreis Bingen. Bingen in herrlicher Gegend am Einflusse der Nahe in den Rhein, mit 5383 E., Weinbau, Handel und Fabriken. Mäusethurm, Binger Loch, Rochuskapelle. Niederingelheim, geschichtlich merkwürdiger Ort, weil sich Karl d. Gr. hier sehr häufig aufhielt. Büdesheim, Gaualgesheim, Heidesheim, Ober- und Niederingelheim, stark bevölkerte Orte mit ansehnlichem Weinbau.

Ritzler.

Ritz

festung. Eine 1520′ lange Schiffbrücke verbindet Mainz mit der gegenüber liegenden stark befestigten Stadt Kastel, welche 3360 E. zählt. Mainz hat viele schöne Kirchen, ein geistliches Seminar, ein Gymnasium, Schifffahrt, Handel und Fabriken. Sehenswerth sind: der Dom, erbaut von dem ersten Kurfürsten, Erzbischof Willigis, im Jahre 978, mehrmals abgebrannt und verwüstet, mit mehreren Grabdenkmälern. Die St. Stephanskirche mit dem Grabe des Erzbischofs Willigis und einem 210 Fuß hohem Thurm, von welchem man eine herrliche Aussicht genießt. Das kurfürstliche Schloß, theils Lager- und Kaufhaus, theils Museum. Das großh. Schloß, ehemals deutsches Ordenshaus; das Zeughaus; das Theater, dem gegenüber das bronzene Standbild Gutenbergs. Merkwürdig ist in der von dem Kurfürsten Schweikard von Kronberg erbauten Citadelle der Eichelstein, ein Denkmal, das die Römer ihrem hier gestorbenen Feldherrn Drusus erbaut haben. Mainz wurde von den Römern erbaut und war bis 1797 Sitz eines geistlichen Kurfürsten; dann gehörte die Stadt zu Frankreich bis zum Jahre 1814, wo sie an Deutschland kam.

II. Kreis Oppenheim. Oppenheim am Rhein mit 3218 E., der Burg Landskron und der schönen Katharinenkirche, welche die Franzosen 1689 zerstörten. Nierstein mit 2400 E., vorzüglichem Wein und dem Sironabad. Wörrstadt in fruchtbarer Gegend, mit 2000 E.

III. Kreis Worms. Worms am Rhein, ehemals sehr volkreiche freie Reichsstadt, mit 9690 E., schönem Dome, einem Gymnasium, Schifffahrt und Handel. Hier wurden viele Reichstage gehalten. Herrnsheim mit einem Dalbergischen Schlosse. Die stark bevölkerten Marktflecken Ost- und Westhofen treiben ansehnlichen Acker- und Weinbau. Pfeddersheim an der Pfrimm in sehr fruchtbarer Gegend.

IV. Kreis Alzei. Alzei, alte Stadt an der großen Kaiserstraße, die von Mainz nach Paris führt, mit 5382 E. Wöllstein mit 1500 E. und nahe dabei, im schönen Münsterthale, die Burgruine Ostenburg.

V. Kreis Bingen. Bingen in herrlicher Gegend am Einflusse der Nahe in den Rhein, mit 5383 E., Weinbau, Handel und Fabriken. Mäusethurm, Binger Loch, Rochuskapelle. Niederingelheim, geschichtlich merkwürdiger Ort, weil sich Karl d. Gr. hier sehr häufig aufhielt. Büdesheim, Gaualgesheim, Heidesheim, Ober- und Niederingelheim, stark bevölkerte Orte mit ansehnlichem Weinbau.

Ritzler.

Ritz